Weltpost.

Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr.

Herausgeber:
Richard Lesser.

Dritter Band.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen und Karten.

Leipzig, 1883.
Weltpost-Verlag.

Inhalt des III. Bandes.

Europa.

Süd-Amerika.

Argentinien.

Brasilien.

Chile, Peru, Venezuela &c.

Paraguay und Uruguay.

Afrika.

Nord-Afrika.

Zentral-Afrika.

Süd-Afrika.

Australien.

Asien.

Kleinasien.

Auswanderungs- und Verkehrswesen.

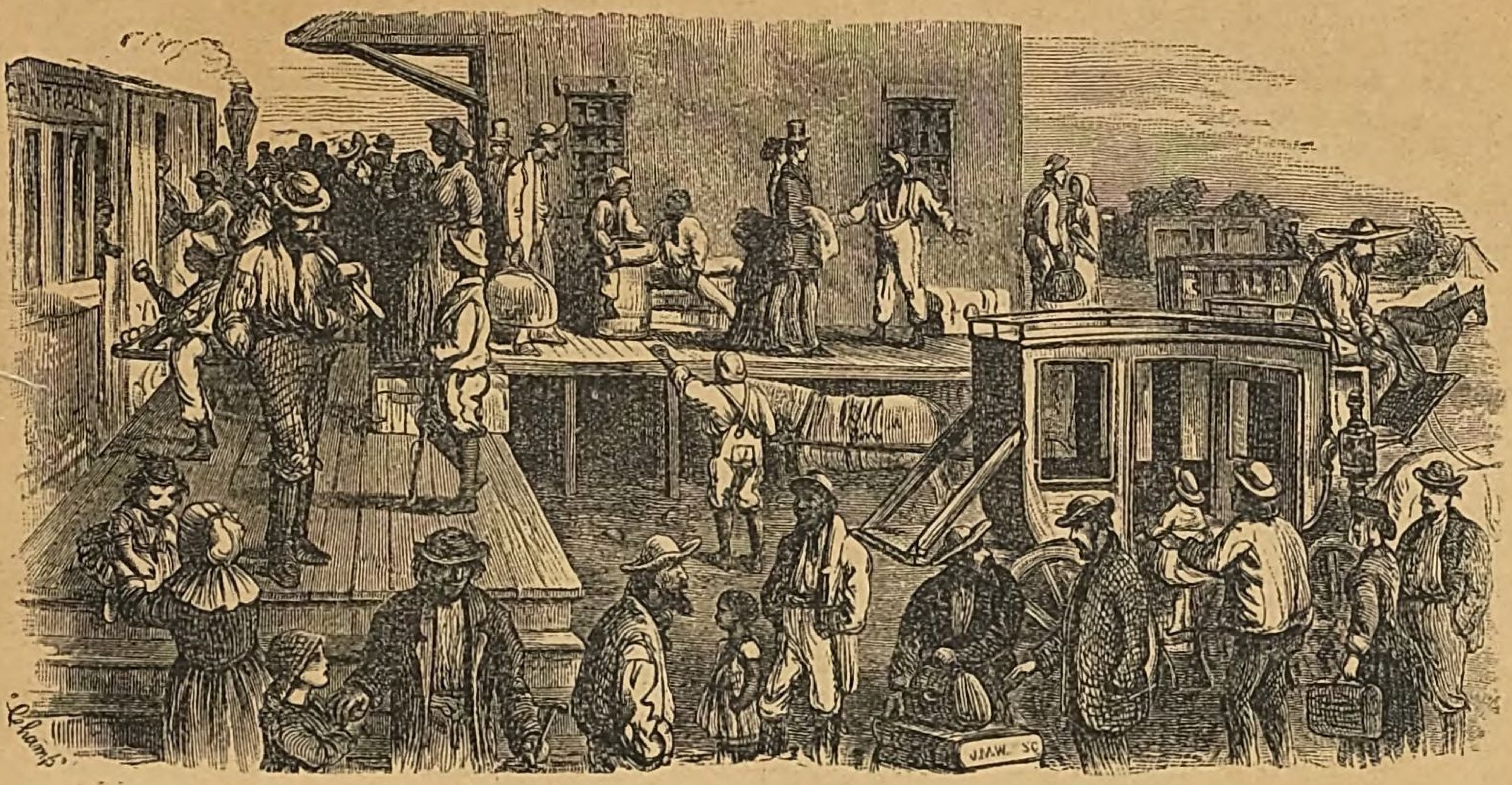
Biographisches.

Vom Welthandel.

Diverse.

Illustrationen:

Karten:



Ein Bahnhof im Süden der Vereinigten Staaten.
Aus „Mississippifahrten von Ernst von Hesse=Wartegg", Verlag von Carl Reißner in Leipzig.*)

Argentinien den Argentinern!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß neben den Vereinigten Staaten nur Südbrasilien, die argentinische Republik und Uruguay der deutschen Auswanderung in bezug auf Klima, Ausdehnung disponibler Ländereien und dankbarer Produktion aller möglicher Naturschätze das bieten, was sie als Lohn für ihre Pionierarbeit zu erwarten berechtigt ist. In Europa wird in den letzten Jahren, von berufener und unberufener Seite, von wirklichen Menschenfreunden und von verkappten Spekulanten, in Aufklärung, Ratschlägen und Anpreisungen das Menschenmögliche geleistet. Man vermißt aber in diesem Konzert, oder läßt sie wenigstens beinahe gar nicht vernehmen, soweit die La Platastaaten in betracht kommen, die Stimme des Hauptbeteiligten, des Landesherrn.

Nun ist aber doch gewiß interessant zu wissen, wie er über diese Frage denkt, was er sich von einer zahlreichen Einwanderung verspricht. Theoretisch, dies darf sofort vorausgeschickt werden, wird er nicht müde, die aus einer gesunden Einwanderung für sein Land entspringenden Vorteile zu rühmen. — Er wird es sich recht gern gefallen lassen, wenn ein großes Kontingent tüchtiger Deutscher die brach liegenden Gründe urbar macht, Industrieen einführt und das Land auf eine Stufe des Gedeihens bringt, die er, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, nimmermehr erreichen würde. Aber an diesem Punkte angekommen graut ihm vor der Praxis, da stellen sich patriotische Beklemmungen ein, um so mehr, als ihm gewisse Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, in welchen die politische Wichtigkeit des deutschen Einwanderers zum Ausdruck kommt, Stoff zum Nachdenken geben. Denn was dem Argentiner vorschwebt, ist das Beispiel der Vereinigten Staaten, zwischen welchen und seinem Lande er gern eine Parallele zieht, ohne zu bedenken, wie grundverschieden das Wesen des Nordamerikaners von dem seinigen ist. Er sieht nur deren unerhörte Prosperität, zu welcher sie durch eine riesige Einwanderung gelangt sind. Wer nach Nordamerika auswandert, hat die Gewißheit, sein ganzes Dichten und Trachten auf die ausgiebigste Verwertung seiner Arbeitskraft richten zu können, ohne in der Ausübung seiner Thätigkeit von irgend einer Seite beeinträchtigt zu werden, solange er sich auf legalem Boden befindet. Der freieste Spielraum ist seinem Erwerbssinne offen, und keine Störung der öffentlichen Ordnung hat er zu befürchten, welche ihn direkt oder indirekt in Mitleidenschaft ziehen könnte. Hierin liegen aber die Sachen in den La Platastaaten ein wenig anders, und kann es dem Einwanderer, dem Ackerbauer, auf den es ja begreiflicherweise in erster Linie abgesehen ist, nicht gleichgültig sein, ob sich die durch die Bürgerkriege erzeugten Gewohnheiten arbiträrer Handlungsweise nicht gelegentlich wiederholen.

Der ganzen Gestaltung der Dinge nach zu urteilen, ist dieser Standpunkt überwunden und schreitet Argentinien entschlossen auf der nun eingeschlagenen Bahn ruhiger Entwickelung weiter; mit um so größerem Vertrauen in die Zukunft, als alte, zwischen den Provinzen und Buenos Aires schwebende Zwistigkeiten, welche einer einheitlichen Leitung des Ganzen stets hindernd im Wege standen, endlich ausgeglichen worden sind. Daraus aber abzuleiten, daß der Bau schon so gefestigt sei, um ferneren Stürmen Widerstand zu leisten, dazu gehört eben die enthusiastische und etwas vergeßliche Natur des Argentiners, und eben darum ist es weder passend, sich auf das Niveau

*) Die „Weltpost" hat bereits früher auf den hochinteressanten Inhalt dieser unterhaltenden Reisebilder aufmerksam gemacht. Dieselben bieten ein reiches Material zur Kenntnis der Südstaaten.

der Vereinigten Staaten zu stellen, noch klug, mit Forderungen zu kommen, welchen sich der Einwanderer nicht zu fügen vermöchte. Der Argentiner darf nicht vergessen, daß noch vor wenigen Jahren Aufruhr und Bürgerkrieg mehr an Säbelherrschaft als an einen Kampf um die höchsten Güter einer Nation gemahnten, und wo die Traditionen an bewaffnete Schilderhebungen vielleicht beseitigt, aber noch nicht erloschen sind, kann dem Einwanderer nicht verübelt werden, wenn er sich zunächst auf diejenigen stützt, die mit ihm einer Denkweise und Abstammung sind.

Es ist sehr natürlich, daß die Einwanderung sich den Gesetzen des Landes zu fügen hat, nach welchem sie ihre Schritte lenkt; das heißt solange, als diese Gesetze mit den Grundsätzen übereinstimmen, die allgemein als der heutigen Zivilisation entsprechend anerkannt werden. Sollte sich aber Argentinien bemüßigt finden, Gesetze zu erlassen, die den Ansiedler beengen, ihn in seiner Freiheit beeinträchtigen, vielleicht in seinem Teuersten verletzen, so wird es sich nur selbst schädigen, denn dann wird von der Auswanderung nach jenen Gegenden nur abzuraten sein, dann wird auch schon von selbst der Zuzug immer spärlicher fließen. Auf die großmütige Gastfreundschaft, welche der Ansiedler in ihrem Lande finde, die es ihm ermögliche, schnell zu Wohlstand, ja zu Reichtum zu gelangen, legen die Argentiner gern Nachdruck. Es klingt dies fast wie ein Vorwurf! Als ob nicht der Nationalreichtum, welcher der Gesamtheit zu gute kommt, damit gleichen Schritt halten würde. Warum bemühen sie sich dann so sehr um deutsche Einwanderung? Der Vorteil ist doch auf beiden Seiten. Der Argentiner giebt den Boden und die Gelegenheit zum Erwerb, der Einwanderer die Arbeit, die er im Schweiße seines Angesichtes verrichtet, sowie ein kleineres oder größeres Kapital, dessen er zur Ausführung der ersten Einrichtung benötigt ist. Da aber zeigt sich eben die Tendenz des Amerikaners, der gern Vorteile einheimsen möchte, ohne zu irgend einer Konzession verpflichtet zu sein. Die Frage verquickt sich außerdem mit der Furcht vor Entschädigungsansprüchen, die zeitweise von Europa gegen amerikanische Staaten erhoben worden sind. Zur Steuer der Wahrheit sei gleich gesagt, daß von Frankreich und England in diesem Kapitel gegen Südamerika viel gesündigt wurde, die schwachen Republiken von so mächtigen Nationen oft vergewaltigt wurden. Dessen ungeachtet waren solche diplomatische Reklamationen auf Schadenersatz vielmals auch nur zu begründet, wenn Staaten, auf ihre Schwäche bauend, man könnte sagen im Gefühl ihrer Unverletzlichkeit, aller Billigkeit, allem Recht Hohn sprachen und den Stärkeren durch ihre maßlose Sprache noch zum Einschreiten herausforderten. Ganz Südamerika lehnt sich neuerdiengs wie ein Mann gegen die ihm unerträgliche Idee auf, wegen den den Fremden zugefügten Unbilden materielle Genugthuung geben zu müssen und zitiert als Exempel die Vereinigten Staaten, Frankreich und England, welche ähnliche Zumutungen einfach von sich abschüttelten. Eines schickt sich nicht für Alle. Das Beste wäre, einen solchen Zustand der Dinge herbeizuführen, daß dergleichen nicht mehr vorkommen kann, oder Klagen so nach Recht und Gerechtigkeit zu behandeln, daß diplomatische Intervention unnötig ist. Aber auch in dieser Richtung gilt kein Abkommen, keine internationale Gesetzgebung. Fühlt sich ein Staat mächtig genug, kommt es ihm bequem und hat er die Absicht, einem andern etwas am Zeuge zu flicken, so wird ihn nichts davon zurückhalten, wird er seiner Politik nötigenfalls mit den Waffen in der Hand Nachdruck geben, sollte ihm auch zehnmal das nicht immer richtige „la force prime le droit" entgegengeschleudert werden. —

„Considerations sur l'immigration" betitelt sich ein jüngst in einem die südamerikanischen Interessen vertretenden Organ veröffentlichter Artikel, der so ziemlich die bei allen gebildeten Argentinern herrschende Stimmung wiedergibt. Folgende Anschauungen sind daraus hervorzuheben:

„Unsere Staatsmänner sehen mit Recht in der spärlichen Bevölkerung des argentinischen Territoriums die Ursache, welche den Fortschritt eines zum Ackerbau und zur Viehzucht so geeigneten Landes hemmt. Der Rio de la Plata ist diejenige Region des südlichen Amerikas, welche, darüber herrscht kein Zweifel, die größte Einwandererzufuhr erhält. Dieser Thatsache entspringen indes andere, welche die öffentliche Meinung beunruhigen müssen, da sie die nationale Autonomie bedrohen. Sie sind die natürliche Folge des kopflosen Liberalismus unserer Gesetzgebung in bezug auf die Fremden; denn diesen letzteren sind die gleichen Rechte wie den Landessöhnen eingeräumt, ohne daß sie an den Lasten mitzutragen hätten, die unsern Mitbürgern auferlegt werden; — es entsteht dadurch eine Art privilegierter Rasse. Die Nordamerikaner wurden sich, vom ersten Tage ihrer Unabhängigkeit an, klar, daß das Geheimnis des Fortschritts, der herrlichen Entfaltung, die wir an der großen Republik des Nordens bewundern, auf der Einwanderung beruhte. Sie ließen sich nicht von den Theorien eines kurzsichtigen Liberalismus bestechen, der den lateinischen Rassen so verhängnißvoll wurde, sondern nahmen kluge Maßregeln, um Uebelständen zu begegnen, wie sie sich jetzt in der Argentinischen Republik bemerkbar machen. Der argentinischen Statistik zufolge macht das fremde Element ein Fünftel der ganzen Bevölkerung aus. Das Verhältnis zwischen Heiraten, Geburten und Todesfällen ist ganz zu Gunsten des fremden Teils unserer Bevölkerung. Die Kolonisten und Einwanderer wünschen Fremde zu bleiben und ihren Kindern diesen Geist traditioneller Anhänglichkeit einzupflanzen.

Wir wollen nicht verhehlen, daß es früher nicht sehr verlockend war, argentinischer Bürger zu sein, und so kam es, daß die Fremden sich daran gewöhnten, stets unter dem Schutze ihrer heimatlichen Regierung zu leben, einem Schutze, auf welchen sie in Wirklichkeit wenig Anrecht hatten, da sie endgültig in einem fremden Land angesiedelt waren, wo sie nichts mehr zum Gedeihen jener Nationalität beitrugen, von der sie eine Stütze beanspruchten, welche ihnen immer gewährleistet wurde. Die diplomatischen Annalen der Entschädigungen an Fremde, von Mexiko bis zum La Plata, legen in beredter Weise die schreienden Ungerechtigkeiten dar, welche sich nicht nur die Repräsentanten Europas, sondern auch Nordamerikas im Namen des Rechts zu Schulden kommen ließen. Die Italiener sind die Einwanderer, die in größter Zahl der Argentinischen Republik zueilen. Sie haben sich dort vermittelst Vereinen u. s. w. auf eine Weise organisiert, daß sie sich sehr wohl einmal in unseren Städten erheben und die öffent-

liche Ordnung und Ruhe stören können, und könnte dieses Beispiel von den andern im Lande niedergelassenen Einwanderern befolgt werden — eine nicht zu unterschätzende Gefahr inmitten einer Nation, deren Verblendung in politischen Leidenschaften wohl daran denken könnte, sich diese im Herzen des Vaterlandes organisierten fremdartigen Kräfte dienstbar zu machen.

In verschiedenen Kolonien der Provinz Santa Fé kennen die Kinder der Eingewanderten gar nicht einmal die Sprache des Landes, in welchem sie das Licht der Welt erblickt haben; diese Eingewanderten richten, sich auf die fremden Repräsentanten stützend, Schulen ein, in welchen man das Gefühl der Treue und Anhänglichkeit an das alte Vaterland aufrecht zu erhalten sucht. Die Kinder sind in den Konsulaten immatrikuliert, im Widerspruch mit der argentinischen Verfassung, welche bestimmt, daß die Kinder der Ausländer als Bürger der Republik zu betrachten sind.

Die Gesetzgeber müssen sich daher ernstlich damit beschäftigen und versuchen, die wohlverstandenen Interessen, welche eine Zunahme der Bevölkerung für uns hat, mit der inneren und äußeren Sicherheit des Landes in Einklang zu bringen. Sie haben darauf hinzuwirken, 1) daß auf die gute Qualität der Einwanderung als erste und unerläßliche Bedingung zu halten ist; die Quantität ist in dieser Hinsicht von untergeordneter Bedeutung; 2) daß wir weder Bettler noch Sträflinge noch Leute bei uns aufzunehmen haben, welche imstande wären, unserer nationalen Bevölkerung die Laster Europas mitzuteilen; 3) daß es dringlich ist, gerechte und kluge Maßregeln zu ergreifen, um den Mißbrauch der großmütigen Gastfreundschaft zu verhüten, welche den Einwanderern und Ausländern geboten wird, die sich in der Argentinischen Republik niederlassen."

Die statistischen Notizen, die der Autor aus der Arbeit von Schude in Washington zieht, um damit seine Folgerungen zu bekräftigen, können füglich übergangen werden. Sie sind eine Beweisführung des enormen Umsichgreifens des fremden Elements in Nordamerika und des Rückgangs der ursprünglich anglo-amerikanischen Rasse. Auf die Argentinische Republik zurückkommend fährt er fort:

„Die Argentinische Republik kann im Verhältnis ähnliche Resultate aufweisen, mit dem sehr wichtigen Unterschied: 1) daß die Emanzipation unser unter dem Druck der Kolonialregierung erzogenes Land nicht vorbereitet fand, wie die Vereinigten Staaten, freisinnige Einrichtungen zur Geltung zu bringen, und 2) daß es eine lange Periode äußerer und innerer Kriege zu durchschreiten hatte, von welchen die letzteren einen beklagenswerten Einfluß auf Ordnung und Gesetzlichkeit, auf die moralische und intellektuelle Erziehung des Volkes ausübten.

Nun fragen wir uns heute: Warum verschmäht es dieses fremde Element, welches im La Plata eine so hochherzige Aufnahme findet, sich einem politischen Gemeinwesen anzuschließen, in dessen Mitte es so wertvolle Eroberungen gemacht hat? Die leitenden Motive dieser Situation haben wir schon in dieser Skizze berührt.

Als Erben der angelsächsischen Traditionen und Gesetzgebung stießen sich die Angloamerikaner zuerst an die Idee, den Fremden das Recht zu verleihen, Grundbesitz im Territorium der Union zu erwerben; sie beabsichtigten ihnen die Ausübung dieses Rechts zu untersagen, solange sie nicht naturalisiert waren. Von diesen Grundsätzen wurde nach und nach in den verschiedenen Staaten der Union abgegangen, aber sie waren lange in Kraft. Die im Anfang sehr leicht erfüllbaren Bedingungen der Naturalisation wurden in der Folge erschwert, was der Propaganda der Partei zuzuschreiben war, die sich „American" nennt, welche die der Einwanderung günstigen liberalen Gesetze heftig bekämpfte. Die Briefe Madison's enthalten das Programm dieser Partei. Die Gesetze über Einwanderung wurden in den Jahren 1802, 1813 und 1816 modifiziert. Im Monat Mai 1828 wurde, bei Gelegenheit des Wahlkampfes Buchanan's, diese Gesetzgebung aufs neue abgeändert. Das neue Gesetz schaffte die authentische und schriftliche Beweiserbringung des fünfjährigen Aufenthalts ab, die zur Erlangung der Naturalisation nötig war, und ersetzte das schriftliche Zertificat durch Zeugen und den Eid des Postulanten. Betrug und unzählige Meineide waren die Folge dieses Gesetzes, das sein Dasein einem Parteiinteresse verdankte.

Ist es nötig, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche die Einmischung des Ausländers in eine demokratische Gesellschaft mit sich bringt, dem der Zutritt zum politischen Leben so leicht gemacht wird, ohne durch eine genügend lange Probezeit die Liebe zum neuen Vaterlande in ihm zu wecken, ohne ihm die Zeit zu geben, die Gesetzgebung, die durch die Verhältnisse bedingten Ansprüche, die Menschen, die Parteien und ihre Dogmen kennen zu lernen, ohne ihn, mit einem Wort, zur gewissenhaften Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten heranzubilden?

Erst nach der Revolution von 1848 nahm die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten große Proportionen an. Diese thätigen Pioniere zogen vorzugsweise nach den westlichen Staaten, und ist es nur gerecht, anzuerkennen, daß jene Staaten durch sie einen so hohen Aufschwung genommen haben. Diese gebildete, sparsame, moralische, arbeitsliebende Einwanderung ist ein wahrer Segen für das Land, das sie in sich aufnimmt, besonders im Vergleich mit der irländischen Einwanderung, diesem verdorbenen Schlag, den ein paar Jahrhunderte der Bedrückung und Knechtung unter dem liberalen Aushängschilde Großbritanniens völlig entartet haben! Die deutsche Einwanderung ist in den Weststaaten so zahlreich, sie vermehrt sich so sehr durch den Überschuß der Geburten, daß sie heute in der Bevölkerung jener Staaten, in bezug auf die Eingebornen, die Mehrheit bilden. Sie ist nicht amerikanisch, weder in der Sprache, noch in der Erziehung, noch in den Ideen, noch im sozialen Leben, selbst nicht in ihren kommerziellen Gebräuchen. Sie geht mit der einheimischen Bevölkerung nicht um, und doch genießen diese deutschen Einwanderer die gleichen Rechte wie die Unionsbürger; die Deutschen sind also in diesen Staaten Bürger de jure aber nicht de facto. Müssen auf diese Thatsache — frägt eine Bostoner Zeitschrift — nicht unsere Staatsmänner und Vaterlandsfreunde aufmerksam werden? Wollen diese Einwanderer ein imperium in imperio bilden, statt in der Masse der einheimischen Bevölkerung aufzugehen? Wird es eines Tages dazu kommen, daß sie unsere national-charakteristische Färbung annehmen?

Ähnliche Probleme werden bald an die politi-

schen Führer der Argentinischen Republik herantreten. Die Nordamerikaner haben zu ihren Gunsten, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, eine große innere Stärke, eine mächtige Regierung und mehrere Nationalitäten, die in großem Maßstabe zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen; die Argentinische Republik ist weit davon entfernt, über gleiche Reagentien zu gebieten, um sich einer zahlreichen Fremdenbevölkerung zu erwehren, die hauptsächlich einer einzigen Nationalität angehören würde. Es sind dies soziale und politische Erscheinungen in der neuen Welt, welche wir nach dem, was in der größten der Republiken vorgeht, zu lösen haben und nicht im Sinne der Schriften und Beispiele Europas. Verschiedene Staaten von Nordamerika haben Verfügungen erlassen, die sehr nachahmungswert sind. Sie besitzen in ihren Gesetzgebungen Bestimmungen in betreff liederlicher, bestrafter und von Mitteln entblößter Einwanderer, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß die Schiffskapitäne und andere Zwischenpersonen sich bedeutenden Geldbußen, bedingungsweise schweren Freiheitsstrafen aussetzen, wenn sie sich die Beförderung solcher Elemente zu Schulden kommen lassen. In den meisten dieser Staaten ist es den nicht naturalisierten Ausländern untersagt, Grundbesitz zu erwerben. Dem Recht auf Naturalisation werden mehr Hindernisse in den Weg gestellt als früher. Auf diese Punkte wünschen wir die Aufmerksamkeit der argentinischen Gesetzgeber zu lenken.

Wir sind weit davon entfernt, mit den Grundsätzen der „American"-Partei übereinzustimmen.

Unsere Verfassung, die in Kraft bestehenden Verträge und andere politische und ökonomische Bedenken lassen die Ausübung ähnlicher Prinzipien in der Argentinischen Republik nicht zu.

Unklug wäre es indessen, angesichts solch drohender Gefahren die Augen zu schließen.

Wenn Europa seine ärmeren Klassen nach Amerika abstoßen kann, so ist es an Letzterem, seinerseits Schutzmaßregeln zu treffen, daß die Fremden, welche es mit der hochherzigsten Gastfreundschaft bei sich aufnimmt, nie und nimmer den jungfräulichen Nationen schädlich und gefährlich werden können.

Wir eröffnen ihnen und ihren Nachkommen eine Zukunft des Gedeihens und des Wohlstandes, müssen aber als Gegenleistung die strikteste Beobachtung der sittlichen und materiellen Gesetze des neuen Vaterlandes zur Bedingung machen, das sie sich ausgesucht haben, um der herzerschütternden Wirkung des Pauperismus zu entgehen." Ch. Nusser.

Sonnige Tage in Brasilien.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Gelehrten.

Ein glücklicher Stern gab uns ein Buch in die Hand, dessen Verfasser, Julius Platzmann, die Wissenschaft durch eine Reihe von wertvollen Werken bereichert hat, welche den südamerikanischen Sprachschatz ans Licht der wissenschaftlichen Welt gefördert haben. Vor länger als einem Jahrzehnt weilte derselbe seiner Studien wegen in Brasilien und ist es ein längerer Aufenthalt an den Gestaden der herrlichen Bai von Paranagua, welchem wir ein liebenswürdiges Buch, poetisch durchhaucht, in gemütvoller Briefform an die Eltern und Lieben in der Heimat gerichtet, verdanken.*) Sonnige Tage waren es; das Spiegelbild eines fröhlichen, reinen Herzens blickt uns aus diesen Schilderungen entgegen, welche denen gottbegnadeter Dichter und Künstler gleichen, die sich auf der Fahrt nach dem Lande ihrer Sehnsucht befinden. Volles, warmes Empfinden, das lebendigste Interesse für die reichen Gaben, welche die Natur in einem Tropenlande wie Brasilien für den nordischen Fremden so überwältigend ausbreitet, eine herzliche Freude an dem einfachen Geplauder der Landbewohner — alles dies läßt uns das Buch von Blatt zu Blatt immer mehr lieb gewinnen.

Aber nicht die poetische, stilgewandte Form ist es, die uns diese Schilderungen unseren Lesern zur Kenntnisnahme angelegentlichst empfehlen läßt, sondern die getreue, farbenreiche Wiedergabe der wunderbaren Szenerie des Landes, die wahrhaft plastische Charakteristik seiner Bewohner in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, wie sie der Feder Julius Platzmann's so vortrefflich gelungen. Wir wollen aus den vielen lieblichen Bildern für dieses und die nächsten Hefte einige auswählen, um diesem für die Kenntnis Brasiliens wichtigen Werke einen größeren Leserkreis zuzuführen.

I.

Das brasilianische Küstenland unter dem 25. Grad südlicher Breite.

Wassergetränkt von Himmel und Ozean scheint das grüne Festland dem Meere noch nicht ganz entstiegen; wassergetränkt von Regen und Flut empfängt seine jungfräuliche Pflanzendecke fortwährend neuen Stoff des Gedeihens. Unter regelmäßigen, selten aussetzenden Winden und häufigen Stürmen bietet sich inmitten der allgemeinen aufdampfenden Fruchtbarkeit dem stetig erntenden Menschen im Verlaufe eines Jahres kaum ein saftloser Stengel, kaum ein vertrocknetes Blatt dar. Dreimal in zwölf Monaten müssen vor der Schwelle des Hauses die alles überwuchernden Arme der Vegetation abgehauen werden, welche die Vorposten der Menschheit in die Nacht des Urwaldes wieder möchten begraben wollen.

Groß ist die durch solche Umstände herbeigeführte Vereinfachung menschlicher Zustände. Einzeln und selten tritt der Mensch auf. Wo er sich seinem Mitmenschen zeigt, ist er willkommen als das einzige ebenbürtige Wesen in der meilenweiten Einöde, dem die Sprache und in ihr der Austausch der Gedanken verliehen ist. Alle Schattenseiten und Konsequenzen einer dichtgedrängten Bevölkerung fallen vollständig weg, weil ihre Ursachen fehlen.

Nur kleine und mit vieler Mühe dem Walde abgewonnene Plätze kann der Einzelne für seine Pflanzungen erhalten. Auf die Säuberung derselben fällt ein weit größerer und schwererer Teil der Arbeit, als auf Bestellung und Ernte. Keinen seit langeher abgetrockneten und von den Vorfahren geebneten Boden, keine freien, weiten Landstrecken breitet hier die Natur für Getreide oder Feldfrüchte aus. Die Frucht muß im einzelnen Exemplare die größtmögliche Ertragsfähigkeit liefern.

Große Wurzelknollen und auf einem beschränkten Raume sich selbst erneuernde Bananen geben das

*) „Aus der Bai von Paranagua. Von Julius Platzmann." Mit einer Karte. Leipzig, 1872. B. G. Teubner.

tägliche Brod, Fischfang ein gesundes, Jagd ein seltenes Fleisch, denn die sofort wieder waldartig aufsprossende Vegetation macht die Viehzucht nahezu unmöglich. Einige Mal im Monat führt der Mond, von Zeit zu Zeit ein gegen das Land wehender Sturm die Fische in das Netz; die meisten werden daher eingesalzen und getrocknet verspeist. Ich möchte sagen, daß das jagdbare Wild scheuer als in Europa ist, wo umgrenzende Felder die Bewohner des Waldes gefangen halten. Hier bietet eine unbegrenzte Ausdehnung desselben bei der geringsten Annäherung des Menschen dem gestörten Treiben der Tierwelt neue niebetretene Tummelplätze, in denen man kaum folgen, geschweige denn jagen kann.

Die Wege sind das Wasser, und die vorsorglichste Wege-Inspektion könnte nicht so viele Verbindungskanäle und Durchfahrten ausdenken, als die Natur hier zwischen den zahlreich ausgestreuten Inseln und den Verzweigungen des Festlandes geschaffen hat. Während sich zu Lande einer kurzen Strecke Weges undurchdringliche Hindernisse entgegenstellen, sind die fernsten und sonst unerreichbaren Orte im Nachen leicht und schnell zugänglich.

Das Verkehrsmittel ist das Kanoe, aus einem Baumstamme geschnitten, meistenteils klein und schmal, wie es junge, noch im Kern gesunde Stämme zu sein pflegen. Blos durch Übung und natürliches Geschick kann ein Europäer den unstäten Schwerpunkt darin behaupten und das Ruder gebrauchen lernen, das stehend geführt wird und zugleich als Steuer dient. Jeder Mann, jeder heranwachsende Knabe hat so sein eigenes niedliches Fahrzeug und bedient sich desselben mit ausnehmender Geschicklichkeit und Kühnheit, indem er einerseits zu jeder Tagesstunde das Verhalten der ein- und ausflutenden Wasser, die Verteilung der Strömung, sowie den Rückfluß derselben längs der Ufer mit instinktiver Sicherheit zu benutzen weiß, und andererseits den nahenden Schiffen sich auf den Wogen des offenen Meeres entgegenwagt.

Ebbe und Flut geben diesen weitverzweigten Küstengebieten ein ganz verschiedenes Aussehen und erschweren sehr den Begriff der positiven Ausdehnung von Wasser und Land. Denn die Ebbe, sich in tiefgefurchte schmale Rinnsale zurückziehend, legt ungeheure Schlammmassen bloß und rückt wurzelständige Wälder hoch auf das Land, welche die Flut hinwiederum mit ihren breiten, überall eindringenden Wasserflächen zu ertränken scheint. Unter denselben Bäumen, unter welchen wir jetzt zu Fuß einherschreiten, kann man wenige Stunden später mit dem Kanoe spazieren fahren. Es macht auf den Fremden, zumal bei den einfallenden Lichtern des Mondscheins, einen zauberhaften Eindruck, von Wald bedeckt auf dem nächtlichen Dunkel der Flut unter meerentsprießendem wunderbarem Laub- und Wurzelwerke hinzugleiten.

Mangue nennt der Brasilianer alles Terrain in gleichem Niveau mit dem Meere, sofern es bewachsen ist. Er legt denselben Namen hauptsächlich drei Baumsorten bei, die in einförmiger Wiederholung als seltene Beispiele von Bäumen, welche im Salzwasser gedeihen, den eigentlichen Wald des Fest- und Insellandes, der eines höhergelegenen Bodens bedarf, mit einem breiten, krokodilbewohnten Gürtel umziehen. Unvermittelt erheben sie zur Zeit hoher Fluten ihr frischgrünes Laub aus dem Wasserspiegel, trügerische Inseln und Passagen bildend, die den Ankömmling durch ihre harmlose landschaftliche Lieblichkeit entzücken, der wohl auch anfangs die schwimmenden Spitzen einer grasartigen Einfassung für reizende Wiesenränder hält. Doch bald legen die großen Ebben des Voll- und Neumondes das Trugbild bloß, und zeigen dem sich akklimatisierenden Fremdling, der seinen Kahn auf dem Schlamme nicht von der Stelle bewegen kann, unter Schwärmen von Bremsen, Mücken und Schnaken, die hohen Wurzelbeine, auf denen diese Vegetationsform erobernd einherschreitet, wo Neptun sein Reich noch nicht aufgegeben hat.

Große rosafarbene Vögel, deren unvergleichlich zartes Rot einen prächtigen Gegensatz zu dem stark vertretenen Grün der Landschaft bildet und sich beim Lüften der Flügel zum reinsten Karmin steigert, stolzieren scharenweise, sich durch den Schnabel als Löffelreiher verratend, in fremdem Liebreiz der Bewegung auf weichem Schlammsaume hin. Zahlreiche blendendweiße, kranichartige Vögel, seltener durch das brennendste Zinnoberrot das Auge in Erstaunen setzende Ibise, und sich in Blau und Grau versteckende Reiher fliegen ab und zu oder verharren am Ufer mit unerschöpflicher Geduld. Scharfsichtige Taucher, ihren Flug hemmend, stoßen senkrecht in das Wasser, alsbald mit der Beute im Schnabel plätschernd sich erhebend und fortgesetzte, bald verschwundene Ringe auf der Spiegelfläche des gestörten Elements zurücklassend. Fische, und in der That sonderbare Gebilde, entsteigen der Tiefe in luftigen Sprüngen. In längeren Zwischenräumen tauchen Delphine, regelmäßig zu zweien, schnaufend auf. Aus der Höhe rauschen pfeilschnelle Fregattvögel herab, ihren kühnen Segelflug mit sich scherenartig öffnendem und schließendem Steuer regulierend. Solche und ähnliche entsprechende Motive erhöhen die Einheit der seltsamen Stimmung, in welcher die Natur in langen Zwischenräumen unbelauscht der Vollendung ihrer Pläne entgegenarbeitet.

Allein wo Hügel und Berge dem Wasser entsteigen und steile Abhänge sich in entsprechende Tiefen senken, tritt der herrlichste Hochwald in überschwenglichem Blätter- und Blütenschmuck unmittelbar heran, gleichsam als wollte er, besonders in den Morgen- und Abendstunden, den Überfluß seiner grellbeleuchteten Laubmassen in das Meer schütten. Mit erfinderischer Phantasie hat hier die Natur Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu verteilen gewußt. Streng und geschlossen ist der Typus eines jeden einzelnen Baumes; eine nur ihm gestattete Blattform sondert ihn streng von seinem Nächsten. Auf einem kleinen Raume vereinigt sich oft ein Reichtum schöngezeichneter Partien, ein Zauber von Farben- und Lichteffekten, von denen sich Europäer, an den Anblick gleichförmiger und gleichfarbiger Waldbildung gewöhnt, keine Vorstellung machen können. Jung und alt, bunt und falb, gesunde Gewalt und wunde Gestalt durcheinander! Frischer, strotzender Nachwuchs neben einem von Schmarotzern und Schlingpflanzen erdrosselten und ausgesaugten Giganten, dessen weithin ragende dürre Äste über den Ruin seiner Riesengröße zu jammern scheinen. Andere haben ihr grünes Alltagskleid fallen lassen, um in massenhaftem lilafarbenen oder gelbem oder rotem oder weißem Blütenschmucke gleich einer Braut aus ihrer Umgebung hervorzuleuchten.

Schüchtern nur wagen sich unter diesen Breitengraden die Palmen in ihrer fremdartigen Schönheit an die Oberfläche des Waldes. Befremdend, überaus

befremdend ist der erste Anblick derselben: als träfe man eine Assyrierin in all ihrer Schönheit noch lebend an, und löste plötzlich dann sich das Rätsel, daß dieselben Formen, die im Bildnis steif und kalt erschienen waren, uns in lieblicher Anmut und Lebensfrische entgegenlachen. Unwillkürlich wirken diese vielgerühmten Könige der Monokotyledonen als die Reste vergangener Zeiten, als Monumente untergegangener Reiche. Die Pflanzenwelt webt und gestaltet jetzt anders.

Im Innern des Waldes bieten die baumartigen Farrenkräuter, welche für die schönste Zierde tropischer Wälder gehalten werden, zuweilen einen Tempel von der reinsten gothischen Struktur. Denn indem die schlanken Stämme gleich Säulenbündeln aufsteigen, verteilen sie oben gleichmäßig die Rippen der Wedel, von denen in der größten Ordnung Seitenrippen ausgehen, zwischen welchen schließlich das frischeste, zarteste, transparente Grün der Fliederblättchen die Füllung darstellt. In die Kreisausschnitte eines solchen Wölbungsbogens fügen sich die Enden der Nachbarwedel und schließen sich zum erhabenen Urbilde germanischer Auffassung der Überdachung, nach welcher diese keine außer dem organischen Zusammenhange stehende Last darstellt, sondern ein aus der Kraft der Stämme entspringendes und sich entfaltendes, verteiltes Zusammengreifen.

Weit entfernt, daß diese von begünstigenden Umständen begleitete Bildung die vorherrschende sei, verleiht hingegen Berg und Thal, Sumpf, Felsen oder Ebene wechselnd der oder jener Vegetationsform das Übergewicht.

Bald sind es riesige ganzrandige Blattscheiben, welche, wenn man hindurchgeht, rauschend, ich möchte sagen, dröhnend aneinanderschlagen und, höher als wir, streckenweit den Anblick des Waldes verdecken. Bald sind es malerisch herabhängende Enden von Gräsern, welche in Intervallen niederwallende beblätterte Stengelquirle fallen lassen und in unentwirrbarem Dickicht, da wo sie eben gedeihen, ganzer Baumgruppen wuchernd sich bemächtigen, indessen von unten den längsten und spitzigsten Lanzen vergleichbare, junge armstarke Triebe nachschießen.

Nicht wenig fallen die vielen, in den umfassenden Basen ihrer steifen stachligen Blätter Wasser tragenden, ananasartigen Pflanzen auf, die, überall haftend, mitunter das Wachstum der Bäume hemmen, durch das hereinfallende Licht umsomehr sprossen und — Stämme und Äste bis an die äußersten Spitzen erklimmend — solchen Orten ein ganz eigentümliches Aussehen geben.

Die unzähligen Wurzelfäden kletternder Gewächse treten häufig, bald als dünne, vom Eintretenden kaum bemerkte, aber unendlich hemmende zähe Hindernisse, bald als enorme, in Zweck, Aussehen und Verwendung mit Schiffstauen identische Verholzungen auf, nur daß sie manchmal, in überflüssiger Länge große Bogen und Kreise beschreibend, ein vielfach verschlungenes schaukelndes Ganze bilden.

In die Höhe blickend sieht man nicht selten förmliche Blumengärten über sich schweben, aus Ansätzen von Epiphyten entstanden, die, übereinander forttreibend, hoch oben in der Luft sich vereinigt haben, ihren Humus bilden, ihr Wasser auffangen und das sorgenloseste Leben führen. Das Zusammenstürzen eines solchen Baues, dessen Hauptpfeiler einst junge, jetzt durch und durch morsche, wo nicht schon eingefallene Stämme sind, verhindert oft nur noch die künstliche — wenn das Wort erlaubt ist — Takelage der Schlingpflanzen, welche netzartig Nahes und Fernes umstricken. Ja, es müssen beim Waldschlag gelegentlich nacheinander zwölf und mehr Bäume an ihrer Wurzel abgehauen werden, ehe der sich fest umklammernde und von allen Seiten gehaltene Verband zum Wanken und zum Umsturz gebracht werden kann.

Es waltet hier eine Struktur, ein Prinzip in der Verteilung der Massen, in der Haltbarkeit des Ganzen, die an das Unglaubliche grenzen; zwar sind es Pflanzen und Bäume wie bei uns, aber von anders organisierten, glänzender begabten Wesen überflügelt, überholt.

Wo der Durchblick vergönnt ist, setzen sich die sonnig grünenden Wipfel in einer Höhe am tiefblauen Himmel ab, die dem Pflanzenreiche sonst nicht gestattet wird. Farbig fackelnde, spannengroße Schmetterlinge segeln in den geräumigen Höhen. Sommertagslustige schwatzhafte Vogelstimmen bringen den Eindruck einer Sprache, eines Verständnisses hervor. Ein Zirpen, ein Summen, ein in die Ohren gellendes tausendstimmiges Schwirren regt unser Nervensystem auf, welches an solche Stärke, an ein so schneidendes Vorherrschen solcher Stimmen nicht gewöhnt ist.

Ich habe versucht, den Totaleindruck einer Landschaft zu schildern, welche, einen großen Teil des Jahres durch Regen und nebelartige tief hinziehende Wolken versteckt, Wasser und triefenden Wald und unklare graue Fernen wahrnehmen läßt. Nur Stunden, selten Tage, höchst selten Wochen lang lassen sich die im Westen und Norden aufsteigenden Bergzüge blicken, die dann in den verlockendsten blauen Abstufungen endlich den Horizont als das brasilianische Hochland begrenzen.

Von der Klarheit solcher Morgen, von der Reinheit solcher Abende, von der Intensität der Farben, mit der viele Meilen breites Blau sich in den Vordergrund drängt, und in der durch eine Bai getrennte Berge, wie dunkelgrüne Mauern dastehend, die Inklination ihrer bewaldeten Abhänge nicht erkennen lassen, von der Durchsichtigkeit der Luft, in der Distanzen meistens falsch beurteilt werden, bleibt es ein undankbares Vorhaben, dem Bewohner der subarktischen Regionen eine Beschreibung zu machen.

Das Klima aber selbst ist das unseres späten Frühlings und ersten Herbstes, immer frisch, immer erquickend, oft dem verwöhnten Körper kalt vorkommend. Von trockener Sommerhitze, welche durch Mangel an Luftfeuchtigkeit so lästig wird, ist keine Spur. Will es, abgesehen davon, daß Land- und Seebrise, Meer und Wald abkühlend wirken, einmal wirklich ernstlich heiß werden, so treten auch schon mit merkwürdiger Regelmäßigkeit und überraschender Schnelligkeit von scheitelrechter Sonne schroff beleuchtete Gewitterwolken am Himmel zusammen und kommen in schwarzblauer Nacht bis zur unheimlichsten Nähe herab, um sich fürchterlich, aber schnell, von Sturm begleitet, zu entladen.

Feuchtigkeit und Insekten werden anfänglich dem Ausländer, der an häuslichen Einrichtungen und Gewohnheiten hängt, die seine Leiden eher vermehren, zwei fühlbare Feinde. In der Wohnung und dem Verhalten der Brasilianer liegt das Geheimnis, unter solchen Verhältnissen ruhig und ungestört zu leben. Was ist natürlicher, als sich bei den Landeskindern nach der Abhilfe der Übelstände ihrer Heimat um-

zusehen? Sie halten mit Recht Feuer und Luftzug für die ersten Bedingungen der Gesundheit und Existenz. Dem trocknenden Streichen des Windes in allen ihren Teilen offene Häuser und ein großes, nie verlöschendes Feuer mitten in der aus Gitterwerk und Palmenblättern zierlich konstruierten Wohnung, sind die einfachen und sicheren Mittel, die zahllosen Insektenschwärme fernzuhalten, sich selbst vor Krankheit und sein Besitztum vor der gewaltigen Macht des Schimmels, Moders und Rostes zu schützen. Da sich das Holz, vielleicht aus Mangel an Harz, nie über den Herd hinaus entzündet, denkt niemand an Feuersgefahr. Nicht Diebe, nicht Kälte gebieten jemals Fenster und Thüren zu schließen.

Mit Vergnügen nähere ich mich der Charakterschilderung des Brasilianers oder vielmehr der kleinen Bevölkerung, die in den Verzweigungen der Bai von Paranagua Zurückgezogenheit in Wäldern, wenig Verkehr nach außen und ein Leib und Seele stärkendes Klima in jener Harmlosigkeit und Unbefangenheit erhalten hat, welche jugendlichen christlichen Völkern eigen ist.

Aufgewachsen in der unbeschränktesten persönlichen Freiheit, edler Gestalt, voller Anstand, beneidenswert unabhängig von Bedürfnissen, einnehmend natürlich, aufopfernd gefällig, stolz, wenn es dienen heißt, gegen den Fremden ohne Vorurteile, zu jeder Zeit gastfreundlich, gegen sich selbst mäßig in Speise und Trank, ist ein Signalement, das nicht zu viel sagt. Außerdem könnte große Reinlichkeit, was Körper und Kleidung anbelangt, ein Zug sein, der allen zukommt. Keiner schmutzigen Hand, keinem unsaubern Fuße begegnen je die Blicke. Die Nägel, die Zierde beider, sind vollkommen entwickelt und rein. Selbst Sklaven, mit einem einzigen oder wenigen Kleidungsstücken angethan, machen dadurch einen der Menschenwürde gemäßen Eindruck.

Die Gesichtsfarbe tritt sehr unterschiedlich auf. Keine kann als vorherrschend bezeichnet werden. Es gibt Weiße mit den schönsten roten Wangen; es gibt Weiße mit durchscheinendem bleichen Teint; es gibt Gelbe, Braune und Schwarze. Die saftig bräunliche Farbe möchte die anziehendste und ohne Zweifel auch die gesündeste sein.

Die Abkömmlinge von Indianern oder Negern und europäischem Blute sind es, die gedeihen, deren Leiber sich zum vollsten Ebenmaß der Glieder entwickeln, die den Kern des Volkes ausmachen. Und wie bei Kreuzung der Rassen sich die Vorzüge fortpflanzen sollen, so erreicht in ihnen die menschliche Bildung hohe Schönheit, den kleinsten Umfang der Gelenke, bei den größten Breiten und Längen der vollen Gliedmaßen. Man sieht einzelne Gestalten, deren Haltung und Gang an die Antiken erinnern würden, wenn nicht, ähnlich wie im Pflanzenreiche, neue geographische Elemente hinzuträten, denen man geistige Beziehungen zu den edlen Bäumen des Tropenwaldes beimessen muß.*)

Ohne Arzt wird hohes Alter erreicht. Urgroßeltern sind gewöhnlich, von 100 und 110 Jahren nicht selten. Der Vater meines Hauswirtes starb mit 114 Jahren, ein Ehepaar in Iguape, einer benachbarten Küstenstadt, vor kurzem mit 123 und 124 Jahren. Jedes Jahr bringen die Zeitungen Todesfälle von 130- und 132jährigen Leuten, zumal von Afrikanerinnen. Am 31. Januar 1859 endete zu Nitherohy in der Bai von Rio de Janeiro ein gewisser Luiz da Fonseca Machado als 139jähriger Greis.

So nähert Einfachheit der Sitten und Rückkehr zur Natur die durch Jahrtausende verjüngte Menschheit in wenig Generationen wieder um ein Bedeutendes den fabelhaft klingenden Jahreshöhen der Stammväter unseres Geschlechts.

Zwar sind hier Leidenschaften von ernsthafter, aber auch Tugenden von beständiger Natur. Schnell veredeln sich die Väter in ihren Kindern, welche begierig das Licht in sich aufnehmen, das von Europa aus allen Völkern leuchtet. Und was hat man nicht davon zu erwarten, daß eine achtbare und an Zahl bereits bedeutende Reihe trefflicher Landsleute aller Stände unter den Bewohnern dieser paradiesischen Gegenden lebt, Beziehungen anknüpft und Freundschaften schließt? Ein begeisternder Gedanke geht durch das ganze tropische Kaiserreich hindurch: Natur und Kultur so nahe bei einander zu sehen!

R. L.

Das Yosomite-Thal*)

in Kalifornien.

Wer hätte nicht schon von jenem Eldorado im Eldorado, von dem 1851 entdeckten Yosomite**) valley in Kalifornien gehört? Welcher Amerikaner fühlte nicht beim Nennen dieses Namens sein Herz höher schlagen und verachtete nicht uns Europäer, die wir so etwas nicht aufzuweisen haben? Allein auch uns ist das Yosomitethal durch verschiedene Reiseschriftsteller schon näher gerückt worden; doch da dies meistens nur in größeren Werken geschehen ist, will ich es hier unternehmen, jene Naturschönheiten in wenigen Spalten zu schildern. Fürwahr nur der, der des öfteren es gesehen, vermag sich in die Großartigkeit des Panoramas hineinzudenken und selbst er vermag nur ein skizzenhaftes Bild zu liefern, denn es gehörte der Stift, der Pinsel eines Hildebrandt dazu, um die Worte unserer Muttersprache eines der herrlichsten Punkte dieser Erde würdig und farbenreich genug zu gestalten — darum Nachsicht, verehrte Leser!

Haben wir im Mai oder Juni die Reise nach Kalifornien angetreten, so treffen wir gerade zur richtigen Zeit ein, um dem Yosomitethal einen Besuch abzustatten, denn dann sind die Katarakte und Fälle am wasserreichsten, das Bild am großartigsten. Wir wenden uns von San Francisco nach dem Städtchen Merced an der Pacificbahn — ca. 139 engl. Meilen von ersterem entfernt und von da aus haben wir noch 85 Meilen bis ins Yosomitethal. Die bequemste Tour ist jene über Coulterville, weil man auf dieser den größeren Teil zu Wagen machen kann. Bei weitem interessanter, aber auch beschwerlicher, ist die über Mariposa (nebst Calaveras finden wir hier die größten Mammutbäume der Welt). Wir wählen die letztere

---

*) Ich bitte den Leser hier eine Äußerung eines Engländers zu vergleichen: ‚Their figures are generally superb; and I have never felt so much pleasure in gazing at the finest statue, as at these living illustrations of the beauty of the human form.' Wallace; On the Aborigines of the Amazon.

*) Ist indianisch und heißt zu deutsch: „Der große graue Bär."

**) Sprich: Josommitti.



Aus dem brasilianischen Urwald.

1. Carica Papaya, Linn.

Dr. Julius Platzmann hat sich in Brasilien auch speziell mit Pflanzenstudien beschäftigt und die hervorragendsten Gattungen der dortigen Flora mit äußerster Treue selbst gezeichnet. Wir sind erfreut unsere Leser mit zweien der herrlichsten tropischen Bäume nach der Zeichnung Dr. Platzmann's hier bekannt zu machen. Die Carica Papaya (Melonenbaum), ca. 15—25 Fuß hoch, ist der einzige Fruchtbaum, der in den brasilianischen Wäldern wild wächst. Die Frucht, in Gestalt und Geschmack der Melone ähnlich, wird reif und unreif, roh und zubereitet von den Eingebornen gegessen. —



2. Cecropia peltata, Linn.

Die Cecropia, in ihrem Vaterland Ambauba genannt, liebt aus den Waldungen an den Saum der Flüsse herauszutreten. Unsere Abbildung stellt in $^1/_{20}$ natürlicher Größe ein junges, höchstens dreijähriges Exemplar dar. Auf den Aesten der Cecropia pflegen die prachtvollen Jacuhühner die ersten Sonnenstrahlen zu erwarten.

und fahren über die große — scheinbar unendliche — San Joaquin-Ebene, dann durch die waldigen Vorgebirge der Sierra Nevada, passieren später die fast vergessenen, ihrer Schätze schon beraubten Goldlager von Hornitos und Mariposa, bis wir ca. 15 Meilen vom eigentlichen Yosomitethal entfernt Clarks Rancho (4000' über dem Spiegel des Stillen Ozeans), die Karawanserei aller Yosomite-Reisenden, erreichen. Etwas über 5 Meilen von diesem beginnt das Gebiet der Mammutbäume, ca. 180 Fuß hoher Tannen, Fichten, Zedern und Kiefern, und hier treffen wir auch zum erstenmale die roten Schneeblumen (sarcedes sanguinea) an. Nun aber steigen wir immer höher, bis wir bei 6500' den Mariposa-Hain vor uns haben. Dieser imposante Hain, genannt „Mariposa grove of big trees", besteht aus ca. 600 im Urwalde verstreuter Rottannen (sequoia gigantea), welche nie unter 4500' Höhe gedeihen und selbst bis 8000' hoch anzutreffen sind. Das ist denn auch die Stelle, von wo aus das mehrtausendjährige Alter der Bäume seinen gesetzlichen Schutz hat, denn ein „law of Congress of the U. S." schreibt vor, „daß in dem als Nationalpark anerkannten Yosomitethal von Menschenhand nie etwas verändert werden darf." Und hier empfängt der Beschauer ein wahrhaft großartiges Naturbild. Dort liegt ein Koloß vor uns, den der Zahn der Zeit endlich zu Falle gebracht hat, aber dieser „Waldriese" (mammuth of the forest) muß trotzdem mit einer Leiter bestiegen werden, auf seinem Rücken aber könnte man mit einer „Familienkutsche" bequem spazieren fahren. Seine Dicke oberhalb der Wurzel beträgt 34', sein Umfang 102'; von seinem Stamm ist nur noch ein 150' langes Stück vorhanden, dessen Rinde aber nicht weniger als 1½' dick ist. Alle Aufzeichnungen am Stamme selbst, wie eine Schätzung, ergeben mit ziemlicher Sicherheit das Resultat, daß er einst eine Höhe von beiläufig 400' bei einem Umfange von 120' gehabt haben muß — sein Alter ist ca. 3500 Jahre! Die meisten hierstehenden Stämme tragen Namen, größtenteils von amerikanischen Emporkömmlingen oder eitlen Mädchen und Frauen, so z. B. Stanford, Scott, Scharon, Miß Allen, Miß Mary — ja der bis vor zwei Jahren sich in den Straßen von San Francisco herumtummelnde halbverrückte Invalide Norton, welcher sich „Kaiser von Amerika und Beschützer Mexiko's" nannte, ist hier durch einen nach ihm getauften Stamm verewigt. Viele kleinere Stämme finden wir in der nächsten Nähe des gestürzten „Waldriesen", die aber immerhin noch einen Umfang von 28'—100' haben und deren Höhe meistenteils 250' übersteigt. Merkwürdig ist an diesen Riesenbäumen, daß die ersten Zweige erst bei ca. 100' Höhe beginnen. Vor uns steht ein hoher, ausgebrannter Stamm, durch welchen wir bequem aufrecht im Sattel sitzend hindurchreiten können und etwas weiter dem Eingange des Yosomitethales zu, wie Wachtposten, die „drei Grazien", ca. 530' hohe Stämme. Noch eine kurze Strecke durch den Urwald und wir befinden uns fast urplötzlich am „Inspirations-Point", von wo aus wir am besten das gewaltige, packende Bild des Yosomitethales in uns aufnehmen können. Das ganze ca. 7 Meilen lange und ½—1 Meile breite Thal ist von hohen, in den merkwürdigsten Formationen sich bietenden Felsen eingeschlossen, deren kahle Wände sich ganz besonders imposant von dem herrlich blauen kalifornischen Himmel abheben. Da grüßt uns zunächst der „El Capitan", ein ca. 1 □Meile einnehmender Felsen — neben ihm die ca. 1000' hohen „Virgintearsfalls" (Heil. Jungfrau-Thränen-Fälle), jenseit derselben die originellen „Three brothers", welche wie ein paar riesige Felshörner aussehen, und endlich erhebt sich im Hintergrunde der majestätische, kuppelförmige „Norddom". Dem „El Capitan" fast gegenüber befindet sich der „Bridalveilfall" (Brautschleierfall), an welchen sich der „Kathedral"-Felsen und der einer Festung ähnlich sehende „Sentinelrock" („Schildwachfels") reiht, um seinen Abschluß beim „Süddom" zu finden. Diese Felsen haben ausnahmslos eine Höhe von 3—5000' über dem Thale, und dieses liegt 4000' über dem Meeresspiegel.

Gehen wir am „El Capitan" entlang, so fällt uns vor allem ein merkwürdiges Gebilde in dem Gestein auf, denn aus dem rauhen Felsen blickt uns das Antlitz eines Mannes mit schwarzen, fliegenden Haaren entgegen. An diese seltsame Formation knüpft sich eine interessante Indianer-Sage, der wir hier mit wenig Worten Erwähnung thun wollen.

Der Name des El Capitan ist eigentlich „Tutokanula" (Herrscher des Thales). „Tutokanula speiste seine roten Kinder, indem er ihnen, wenn auch nicht gebratene Tauben in den Mund fliegen ließ, doch reichliche Nahrung an Wild und Früchten gab. Die roten Kinder führten denn auch ein echtes, rechtes Schlaraffenleben, allein dasselbe sollte eines Tages plötzlich ein Ende nehmen und zwar, wie ja fast immer — entschuldigt, verehrte Leserinnen, die Wahrheit — durch ein Weib! Die Göttin Tissaak nämlich erschien dem Tutokanula am Süddome und winkte ihn zu sich — der Herrscher folgte der Göttin und weilte, statt für seine Kinder zu sorgen, stets bei ihr. Die roten Kinder wurden denn auch bald zu Hunderten in die fernen Jagdgründe des großen Geistes durch Verhungern abberufen, denn Tissaak wollte den Tutokanula noch immer nicht frei geben. Endlich aber erhörte sie die Bitten der Rothäute, riß sich aus den Armen des Herrschers und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Da erboste nun wieder der große Geist, dem Tutokanula sein Leid geklagt, und zersplitterte den „Süddom", zwischen dessen Hälften er nun die Fluten des Hochgebirgs hindurchrauschen ließ. Tutokanula, ob der Untreue der Göttin außer sich, verließ nun auch bald sein Reich, jedoch nicht ohne bevor Tissaaks Bild in den Süddom (woselbst dasselbe sich noch in schwachen Umrissen zeigt) und das seinige in den El Capitan gemeißelt zu haben." — — —

Gegenüber dem El Capitan stürzen die Fluten des „Bridalveilfall" herab; diesen 70' breiten und 940' hohen Fall hat man häufig mit dem zwar nur 925' hohen Staubbach im Lauterbrunnthal verglichen, aber mit Unrecht, denn der Bridalveilfall ist bei weitem imposanter, als jener. Seinen Namen hat er von der aus der Ferne sich bemerkbar machenden Ähnlichkeit mit einem silberdurchwirkten wehenden Schleier* — und so stürzt er über riesige Granitblöcke und zerstäubt in Millionen Atome, was die Ähnlichkeit nur noch größer macht.

Am ca. 70' breiten Merced entlang erreichen wir zunächst nun die „Kathedrale", 2660' hohe, direkt

* Bei den Indianern heißt er „Pohono", d. h. „der Geist der bösen Winde". Keine Rothaut weilt gern in seiner Nähe; sicher um keinen Preis — nachts!

in die Höhe strebende Mauern, auf denen zwei, isolierten Türmen (ca. 500' hohe) ähnlich sehende Felsspitzen (spires) stehen. Dann fallen uns gegen Norden die 4300' hohen „Three brothers" und rechts von ihnen der „Sentinelrock" (ein 3270' hoher Obelisk) ins Auge, welche ein mit 150—170' hohen Fichten bewaldetes Thal beherrschen. Hinter diesen erhebt sich majestätisch der 4500' hohe „Sentineldom", an welchen sich nun wieder der höchste Wasserfall der Erde, der Yosomitefall (2634' hoch) reiht. Derselbe fällt in drei Kaskaden über mächtige Granitquadern und so, daß man den unteren, 434' hohen, bequem besuchen kann. Das Panorama, von den im Thale befindlichen Hotels aus gesehen, ist wahrhaft entzückend und so einladend, daß man, da es gewöhnlich — trotz frühen Aufbruchs von Mariposa schon spät nachmittags ist, wenn man ankommt, — hier Rast hält und wohl auch übernachtet, um am nächsten Morgen, frisch gestärkt für eine, beschwerliche Fußwanderung, wieder aufbrechen zu können.

Am nächsten Morgen unternehmen wir einen Ausflug in das wildromantische „Tenaya Cañon", um dort am „Mirrorlake" (Spiegelsee) dem Sonnenaufgang beizuwohnen. Am Eingange des Cañons steht der aus glitzerndem Granit bestehende 3725' hohe Norddom (ind. Tokaya), an dessen unterer Felswand die mächtigen „Royal arches" — konzentrisch geformte Bogen — wie die kolossale, 2000' hohe Washingtonsäule sich befinden. Der dunkle Mirrorlake (ind. Awiya) liegt am Grunde des „Süddoms" (5000' hoch) und ist von Gebüsch und mächtigen Bäumen umgeben. Am frühen Morgen ist der Reflex besonders scharf und gewährt es einen herrlichen Anblick, wenn die feurige Sonnenkugel sich in dem fast schwärzlichen Gewässer widerspiegelt.

Von hier aus gelangen wir nach kurzem Ritt nach den Vernal- und Nevada-Falls, zwei großartigen Wasserfällen, welche der Merced am oberen Thalende bildet. Der Weg nach dem Vernalfall führt durch einen dichtbewaldeten Thalgrund unter der riesigen Felsmauer des „Glacies-Point" und am Ufer des Merced entlang. Rechts bildet den Schluß der Schlucht der „South Fork-Katarakt" — wir folgen jedoch dem brausenden Merced aufwärts nach Mount Broderick. Vom Recordhouse, einem Schutzhäuschen, machen wir einen kurzen Abstecher in die Schlucht zum Vernalfall (ind. Piwaak, d. h. Katarakt der blitzenden Krystalle), welcher sich 400' hoch und 60' breit über eine kolossale Felswand mit lautem Getöse in eine dichtbewaldete Kluft hinabstürzt. Auf seiner Flut spiegelt sich die Sonne wieder und wirft stets wechselnd ihre Regenbogenfarben, wie in einem Kaleidoskop. Etwas höher im Gebirge befindet sich der mächtige Nevadafall; links von ihm steht ein von den Amerikanern besonders gern genannter Granitkegel „Cap of liberty" (Freiheitsmütze) und unweit von diesem ragt der dem Matterhorn ähnliche „Halbsüddom" gen Himmel. Es ist dies ein großartiges, von keiner Feder zu beschreibendes Panorama, dessen Vordergrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildet.

Vom Nevadafall ab stürzt der Merced mit unglaublicher Schnelligkeit thalabwärts, als möchte er, ermüdet von der langen Reise, nun endlich sein Ziel erreichen. Wir überschreiten ihn auf einer rohgezimmerten Brücke, die manchem Europäer Grauen einflößen möchte, um das Hotel zu erreichen, von wo aus wir uns nochmals an dem herrlichen Anblicke erquicken und dann uns der Ruhe hingeben, um am nächsten Morgen die dritte und letzte Tour machen zu können.

Es ist dies die acht Meilen vom Hotel entfernte „Clouds Rest" (Wolkenruhe), welche 6450' hoch ist und 10510' über dem Meeresspiegel liegt, zugleich die höchste Spitze in der Umgebung des Yosomitethal — eine öde Gebirgswüste, aus der sich die einer Festung ähnelnde „Clouds rest" gleich einer Zwingburg aus alter Zeit erhebt. Vor etlichen tausend Jahren muß hier sowohl die Ansicht wie die Aussicht herrlich gewesen sein, jetzt fehlt der Gegend aber jeder Reiz — es seien denn die kolossalen Felsmassen. Die Grandiosität ist mit dem Verschwinden der Schneefelder und des ewigen Eises verloren gegangen und das Bett des von riesigen Felswänden eingeschlossenen mächtigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße der „Clouds rest" hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen. Die gespaltene Kuppel des Süddoms hat keine Eisdecke mehr, nackt und ledig jeder Vegetation, strebt sein bis vor wenigen Jahren noch von keinem Menschen betretener grauer Granitkegel himmelan — selbst der „Merced Range" der Sierra Nevada vermag das trostlose Bild nicht zu verschönern, denn die spärlichen Schneefelder, die dünnbewachsenen, mit Fichten bedeckten Abhänge und kahlen Gipfel vermögen nicht die Eintönigkeit dieses dabei doch wieder wegen seiner Seltsamkeit großartigen Panoramas für sich einzunehmen.

Auch die übrigen in der Rundschau befindlichen Berge von beträchtlicher Höhe sind heute keine weithin leuchtenden Schneegipfel mehr wie einst, sondern nur noch nackte Granitkuppen, in denen freilich noch manch' edles Metall geborgen sein mag, wie z. B. der kuppelförmige, 5600' hohe „Mount Star King" — aber das Yosomitethal liegt schon in zu weiter Ferne von hier, um einen Abglanz seiner Schönheit noch auf diese öde Gegend wiederzuspiegeln.

Das ist das Endziel unserer Wanderung. Hat man noch Zeit und haben die Strapazen der vergangenen Tage nicht zu sehr angegriffen, dann macht man noch einen Ausflug in die schöne, wildromantische Sierra Nevada. Wir aber ziehen es vor, auf steilen Saumpfaden langsam an der Südseite des Thales bergan zu reiten, werfen dann noch von dem 1800' hohen Vorgebirge des „Union Point" einen Rückblick auf die entschwindende Szenerie und erreichen nach einigen Stunden das „Glacier Point".

Von hier aus haben wir, nächst dem „Inspiration Point", wo wir unsere Yosomite-Wanderung begonnen, die herrlichste Aussicht. Eine überhängende Felsplatte bietet uns Gelegenheit, direkt in das Thal hinabzublicken, ohne aber die steile Felswand zu unseren Füßen sehen zu können. Einem kleinen Spiegel gleich liegt tief unter uns der Mirrorlake, gerade uns gegenüber schwebt der große Yosomitefall wie ein im Winde flatternder Silberschleier und von rechts grüßen uns die scheinbar dicht übereinanderliegenden, weißschäumigen Katarakte der Nevada- und Vernal-Falls aus einem anmutigen Thalgrund, aus dem die in ein duftiges Gewand gehüllte Feste „Clouds rest" aus weiter Ferne herabblickt. Ein wahrhaft entzückendes Panorama, das seines Gleichen auf Erden sucht — hier der idyllische Thalgrund, dort die ihn umrahmenden stolzen Granitfelsen, über die die prächtigsten, größten Wasserfälle herabstürzen —

ein Bild unvergeßlich dem, der es je gesehen, und begehrlich es zu schauen dem, für den es noch ein Buch mit sieben Siegeln ist. Drum, verehrte Leser, führt der Weg Euch je nach Amerika, vergeßt den herrlichsten Punkt dieses an Naturschönheiten fast überreichen Erdteils nicht! Rob. S. Arndt.

Ein Sonntags-Ausflug in Tokio.

(Allerlei aus Japan. II.)*)

Nach dem ganz ungewöhnlich strengen Winter des vergangenen Jahres, der selbst Mitte Februar, wann sonst hier der Frühling beginnt, im Innern des Landes den Boden mit einer fünf bis zehn Fuß hohen Schneedecke versah, wurde der erste schöne Frühlingstag um so freudiger begrüßt. Einige unternehmungslustige Herren der europäischen Kolonie ließen unter befreundeten Kreisen schleunigst ein Rundschreiben zirkulieren, den herrlichen Sonntag durch ein Picknick auswärts zu feiern. Bald rasselte eine stattliche Kavalkade von Damen und Herren durch die Straßen Tokios, denen einige Antireiter in elegantem Gefährte folgten. Die japanesischen Pferde können keinen Anspruch auf klassische Schönheit erheben, sie sind nicht besonders groß und werden deshalb von den Engländern mit dem erniedrigenden, bei ca. 1,6 Meter Durchschnittshöhe ja gar nicht begründeten Namen „Pony" belegt; die meisten haben große, unschöne Köpfe mit kurzgeschorenen Mähnen. Dies und ein wenig Tücke, die fast allen innewohnt, mag die erwähnte Bezeichnung einigermaßen rechtfertigen; doch traben sie ganz vorzüglich, halten sehr gut aus und brauchen wenig Pflege. Der Preis eines guten Pferdes beträgt 40—50 Dollars (ebensoviel wie ein neuer Sattel) und seine Unterhaltung kostet monatlich 6 Dollars, wobei man das Pferd dem betto, dem Stallknecht, in Kost gibt. Dieser Gebrauch wirft ein gewiß nicht ungünstiges Streiflicht auf den japanesischen Charakter; ich glaube kaum, daß in europäischen Ländern die Pferde fett werden würden, wenn jeder Knecht sein Pferd in fester, gänzlich unkontrollierbarer Pension zu verpflegen hätte. —

Die Straßen von Tokio sind breit genug, daß vier Pferde nebeneinander geritten noch keine Gefahr laufen, den Verkehr zu stören, zumal der Japaner, der sonst in unglaublicher Sorglosigkeit auf seinen schwerfälligen gettae, hölzernen Stelzen-Sandalen, dahinwandelt, ohne sich durch den Lärm der von hinten schneller herankommenden Wagen und jinrikichas, den Menschendroschken, je zum Umsehen bewegen zu lassen, Reitern doch etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt.

Im allgemeinen reitet man in den Straßen so schnell man durchkommen kann; diesmal hatten wir jedoch anfangs eine schwere Geduldsprobe zu bestehen, denn wir mußten durch einen Stadtteil, der gerade matsuri hatte, unsern Weg nehmen. Es sind dies eigentlich religiöse Feste, welche an bestimmten Daten zu Ehren eines bestimmten Gottes oder eines göttliche Verehrung genießenden Helden in den verschiedenen Quartieren abgehalten werden. Viele sind zu Ehren Gongensama's, des Gründers der Shogun-Familie, andere gelten Emma Sama, dem Höllengott, Shiemei, dem Glücksgott, und vielen andern. Bei solchen matsuri werden Straßen und Plätze des betreffenden Quartiers durch Schau- und Verkaufsbuden verengt, Gaukler, Akrobaten und Sängerinnen geben ihre Kunst zum Besten, und Tausende von Menschen drängen, nachdem sie ihre Andacht im betreffenden Tempel kurz verrichtet, zwischen den Buden umher, feilschend, anstaunend, sich belustigend, gerade wie dies bei unseren Jahrmärkten der Fall ist. Trunkene Soldaten, jederzeit bereit, besonders an den Fremden, ihren Übermut auszulassen, erhöhen nicht gerade die Annehmlichkeiten der Passage durch ein solches Quartier.

Endlich aber sind wir durch und nun geht's durch lange Straßen, die ganz ihr alltägliches Kleid tragen, denn den Sonntag unterscheidet der Japaner in nichts von den übrigen Tagen der Woche. Fast jeder Hatis hat ebenerdig einen Laden, in welchem vorn auf gereinigten Brettern die Waren ausliegen, die feineren in Glaskästen, die gröberen frei. An den drei Wänden sind die stets ziemlich geringen Vorräte aufgeschichtet, bei Handwerkern dient der übrig gelassene Raum gleich als Werkstätte, bei den Kaufleuten als Wohnstube. Jede Arbeit geschieht auf diese Weise öffentlich, vor dem Publikum; auch einem Schreiber, Maler, Dichter u. s. w. fällt es nicht ein, für seine Arbeit der Einsamkeit zu benötigen. —

Nach einer guten Stunde Reitens lag die eigentliche Stadt hinter uns und wir bogen in den ersten besten Feldweg ein. Die Felder fingen schon an, ein grünes Kleid anzulegen, in herrlicher Blüte stehende Ume- (Pflaumen-) und Sakura- (Kirschen-) Bäume zierten den Pfad, dessen Enge nur gestattete, hintereinander zu reiten, aber auch die in raschem Tempo sich dahinwindende Schlange, welche die Kavalkade nun bildete, war belustigend. Derjenige der Herren, welcher sich anheischig gemacht hatte, uns durch die Felder den Weg nach unserem Ziele, dem Tempel des Fudo Sama, zu führen, hatte längst seine Insolvenz erklären müssen, unter lautem Jubel hatte sich das „schnellste Pferd" an die Spitze gesetzt und, ohne die Antwort der im Vorbeifliegen um den Weg angerufenen Bauern recht verstehen zu können, gings auf's Geradewohl dahin. Auf breiterem Wege gings alsbald noch eine halbe Meile fort und war dann der Tempel mit seinen Theehäusern erreicht.

Bekanntlich gibt es in Japan zwei Hauptreligionen, die Buddhistische, von China über Korea sehr früh herübergebracht und in der Zeit der Shogune von diesen protegiert und darum auch die verbreitetere, und die Religion des Shinto, der Ahnen-Kultus, dem das Haus des Mikado huldigt, die also die offizielle Religion ist. Seit der Umwälzung 1868 hat man nun etwas mehr Einheitliches herzustellen gesucht, viele Buddhatempel sind zu Shintotempel gemacht und das niedrige Volk, wenn auch auf direkte Anfrage die Einen sich nominell zur einen, die Anderen zur anderen Religion bekennen, macht gar keinen, und auch die mittleren Stände nur sehr wenig Unterschied. Bei der großen Menge von Göttern, die beide Religionen zusammen aufweisen, kann der einzelne Mann ja so nicht alle kennen und so pflanzen sich traditionell in den

*) Den ersten Aufsatz aus den japanischen Reisenotizen des bekannten Afrikaforschers enthält die „Weltpost" 1882, 5. Heft.

Familien einer oder einige Götter als spezielle Patrone fort. Kommt dann durch Heirat oder die sehr stark übliche Adoption ein Buddhist in eine Shintofamilie und nimmt seine Hausgötter mit dahin, so haben die Nachkommen natürlich von beiden Sorten zur Auswahl und huldigen ihnen mit gleichem Eifer oder richtiger mit gleich geringem Eifer. Religiöser Fanatismus geht den Japanern gänzlich ab und die wirklich Gebildeten, geistig Höherstehenden, bekennen sich wohl auch meist zur Vernunftlehre des Confucius. Einigen Göttergestalten, bösen und guten Charakters, wird im Volke von allen Sekten, deren Zahl übrigens Legion ist, gleichmäßig und ohne Unterschied gehuldigt. Es sind dies Phantasie-Gebilde, die eigentlich mehr unseren Feeen, Heinzelmännchen und Kobolden zu vergleichen sein dürften, als Göttern. Man findet eins oder das andere der Bilder, der sieben Glücksgötter zum Beispiel, unter den Wandmalereien, welche die Tapetenthüren der Theehäuser zieren, sicher also auch in Privathäusern. Diese Sieben werden alle als kleine, furchtbar fette, lachende Kerls mit besonders auffallenden, enormen Ohren dargestellt. Das Letztere galt, wie man sagt, dem Japaner als besonderer Reiz. Daikoku, der das Gedeihen des Reises beschirmt, und Ebisu, der als ein lustiger Fischersmann sich zeigt, Benten, welche die Liebe schützt, Fukurokudjin, der ein reiches Einkommen verleiht, das sind so die bekanntesten der Sieben.

Eine Art Kobold, mit grimmigem Gesicht und großen Klauen abgebildet, ist Shoki (oder Shokisama). Er ist aber eigentlich kein böser Geist, liebt wohl den Schabernack, und man ruft ihn nur, um unartige Kinder zu strafen, aber er kämpft gern mit anderen bösen Geistern und besiegt sie auch, nützt also den Menschen. Kirin, der Drache mit Pferdsgestalt, zwei geraden, rückwärts langenden Hörnern am Kopfe und roten, nach unten gerichteten Hirschgeweihen an den — Schulterblättern, deren etwaige Verwendung nur einer japanischen Einbild[ungs]kraft erfindlich werden kann, sowie Hoo, ei[n fabel]hafter Paradiesvogel, sind göttliches Ansehen genießende Tiere, man findet sie ebenfalls überall abgebildet. Tsuru, der Kranich, endlich und Konne, die Schildkröte, werden als die glücklichsten und glückbringenden Tiere, Mathe, die Kiefer, Take, der Bambus, und Ume, der Pflaumenbaum, als glückbringende Gewächse verehrt.

Fudosama, dessen Tempel das Ziel unseres Spazierganges war, ist ein Wesen, welches den Menschen Kraft gibt, Schmerzen, Leiden und Widerwärtigkeiten, die das Leben bringt, zu ertragen. Als Symbol dessen wird er mit einer Flamme abgebildet, die auf seiner Schulter brennt. — Der Tempel liegt auf einer Anhöhe nahe dem schönen Dorfe Meguro, in welchem der deutsche Konsul, Herr Bair, sich eine geschmackvolle Villa mit herrlichem Park angelegt hat. Das Grundstück ragt wie eine Insel aus dem grünen Meere der Reisfelder hervor und war vor zwei Jahren selbst ein Reisfeld. Nun sieht man von hohen Bäumen beschattete Pfade sich an felsgekrönten Hügeln und malerischen, buschbekränzten Teichen hinwinden, ein Bach rauscht in Kaskaden dahin und bespült den Fuß eines lichtgrünen Bambusdickichts; was immer der als Gärtner außerordentlich geschickte und erfindungsreiche Japaner als zu einem vollendeten Landsitz gehörig betrachtet ist da, verschönt durch ein bequemes Wohnhaus und alles sonst zum europäischen Komfort Gehörige.

Der Tempel selbst ist rings mit Blumen- und Gebüsch-Anlagen umgeben, die ihn vorteilhaft aus den Reisfeldern heben. — Im ersten Hofe fällt dem Besucher ein weites Wasserbecken auf, in welches zwei eherne Drachen Wasserstrahlen werfen. Hier sieht man häufig, auch im kältesten Winter, Menschen lange Zeit unbekleidet unter dem Wasserstrahle stehen, um dem Gott, dem selbst Feuer keine Unbequemlichkeit verursacht, sich geneigt zu machen. Wie viele der üblichen Lungenschwindsuchten von diesen und ähnlichen Exerzitien mit nach Hause getragen werden, darüber dürften die Priester Fudo's kaum ein Register führen.

Im Innern des Tempels befindet sich neben den Bildern Fudo's auch ein bronzenes Standbild von Tengu, einem sagenhaften Wesen, das öde Wildnisse bewohnt und mit langer Nase, Fledermausflügeln und zwei Klauen an jeder Hand und jedem Fuß dargestellt wird; auch Tengu dient, gleich Shoki, dazu die Kinder zu ängstigen, ist aber böserer Natur. Nebst vielen anderen schönen und kuriosen Dingen, von denen ein fünf Meter langes Schwert über dem innern Portal nicht das geringste ist, kann man hier auch sehen, wie die Japaner sich die Engel vorstellen. Sie gleichen nicht ganz denen, die Raphael malte, sie fallen durch merkwürdige Proportionen auf, besonders durch ihr vieles unnötiges Fett und neben dem fast schwarzen Monsieur Tengu durch ihre gleichmäßig grelle Fleischfarbe, die ohne alle Nüanzen ist, ungefähr wie unsere Kindertuschkasten billigster Art diese Farbe enthalten. Im Tempel selbst sitzt ein Priester hinter einem Ladentische, welcher allerhand den Frommen dienliche Sächelchen zum Verkauf ausbietet! —

Dem Besucher am meisten auffallend sind am Eingange zwei große Kasten mit Drahtgeflecht überspannt, in deren jedem sich das Reliefbild eines etwas sagenhaft umgestalteten Fuchses befindet, welches ebenso wie das Geflecht, der Rahmen und die Mauer ringsum dick mit Klecksen einer weißen Masse beworfen ist. Der Fuchs, Inari, ist nämlich das Symbol, die Gottheit des Bösen; wie andere Völker vom Teufel Besessene hatten, so haben die Japaner Leute, von denen ein Fuchs Besitz genommen hat. Der Glaube hieran ist sehr verbreitet. Ich sah selbst bei einem Arzte eine Frau, die zwei Wesen zu sein behauptete und sich auch in voller Überzeugung danach geberdete. Einmal sprach ihr eigener Geist in anständiger, gewählter Sprache, dann schnarrte der Fuchs seine Zoten in der niedrigsten Kuli-Sprache aus ihren Mundwinkeln heraus und ihr ganzes Gesicht erhielt einen wirklich füchsisch boshaften Ausdruck. Der erwähnte Arzt suchte dies daraus zu erklären, daß die Frau für gewöhnlich mit der bei Menschen sonst nicht üblichen Gehirnhälfte, der rechten, spräche, wie das ja vorkommen soll; was der Fuchs sprach, kam demnach natürlich aus der linken, die ihr natürliches Recht geltend machen wollte! Das beste Mittel, von solchem bösen Zauber verschont zu bleiben, ist nun selbstverständlich, daß man den Füchsen recht viel Ehre erweist und ihnen in devoter Art huldigt. Jeder Fromme, wenn er bei den obigen Bildern vorbeikommt, kaut etwas Papier zu Brei, und bläst es gegen das Bild. Fliegt die Masse durch das Drahtnetz an das Bild und bleibt dort kleben, so ist der

Betreffende sicher vor allem Unheil, war der Schütze ungeschickt und das Geschoß wird im Fluge von den Drähten aufgefangen, so — wird er wohl gewöhnlich sein Heil noch einmal versuchen!

Ein Grab, an das sich höchst poetische Legenden knüpfen, wird ein paar hundert Schritt vom Tempel entfernt gezeigt. Dort ruhen Romeo und Julia, ins Japanische übersetzt. Gompachi, ein tapferer Jüngling, liebte Komuratsaki, eine tugendsame Jungfrau; sie vermutlich „schön, wie Hebe blühend, er, durch die Gebirge ziehend, rüstig &c. &c." Der Phantasie eines Jeden ist hier freies Spiel gelassen. Gompachi wurde plötzlich hingerichtet, nachdem er natürlich vorher eingefangen worden war; da beschloß sie, treu ihrer Liebe, ihn nicht zu überleben und schlitzte sich mit eigenen Händen auf seinem Grabe den Leib auf! — Viele Papierstreifen hängen an den Zweigen über dem Grabe. Teils, sagte man mir, sind es Pfänder von Liebenden, die sich schon gefunden haben, gemeinschaftlich dort befestigt, teils enthalten sie, in Reimen oder in Prosa aus Vorsicht niedergeschrieben, die sehnsüchtigen Hoffnungen beiderlei Geschlechts, weil das todte Muster-Paar doch unmöglich all' die Anliegen im Gedächtnis behalten kann, welche die zahlreichen Besucher an dasselbe richten.

Nachdem alles genügend betrachtet, nahmen wir in dem Theehaus am Tempel ein vorher bestelltes japanisches Mahl ein, zu welchem allerdings die allgemein gehobene Stimmung die Hauptwürze liefern mußte; es bestand, trotz der vorherigen Bestellung, aus rohen Fischscheiben, Chogu-Sauce, Zwiebeln, Meerrettig, hart gekochten Eiern und Reiswein.

Ein möglichst toller Heimritt bildete den Schluß des erinnerungsreichen Tages. Otto Schütt.

Die Entwickelung der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahn in Kansas.

Amerikanische Zeitungen bringen uns die Nachricht aus Guaymas, einem Hafenorte am Meerbusen von Kalifornien, in dem mexikanischen Staate Sonora, daß dieser Platz seit dem 1. November d. J. durch die Vollendung der Sonora Valley-Bahn — ein Zweig des unter dem Namen „Atchison, Topeka und Santa Fé" bekannten Eisenbahnsystems — nunmehr mit dem Herzen der nordamerikanischen Union in direkten Verkehr gekommen ist. — Als im März des Jahres 1863 einige unternehmende Kolonisten des jungen, kaum in den Staaten-Verband eingetretenen Kansas vom Staate das Privilegium erhielten, eine Eisenbahn vom Missouristrom bis nach der Ostgrenze Colorado zu bauen, hatten sie selbst keine Ahnung, zu welch' riesigem Bau sie den Grundstein legten. Erst sechs Jahre später wurde das Unternehmen wirklich in Angriff genommen. Die damals lebensfähigen Ansiedelungen in Kansas erstreckten sich auf kaum 60 engl. Meilen westwärts vom Missouri. Alles was darüber hinaus lag, war das unbestrittene Jagdgebiet der Rothäute und der Weideplatz für Millionen von Büffeln und Antilopen. Der Verkehr zwischen „den Staaten" und den alten spanischen Ansiedelungen im fernen Südwesten wurde unter militärischer Bedeckung durch Ochsengefährte vermittelt, die in meilenlangen Karawanen langsam die unermeßlichen Ebenen durchschlichen. Eine Reise von Missouri nach Santa Fé nahm sechs bis acht Wochen in Anspruch unter fortwährender Abwehrung mörderischer Angriffe von seiten der Indianer. Heute macht man dieselbe Reise mit Expreßzügen, die mit allem möglichen Komfort ausgestattet sind, innerhalb 48 Stunden. Die tiefen Wagenspuren des „Santa Fé Trails" sind mit Gras und Unkraut überwuchert, während endlose Parallelen von Stahl von Horizont zu Horizont schimmern. Die Gründer dieser Bahn hielten es für gewagt, der langsam vorrückenden Zivilisation mit einer Eisenbahn voran zu schreiten; sie begnügten sich vorläufig damit, die nur wenige Tausende von Einwohnern zählenden Städte Atchison, Topeka und Emporia im östlichen Kansas mit einander zu verbinden und hierzu gaben zunächst die ausgedehnten Steinkohlenlager zwischen Topeka und Emporia Veranlassung. Im Jahre 1871 belief sich die Meilenzahl der ausgedehnten Linie auf 110 (engl.) — Den unternehmenden Bostoner Kapitalisten, die um diese Zeit die Privilegien der A., T. und S. F. Comp. in ihre Hände bekamen, war es vorbehalten, dem Unternehmen die Bedeutung zu geben, auf die sein Taufname schließen ließ. Schon am Ende des Jahres 1872 war die Linie bis zur Grenze von Colorado ausgebaut und 500 Meilen in Kansas dem Betrieb übergeben. Die weitsehenden klugen Bostoner fanden dabei ihre gute Rechnung. Sie hatten ihre neue Route durch die fruchtbarsten Ebenen und Thäler des Staates gelegt und die Einwanderung von Ackerbauern, Viehzüchtern und Gewerbtreibenden aller Art folgte dem Schienenstrange ungerufen und nahm ungeahnte Dimensionen an. Die bisher unzugänglichen, fetten Grasflächen des mittleren und südwestlichen Kansas wurden das Ziel einer förmlichen Völkerwanderung aus den östlichen Staaten der Union. Heute, am Ende des Jahres 1882 ist der anfangs so wichtig klingende Name: „Atchison, Topeka und Santa Fé" nicht mehr bezeichnend genug für die wirkliche Bedeutung des mächtigen Bahnsystems, zu welchem der schwache Keim von 1869 herangewachsen ist. Die Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn ist zu einer transkontinentalen Verkehrsader geworden, die sich am Missouri (in Atchison und Kansas City) allen Hauptbahnen, die von den atlantischen Hafenstädten nach dem Westen führen, anschließt und ihren westlichen Ausgangspunkt am Stillen Meer, an dem bisher wenig bekannten mexikanischen Hafenorte Guaymas hat, der nun aber rasch an Bedeutung gewinnen wird. Durch Anschluß in Deming (Neu-Mexiko) an die von Kalifornien kommende Süd-Pacific-Bahn, hat sie im Verein mit dieser die zweite direkte Route nach San Francisco und anderen wichtigen pacifischen Plätzen hergestellt und in nicht ferner Zeit — etwa binnen der nächsten 12 Monate — wird auch die Stadt Mexiko durch einen Zweig dieses Systems, der von Rincan in Neu-Mexiko über El Paso del Norte führend, bereits bis Chihuahua fertig ist, mit den Vereinigten Staaten verbunden sein. Kurz, die Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahngesellschaft hat jetzt unter ihrer eignen direkten Kontrole gegen 3000 englische Meilen, verteilt auf Missouri, Kansas, Colorado, Neu-Mexiko, Texas, Arizona

und die mexikanischen Staaten Chihuahua und Sonora, und geht mit dem Plane um, eine Dampfer-Linie für den Verkehr zwischen Guaymas und Australien herzustellen, wodurch jener Kontinent dem Herzen der Vereinigten Staaten, im Vergleiche mit der alten Route über San Francisco, um nahezu 1000 englische Meilen näher gerückt würde. Für die finanzielle Solidität dieser Korporation spricht die Thatsache, daß das gesamte Aktien-Kapital von 50 Millionen Dollars aus Boston stammt und daß selbst von ihren Obligationen kaum 5 Millionen in europäischen Händen und zwar in holländischen sind.

Die Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika.

Die Gründung der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika haben wir im August 1881 freudig begrüßt. Ihre Bestrebungen haben eine gesteigerte Bedeutung gewonnen seit die Auswanderungsziffer zu einer vorher nie erreichten Höhe gewachsen ist. Mit der Thatsache, daß in den letzten zwei Jahren mehr als eine halbe Million Deutscher jenseits des Ozeans eine neue Heimat gesucht haben, stehen die dringenden Bitten um Zusendung deutscher Prediger im Einklang, die von Amerika aus wiederholt nach Deutschland an die Gesellschaft gerichtet wurden, denn der große Mangel an deutschen Geistlichen wird um so fühlbarer, je mehr die deutsche Einwanderung die Vereinigten Staaten überflutet.

Abgesehen davon, daß etwa vierzig Pfarrstellen der von ihr zunächst unterstützten Evangelischen Synode von Nordamerika gegenwärtig unbesetzt sind, befinden sich zehntausende unserer Landsleute in einem Zustande völliger kirchlicher Verlassenheit, wie schon vor einem Jahre die Vertreter des General-Konzils wehmütig bezeugten. Da seitdem eine neue Schar von 300 000 Deutschen sich über Nordamerika zerstreut hat, so ist der kirchliche Notstand noch viel schreiender geworden, indem nur der kleinere Teil der Eingewanderten sich organisierten Gemeinden angeschlossen, ein großer Teil nicht einmal die Möglichkeit vorgefunden hat, sich solchen anzuschließen.

Der geistliche und geistige Zustand der Deutschen in Südamerika stellt der Evangelischen Gesellschaft ebenfalls ernste Aufgaben. Immer aufs neue tritt von dort aus die inständige Bitte um Zusendung tüchtiger Prediger und Gewährung pekuniärer Beihilfen an dieselbe heran. Vor einigen Monaten, sagt der uns vorliegende Bericht, traf die peinliche Nachricht ein, daß die berüchtigten sogenannten „Schnapspfarrer“, gegen welche unser Vorstands-Mitglied Dr. Borchard (unser verehrter Mitarbeiter) in den sechziger Jahren einen energischen und, wie es schien, dauernd erfolgreichen Kampf geführt hat, sich den Predigermangel zunutze machen und wieder beginnen, unbesetzte Pfarrstellen mit der alten Frechheit zu usurpieren. Daß wir den 200 000 Deutschen Südamerikas, besonders den 100 000 Südbrasiliens, eine erhöhte Teilnahme zuwenden, ist um so notwendiger, weil wohl an keinem Punkte der Erde unsere Landsleute der Mehrzahl nach in religiöser, sittlicher und geistiger Hinsicht so tief gesunken sind, wie in Südamerika. Zu der vom theoretischen und noch mehr vom praktischen Materialismus her drohenden Gefahr gesellt sich weiter die vom Jesuitismus bereitete, welcher in der bevorzugten Lage ist, mit erheblichen persönlichen wie pekuniären Streitkräften auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Unter seiner wort- und thatkräftigen Feindschaft leidet besonders empfindlich die höhere deutsche evangelische Schule zu São Leopoldo, deren ausreichende und nachhaltige Unterstützung eine nicht abzuweisende Aufgabe unserer Gesellschaft bildet. Starke Benachteiligungen erwachsen unserer Kirche ferner aus den leider sehr zahlreichen Mischehen. In Brasilien ist der evangelische Geistliche, welcher eine Mischehe einsegnet, strafbar; Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre trifft ihn im Übertretungsfalle. Die evangelischen Geistlichen trauen daher gemischte Brautpaare nur dann, wenn der katholische Teil ein seinen Übertritt zur evangelischen Kirche bezeugendes Dokument unterzeichnet. Dieser Übertritt erfolgt fast nie, die Ehe wird also in den bei weitem meisten Fällen vom katholischen Priester geschlossen, was zur Voraussetzung hat, daß in eidlichem Gelübde die katholische Erziehung sämtlicher Kinder verbürgt wird. So macht der Katholizismus große Fortschritte innerhalb der evangelischen Bevölkerung. „In einem kleinen Orte, in dem ich wohne“ (Kolonie Mundo Novo), schreibt Dr. von Ihering in der „Weltpost“, „sind von 58 Ehen, 17 katholisch, 23 evangelisch, 18 gemischt. Unter diesen 18 gemischten ist nur eine, in welcher die Kinder evangelisch erzogen werden, und diese eine ist, nota bene, in Deutschland geschlossen; meine eigene. Wenn das so weiter geht, so ist der Protestantismus auf den Aussterbeetat gesetzt.“

An der Abhilfe dieser Notstände arbeitet diese Gesellschaft auf mannigfache Weise. Durch Entgegenkommen der Rheinischen Missionsgesellschaft konnten in den letzten zwei Jahren fünf im Barmer Missionshause ausgebildete Geistliche ausgesandt worden. Nach Puerto Montt in Chile ist am Schluß des Jahres 1881 Friedrich Beckmann aus Westendorf bei Lüneburg als Prediger abgeordnet, Friedrich Pechmann aus M. Gladbach ist vor etwa drei Monaten in seiner Gemeinde Santa Maria da Baco do Monte in Südbrasilien glücklich angelangt und aufs wärmste bewillkommt. Conrad Schreiber aus Hessen bereitet sich zur Reise nach São Sebastião do Cahy in Südbrasilien vor, zufolge eines Rufes einer seit Jahren verwaisten Gemeinde. Nach Nordamerika sollen sich Louis Kohlmann aus Wickede bei Dortmund und Heinrich Juchhoff aus Stocklarn bei Soest in diesen Tagen einschiffen, um in den Dienst der Evangelischen Synode zu treten; auch hat durch Vermittlung der Evangelischen Gesellschaft der Württemberger Lehrer Benjamin Möhrlen ein Schulamt in Los Anjeles in Chile zu Ostern d. J. übernommen. Die den gleichen Zwecken dienende Berliner Gesellschaft (Präses Divisionspfarrer Hähnelt) hat in diesem Sommer den Pastor Carl Dobschall aus Schlesien nach Nordamerika abgeordnet.

Eine weitere Hilfe leistet die Evangelische Gesellschaft der deutsch-amerikanischen Kirche dadurch, daß sie einer Anzahl junger Männer, die den Wunsch haben, sich in nordamerikanischen Seminarien zum Predigtamt ausbilden zu lassen, im geeigneten

Fall zur Erreichung ihrer Absicht behilflich ist. Sie bittet um fernere Meldungen, resp. Zuweisungen solcher Jünglinge, die nach Herz und Kopf für das amerikanische Predigtamt befähigt erscheinen. Sie fordert hierzu auch solche auf, die sich zunächst zum Lehrerberuf entschlossen, ohne bei der Überfüllung der Seminare das Ziel zu erreichen. Den Bewerbern werden im Notfall pekuniäre Erleichterungen bewilligt, die Ausbildung und die Pension im Predigerseminar im allgemeinen unentgeltlich gewährt.

Das Wirken dieser verdienstvollen Gesellschaft hat ein Anrecht auf die lebhafte Unterstützung aller Deutschen, denen das geistliche Wohl unserer ausgewanderten Landsleute und die Erziehung ihrer Kinder in echt deutschem religiösen Sinne nicht gleichgültig ist.

Wer einen Jahresbeitrag von wenigstens 4 Mark zeichnet, erhält den von Pastor Griesemann (früher Pfarrer in Buenos Aires) vortrefflich redigierten „Deutschen Ansiedler" unentgeldlich und franko zugesandt. Die Beiträge sind an den Kassierer der Evangelischen Gesellschaft, Herrn A. Kaldenbach in Barmen zu richten.

Möge die Thätigkeit der Gesellschaft auch ferner ersprießlich sein! R. L.

Die Ackerbau-Kolonien in der Provinz Santa Fé, Argentinien.

II*).

Meine früheren Schilderungen der Ackerbau-Kolonien in unserer Provinz will ich im Nachstehenden vervollständigen.

San Geronimo, im Jahre 1858 von Foster gegründet und später unter Verwaltung der Regierung weitergeführt, umfaßt mit dem Gemeindeland ca. 6 Qu.-Leguas. Die Ansiedler sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, Schweizer aus dem Kanton Wallis und der Name „das Wallis" ist heute ebenso als Benennung der Kolonie im Gebrauch, wie der offizielle. Die Walliser bleiben auch hier ihren altgebrachten Sitten und Gewohnheiten, Tugenden und Fehlern treu, feiern ihre heimischen Feste, gehen regelmäßig zur Messe und Beichte und erproben zur Abwechslung auch einmal gegenseitig ihre markigen Fäuste. Auf dem Stadtplatze, der sich dem stabilen Charakter der Koloniebevölkerung gemäß nur langsam emporschwingt, steht eine prachtvolle im rein gothischen Stile erbaute katholische Kirche, in deren weithin sichtbaren Thurm kürzlich ein harmonisches Geläute (meines Wissens das erste in den hiesigen Kolonien) gebracht wurde. Den Kirchendienst versieht Herr P. Niemann (S. J.) aus der Rheingegend. — Die Kolonisten halten sehr viel auf Viehzucht und bringen bedeutende Quantitäten Butter und Käse zum Verkauf. Hauptprodukt ist jedoch, wie in allen hiesigen Kolonien, der Weizen.

Las Tunas, an der Südgrenze von Esperanza gelegen, wurde im Jahre 1868 von Herrn Vollenweider gegründet und hauptsächlich mit Kolonisten von San Carlos bevölkert, die sich aus eigenen Mitteln etablieren konnten. Das Terrain liegt etwas tief, weshalb man dort viele Lagunen und äußerst schlechte Wege trifft. Zwei stattliche Dampfmühlen zieren den aufstrebenden Stadtplatz. — Größe: 3 Qu.-Leg.

Cavour, an der Westgrenze von Esperanza im Jahre 1869 von einem Italiener angelegt, umfaßt 3 Qu.-Leg. und ist fast ausschließlich mit Kolonisten von Esperanza besiedelt die größeren Grundbesitz zu erwerben genötigt waren. Das im Zentrum der Kolonie projektierte Städtchen kann wegen zu geringer Entfernung von Esperanza schwerlich zu etwelcher Entwickelung gelangen.

Humboldt, gegründet 1869 von den Herren Beck & Herzog und von Herrn Santiago Denner administriert, nimmt 4 Qu.-Leg. ein. Die Kolonie lehnt westlich an Cavour an und war während einigen Jahren das äußerste mit Ackerbauern bevölkerte Terrain nach Westen. Die aus diesem Grunde den Indianereinfällen sehr ausgesetzten Ländereien waren jedoch bald verkauft und waren es wiederum Schweizer und Deutsche, welche als Pioniere zuerst den Mut hatten, sich daselbst niederzulassen. Der Stadtplatz hat eine schöne Lage und weist einige ganz respektable Gebäude, darunter ein 1877 erbautes, sehr geräumiges Schulhaus auf. Die Kolonie teilt sich in Groß- und Kleinhumboldt.

Frank, 1870 von Herrn M. Frank aus Württemberg angelegt, steht unter der Verwaltung von Herrn S. Denner. Die 5 Qu.-Leg. umfassende Kolonie liegt 1 Stunde südöstlich von Esperanza und bot von vornherein die größte Sicherheit betreffs Belästigung von den Indianern. Das Land fand unter den zu jener Zeit in Scharen herbeiströmenden Italienern reißenden Absatz.

Grütli, im Jahre 1869 von Herrn Sant. Denner gegründet und heute noch administriert, umfaßt 6 Qu.-Leg. im N.-W. von Humboldt und war bis auf die jüngste Zeit den Einfällen der Indianer ausgesetzt. Die daselbst wohnenden Schweizer und Tyroler verteidigten stets kräftig ihr Leben und Eigentum und namentlich waren es Arnold Reutemann und die Gebrüder Lottersperger, welche einen erfolgreichen Vernichtungskrieg gegen das wilde Raubgesindel unternahmen, wodurch sie sich einen bleibenden Denkstein in der Geschichte der westlichen Kolonien gesetzt.

Es möge hier ein Verzeichnis der Haupteinfälle der Indianer in die Kolonie Grütli folgen:

Einfälle	1869.	Joseph Tabernig ermordet und 2 Engländer in ihrer Hütte getötet;
„	1870.	Franz Mautensperger ermordet und ca. 300 Stück Pferde und Stuten gestohlen;
„	1871.	200 Pferde und Stuten gestohlen;
„	1872.	Frau Pfaffenpeter ermordet und 30 Pferde weggetrieben;
„	1875.	100 Stuten und Pferde gestohlen;
„	1878.	Alios Zurbriggen ermordet und ca. 150 Stuten und Pferde gestohlen;
„	1879.	ca. 100 Stuten u. Pferde gestohlen. Von ca. 50 Indianern wurden 200 Pferde und ein 10 Jahre alter Knabe gestohlen. Die obengenannten Pioniere verfolgten die Horde, jagten ihr die Pferde und den Knaben ab und töteten 6 Rothäute;

*) Siehe „Weltpost" 1882. 7. Heft (1. Juli).

Einfall 1880. 50 Pferde gestohlen. Von den 14 Indianern, welche diesen Raubzug ausführten, wurden von den genannten kühnen Indianerjägern 13 getötet, der 14. entkam verwundet.

Seit dieser Zeit haben sich die Rothäute im Grütli nicht wieder sehen lassen, ihr Revier ist weit westlich im Monte Paraguay. Welche Ausdauer und welchen Mut die wenigen Ansiedler bedurften, um ihre Scholle bis heute zu behaupten, das zeigt die obige kurze Zusammenstellung der Indianereinfälle.

Geßler, 1873 von den Hrn. Geßler & Frank gegründet, grenzt südlich an San Carlos und umfaßt mit Oroño 3 □ Leg. In ersterer Kolonie ist eine katholische Kirche im Bau.

San Martin, 12 Leg. südwestlich von San Carlos, war eine Reihe von Jahren der Tummelplatz arbeitsscheuer Gauchos, unter der Verwaltung von Herrn J. D. Meier (Hannoveraner) wurde jedoch tüchtig gesäubert; die Kolonie wird als Mittelpunkt jenes ziemlich entlegenen Distriktes eine schöne Zukunft haben.

San Augustin, zwischen San Carlos und Santa Fé ist fast ausschließlich von Italienern bewohnt. Das Städtchen zeichnet sich aus durch seine schöne Lage auf wellenförmigem Terrain und einen kreisrunden öffentlichen Platz.

Guadalupe bei Santa Fé wurde von Deutschen aus Brasilien besiedelt. Dieselben beschäftigen sich hauptsächlich mit Klee- und Gemüsebau zur Versorgung der Stadt.

Progreso liegt einige Stunden in nordwestlicher Richtung von Esperanza, wurde im Jahre 1880 gegründet und soll ausschließlich von deutschsprechenden Kolonisten bevölkert werden. Der Gründer, Herr Ch. Glaus, geht von der Erfahrung aus, daß ein Gemisch von Sprachen der Entwicklung einer Kolonie überhaupt und insbesondere der Einrichtung eines gedeihlichen Gemeindewesens sehr hinderlich ist.

Pilar. Diese 1874 von Herrn W. Lehmann gegründete Kolonie liegt westlich von Humboldt. In der ersten Zeit mehrfach von den Indianern belästigt, weist sie heute bedeutende Fortschritte auf; das Städtchen im Zentrum darf sich keck neben weit ältere Kampstädtchen stellen. Derselbe Gründer, ein intelligenter und äußerst thatkräftiger Mann, legte neuerdings an: Nuevo Torino, Felicia, Aurelia, Lehmann, Roca. (Diese letztere zu Ehren des jetzigen Präsidenten der Republik General Roca — deutsch: Fels).

Gründungen neuester Zeit sind ferner: Mathilde, Pujol, Iriondo, San José, Colonia Nueva u. a., die, weil an ältere Kolonien anliegend, die Feuerprobe schon überstanden haben.

Dies die Kolonien westlich von der Stadt Santa Fé, nächstens werde kurze Notizen über die übrigen Ansiedlungen unserer Provinz folgen lassen.

Der Frühling läßt sich bei uns gut an, die Saaten stehen prächtig und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen; von Heuschrecken noch keine Spur.

San Carlos, Argentinien,
29. Sept. 1882.

P. Dürst.

Die Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten*).

Die Frage, welche uns zunächst beschäftigen muß, ist die nach der Zahl der Deutschen und ihrer Nachkommen. Diese Masse setzt sich aus vier Teilen zusammen, wie folgt: Erstens haben wir die am 1. Juni 1880 wirklich gezählten, in Deutschland geborenen Individuen. Der Zensus berichtet uns, daß ihre Zahl am angegebenen Tage 1,966,742 betrug. Ich weiß nicht, ob der gegenwärtige Zensus die erste im Lande geborene Generation zählen wird; wir ersehen aber aus der Zählung des Jahres 1870, daß diese nahezu acht Neuntel der Eingewanderten betrug (genauer 52,9 Eingewanderte auf 47,1 der ersten Generation). Da wir nun annehmen können, daß das Verhältnis diesmal dasselbe ist, so berechnet sich die Zahl der ersten deutschen Generation für 1880 auf 1,751,107. Als drittes Element der Berechnung erscheinen die Nachkommen der alten deutschen Einwanderung vor 1780. Hier herrscht notwendigerweise große Unsicherheit; denn die alten Volkszählungen von 1790 bis 1840 nehmen noch nicht Rücksicht auf die nationale Verschiedenheit der Eingewanderten. Es bleibt unter diesen Umständen nichts übrig, als eine Schätzung, welche alle in Betracht kommenden Verhältnisse sorgfältig abwägt. Wir wissen aus dem Zensus von 1790, daß in jenem Jahr die Zahl der Weißen in den Vereinigten Staaten 3,172,000 betrug, woraus sich für 1780 eine Zahl von 2,379,000 berechnet. Nehmen wir nun an, daß im Jahr 1780 die Zahl der Deutschen und ihrer Nachkommen in den Vereinigten Staaten ein Fünfzehntel der weißen Bevölkerung betrug, so erhalten wir für sie 158, 600 Personen. In hundert Jahren werden sich diese der Wahrscheinlichkeit nach auf 2,500,000 Individuen vermehrt haben. Es bleibt nun noch ein viertes Element zu schätzen, die Nachkommen der Einwanderer von 1780 an, mit Ausnahme der ersten Generation. Zu diesem Zweck teile ich die Einwanderungslisten nach zehnjährigen Zeiträumen mit, nebst meinen Motiven für Schätzung, wo diese nötig war. Die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten betrug für

1780—1790 . .	10,000	geschätzt.
1790—1800 . .	3,000	
1800—1810 . .	5,000	
1810—1820 . .	10,000	
1820—1830 . .	6,761	offiziell.
1830—1840 . .	152,454	
1840—1850 . .	434,626	
1850—1860 . .	951,667	
1860—1870 . .	822,007	
1870—1880 . .	757,698	
1880— . .	249,572	

Für 1780—1790 nehme ich 10,000 deutsche Einwanderer an, da es bekannt ist, daß viele deutsche Soldaten nach dem Friedensschluß hier blieben. Für 1790 bis 1810 schätze ich die Zahl der angekommenen Deutschen auf nur 5000 jedes Jahrzehnt

*) Nach der in Wien erscheinenden, vortrefflich redigierten illustr. Zeitschrift „Amerika". Diese schätzenswerte Arbeit ist aus der Feder Theodor Pösche's, eines alten 48ger, welcher seit mehr als 20 Jahren in der Bundeshauptstadt Washington im Statistischen Bureau des Departement für innere Besteuerung angestellt ist.

Der alte deutsch-amerikanische Statistiker Seybert, der Vater der offiziellen Statistik in den Vereinigten Staaten nimmt für diese 20 Jahre 6000 Einwanderer an, von denen doch wohl mindestens 500 Deutsche gewesen sein werden. Für 1810 bis 1820 setze ich 10,000 deutsche Einwanderer an; denn Seybert gibt für das Jahr 1817 allein 4169 Einwanderer aus Deutschland und Holland an, und die mit dem Jahr 1820 beginnenden Tabellen des Schatzamtes zeigen für 1820: 968 eingewanderte Deutsche.

Ich möchte die Aufmerksamkeit auf die Zahlen für die drei letzten Dezennien lenken, welche der allgemeinen Annahme entgegen einen allmäligen Rückgang der Gesamtsumme für jedes Dezennium aufweisen.

Für unseren Zweck kommt nur die Einwanderung von 1780 bis 1840 inbetracht, deren Nachkommen, mit Ausschluß der ersten Generation, auf 500,000 nicht zu hoch angeschlagen sein werden.

So erhalten wir denn die vier folgenden Elemente, aus denen sich im Jahre 1880 die Deutschen und ihre Nachkommen in den Vereinigten Staaten zusammensetzten:

Die in Deutschland Geborenen . . .	1,966,742
Die erste hier geborene Generation .	1,751,107
Die Nachkommen der vor 1780 eingewanderten Deutschen	2,500,000
Die Nachkommen der nach 1780 eingewanderten Deutschen, mit Ausschluß der ersten Generation	500,000
Zusammen . . .	6,717,849

Ich habe alle Elemente meiner Rechnung angegeben, und hoffe wenigstens von einem Vorwurf verschont zu bleiben, dem der Übertreibung. Zu Gunsten meiner Schätzung der alten deutschen Einwanderung darf ich wohl anführen, daß der sehr umsichtige und gewissenhafte deutsche Statistiker Wappäus die Nachkommen der deutschen Einwanderer für 1850 auf 1,150,000 schätzt, was nahe zu mit meiner Annahme übereinstimmt.

Das Zahlenverhältnis der deutschen Einwanderer zu denen anderer Nationen ersieht man aus folgender Tabelle; unter je 10,000 Einwanderern waren Deutsche:

1821—1830 . .	471	1851—1860 . .	3665
1831—1840 . .	2545	1861—1870 . .	3332
1841—1850 . .	2537	1871—1880 . .	2572
1881 . . .	3466		

Man sieht aus diesen Zahlen, daß die deutsche Einwanderung von 1830 an mit einer einzigen Ausnahme zwischen ein Viertel und ein Drittel der Gesamteinwanderung beträgt. Ihre gegenwärtige Höhe hängt wesentlich damit zusammen, daß sie im letzten Dezennium verhältnißmäßig niedrig war.

Geborene Deutsche wurden in den Vereinigten Staaten gezählt:

1850 . . .	573,225	1870 . . .	1,690,533
1860 . . .	1,301,136	1880 . . .	1,966,742

Danach waren unter je 10,000 Einwohnern der Vereinigten Staaten geborene Deutsche:

1850 . . .	247	1870 . . .	438
1860 . . .	414	1880 . . .	392

Da die Vermehrung der Bevölkerung in Deutschland während der zehn Jahre von 1870 bis 1880 nur 10,9 Prozent betrug, die Zunahme der in Deutschland Geborenen aber für denselben Zeitraum in den Vereinigten Staaten 16,3 Prozent ist, so ergibt sich das interessante Resultat, daß die in Deutschland Geborenen sich bedeutend stärker in den Vereinigten Staaten vermehren als im Mutterland!

So viel über die eingewanderten Deutschen und ihre Nachkommen im großen Ganzen. Ich wende mich nun dazu zu zeigen, wo die eingewanderten Deutschen im Jahre 1880 angetroffen wurden, und setze zum Vergleich die in demselben Staat oder Territorium 1870 gezählten Deutschen, wie auch ihre Vermehrung oder Verminderung in Prozenten ausgedrückt dazu.

Es befanden sich eingewanderte Deutsche in:

	1870	1880	Zunahme Proz.
Dakota	563	5,925	954,4
Colorado	1,456	7,012	381,6
Washington-Territorium . .	645	2,198	240,8
Arizona	379	1,110	192,9
Nebraska	10,954	31,125	184,1
Oregon	1,875	5,034	168,5
Utah	358	885	147,0
Arkansas	1,563	3,620	131,6
Kansas	12,775	28,034	120,0
New Hampshire	436	789	81,0
Florida	597	978	64,0
Rhode-Island	1,201	1,966	63,7
Minnesota	41,364	66,392	61,2
Texas	23,985	35,347	47,4
Kalifornien	29,701	42,532	43,2
Michigan	64,143	89,085	38,9
Montana	1,233	1,705	38,3
Maine	508	688	35,4
Jowa	66,161	88,268	33,4
Alabama	2,482	3,238	30,4
Massachusetts	13,072	16,016	29,0
Connecticut	12,443	15,627	25,6
New Mexiko	582	729	25,2
Idaho	599	750	25,0
Wyoming	652	801	22,7
New Jersey	54,001	64,935	20,0
Illinois	203,758	235,786	15,8
Wisconsin	162,314	184,328	13,6
West-Virginien	6,232	7,029	12,8
New York	316,902	335,913	12,3
Georgia	2,716	2,956	7,0
Vermont	370	396	7,0
Ohio	182,897	192,597	5,3
Pennsylvanien	160,146	168,426	5,2
Nord-Carolina	904	950	5,1
Indiana	78,060	80,756	3,4
Süd-Carolina	2,854	2,846	3,3
Delaware	1,142	1,179	3,2
Distrikt Columbia	4,920	5,055	2,9
Nevada	2,181	2,213	1,5
Kentucky	30,318	30,413	0,3
			Abnahme Proz.
Maryland	47,045	45,481	3,3
Missouri	113,618	106,800	6,0
Virginia	4,050	3,759	7,2
Louisiana	18,933	17,475	7,7
Tennessee	4,539	3,983	12,2
Mississippi	2,960	2,556	13,7

Die obige Liste ist, wie auf den ersten Blick zu sehen, nach dem Prinzip der größeren oder geringeren Zunahme oder der Abnahme der eingewanderten Deutschen in einem bestimmten Staat geordnet. Die sich daraus ergebenden Resultate sind außerordentlich und in hohem Grade überraschend: zum ersten Mal in der Geschichte der Vereinigten Staaten hat die Zahl der eingewanderten Deutschen in einigen Staaten während der letzten 10 Jahre abgenommen, und zwar sind es nur frühere Sklavenstaaten, Maryland, Missouri, Virginia, Lousiana, Tennessee, Mississippi! Die größte Zunahme ist natürlich im Lande jenseits des Mississippi und da ist wieder höchst charakteristisch, daß das junge Ackerbau-Territorium Dakota

im fernen Nordwesten an der Spitze steht. Das bedeutet große Konkurrenz und schlechte Zeiten für den Ackerbau Westeuropas. Ein Blick auf diese Zahlen macht es klar, daß ein starker Zug die Deutschen nach Norden führt. Am deutlichsten tritt uns dies in den Zahlen für Illinois und Missouri entgegen; denn während der erstere Staat eine Zunahme von 15,8 Prozenten zeigt, hat der letztere eine Abnahme von 6 Prozenten. Dies sind ebenso ernste, wie in ihrer Bedeutung hochwichtige Resultate, welche der letzte Zensus an's Licht bringt.

Ich gebe nun eine Tabelle, welche uns den Prozentsatz der eingewanderten Deutschen für jeden einzelnen Staat und jedes Territorium zeigt. Es waren eingewanderte Deutsche unter je 10,000 Personen in:

	1870	1880
Wisconsin	1539	1401
Minnesota	941	881
Illinois	802	766
New York	723	700
Nebraska	890	688
New Jersey	596	574
Michigan	542	544
Iowa	354	543
Ohio	686	510
Missouri	602	493
Kalifornia	530	492
Maryland	603	486
Dakota	365	439
Montana	599	435
Indiana	465	408
Pennsylvania	455	393
Wyoming	715	385
Colorado	397	361
Nevada	513	355
Washington-Territorium	269	293
Oregon	206	288
Distrikt Columbia	374	285
Kansas	351	281
Arizona	392	275
Connecticut	231	252
Idaho	399	230
Texas	293	222
Louisiana	260	186
Kenntucky	229	185
West-Virginia	141	114
Massachusetts	89	95
Delaware	91	80
Rhode-Island	55	71
Utah	41	61
New Mexiko	63	61
Arkansas	32	45
Florida	32	36
Süd-Carolina	39	29
Alabama	25	26
Tennessee	36	26
Virginia	33	25
Mississippi	36	23
New Hampshire	14	23
Georgia	23	19
Vermont	11	12
Maine	8	11
Nord-Carolina	8	7

Diese Tabelle bestätigt auf's deutlichste, was wir aus der vorhergehenden erfuhren: die neun obersten Stellen mit der relativ größten deutschen Bevölkerung haben nördliche Staaten inne, und sogar die Neu England-Staaten, die sonst von den Deutschen so gemieden wurden, zeigen eine Zunahme ihrer deutschen Bevölkerung.

Es ist im höchsten Grade merkwürdig und gibt zu denken, daß dieselbe Tendenz nach Norden, welche wir in den Wanderzielen der Deutschen entdeckten, sich auch, und in noch viel höherem Grade, in der Heimat der Auswandernden zeigt. Hier ist ein totaler Umschwung eingetreten; denn während bisher der äußerste Südwesten Deutschlands, Baden, Württemberg, die Pfalz, Hessen, die große Menge der Einwanderer stellten, geschieht es nun vom äußersten Nordosten des deutschen Reiches: die preußischen Provinzen Pommern, Westpreußen und Posen liefern heute verhältnißmäßig die größte Menge der Einwanderer, wie aus der folgenden Tabelle zu ersehen ist. Es wanderten im Jahre 1881, von je 10,000 Personen, aus, in:

Pommern	207	Brandenburg	35
Westpreußen	207	Schaumburg-Lippe	35
Posen	161	Lippe	35
Schleswig-Holstein	132	Meiningen	35
Bremen	112	Reuß j. L.	33
Mecklenburg-Strelitz	95	Weimar	32
Hamburg	85	Hohenzollern	28
Hannover	81	Schwarzburg-Sondersh.	28
Mecklenburg-Schwerin	80	Schwarzburg-Rudolst.	27
Oldenburg	72	Rheinland	25
Württemberg	70	Koburg-Gotha	25
Hessen-Nassau	66	Reuß ä. L.	25
Pfalz	58	Braunschweig	22
Hessen	55	Altenburg	19
Waldeck	49	Anhalt	19
Baden	55	Provinz Sachsen	18
Westfalen	44	Schlesien	18
Königreich Sachsen	38	Ostpreußen	15
Bayern, rechts v. Rhein	36	Elsaß-Lothringen	5
Lübeck	35	Aus dem Reich	57

Da im Deutschen Reich die natürliche Zunahme jährlich 126 für 10,000 Personen ist, so folgt, daß sogar die große Auswanderung des Jahres 1881 noch nicht die Hälfte der jährlichen Zunahme hinwegnahm. Zu der Tabelle selbst will ich bemerken, daß ihr offizielle Zahlen aus Deutschland zu Grunde liegen, die ich aber um 21,3 Prozent vermehrt habe, da die offiziellen amerikanischen Listen eine um so viel höhere deutsche Einwanderung für 1881 nachweisen.

Zum Schluß nun ein Bild des Auswanderungsstromes im Jahrzehnt von 1871 bis 1880. Von je 10,000 Auswanderern gingen:

nach den Vereinigten Staaten	9,345
„ Brasilien	351
„ Australien	166
„ andern südamerikanischen Ländern	73
„ Kanada	22
„ Afrika	21
„ Mexiko, Zentralamerika, Westindien	17
„ Asien	5
	10,000

Aus der deutsch-brasilianischen Presse.

Kolonie-Zeitung,
Joinville, vom 29. September 1882.

Koloniefest. Die am 21. d. Mts. eingetroffene offizielle Nachricht, daß die Regierung definitiv autorisiert sei, den am 1. April d. J. erloschenen Kontrakt mit dem Hamb. Kolonisationsvereine auf weitere fünf Jahre zu verlängern, war die Veranlassung zu einer großen Festlichkeit. Nachdem am Donnerstag Abend die landesüblichen Raketen auch den ferner Wohnenden das freudige Ereignis verkündet hatten, bildete sich am folgenden Tage ein Festkomitee, welches die Bewohner zu einem Balle im Saale des Herrn Berner einlud, sowie zur Beteiligung an einem Festzuge mit Musik durch die Straßen der Stadt. Dieser Einladung wurde denn auch bereitwilligst entsprochen und trotz des schlechten Wetters und der durch den feinen Regen gründlich aufgeweichten Straßen sah man um 5 Uhr nachmittags vom Lokale des Herrn Berner aus einen stattlichen Festzug, mit Musik und Fahnen sich in

Bewegung setzen. Derselbe machte Halt vor dem Hause des Direktors der Kolonie, Herrn Bruſtlein, bei welcher Gelegenheit der Rechtsrichter, Señor Bento Fernandes de Barros, in einer begeisterten Rede auf die der Kolonie durch Verlängerung des Kontraktes entstehenden Vorteile aufmerksam machte und seinen Dank der Regierung und dem Deputirten Taunay öffentlich zu erkennen gab. Seine Rede schloß mit einem Hoch auf Herrn Bruſtlein. Hierauf begab sich der Festzug in das Festlokal zurück, woselbst sich später eine zahlreiche Versammlung zu dem bis zum Morgen andauernden Balle einfand. Auch hier wurden Reden gehalten und Hochs ausgebracht, sowohl in portugiesischer wie in deutscher Sprache, die stürmischen Anklang fanden.

Der erste Schritt zur Sicherung der gedeihlichen Fortentwickelung der Kolonie wäre nun geschehen, der erste Stein zum Gebäude wäre gelegt, möge das Gebäude selbst den Erwartungen der Kolonisten entsprechen! Die Realisierung dieses Wunsches liegt aber noch in den Händen der Regierung, welche das Recht hat, den alten Kontrakt zu revidieren, d. h. denselben event. abzuändern. Erst wenn der neue Kontrakt fertig und von beiden Parteien unterzeichnet ist, können wir uns ein Urteil erlauben, ob die Freudendemonstration der Joinviller am 22. d. M. eine berechtigte oder vielleicht verfrühte war. Möge letzteres nicht der Fall sein.

Kolonie-Zeitung,
Joinville, vom 6. Oktober 1882.

Die Munizipalkammer dieser Stadt bringt zur Kenntnis, daß sie in ihrer außerordentlichen Sitzung am 30. Sept. beschlossen hat, die seitherigen Benennungen folgender Straßen umzuändern und zwar:
die Wasserstraße: Dom Pedro Segundo-Straße,
die Ludwigstraße: Viskonde de Rio Branko-Straße,
die Hafenstraße: Marquez de Herval-Straße,
die Mittelstraße: Duque de Caxias-Straße,
die Cachoeirastraße: Commercio-Straße,
die Friedrichstraße: Conselheiro Jeronymo Coelho-Straße,
zu benennen. — Mit Recht verfällt dieser, das Deutschtum tief verletzende Akt, einer herben Kritik, die sich in verschiedenen „Eingesandts“ Luft macht. So schreibt ein alter deutscher Kolonist: „Es wurde mir schwer ums Herz, als ich diesen Beschluß mit meinen müden Augen las, — nicht diese allein waren es, welche mich schmerzten, nein, es war eine tiefe Empfindung von Mitleid für die Kammer und wirkliche Trauer über ihren Beschluß vom 30. September, welcher durch keinen Grund zu rechtfertigen ist. — Daß Kammerräte, welche nichts mehr zu thun haben, auf den Gedanken verfallen die Straßennamen zu verändern, ist ja schön, es ist doch ein Zeitvertreib wie ein anderer. Daß aber ihre Wahl in dieser Hinsicht gerade auf Straßen verfiel, deren Namen mit der Geschichte der Entstehung und Entwickelung unseres Städtchens so intim in Verbindung stehen, das war unglücklich, ja bedauernswert, denn es zeigt bei den betreffenden Räten einen vollständigen Mangel an Ortspatriotismus.

„Was sollen wir Alten unseren Enkeln erzählen, wenn sie fragen: weshalb heißt diese Straße Marquez de Herval-, Duque de Caxias- oder Dom Pedro Segundo-Straße? Die Marquez de Herval-Straße hieß „Hafenstraße;“ dort landeten, im jetzt eingeschütteten Matthiasbache, am Fuße der vom Blitz erschlagenen Oleo, wo so lange Jahre Poschaans Mühlsteine gelegen haben, — wir alten Kolonisten, und da stand, als wir kamen, Aubé, und antwortete mit lächelndem Gesichte auf jede unserer Fragen, ob es Bier, Brot, Eier, Butter, Milch u. s. w. gäbe, mit seinem französisch-deutschen Accent: „Serr wenige!“ Dort war unser Hafen, einen vollen Tag fuhr man mit dem Boot vom jetzigen Hafen bis dorthin! — Die Dom Pedro Segundo-Straße hieß Wasserstraße, weil man dort lange Jahre hindurch im Kote waten mußte und die Straße bei jedem Regen oder hoher Flut unter Wasser kam. Dreimal haben wir freiwillig bedeutende Summen zusammengesteuert und die Wasserstraße zu einer der besten Joinvilles gemacht, sowie wir Alten aus dem „Sumpfloch“ ein hübsches Städtchen gemacht haben. — Aber weshalb hat denn die Kammer diese kurzen historischen Namen in so lange unbequeme umgewandelt? werden unsere Enkel fragen. Das, mein Kind, mag Gott und der Komet wissen, denn einen stichhaltigen Grund kann Niemand finden.“

Deutsche Post,
San Leopoldo, vom 30. September 1882.

Rio Grande do Sul. Über den Verkauf von Ländereien zu Kolonisations-Zwecken hat die Provinzialregierung folgende Bestimmungen erlassen: Das Land wird auf Kosten der Provinz vermessen, der Käufer hat diese Kosten nicht zu ersetzen. Der Quadratmeter kostet 1 Real. Liegt das Land innerhalb schon bebauter Ländereien, so muß die eine Hälfte sofort, die andere aber erst nach 2 Jahren bezahlt werden. Bedingung ist, daß innerhalb dieser Frist der Käufer das Land bewohnt und bebaut, sonst wird er des Landes verlustig und auch der eingezahlten Hälfte. In neu anzulegenden Koloniebezirken geschieht der Verkauf auf Kredit. Ist das Land erwiesenermaßen schlecht, so kostet der Quadratmeter nur $^1/_2$ Real. Der Käufer erhält den vom Ingenieur ausgezogenen Plan seiner Besitzung. Wer mehr als 1 Legua kauft, bekommt es in Koloniebezirken zu $^1/_5$, und außerhalb zu $^1/_8$ Real; wenn man sich verpflichtet, eine Straße durchzulegen, so erhält man es auch in Koloniebezirken zu $^1/_8$. — Es werden Käufer gesucht für 32 Quadratleguas, die der Staat der Provinz geschenkt hat.

Allgemeine Deutsche Zeitung,
Rio de Janeiro, vom 21. Oktober 1882.

Santa Leopoldina, 22. September 1882. Am 19. d. M. kam der neue Geistliche für die evangel. Kirchengemeinde am Jaquitiba, Herr Pastor Hasenack, an. Der bisherige Seelsorger, Herr Pastor Mühlinghaus, unter dessen Leitung die Gemeinde ihre neue prächtige Kirche innerhalb Jahresfrist erbaut, stand vor seiner Abreise nach Nordamerika noch der Einweihung der Kirche vor. Wohl an 1000 Personen waren dicht gedrängt zugegen. Vor dem festlichen Akte wurde die Kirche nebst Schule und Pfarrhaus und der ganzen Menschenmenge photographisch aufgenommen.

Briefkasten.

Dr. Br. in Hamburg. Mit nächstem Hefte beginnen wir regelmäßig über die Bewegungen des Welthandels zu berichten und kommerzielle Originalkorrespondenzen von überseeischen Plätzen zu bringen.

Die Kolonialländer den Kolonisten!

Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift hat Herr Ch. Nusser ein Bild von den Anschauungen der argentinischen Nativisten entrollt. Dieses Bild ist ohne Zweifel von großem Interesse, da es uns mit einem Faktor näher vertraut macht, mit welchem alle Kolonisationspolitiker zu rechnen haben. Die einleitenden Worte lassen aber die Deutung zu, als wolle Herr Nusser diesen Anschauungen der Nativisten als „der Hauptbeteiligten, der Landesherren" auch vom Standpunkte der deutschen Kolonisten aus, deren Interessen die „Weltpost", wie jedes deutsche Blatt, doch ausschließlich zu vertreten hat, vollste Berechtigung einräumen.

Dies gibt uns die Veranlassung, der Losung „Argentinien den Argentinern!" die andere entgegenzusetzen: „Die Kolonialländer den Kolonisten!" Wir glauben hiermit die rechte Mitte zu treffen zwischen eben jenen Nativisten und den der Kolonialgeschichte unkundigen Schwärmern, welche z. B. die deutsche Kolonisationsfrage nur auf dem Wege der „Annexionen" lösen zu können meinen.

Wenn ein Land immer den ersten Besitzern gehören müßte, dann würden die „Landesherren" Argentiniens rechtmäßigerweise heute noch die Guaranis, die Tehuelches, Puelches, Chiriguanos und Tobas sein. Die Vorfahren der heutigen Bürger der argentinischen Republik haben aber keine Bedenken getragen, die schönen Länder des La Plata unter ihre Herrschaft zu bringen, teils mit Gewalt, teils mit friedlichen Mitteln der Arbeit. Die Rechtstitel bestanden ausschließlich in der höheren Kultur, welche diese Eindringlinge oder vielmehr Kolonisten den Ureinwohnern gegenüber besaßen. Und als die in dem Boden ruhenden Machtmittel den Kampf mit dem spanischen Mutterlande gestatteten, thaten die Kolonisten Recht daran, daß sie sich zu unabhängigen Vollbürgern und zu Herren des Landes erklärten. Die Nachkommen jener ersten Kolonisten täuschen sich aber, wenn sie glauben, der Vorgang der Kolonisation und damit auch der Volksneubildung sei bereits abgeschlossen. Oder meinen die zwei und eine halbe Million Menschen, welche jetzt die Argentinische Republik bewohnen, das Recht zu haben, in alle Ewigkeit über ein Land von der Größe Rußlands die alleinigen Landesherren bleiben zu können?

Nein, sie werden diese Herrschaft mit den Kolonisten der Zukunft teilen müssen, ebenso wie ihre Väter sich mit den Indianern in diese Herrschaft teilten. Und die Stellung, welche das im Lande geborene Element (die Nativisten) zu den neuen Ankömmlingen einnehmen wird, hängt auf der einen Seite von der Zahl der letzteren, auf der anderen aber auch — und das wolle man nicht übersehen — von der Kulturhöhe und der Kulturleistungsfähigkeit dieser Kolonisten im Verhältnisse zu den Nativisten ab.

Dabei ist es sehr gut möglich, daß das Volk einer zweiten Kolonisationsperiode sprachlich und staatlich einen durchaus anderen Charakter trägt, als das in der ersten Kolonisationsperiode herrschende. Man denke doch nur an die früher französisch und holländisch kolonisierten Teile der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß diese jetzt einen angelsächsischen Charakter tragen, ist weniger die Wirkung der vorausgegangenen britischen Eroberung, als vielmehr einer überwältigenden britischen Einwanderung und Kolonisation.

Kolonisten, welche in der Heimat selbstbewußten Völkern und Staatswesen angehört haben, werden zu allen Zeiten den Versuch machen, dem Koloniallande möglichst ihren eigenen Stempel aufzudrücken. Das beste Mittel, um das zu erreichen, ist aber die baldigste Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Koloniallandes. Gerade selbstbewußten Kolonisten kann daher nichts lebhafter angeraten werden, als baldigste staatsrechtliche „Naturalisation" in der neuen Heimat. Dann vollzieht sich der Prozeß der Neubildung des kolonialen Volkslebens und Staatswesens am meisten im Sinne der Kolonisten. Er vollzieht sich aber auch am schnellsten und friedlichsten, denn es muß dann bald das Mißtrauen der Nativisten gegen die Fremdlinge schwinden. Die Fremdlinge hören ja auf, solche zu sein. Sie erobern ihre neue Heimat nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Pflug, der Axt und dem Hammer. Die Zukunft des Kolonialstaates wird aber dem gehören, der in der Arbeit des Friedens der stärkere ist. E. H.

Der amerikanischen Westküste entlang,

eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

Will der Leser im Geiste mit mir die schönste Küstenstrecke entlang segeln, die das östliche Stille Weltmeer bespült? In stolzer, erhabener Ruhe — sowie einst als Balboa mit Panzer und Schild bewehrt in seine Fluten stieg, um ihn für seinen allerchristlichsten König in Besitz zu nehmen — vom tiefblauen Himmel überwölbt, bestrahlt vom goldenen Tagesgestirn, so liegt er da vor unseren Augen, dieser größte der Ozeane, während unser Schifflein sich in der Mündung des Rio Tumbey schaukelt, der die Südgrenze von Ecuador bildet. Nahezu 400 Jahre sind seit der Entdeckung des amerikanischen Kontinents verflossen, aber das Küstengebiet, über das jetzt unser Auge schweift, ist noch wenig gekannt — viel weniger als die reichen, fruchtbaren Gebiete, die sich nördlich und südlich anschließen. Ureinwohner sind's und Mischlinge, welche die Bevölkerung von Ecuador bilden und durch die Hülfe der knappen Zahl Europäer, welche die wenigen Häfen besuchen oder sich zeitweilig dort niedergelassen haben, mit der Zivilisation in träger Verbindung stehen. Es ist ein gleichgültiges, arbeitsscheues Volk, das da sorglos lebt in rohen Hütten und gebrechlichen Häusern, konstruiert aus schmächtigen Baumstämmen, Schilf, Palmblättern und Stroh, und welche auf zehn Fuß hohe Pfosten gesetzt sind, damit die Bewohner vor den schädlichen Ausdünstungen der feuchten Erde bewahrt bleiben und geschützt sind gegen die Schwärme von Insekten, Reptilien und Ungeziefer aller Art, welche die Wohnungen der Menschen auch gerne zu den ihrigen machen. In den Hängematten, da verträumen die Ecuadoraner drei Viertel ihres Lebens: die Ruhe ist ja so süß und warum schaffen, warum rennen und jagen, wenn die Natur gütig schenkt, was frugale Menschen

brauchen? Freilich: Bedürfnislosigkeit, geistige wie physische, ist die Voraussetzung dieses Schlaraffenlebens und ihre Aneignung ist nur einer Rasse leicht, deren Energie ein entnervendes Klima über das erste Aufkeimen hinaus nicht weiter wachsen läßt. War es wohl Freiheitssinn, welcher den Vorfahren dieses apathischen Volkes die Waffen gegen die Spanier in die Hand drückte, die trotz ihrer überlegenen Kriegskunst ihre Autorität nicht vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts anerkannt sahen und dann auch nur mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach? Freiheitssinn? Möglich, daß es Arbeitsscheu war, denn wo die habgierigen Konquistadores festen Fuß faßten, da mußten die Unterjochten harte Frohndienste leisten — des blinkenden Goldes und Silbers wegen.

Bis hinauf, wo die Herrschaft der columbianischen Union zu Ende geht, liefert das Küstengebiet eine Fülle tropischer Produkte. Neben majestätischen Waldbäumen wachsen in vollkommenster Entwickelung die wertvollsten Handelshölzer, und üppiges Grün breitet sich vom Fuße der Kordilleren bis zum seebespülten Gestade aus. Das gilt nur als allgemeiner Charakterzug, denn auf manche Sanddüne, auf manches nackte Vorland fällt das Auge des vorbeisegelnden Schiffers, den Inland-Reisenden aber begleitet eine reiche Pflanzenwelt bis auf den Gipfel einzelner, die Regel unterbrechender Berge. Mancher ungeberdige Fluß hat seine Wiege hoch oben im Gebirge und wie er niedersteigt in den Schoß der großen Mutter, da schwillt er an, genährt von endlosem Regen, und stürmisch bricht er sich Bahn durch Wälder und Klippen, um sein Wasser mit der Salzflut zu vermählen — ein Akt, der sich nicht friedlich vollzieht. Da rauscht und gurgelt es und trübe wälzen sich die Wogen vor und zurück; in diesem Tumulte aber gibt es Trümmer, die Sandbänke, Untiefen und Schlamminseln bilden, welche die Schiffahrt schwierig, an mehreren Stellen sogar gefährlich machen. Trotzdem kann ein Tiefseeschiff so nahe der Küste entlang segeln, daß seine Bemannung die Hütten der Eingeborenen erblicken kann, welche um die Buchten herum zerstreut liegen, die sich aber nicht mit Booten beleben, wenn eine Flagge in Sicht kommt, denn jene Indolenten treten nur ungern mit Fremden in Verkehr. Wenn wir unser Schifflein vom Rio Tumbey nordwärts segeln lassen, dann können wir die wenigen Häfen besuchen, wo sich der geringe Verkehr mit der Außenwelt abwickelt. Da ist **Buenaventura**, das ungefähr tausend Bewohner hat und hauptsächlich Salz, Hängematten, Strohhüte und Knoblauch importiert und im Tausche dafür Tabak, Zucker, Rum, Kakao und tropische Früchte gibt. Europäer weilen nicht gerne dort, weil der Platz für ungesund gilt und das Leben ohne jeglichen Komfort und trotzdem teuer ist.

Utacames, ein Städtchen mit fünf- oder sechshundert Bewohnern, liegt nahezu unter dem Äquator; seine weit zerstreuten Hütten scheinen auf Stelzen zu stehen, was, wie erwähnt, die allgemein übliche Architektur in diesem Lande ist. In geringer Entfernung fließt der tief im Inlande entspringende Esmeraldafluß, vor dessen Mündung, zwei Meilen aufwärts, die Stadt **Esmeralda** liegt, mit 4000 Einwohnern, die aus Negern und Sambos — den Mischlingen von Afrikanern und Indianern — zusammengesetzt sind. Der Edelstein, welchem die Stadt ihren Namen verdankt, wurde einst in ihrer Nähe durch regelmäßigen Minenbau, von den allerorts betriebsamen Jesuiten gewonnen; seit ihrer Vertreibung aber bekümmert sich niemand um den Reichtum, den die Erde birgt. — Nicht weit entfernt liegt **Porto Tumaco**, ein Weiler, aus Schilfhütten bestehend, der Zedern- und Mangroveholz in sehr bescheidenen Mengen exportiert.

Ungefähr fünfundzwanzig Wegstunden von der See, an den Ufern des **Guayaquil**, liegt die Stadt gleichen Namens, so schön wie der Fluß, in dem sie sich spiegelt, die Metropole Ecuadors. Sie ist der Hafen für die altberühmte Hauptstadt Quito und die Bergstädte, welche weit hinten in den Andes liegen. Wie fast in allen größeren südamerikanischen Städten, so laufen auch in Guayaquil die Straßen im rechten Winkel — ein Bauplan, den die spanischen Städtegründer als Ideal betrachteten. Die Kirchen, obgleich etwas leichter gebaut, wie es im lateinischen Amerika üblich ist, haben ein gefälliges Äußere und mögen die Aufmerksamkeit des Fremden eine Weile fesseln. Aber der Gegenstand seines größten Interesses bleibt die „Marina", welche sich an den Ufern des Guayaquil zwei englische Meilen lang dehnt, hundert Fuß rückwärts geht und umsäumt ist mit schönen Häusern, welche der umgebenden Szenerie einen malerischen Reiz verleihen. Früh an jedem Morgen liegen an den Hafenmauern unzählige Boote, beladen mit Früchten, welche nur die tropische Sonne reift, und anderen Produkten des fruchtbaren Bodens der Thäler und Hügelhänge. Durch die Straßen aber rumpeln die schwerfälligen Baikas, die mit Reben zusammengebunden sind und je eine Last irdener Krüge tragen, die mit dem klaren Wasser gefüllt sind, das die Gebirgsbäche führen, ehe sie sich den Ufern des Guayaquil nähern. Hier und dort, soweit von einem erhöhten Punkte unser Auge schaut, erstrecken sich grüne Ebenen, mit Wäldern umsäumt und von Herden belebt. Auf dem Flusse aber liegt still und ruhig eine kleine Handelsflotte, die geschmückt ist mit den Flaggen vieler seefahrender Nationen. Kommt die Arbeitszeit, dann wird es lebhaft im Hafen: da werden die Kakaokanister verladen und die Nutzhölzer, die im Norden irgendwo Verwendung finden sollen. Wenn ohne vermittelnden Übergang die Nacht hereinbricht und die ganze Marine beleuchtet ist von dem Lichte, das die Laternen auf den Straßen, den Balkonen und Türmen ausstrahlen, dann zeigt sich Guayaquil in seinem ganzen wunderbaren Reize, dann berechtigt es seine Bewohner zu der Behauptung, es sei ein irdisches Paradies. Indianer, Sambos, Mulatten, Mischlinge, die schwer in eine ethnologische Kategorie zu bringen sind, und ein Häuflein Europäer bewohnen diesen tropischen Garten. Vergessen darf ich nicht, daß hier auch Spanier — nein, Kastilianer leben, denn so nennen sie sich stolz, weil ihre Vorfahren von der hisperischen Halbinsel kamen und kein fremder Blutstropfen in ihren Adern fließt. Kreolen werden sie von den Europäern, namentlich von den Altspaniern, genannt und zwar mit einiger Beimischung von Geringschätzung.

Wohl ist **Guayaquil** ein Juwel, dessen Glanz aber doch verblaßt, wenn die ältere Schwester, die Königin der südamerikanischen Seestädte, wenn Panama vor unseren Augen auftaucht. **Panama!** die altberühmte, oft genannte, in unseren Tagen durch den Kanalbau zu neuem Glanze berufene Stadt. Kaum ein Jahr nach der Entdeckung des

Stillen Ozeans wurde Panama erbaut, das rapid an Größe und Pracht gewann. Als es dann auf der Höhe seiner einstigen Blüte stand — mit seinen Klöstern, Palästen (die nach dem alten kastilianischen aristokratischen Stile mit Burghöfen umgeben waren), mit seinen Festungswerken und Hafenbauten — da bot es, nach dem Zeugnis der Zeitgenossen, einen überwältigend schönen und großartigen Anblick von der Seeseite dar. Sein Hafen, obgleich geräumig und offen nach dem Ozean, spiegelt in seinem klaren Wasser manche herrliche Insel, hinter welcher die Schiffe Schutz vor den Seewinden finden. Wechselvolle Szenen haben sich in diesem Hafen und seiner Umgebung abgespielt — hier ist romantischer Boden, wie nicht ein zweites Mal in der Welt. Seeleute, Soldaten und Ritter haben Panama als ihre Hochburg betrachtet, von der sie auszogen auf ihre Abenteuer, die dem Auffinden von Eldorado galten; nach der sie zurückkehrten, enttäuscht, aber nicht entmutigt. Hier war es, wo der verwegenste aller Konquistadoren, Pizarro, seine Brigantinen ausrüstete, um das Incareich, das er nur vom Hörensagen kannte, zu erobern. Hier ist auch die Wiege der Boucaniers, die in der Umgegend als gemeine Strauchritter raubten und stahlen, bis ihnen ein kühner Handstreich gelang und sie in den Besitz eines Schiffes kamen, mit dem sie auf eine Beutefahrt nach Süden segelten.

Jahre verrannen — Panamas Macht und Ansehen wuchs, so aber auch diejenige der Boucaniers. Da kam das Jahr 1670, das verhängnisvoll werden sollte für die stolze Stadt. „Der kühnste aller Räuber", der Freibeuter **Morgan**, kam mit seiner Bande von der jenseitigen Küste über die Landenge gezogen und vollbrachte eine That, wie sie in der Räubergeschichte aller Zeiten ohne Seitenstück dasteht. Das stolze, starke, reiche Panama nahm er nach einem Gefecht auf offenem Felde mit stürmender Hand, massakrierte seine Bewohner, plünderte seine Schätze, und als er abzog, ließ er nur rauchende Trümmerhaufen zurück. Das war der berühmteste Streich, den jene Verbrecher zu Wasser und zu Land, welche man Boucaniers genannt hat, ausgeführt haben und welcher selbst von einem Morgan auch nicht in annähernder Weise mehr wiederholt wurde. Nachdem sich das Entsetzen über die Schandthat gelegt hatte, wurde die Frage erwogen, ob Panama wieder aufgebaut werden sollte. Gewiß, es sollte, denn an jenem Platze muß eine Stadt stehen; es ist eine Notwendigkeit, die sich unbekümmert um staatliche Dekrete geltend machen würde. Aber wohlweislich baute man die neue Stadt an einem Platze auf, der eine Meile von dem Ruinenfelde entfernt liegt, denn dort konnte die Verteidigung von der See- wie Landseite viel wirkungsvoller ausgeführt werden. Und Neu-Panama wuchs und blühte und der alte Glanz kehrte zurück, als die Silberflotten nach Peru segelten. Mit fabelhaften Schätzen kehrten sie zurück, welche auf Maultiersrücken über die schwindelnden Höhen des Isthmus nach Porto Bello transportiert wurden, von wo sie über den atlantischen Ozean schwammen, um schließlich unter den Nationen Europas zerstreut zu werden. Doch die Zeit schuf Veränderungen, die das Ende der spanischen Herrschaft in Amerika herbeiführten. Große Kauffahrteischiffe belebten jetzt die Gewässer der Westküste, sie tauschten wertvolle Ladungen ein und kehrten ihren Kiel nach dem Kap Horn. Das hatte zur Folge, daß trübe Tage über die Stadt der Perlen hereinbrachen, die, wie es schien, der Vergessenheit anheim fallen sollte. Aber wieder schuf die Zeit Veränderungen; diesmal an den „kleinen Fragmenten der Welt", die ihre Schwingen ausbreiten, um die Brise zu fangen, damit sie Nord und Süd, Ost und West in Verbindung miteinander bringen können. Nicht mehr allein schneeweiße Segel, einst der Stolz aller Seeleute, sind es, welche das kommende Schiff dem spähenden Auge verkünden, sondern auch Wolken schwarzen Rauchs, die den Schornsteinen riesiger Dampfer entsteigen. Und diese Dampfer hauchten Panama neues Leben ein. Wie lebendige Geschöpfe, so gleiten sie die Küste entlang, nach Norden und nach Süden, bis zu den äußersten Enden des Stillen Ozeans, und zurück kehren sie mit den Produkten aller Klimate nach dem alten Hafen, wo sie ausgeschifft und mit dem Dampfrosse an die auf der atlantischen Seite wartenden Schwesterschiffe versandt werden, welche sie nach den Haupthäfen Europas und Nordamerikas bringen. Wieder blühte die berühmte Stadt auf, welche auf einem Landvorsprunge steht, wie eine Schildwache, welche den Lauf der Ereignisse in beiden Hemisphären überwacht. Was wird nun ihr Schicksal sein, wenn der Isthmuskanal fertiggestellt und die Schiffe, ohne in ihren gastlichen Hafen einzukehren, weitersegeln nach dem fernen Ziele? Wird sie dann an kommerzieller Bedeutung verlieren? Soll sich ihr wechselvolles Schicksal weiterspinnen, sollen noch einmal dunkle Tage für die Altberühmte kommen? Und wenn sie kommen sollten, so bleibt ihr der Trost doch: in Vergessenheit kann sie nun nicht mehr geraten und menschlicher Voraussicht nach wird ihr schließliches Geschick doch ein freundliches sein — dafür bürgt ihre geographische Lage und ihr vortrefflicher Hafen.

Das sind die Betrachtungen, die uns beschäftigen, während die Berge des Isthmus vor unsern Augen auftauchen. Dem Landbewohner erscheint, wenn er sich nach langer Seereise dem Hafen nähert, der feste Grund in magischem Lichte, aber wie oft fühlt er sich schon enttäuscht, wenn sein Schiff Anker geworfen hat. Nicht so in Panama. Dieses Feenbild, das da über dem tiefblauen Wasser zu schweben scheint, fließt nicht wie die Fata Morgana vor dem sehnsüchtigen Reisenden: es bleibt, es ist eine Wirklichkeit, es verliert nichts von seinem Zauber, wenn Du glaubst, es mit den Händen greifen zu können. Es bleibt wahr: der Anblick Panamas von der See wird von keiner Hafenstadt der neuen Welt übertroffen. Wohl ist die Bai von New York in den Monaten Mai und Juni so herrlich, daß sie alles bietet, was ein Naturenthusiast nur verlangen kann, wunderlieblich ist Havanna und hat man nicht die Bai von Rio de Janeiro als das schönste Landschaftsbild der Erde gepriesen? Panama aber hat seine reizvollen Schönheiten, die nur ihm eigentümlich sind, die nicht übertroffen werden — nirgends — nirgends, so weit uns auch unser Schifflein trage. Allerdings dürfen wir nicht an einem Nachmittag in der Regenzeit, wenn eine Miniatur-Sintflut Land und Wasser verfinstert, in den Hafen einlaufen, wenn wir dieses Urteil bestätigt finden wollen. Nein, an dem frühen Morgen des Hochsommers müssen wir kommen, wenn die Luft klar ist — so klar, daß die fernsten Dinge mit wunderbarer Deutlichkeit erblickt werden können, und wenn

eine gewisse Frische über Stadt und Land liegt, als seien sie soeben einem Bade entstiegen.

Zwei kleine Inseln sind es, Bona und Otoque, welche wir zuerst und ganz nahe passieren, nachdem wir Punta Mala, das südwestliche Kap der Bai, umsegelt haben. Es folgen zwei größere und nützlichere Inseln: Taboga und Tabogilla, auf welchen vor einem Jahrzehnt ein viel regeres Leben herrschte wie heute, denn auf denselben waren die Kohlenstationen und Werften der englischen und amerikanischen Dampferlinien etabliert, die aber inzwischen verlegt worden sind. Auf Taboga stand einst eine wichtige Stadt — nun sind nur noch zerbröckelnde Häusertrümmer zu sehen, von Schlingkräutern überwuchert und stinkend von dem Schmutze, der von einem tiefverkommenen Menschenschlage geschaffen wurde. Trotzdem ragt da eine Kirche empor — welcher spanischen Stadt fehlte eine solche? Sie hat einen viereckigen Turm und in demselben hängt eine Glocke, die so hart und steif durch die Schalllöcher ruft, wie alle ihre Schwestern im lateinischen Amerika. Wie reimt sich das mit dem oft gerühmten musikalischen Sinne des Volkes? Hat es noch niemals singen und sagen hören von den Glocken im Lande Luthers, die so wundervoll läuten, daß die Herzen tief bewegt werden und ihre Töne in der Erinnerung haften für und für? Kuhglockentöne in den Alpen schlagen noch melodischer ans Ohr wie das Tang-tang, das vom Turme von Taboga schrillt, während wir vorübersegeln. Welcher Garten von Eden könnte diese Insel sein! Ananas kultiviert man jetzt auf ihr, die von so vorzüglicher Güte sind, daß sie mit denjenigen von Guayaquil und Singapore in einem Range stehen.

Nun wir an diesen Punkt der Bai gekommen sind, liegt das Panorama in seiner ganzen Pracht ausgebreitet vor uns da. Links liegt die hohe, vielgestaltige Küste und in deren Hintergrund einige malerische Berge, die Ringe in der Kette bilden, welche die Andes des Südens mit dem Schwestergebirge im Norden verbindet. Rechts dehnt sich ein weites, welliges Niederland, das ostwärts läuft, bis es gradweise in dem ruhigen Gewässer der Bay versinkt. Gradaus trifft unser Auge auf den merkwürdigen Hügel Ancon, der isoliert im Hintergrunde der Halbinsel liegt, auf welcher Panama erbaut ist und eine natürliche Schutzwehr bildet, welche die Stadt vor den Ausdünstungen der Sümpfe des Rio Grande, die hinter seinem Rücken liegen, bewahrt. Die lieblichen Inseln Flamenco und Perigo sind in Sicht und nun auch die Stadt, die einzig schön in der Morgensonne leuchtet. Rechts, weit entfernt, tauchen die Trümmer des Turmes von San Gerome auf, welche nebst einigem unkrautüberwucherten Gemäuer nur noch allein übrig geblieben sind von dem stolzen, alten Panama, das Morgan mit seinen Boucaniers zerstörte. Nach Zeichen von Kultur aber blicken wir vergeblich aus. An Südseeinseln, von Wilden bewohnt, bin ich vorbeigefahren und sah genau so viel wie hier. Dort und da liegt eine Schilfhütte, umgeben von einer Gruppe Kokosnußpalmen — das ist alles, was als ein Kulturzeichen aufgefaßt werden könnte. So, wie jetzt die Wälder da liegen, so müssen sie schon da gelegen haben, als Kolumbus San Salvador entdeckte, und wenn wir die Stadt und die wenigen Unternehmungen fremder Ansiedler aus dem Bilde herausheben, so bleibt nicht mehr, was auf eine Zivilisation hinwiese, als was wir auf selbstüberlassenen Südseeinseln finden. Die Jungfräulichkeit dieser Szenerien mag wohl ein wesentlicher Teil ihrer Schönheit sein; möglich ist, daß der Pflug und die Rodhacke manchen Reiz zerstören würde. Und doch: tiefes Bedauern muß man empfinden, daß hier nicht fleißige, tüchtige Menschen wohnen, die aus dieser schönen Wildnis einen Garten machen. Welches geschäftige Leben könnte herrschen, da, wo von menschlichem Dasein nur einige Rauchsäulen zeugen, die träge aus einer Baumgruppe zum Himmel aufsteigen und die Plätze erkennen lassen, wo einige Eingeborenen ihr frugales Mahl kochen — in einer Weise, die nicht kultivierter ist wie diejenige der Bewohner von Fidschi oder des Feuerlandes.

Daß das Land — der Stadt Panama nämlich — in diesen primitiven Zuständen verharren kann, ist für alle ein unbegreifliches Wunder, die Volk und Regierung nicht näher haben kennen lernen. Es ist ganz natürlich, daß sie voraussetzen, eine Stadt von der Größe Panamas, die einen der schönsten und vortrefflichsten Häfen der Erde habe und Terminus einer hochwichtigen Eisenbahn sei, müsse auf die Bahn des Fortschritts gedrängt werden und das Land, dessen Hauptstadt sie ist, mit ihrem Geiste erfüllen. Sie sind erstaunt, daß alles, was sie sehen, mit Ausnahme des Eigentums der Fremden, sich in einem Zustand des Verfalls befindet und das „Einst" wiederzukehren droht, das die spanischen Konquistadores vorfanden. Diejenigen aber, welche die Lage verstehen — die ein Dutzend Revolutionen an Ort und Stelle miterlebt haben, die das Volk kennen und sich von den Segnungen der sogenannten republikanischen Regierungsform überzeugen konnten, die vermögen ohne Schwierigkeit das Rätsel zu lösen. Diese wissen, daß, wenn Panama mit seiner Umgebung sich selbst überlassen bliebe, es bald nur noch der Geschichte angehören würde, daß in wenigen Jahren die Fledermäuse und Eulen Besitz von der Stadt ergreifen und die wenigen verbleibenden Bewohner auf die Stufe der Wilden herabsinken würden. Denn das Volk ist zur Selbstregierung durchaus unfähig, seine Regenten kennen nicht Ehre und Ehrlichkeit, seine Gesetze sind nur da, um gebrochen zu werden, ein bewaffneter Mob, der sich Armee nennt, bildet die höchste Macht im Lande — wie soll da die Wohlfahrt gedeihen? Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Die stetige Abnahme der Südsee-Insulaner.

Gleich den Indianern, den Rothäuten Nordamerikas, verringern sich die Bewohner Ozeaniens, wenigstens diejenigen der meisten Inselgruppen, in einem ganz auffallenden und erstaunlichen Grade. Merkwürdig ist dabei die Thatsache, daß, jemehr Kultur und Zivilisation um sich greifen, jemehr die ehedem so barbarischen und vielgefürchteten Insulaner an europäische Sitten und Gebräuche gewöhnt werden, desto mehr und sicherer auch die Abnahme der australischen Südseevölker an Ausdehnung gewinnt. Wie allerwärts, so ist der Segen zivilisatorischer Werke auch hier nicht ausgeblieben, auch hier haben europäische Kultur und Gesittung ebenso erfreuliche und dauernde Resultate zu Tage gefördert,



Tropischer Urwald.

Aus „A. Jacob, **Unsere Erde**", Ill. Bibliothek der Länder- und Völkerkunde I. Band.

auch hier ist der Same, den europäische Lehrer — zumeist Missionäre — ausgestreut haben, auf guten fruchtbaren Boden gefallen und hat ersprießliche Früchte gezeitigt. „Ist nicht schon allein der schnelle und massenhafte Übertritt der früheren heidnischen Südseeinselbewohner zum Christentume der beste und unumstößlichste Beweis für deren weiteres Vordringen in Kultur? Auch ihr früheres süßes Nichtsthun haben die Eingeborenen durch den zu regen Verkehr mit Europäern mit der Zeit aufgeben müssen; dem dolce far niente ist eine regelrechte Thätigkeit, ein geordnetes Arbeiten gefolgt, wenn es auch freilich noch heutigen Tages auf diesem oder jenem Eilande Ausnahmen hiervon geben mag. Auch an der Kleidung und den Wohnstätten der Insulaner macht sich deren kultureller Fortschritt bemerkbar; fast alle kleiden sich jetzt nach europäischem Muster; ihre Hütten scheinen immer mehr zu verschwinden und Steinbauten — meist niedrigen Häuschen — Platz zu machen. Wie groß aber auch immer der Fortschritt der Südseebewohner in europäischer Gesittung sein mag, so läßt sich doch trotzalledem nicht wegleugnen, daß Kultur und Zivilisation zwei der wichtigsten Faktoren sind, die unabläßig an dem Ruin, an dem Hinsiechen vieler Stämme der Südsee-Insulaner nagen. Am deutlichsten und auffälligsten zeigt sich die Bevölkerungsabnahme auf den Sandwich-Inseln, auf Tonga, Samoa und Viti, ganz abgesehen von den Eingeborenen der Doppelinsel Neu-Seeland, den Maoris, die sich seit den letzten Dezennien in einem erschrecklichen Grade verringern; zweifelsohne steht diese Rasse schon jetzt auf dem Aussterbe-Etat; denn wenn heut vielleicht noch 40000 Maori Neuseeland bewohnen, so ist dies eine schon etwas hochgegriffene Zahl. Der Ureinwohner Neu-Seelands weiß auch selbst recht gut, daß seine ohnehin schon sehr empfindlich gelichtete Rasse über kurz oder lang einem völligen Verschwinden preisgegeben ist; sagt doch der Maori ganz von selber: „Wie des weißen Mannes Ratte die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tötet unser Farnkraut und so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Manne selbst." Wie bei den Rothäuten Amerikas, so spielt auch bei ihren Leidensgefährten in der Südsee der „Brandy", jenes berüchtigte Feuerwasser, eine hohe Rolle; denn kaum hatten die ersten Europäer festen Fuß auf den verschiedenen paradiesischen Südsee-Eilanden gefaßt, als auch schon der „Brandy" unter den Eingeborenen die weiteste Verbreitung fand. Die hochgestelltesten Häuptlinge, die „Könige", schienen gerade das größte Wohlgefallen an jenen schädlichen Getränken zu finden. So hatte sich z. B. der vormalige König von Raiatea, Tomatau, binnen kurzer Zeit in so starkem Maße dem Trunke ergeben, daß er vollkommen regierungsunfähig ward und er seines Amtes nicht mehr im geringsten walten konnte. Glücklicherweise setzten ihn seine Unterthanen noch zur richtigen Zeit vom Throne und schickten ihn nach der Nachbarinsel Tahiti, woselbst Tomatau fast nur von Absynth seinen Lebensunterhalt bestreitet. — Mit dem Laster des Trinkens riß zu gleicher Zeit unter vielen Südseevölkern eine grenzen- und beispiellose Liederlichkeit ein, die in verhältnismäßig kurzer Zeit viele Opfer forderte. Es war namentlich der Verkehr mit rohen, ungebildeten Schiffsmannschaften, welcher die Insulaner gar bald von ihrem früheren sittlichen Lebenswandel abführte auf Pfade der Unmoralität und Verwilderung, zu Ausschweifungen der gröbsten Art. Wie oft ereignete es sich nicht, daß Matrosen europäischer Handels- oder Kriegsschiffe desertierten und von den Wilden, den gutmütigen „Kindern der Natur", aufs gastfreundlichste empfangen und aufgenommen wurden! Doch der Umgang mit solchen verderbten Flüchtlingen trug den Eingeborenen nichts als Schaden und Unheil zu, und nur zu leicht gewöhnten sich letztere an die Unsitten und üblen Laster ihrer Gäste, die mit einer Flasche „Brandy" von den harmlosen Insulanern verlangen konnten, was nur irgendwie im Bereiche der Möglichkeit lag. Nicht gar zu lange währte es, so hatten unter den Eingeborenen die gräßlichsten ansteckenden Krankheiten Platz gegriffen, welche hunderte von Opfern forderten. Bei der verhältnismäßig sehr geringen Widerstandskraft der Südseebewohner bei ausbrechenden Epidemien griffen Krankheiten verschiedenster Gattung mit erstaunlicher Schnelligkeit um sich, besonders war es die so gefährliche Syphilis, welche erstaunliche Massen von Ozeaniern dahinraffte. Auch Brustkrankheiten, Schwindsucht und Masern arbeiten unausgesetzt an dem Dahinschwinden der polynesischen Bevölkerung. Dem Verbreiten von Krankheiten leistet der kolossale Aberglaube der meisten Eingeborenen den größtmöglichsten Vorschub; fremde Ärzte durften sich ihnen nicht nähern, der gute Wille der ersteren blieb unbeachtet und völlig resultatlos; helfen sich doch die Insulaner nicht einmal untereinander in Zeiten der Not und Gefahr, um wie viel weniger lassen sie sich von einem „weißen Manne" Ratschläge erteilen! Nicht gar zu lange Zeit ist es her, daß ein englisches Kriegsschiff auf den Viti-Inseln die Masernepidemie einschleppte, welche mit erstaunlicher Schnelligkeit viele Tausende von Vitianern erbarmungslos dahinraffte. So mögen die vorerwähnten Krankheiten im Verein mit dem „Brandy" als die hauptsächlichsten und schwerwiegendsten Übel erscheinen, an denen der Ozeanier noch immerwährend zu leiden hat!

Zu dem eben Gesagten gesellt sich überdies der Nebenumstand, daß die Nahrung der Polynesier zumeist vegetabilischen Ursprunges ist; nur selten kann man bei ihnen animalische Speisen vorfinden.

Ein anderer schwerwiegender Grund für das allmähliche Dahinschwinden der polynesischen Volksstämme liegt aber in der Behandlung derselben durch die eingewanderten „Weißen". Am schwersten aber hatten die Eingeborenen von jenen Fremdlingen zu leiden, welche aller Mittel bar aus fernen Landen nach der Südsee gekommen waren, um hier neuen Reichtum zu sammeln, zu welchem Zwecke ihnen die armseligen Inselbewohner die willkommensten und willenlosesten Werkzeuge sein sollten und vielfach auch sein mußten. Besonders verstehen es die Engländer, sich mit Hilfe der Insulaner zu hohen handelspolitischen Stellungen emporzuschwingen, indem den Eingeborenen nur ein weniges an Lohn und mitunter auch an Kost für ihre schweren Arbeitsleistungen geboten wird; hierzu kommt, daß die Behandlung in vielen Fällen eine nichts weniger als menschliche genannt werden muß. Gerade dieser letzterwähnte Umstand trägt viel dazu bei, den ehedem meist so gutmütigen Südseebewohner trübe zu stimmen, ja ihn gegen seine unmenschlichen Herren und Gebieter aufzureizen, und letzteres

ist schon für so manches „Kind der Natur" die Ursache zum — — Tode gewesen! — Auch wird man auf vielen ozeanischen Eilanden die nicht sehr erfreuliche Bemerkung machen müssen, daß die Eingeborenen den Eingewanderten mit einer auffallenden Scheu, wenn nicht gar mit Furcht begegnen, was mit Recht seinen Grund hat in der schlechten, abstoßenden Handlungsweise der Fremden den „Wilden" gegenüber Nur selten will es daher heutzutage den Weißen von vornherein glücken, die „Wilden" für sich zu gewinnen; selbst vielen Missionaren, den wackeren „Pionieren der Kultur", wollte es auf mehreren Inseln und Inselchen bisher nicht immer gleich gelingen, die noch ungläubigen Insulaner freundschaftlich und nachgiebig zu stimmen.

Ganz richtig sagt Friedrich von Hellwald in seinem trefflichen Werke „Die Erde und ihre Völker": „So manifestiert sich denn überall das Verhängnis der Südseebevölkerung; sobald sie mit dem „Segen" der europäischen Kultur in Berührung kommt, ist sie rettungslos dem Tode geweiht."

Adolf Mießler.

Mondscheinbranntwein.

Keine Regierung bezahlt ihre Subaltern-Beamten, Soldaten und Invaliden so anständig, als die Regierung der Verein. Staaten. Keine Nation hat aber auch so hohe Steuern zu zahlen als wir. Auf jeder Zigarre, die wir rauchen, lastet eine Steuer von $\frac{1}{2}$ cent = $2\frac{1}{24}$ Pfg. Die Branntweinsteuer übertrifft jedoch die Tabaksteuer noch bei weitem.

Der gewöhnliche aus Mais gebrannte Whisky würde ohne Steuer nur den vierten Teil kosten von dem, was er jetzt kostet. Daß man bei solchen enormen Steuern die Gesetze zu umgehen sucht, läßt sich wohl denken. Wer die Zeitungen gelesen, wird sich wohl noch erinnern, welche Betrügereien in den großen Brennereien von Chicago, St. Louis und andern großen Städten unter Grant's Regierung geschehen sind. Weniger bekannt dürfte es sein, welche Kämpfe unsere Bundesbeamten zu bestehen hatten bei der Aufhebung der Geheimbrennereien in den Südstaaten. Förmliche Schlachten sind geliefert worden, wobei es oft auf beiden Seiten Tote und Verwundete gegeben. Diejenigen, die abgefaßt wurden und denen eine Steuerdefraudation bewiesen werden konnte, sind gar hart bestraft worden. Trotzdem gibt es noch genug Brennereien, von denen die Regierung keine Ahnung hat und auch nie etwas erfahren wird.

In solchen Brennereien wird gewöhnlich nur des Nachts gearbeitet. Darum hat der Amerikaner dem darin erzeugten Fabrikat den Namen „Moonshine-whisky", Mondscheinbranntwein, gegeben. Man findet solche Brennereien in allen Staaten, wo es große Wälder oder Gebirge gibt. In der Mitte des Urwaldes, in einem Gewirr von Dornen und Schlingpflanzen, hinter 20—30 Fuß hohem Rohr versteckt, oder in einer wilden Gebirgsschlucht, umgeben von hohen senkrechten Felsen, wo der nicht eingeweihte Jäger nur Panter und Bären zu finden hofft, sieht er plötzlich eine geräumige Blockhütte mit unverhältnismäßig großem Schornstein vor sich: das ist eine Mondscheinbrennerei. Ist der Jäger von den Insassen nicht gesehen worden, so ist ein schneller Rückzug, wobei er sorgsam seine Spur verwischen muß, am geratensten. Denn wird seine Spur entdeckt, so ist er gewiß, verfolgt zu werden, und wenn entdeckt, bei der ersten Gelegenheit eine Kugel zu bekommen. Selbst wenn er mit den Defraudanten bekannt, so ist es besser, wenn er den Schauplatz ihrer Thätigkeit meidet. Schon oft ist es vorgekommen, daß eine solche Brennerei an die Regierung verraten wurde, und die Betreffenden, nachdem sie ihre Strafe abgebüßt, sich an dem vermeintlichen Verräter rächten; d. h. ihm eine Kugel durch's Herz jagten.

Auf welche originelle Weise die Defraudanten verstehen ihr Fabrikat abzusetzen, mag folgende kleine Geschichte zeigen. Als ich mich im Ozarkgebirge, im Staate Arkansas, aufhielt, hatte ich auf meinen Jagdzügen oft in der Nähe von Kolonien, auf hohen Baumstumpfen, wo man nur von dem Rücken eines Pferdes, oder von einem Wagen aus hinreichen konnte, einen Sack voll Mais liegen und einen Steinkrug daneben stehen sehen. Ein anderes Mal war der Sack leer und der Krug mit Branntwein gefüllt. Meinen Wirt — ein alter, ehrlicher Hinterwälder — wollte ich nicht fragen, weil das ofte Fragen den „Grünen" verrät. Endlich kam ich eines Morgens „dahinter". Ich war gerade im Begriff aufzustehen, als ich meinen Wirt im Nebenzimmer zu seinem achtzehnjährigen Sohn sagen hörte: „Jim, steh' auf! ich habe gestern Abend einen Sack mit Mais nach dem Baumstumpf gebracht; du kannst 'mal zusehen, ob der Branntwein da ist." Schnell war ich aus dem Bett und kleidete mich an, doch so geräuschlos, daß es meine Wirtsleute nicht hören konnten. Und noch ehe Jim den Braunen gesattelt hatte, war ich vollständig zur Jagd gerüstet auf dem Wege zu dem mir bekannten Baumstumpf.

Jim hatte mich mit seinem schnellen Indianerpony bald eingeholt. Da er es gewöhnt war, mich zu jeder Zeit auf der Jagd zu wissen, so wunderte er sich auch dieses Mal nicht, mich so früh schon wohlgerüstet dem Walde zuschreiten zu sehen. Nachdem wir uns gegenseitig einen guten Morgen gewünscht, fragte ich Jim, ob er nicht Lust habe, nächste Nacht mit mir auf dem Anstande zu stehen. Mit großen Freuden nahm er meine Einladung an; und als ich jetzt vom Wege abbiegen wollte, bat er mich, doch noch einige Hunderte Schritte mitzugehen, indem er einen Labetrunk für mich habe. Auf dem weiteren Wege erzählte mir Jim ganz umständlich, daß sich tiefer im Gebirge eine Brennerei befinde, deren Inhaber des Nachts an gewissen Plätzen im Walde, oder auch in dem nahen Dörfchen ihr Fabrikat für Mais vertauschten. Jetzt hatten wir den Ort erreicht und Jim fand alles in der besten Ordnung: der Sack war leer und der Krug mit „Whisky" gefüllt. Wohlgefällig schmunzelnd setzte er den Krug an die Lippen und schlürfte den Fusel mit großem Behagen; und nachdem auch ich einen kräftigen Zug gethan, trabte Jim nach Hause. Später ertappte ich ihn, wie er seinem Vater einen Sack Mais entwendete, um für sich selbst einen Krug „Whisky" einzutauschen. Dieses thaten übrigens die Söhne aller in der Umgegend wohnenden Farmer. Als ich einst, einer Einladung folgend, einen Farmer besuchte, der zehn Meilen weiter im Gebirge wohnte und drei erwachsene Söhne hatte, fand ich, daß der Alte sowohl, als auch seine drei würdigen Spröß-

linge, jeder seinen eigenen Branntweinkrug hatte. Und zwar hatte jeder den seinen so versteckt, daß ihn der andere nicht finden konnte. Bob, der älteste der Söhne, ein ächter Hinterwälder, der als der verwegenste Jäger in der Umgegend bekannt war, war der Erste, der mir sein Geheimnis gestand. Kaum hatte ich meine Büchse und Jagdtasche an einen dicken Holzstift gehängt, der zu diesem Zwecke in einen der Blöcke getrieben war, woraus die Hütte bestand, so faßte er mich beim Rockknopf und zog mich in den Hof, um mir seine schönen jungen Schweine zu zeigen. Obwohl mich Bobs Schweine wenig interessierten, so mußte ich doch folgen, wenn ich ihn nicht erzürnen wollte. Als ich seinen Grunzern genug Lob gezollt hatte, führte er mich hinter den Stall und holte aus einer Hundehütte, die sich hier befand, einen Krug Branntwein hervor, den er mir mit der Bitte reichte, es ja nicht seinem Vater oder seinen Brüdern zu sagen, daß er Branntwein habe und wo er ihn versteckt hielte. „Denn," sagte er, „wenn die wissen, daß ich Whisky habe, so lassen sie nicht eher nach, bis sie ihn haben, und dann betrinken sie sich." Ich setzte den Krug wenigstens an die Lippen — denn ganz abschlagen durfte ich nicht — und versprach zu schweigen. Nach dem Hause zurückgekehrt, fand ich die ganze Familie um das Kamin versammelt. Jeder schüttelte mir tüchtig die Hand. Die Frau des Hauses hatte für mich den einzigen Stuhl, der im Hause war, reserviert. Die anderen saßen auf Holzklötzen. Jeder stopfte seine Pfeife, steckte das duftige Kraut in Brand, und nun gings ans Erzählen. Der alte Herr wohnte schon vierzig Jahre in Arkansas und hatte in seiner Jugend manchen harten Kampf mit den Indianern zu bestehen gehabt: also an Stoff fehlte es nicht. Außerdem war er ein guter Erzähler. Mit schlichten Worten trug er seine Erlebnisse so lebendig vor, daß die Nachmittagstunden verrannen, wie eben so viele Minuten. Der alte Herr machte uns erst darauf aufmerksam, daß die Sonne bereits untergegangen sei. Die drei Söhne mußten jetzt hinaus die Pferde füttern und die Kühe melken. Kaum hatten sie das Haus verlassen, so holte mein freundlicher Wirt einen mächtigen Steinkrug aus einem verschließbaren Kasten hervor, den er mir überreichte und mich bat, schnell einen kräftigen Zug daraus zu nehmen. „Schon längst," sagte er, „hätte ich Ihnen etwas zu trinken angeboten, aber „my boys" dürfen nicht wissen, daß ich Whisky habe; denn die betrinken sich gern."

Nach dem Abendbrod fanden auch die beiden anderen Söhne Gelegenheit mir *ihren* Krug, mit beinahe denselben Worten zu überreichen.

Bis Mitternacht hatten wir gesessen und des Alten Rede gelauscht. Während der Zeit hatten die Söhne wiederholendlich einer nach dem anderen, „nach dem Wetter gesehen" jedoch verließ keiner von den Dreien das Haus, ohne mir vorher einen Wink zu geben; was ich aber — zu ihrem großen Ärger — gar nicht beachtete. Als wir endlich unser Lager aufsuchten, fand es sich, daß der Vater die Wahrheit gesagt, und die Söhne nicht gelogen hatten; denn alle viere hatten sie einen tüchtigen „Stiefel."

A. Aehnelt.

Licht in die „Brasilianischen Schattenbilder".

Ebenfalls von einer deutschen Frau.

Erst jetzt, nachdem die „Brasilianischen Schattenbilder, Einblicke einer deutschen Frau" in Nr. 18 der „Weltpost" ihren Abschluß gefunden zu haben scheinen, halte ich es für geeignet, einige Worte der Entgegnung einzusenden. Der Haupteinwurf, den ich gegen die Auslassungen der geehrten Verfasserin zu erheben habe, ist der, daß sie Verhältnisse, die sie in São Paulo angetroffen, als in ganz Brasilien bestehend darstellt und dadurch eine falsche Auffassung verbreitet. Ich greife aus den genannten Aufsätzen der Reihe nach die Hauptpunkte heraus, die einer Berichtigung bedürfen.

Die Steuerverhältnisse sind entschieden unrichtig dargestellt. Die geehrte Verfasserin spricht von Munizipal- und Polizeisteuern, welche sie unter dem Kollektivnamen „Licenças" zusammenfaßt und von welchen sie behauptet, daß *alle Einwanderer* sie zu zahlen haben. Nun aber sind die Einwanderer, welche sich auf den Kolonien niederlassen — und diese fallen doch wohl hauptsächlich in betracht —, von den meisten Steuern, welche die Städter zu zahlen haben, frei. Die sogenannten „Föros" und „Laudemios", d. h. Steuern für die Nutznießung von Grundstücken, welche den Munizipalkammern gehören, sowie die Haussteuer (decima urbana) haben sie gar nicht zu zahlen, und die Gewerbesteuer (mutmaßlich diejenige, welche von der Verfasserin mit „Licenças" bezeichnet wird) ist gerade auch nicht drückend. So werden beispielsweise auf den Kolonien von Rio Grande d/S pro 1883 folgende Munizipalsteuern erhoben: für Ziegeleien Rs. 20$000 oder 40 Mk. p. a., für Brennereien Rs. 5$000 oder 10 Mk., für Bierbrauereien, Schneidemühlen, Matéfabriken Rs. 20$000 oder 40 Mk. u. s. w. Der Landbau ist keiner Gewerbesteuer unterworfen. Was die geehrte Verfasserin unter dem Ausdruck „Polizeisteuer" versteht, weiß ich nicht. Die Kolonisten haben weiter nichts als die vom Staate und den Provinzialregierungen dekretierten Ein- und Ausfuhrzölle zu zahlen, welche in ihrer Gesamtheit allerdings sehr bedeutend sind, als indirekt erhobene Steuern aber von dem Einzelnen so wenig empfunden werden, daß manche Kolonisten ihre völlige Steuerfreiheit als einen besonderen Vorzug Brasiliens rühmen. Das ist ja freilich ein Irrtum, aber wenn die geehrte Verfasserin behauptet, daß man in Brasilien ungefähr doppelt so viele Abgaben als in Deutschland zu zahlen habe, so muß ich dies als eine arge Übertreibung bezeichnen. Ebenso unzutreffend sind der Verfasserin Angaben über die Verpflegungskosten, wenigstens weichen dieselben außerordentlich von den Preisen in Rio Grande d/S ab. Während von der Verfasserin Rs. 2$500 für die tägliche Verpflegung eines Arbeiters in São Paulo und Sta. Catharina berechnet werden, kam sie mir in meinem Haushalte, wenn ich Arbeiter zu versorgen hatte, nur auf Rs. 500, also den *fünften* Teil der oben angegebenen Summe zu stehen, welchen Preis wir auch an Andere zu zahlen hatten, wenn z. B. bei Wegebauten eine größere Zahl von Arbeitern zu beköstigen war. Um übrigens meine Urteilsfähigkeit der von Frau Engell-Günther gegenüber, die sich auf ihre zehnmonatlichen Erfah-

rungen im Kolonieleben (NB. vor 30 Jahren) stützt, zu beweisen, sei hier erwähnt, daß ich 6 Jahre (von 1872—1878) auf einer brasilianischen Urwalds-kolonie gelebt, aber schon früher die deutschen Ansiedlungen in verschiedenen Teilen des Kaiserreichs bereist und also genügende Gelegenheit gehabt habe, die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Daß ich bei Betrachtung derselben nicht bloß die Lichtseiten erfaßt, beweisen verschiedene meiner Publikationen über Brasilien (so z. B. „Erinnerungen aus meinem Urwaldsleben" im Hamburger Correspondenten Nr. 99, 105, 111 und 117 vom J. 1880).

Über das Parceriasystem, das überhaupt nie in den südlichsten Provinzen Brasiliens Anwendung gefunden, ist das Verdammungsurteil so endgültig gesprochen worden, daß ich darüber kein weiteres Wort zu verlieren gedenke.

In den Ländern der neuen Welt, wo der Entwickelungsgang ein so rascher, haben sich die Verhältnisse in wenigen Jahren oft völlig anders gestaltet, und maßgebend für die Kolonie Dona Francisca kann also die Schilderung der Erlebnisse von Frau Engell-Günther im Jahre 1851 nicht sein. Beiläufig sei hier übrigens bemerkt, daß die brasilianische Regierung der Einwanderung deutscher Kolonisten nicht so abgeneigt ist, wie die Verfasserin glauben machen will, denn sonst würde sie wohl nicht gesonnen sein, den am 1. April d. J. erloschenen Kontrakt mit dem Hamburger Kolonisationsverein um 5 Jahre zu verlängern (s. vorige Nr. der „Weltpost")

Auch das „Brasilianische Lichtbild" in Nr. 16 der „Weltpost" vor. Jahres bekundet mehr oder weniger die trübe Auffassung der Frau Engell-Günther, scheint sie doch nicht die auf der Ausstellung so zahlreich vertretenen Photographien der von unsern Landsleuten in Sta. Catharina und Rio Grande d/S. erbauten Städte und Ortschaften mit ihren schmucken Kirchen, Schul- und Wohnhäusern, auch nicht die Photographien der zum Teil sehr stattlichen steinernen Wohnungen der Kolonisten, sondern nur die Abbildungen der provisorischen Hütten der neu Eingewanderten dort gesehen zu haben.

Gegen die Behauptung, daß in Brasilien kein agrikultureller und industrieller Fortschritt zu verzeichnen sei, spricht die neueste geographisch-statistische Litteratur über Brasilien, aus welcher eine nicht unbedeutende Produktions- und Exportzunahme des Landes zur Genüge ersichtlich ist. Daß bei größerer Thätigkeit der eingeborenen brasilianischen Bevölkerung allerdings noch weit bedeutendere Resultate hätten erzielt werden können, kann nicht in Abrede gestellt werden; jedenfalls aber ist den deutschen Kolonisten, die doch hauptsächlich auf der Berliner Ausstellung vertreten waren, kein Vorwurf zu machen. Ihre Erzeugnisse haben von allen Seiten reichen Beifall gefunden, besonders wenn man bei ihrer Beurteilung die verhältnismäßig kurze Zeit des Bestehens der Kolonien in Erwägung zieht. Als vorwiegend ackerbautreibend, kann Brasilien als Industriestaat freilich wenig in betracht kommen, und dennoch waren auf der Ausstellung in Berlin sehr brauchbare, von Deutschen gefertigte Fabrikate zu sehen. Die Flanelle und Shawls der Herren Rheingantz & Comp. in Rio Grande d/S. sind z. B. nach Ansicht aller Fachkenner an Güte vollkommen den entsprechenden deutschen Geweben ebenbürtig.

Endlich habe ich noch gegen die im Heft 18 vom 15. Dezember erhobene Anklage des Verfalls des Deutschtums in Brasilien entschieden zu protestieren. Dieselbe nimmt sich doch gar sonderbar aus zu einer Zeit, wo von drüben die Kunde eintrifft, daß sich in Porto Alegre ein an Mitgliedern reicher Zweigverein des Berliner Schulvereins gebildet hat, welcher sich die Erhaltung deutscher Sprache und Kultur bei der heranwachsenden deutsch-brasilianischen Jugend vor allen Dingen angelegen sein lassen will. Auf den Kolonien sind die Versuche der brasilianischen Regierung, die portugiesische Sprache in den Schulen einzuführen, völlig gescheitert; und fast möchte ich es im Interesse der Kolonisten bedauern, daß diese sich **neben** dem deutschen Idiom so gar nicht die Kenntnis der Landessprache anzueignen bestreben. Möglich, daß in São Paulo sich das Deutschtum weniger aufrecht erhält; sicher aber ist, daß in Rio Grande d/S. deutsche Sprache und Sitten **nicht** im Brasilianertum aufgehen.

Wenn Frau Engell-Günther nach der Schrift des Herrn Dr. Lange die Bodenpreise aus dem kleinen Munizipium von Monte Negro als maßgebend für die ganze Provinz darstellt, so ist das höchst sonderbar und dürfte am leichtesten durch einen Hinweis auf die vom Zentralverein für Handelsgeographie herausgegebenen „Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft", 2. Jahrgang, Heft 1 und 2, sowie auf den Wortlaut des kürzlich erlassenen und durch die deutsche Presse bereits veröffentlichten Kolonialgesetzes für die Provinzial-Kolonien von Rio Grande d/S. berichtet werden (s. auch Weltpost 1883 Nr. 1).

Der Korrespondent der Frau Engell-Günther in Sao Paulo, welcher sich über Langweile beklagt, läßt im ganzen Briefe eine persönliche Verstimmung durchblicken, welche natürlich kein objektives Urteil aufkommen läßt. Sein Standpunkt von dem aus er ein „angemessenes geistiges Leben" schmerzlich zu vermissen scheint, ist allerdings nicht der der Einwanderer, welche, von materieller Not aus dem Vaterlande getrieben, vor allem nach einer sorgenfreien Existenz für sich und ihre Familien streben, die sie auch beinahe ausnahmslos erringen, nachdem sie die ersten schweren Jahre, die keinem mittellos ankommenden Kolonisten in irgend einem Lande erspart bleiben, überstanden. Das Leben von der Hand in den Mund hört bei den Kolonisten auf, sobald sie einige Jahre auf ihrem Kolonieloos angesiedelt sind. Ausnahmen kommen natürlich auch vor; doch sind sie im Verhältnis zu der prosperierenden Bevölkerung sehr gering an Zahl.

Wenn übrigens der São Paulo-Korrespondent glaubt, daß der Zentralverein eine Massenauswanderung nach Brasilien dirigieren will, so ist er offenbar sehr schlecht unterrichtet, denn der Zentralverein und die ihm verbündeten Vereine Deutschlands wissen sehr wohl, daß sich der fast ausschließlich nach Nordamerika gerichtete Strom der deutschen Auswanderung nicht abdämmen läßt. Ihr Bestreben geht also bloß dahin, die Auswanderer auch noch auf andere Ziele, wie z. B. Südbrasilien, Argentinien, Paraguay, Chile 2c. aufmerksam zu machen, um den dortigen deutschen Kolonien — soweit dies eben auf dem Wege der Vereins-Agitation möglich — neue Kräfte zuzuführen und die geschäftlichen und kulturellen Wechselbeziehungen zwischen den Kolonien und dem Mutterlande zu beleben. Daß solche Beziehungen thatsächlich bestehen und zwar zum Segen des

heimischen Handels und der heimischen Industrie, kann Herr G. Sch. doch unmöglich leugnen. Nichts aber liegt, soviel ich weiß, den deutschen Kolonialvereinen ferner, als drüben mit Hülfe deutscher Einwanderer einen politisch abgesonderten Staat innerhalb eines andern Staates gründen zu wollen. Das Deutschtum drüben muß sich innerhalb der gegebenen staatlichen Verhältnisse in seiner Eigenart entwickeln und nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch zur Geltung gelangen. Daß dies möglich ist, beweisen analoge Erscheinungen in europäischen Staaten; und haben denn nicht etwa die Deutschen in Rio Grande d/S., welche bereits mehrere Landsleute als Abgeordnete in die Provinzialkammer gewählt, den Beweis geliefert, daß eine Teilnahme am politischen Leben der Nation sehr wohl möglich ist, ohne daß die Menge der Wähler im Brasilianertum aufgeht? Seltsam ist die Anschauung, daß, weil in den letzten Jahren viele Italiener in Brasilien eingewandert sind, eine deutsche Einwanderung nicht mehr so opportun sei, wie früher. Sollen denn etwa die 130,000 Deutschen in Südbrasilien die Flinte ins Korn werfen und ihr Deutschtum jenen Italienern zu Liebe aufgeben? Sollen sie sich nicht vielmehr dadurch ganz besonders veranlaßt fühlen, ihr Deutschtum hoch zu halten und sich gegen eine Verwelschung zu schützen? Und ist es nicht unter diesen Verhältnissen ganz besonders die Pflicht des Mutterlandes, die deutschen Kolonien in Südbrasilien durch Zuführung neuer Kräfte aus der Heimat zu stärken?

Gerade der von Frau Engell-Günther veröffentlichte Brief des mißvergnügten Herrn dürfte vielmehr als eine Mahnung in diesem Sinne aufzufassen sein; — es kommt eben darauf an, durch welche Brille man Land und Leute und die Verhältnisse betrachtet.

Caroline Sellin geb. Marezoll.

An die Entgegnung, welche unsere verehrte Mitarbeiterin Frau Engell-Günther in Vorstehendem erfahren — audiatur et altera pars — möchten wir für ihre Kompetenz zur Beurteilung der brasilianischen Verhältnisse folgendes anführen: Frau Engell-Günther hat fast zehn Jahre in Brasilien in den verschiedensten Verhältnissen gelebt, wodurch sie mit allen Gesellschaftsklassen genau bekannt wurde und mit den vornehmsten brasilianischen Familien intim verkehrte, da sie der Landessprache vollkommen mächtig wurde. Mit ihrem Manne, der als Ingenieur öfters versetzt wurde, hat Frau Engell-Günther oft ihren Wohnsitz ändern müssen und dadurch sowohl Rio de Janeiro wie die Südprovinzen Brasiliens gründlich kennen gelernt. In Rio, wo Frau Engell-Günther sich zuerst aufhielt, unterrichtete sie an einem großen brasilianisch-portugiesischen Mädchen-Institut von 120—130 Schülerinnen aus den ersten brasilianischen Familien in Musik und Zeichnen und verkehrte viel im Hause des Dr. Avé-Lallemant, wo sich die hervorragendsten Persönlichkeiten der verschiedenen Nationen zusammenfanden. Nachdem Frau Engell-Günther 10 Monate mit ihrem Manne im Urwalde verlebt, um die Kolonie „Dona Francisca" gründen zu helfen, und in anderen Kolonien und Ortschaften zugebracht, errichtete sie in Sao Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ein Kollegio, wodurch sie wieder mit vielen brasilianischen Familien in Berührung kam. Über die sogenannten „Landbarone" äußerte sie sich neulich in einem Briefe an uns: „Überall wurden wir sehr freundlich und gastfrei aufgenommen, teils weil diese Leute sich stets langweilen, teils weil sie immer fürchten, von den gebildeten Fremden schlecht beurteilt zu werden; außerdem auch, weil ihnen eine gewisse Großherzigkeit, Ritterlichkeit und Gutmütigkeit nicht abzusprechen ist." In Sao Paulo unterrichtete Frau Engell-Günther auch die Kinder des Präsidenten; oft wurde sie in wichtigen Angelegenheiten ersucht als Dolmetscher zu dienen, die Mütter und Schwestern ihrer Zöglinge vertrauten ihr nicht selten ihre Wünsche und Sorgen an. Ihre Freundschaft mit den vornehmen Brasilianern verwendete Frau Engell-Günther dazu, den deutschen Kolonisten soviel als möglich zu nützen, wozu eine genaue Kenntnis ihrer Verhältnisse vor allem nötig war. Dem Lande, in dem sie so lange gelebt, hat Frau Engell-Günther stets warmes Interesse bewahrt; nach ihrer Heimkehr nach Europa ist sie immer in regem Verkehr mit dort durch Briefe und Zeitungen geblieben.

Die Redaktion.

Berichte eines deutschen Diamantengräber in Südafrika.*)

New Land am Harts River, Griqualand-West, South Afrika, Ende Juli 1882.

Von mehreren Seiten aus verschiedenen Teilen Deutschlands sind mir Briefe zugegangen, in welchen ich um Auskunft über die hiesigen Verhältnisse ersucht resp. gefragt werde, ob ich zur Auswanderung nach Südafrika raten würde. Direkt zur Auswanderung nach hier zu raten, erscheint mir zu gewagt; man ladet in moralischer Hinsicht eine zu große Verantwortung auf sich. Kommen doch durch so einen Rat oft ganze Familien zum Wendepunkte ihres Lebens, welcher nicht immer der Wendepunkt zum Besseren ist. Findet ein Europamüder, dem man geraten, nach Südafrika zu kommen, hier sein gutes Fortkommen, ist es „all right"; ist jedoch das Gegenteil der Fall, dann — „good by" Freundschaft für den Ratgeber.

Soweit ich die südafrikanischen Verhältnisse kenne, will ich an dieser Stelle davon gern mitteilen. — Es befinden sich mehr Deutsche in Südafrika, als man im allgemeinen bei uns in Deutschland annimmt. Freilich stehen die Deutschen Südafrikas, inbezug auf Anzahl, nicht im geringsten Verhältnis zu Amerika oder Australien. Die erste größere Einwanderung Deutscher geschah 1858, wo 2000 norddeutsche Landleute durch die englische Regierung frei nach dem Kap befördert wurden, und welche sich zum großen Teil in Britisch Kaffraria, vorzüglich in der Nähe von King Williamstown und East London angesiedelt haben. Dieselben sind fast ausnahmsweise zu einigem Wohlstand gelangt, wenn auch ihre Felder oft durch große Dürre zu leiden haben. Bringen die deutschen Bauern auf ihren primitiven Wagen Butter, Eier, grünes Gemüse, Kartoffeln ꝛc. in die Stadt, so kehren dieselben mit goldenen Pfunden im Sack heim, denn Gemüse, Kartoffeln, Butter ꝛc. stehen hoch im Preise. Die Goldfüchse legt der biedere Landmann zu den schon ersparten; von großen Neuerungen, welche Geld kosten, ist er kein Freund. Viele der Einwanderer von 1858 waren in der lieben Heimat gezwungen für den „gnädigen Herrn" oder auf dem Gute als Tagelöhner zu arbeiten für einen Hungerlohn; hier sind dieselben ihre eigenen Herren, was sie arbeiten, kommt ihnen selbst oder ihren Kindern zu gut. — Etwas früher als die Norddeutschen kamen Mitglieder der „German legion", welche England für den Krimkrieg geworben, nach Südafrika. Dieselben

---

*) Schlichte Briefe eines jungen Leipzigers sind es, von welchem wir bereits im 3. Hefte der „Weltpost" vor. Jahres eine so interessante Korrespondenz gebracht haben. Der Verfasser gehört zu jenen ruhelosen, unternehmungslustigen Deutschen, die heute am Kap, morgen im hohen Norden Amerikas zu finden, wie Carl Zill; nach dem alten Liede: „Ueberall bin ich zu Hause". Auch Otto Uhlemann, ein geschickter Steinmetz von Fach, ward von der Sehnsucht, die weite, weite Welt zu sehen, ergriffen. Er machte in englischen Diensten die Kämpfe gegen die Zulus und Basutos mit, um tief ins Innere Südafrikas zu gelangen, erwarb sich seinen Unterhalt im Kapland durch mannigfache Arbeit und versucht nun als Diamantengräber sein Glück im fernen Griqualande.

Die Redaktion.

erhielten vom Gouvernement Grundstücke und Mittel, sich ein Häuschen bauen zu können. Eine Anzahl der Legionäre sind dann wieder in englische Dienste getreten und nach Indien gegangen; die am Kap Zurückgebliebenen sind über ganz Südafrika zerstreut, die meisten von ihnen sind „aus Mangel an Damenbekanntschaft" Junggesellen geblieben.

Die Zahl der Deutschen, welche sich von 1858 an bis in die siebenziger Jahre nach Kapland gewandt haben, ist wohl nicht erheblich. Erst 1877 ließ die englische Regierung oder vielmehr das Kap-Gouvernement durch das Haus Godefroy in Hamburg deutsche Auswanderungslustige frei nach dem Kap befördern. Ich glaube, daß in diesem Jahre gegen 2000 Deutsche am Kap oder der Ostküste gelandet wurden. Die Segelschiffe „Petrarca", „Adele", „Wandram", „Sophie", „Caroline Behn" u. s. w. brachten jedes in kurzer Reihenfolge 250, 300 und mehr Deutsche nach Südafrika. — Jeder Mail Steamer bringt einige Deutsche ins Land; die deutschen Juden stellen auch ein starkes Kontingent. — Das Klima ist im allgemeinen gesund, die Hitze erträglich, der Südostwind, der sogenannte „Cape Doctor", sorgt immer für frische, gesunde Luft.

Fabrikwesen und Industrie befinden sich noch in den Kinderschuhen. Dem Handwerker bietet sich also hier noch nicht das weite Feld für Thätigkeit, wie in Amerika. Wenn auch Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Wagenbauer hier sehr gut verdienen und auch fast immer gesucht sind, so stehen für die vielen anderen Professionen, welche in Europa und Amerika gut ihren Mann nähren, die Chancen weniger günstig. Alles wird hier importiert, nichts fabriziert; die paar Schuhfabriken, Brauereien, Eisengießereien und Dampfmühlen, welche sich im Kaplande befinden, können wohl nicht in betracht kommen. Daß hier also die Kaufleute, die großen Handelshäuser, die erste Geige spielen, läßt sich denken, denn alles, was der Mensch, d. h. die hiesige Bevölkerung, zur Nahrung und Notdurft des Leibes braucht, geht durch ihre Hände. Die Farmer bringen wohl etwas Butter, Kartoffeln und grünes Gemüse zum Markt, doch lange nicht in genügenden Quantitäten. Dänische Butter, schweizer Milch und Käse, amerikanische Schinken und preserve Fleisch, australisches Mehl, englischer Bisquit, Bier, Brandy ꝛc. ꝛc. wird hier viel konsumiert. Für junge neu einwandernde Kaufleute ist es schwierig, schnell Stellung zu erhalten, da die hiesigen Geschäftshäuser es vorziehen, sich durch Geschäftsfreunde in Europa ihre Kommis engagieren zu lassen. Die Herren Prinzipale sind etwas zu mißtrauisch, um einen ihnen unbekannten, nicht empfohlenen jungen Mann in Stellung zu nehmen, trotzdem vielleicht mancher von ersteren vor nicht gar langer Zeit selbst in der Lage war, auf sein ehrliches Gesicht hin Stellung zu suchen. — Ein guter Geschäftsmann, welcher einiges Kapital mit nach hier bringt und wo möglich der englischen Sprache mächtig ist, kann in wenigen Jahren zu Wohlstand gelangen.

Hotelbesitzer und Canteenkeeper bringen hier auch bald ihr Schäfchen ins Trockene, da hier viele das Trinken als das einzige Vergnügen betrachten.

In einer englischen Kolonie ist es natürlich, wenn der Handel sich meist in den Händen von Engländern befindet. Es gibt jedoch deutsche Handelshäuser in Südafrika, welche sich getrost mit den größten englischen Geschäften messen können. So in Kapstadt: A. Lippert (deutscher Konsul), Poppe, Schunhoff & Co.; King-Williamstown: Walker & Malcomeß; East London: Wetzlar & Hammerschlag; Kimberley: Wittigerode & Co. u. a. Man staunt über die ungeheuren Vorräte, welche in diesen großartigen Stores aufgestapelt sind und noch bringt jeder einlaufende Steamer neue Waren hinzu.

Hunderte von Meilen des besten Ackerbodens harren des Pfluges in der Kapkolonie, Kaffraria, Orange-Freistaat, Transvaal, Natal. Trotz guten Bodens ist es in vielen Distrikten nicht möglich sich anbauen zu können, weil es an Wasser fehlt und der Regen oft lange, lange Monate auf sich warten läßt. Es müßten Brunnen angelegt werden, aus denen man dann das Wasser durch Turbinen herausheben könnte, um die Anpflanzungen künstlich zu berieseln. Der jungfräuliche Boden würde diese Mühe durch Fruchtbarkeit hundertfach vergelten.

Für Viehzucht, vorzüglich Schafe, ist hier ein weites Feld geboten. In den ungeheuren Hochebenen der Karroo können sich Millionen von Schafen nähren, da es nie an Futter mangelt. Da es in der Karroo an vielen Stellen an Wasser fehlt, so hilft man sich durch Dämme, welche man vor einer Bodensenkung aufführt. Wenn Regen einmal eintritt, so ist er gewöhnlich wolkenbruchähnlich und bildet dann hinter dem Damm einen kleinen See. — Der Viehzüchter hält sich Kaffern oder Hottentotten zum Aufpassen der Herden, welche ihm sehr wenig zu erhalten kosten. Hier in New Land hausen zwei holländische Viehzüchter, der Frau des einen sieht man ihre hottentottische Abstammung sofort an. Der eine der Farmer lebt in einer Baracke, schlechter wie ein Kaffer, der andere wohnt mit seiner zahlreichen Familie in Zelten, von welchen das Familienzelt vom Hagel wie ein Sieb durchlöchert ist. Beide Farmer sind wohlhabend, ein jeder hat 5—600 Stück Rindvieh und noch mehr Schafe, Pferde ꝛc. und außerdem ein nettes Sümmchen auf der Bank in Kimberley. — Trotzdem der Boden hier ausgezeichnet ist und der Harts River sich durch das Feld schlängelt, fällt es keinem der Viehzüchter ein, ein Stückchen Feld anzubauen. Fleisch, Wildpret (Springböcke, Antilopen, Hasen, Rebhühner, Koranas) haben sie im Ueberfluß, Mehl kaufen sie in Kimberley. Wenn Deutsche an Stelle dieser Farmer wären, stünden sicher anstatt der Zelte und Baracken nette Häuschen in New Land, welche sich gar freundlich in den sie umgebenden Feld- und Gartenfrüchten ausnehmen würden.

In den letzten Jahren hat die Straußenzüchtung sich bedeutend gehoben. Das Züchten dieser Riesenvögel ist einträglicher als Schafzucht.

Ich befinde mich nun seit 1. Juni in New Land und arbeite in meiner eigenen Claim, d. h. ich grabe Diamanten und will doch sehen, ob ich nicht einmal Dame Fortuna an mich fesseln kann.*)

Gegenwärtig ist der Geschäftsgang in Kimber-

*) Die Diamantfelder in Südafrika liefern noch immer steigenden Ertrag. 1878 wurden Diamanten im Werte von 2,600,000 Lstrl., 1879 von 2,800,000 Lstrl., 1880 3,300,000 Lstrl. gewonnen. Die „Claims" befinden sich in den Händen von ca. 60 Gesellschaften: der Tagelohn beträgt für Europäer 1 bis 10 Lstrl. Das Totalgewicht der Diamanten, welche während des Jahres 1881 durch die Post in Kimberley befördert wurden, belief sich auf 1501 Pfd. Den Durchschnittspreis stellte man auf 27 Schilling per Karat.

ley, Du Toits Pan und Bultfontein sehr flau, viele Kompanien haben aus Mangel an Kapital die Arbeit in den Gruben eingestellt, in anderen Gruben läßt man mit halben Kräften arbeiten. So hat in letzter Woche die „Standard Company" 50 Arbeiter entlassen. Es ist auch kein Wunder, wenn die Gesellschaften Bankerott gehen. Vom Direktor bis zum Aufseher und letzten Kaffer herab hält sich jeder selbst für den Nächsten. Selbst Mitbesitzer einer Grube kaufen von Kaffern, welche in ihrer Grube arbeiten, Steine, ohne daß der Kompagnon etwas weiß, und letzterer macht es ebenso. So sagte ein reicher Grubenbesitzer zu seinen Leuten: „Wenn Ihr etwas findet, bringt es zu mir, ich kaufe es Euch ab." Er kaufte also seine eigenen Diamanten. Besser, daß er diese gefundenen Steine von seinem Arbeitspersonal billig kaufte, als daß er dieselben gar nicht erhielt. — Die großen Diamanten in Europa, welche sich meist im Besitz gekrönter Häupter befinden, haben fast alle ihre Geschichte. Auch die südafrikanischen Diamanten könnten manches erzählen. Es mag wohl sein, daß jener Diamant, der in dem Schmuck der ahnungslosen schönen Trägerin glänzt, die Ursache wurde, einen Menschen auf drei oder vier Jahre ins Gefängnis zu bringen; in rohem Zustand war er vielleicht ein „trapstone", mit dem der Detektive sein Opfer fing; vielleicht befand er sich früher auch wochenlang im Magen eines I. D. B. (Illicyt Diamond Buying), so heißen die, welche das ungesetzliche Kaufen gestohlener Diamanten betreiben.

War auch der Stein als Pille etwas groß, er mußte hinabgewürgt werden, denn es war Gefahr im Verzug, da die Detektives ihm an den Kragen wollten. — Jetzt hilft auch das Verschlucken oder Verbergen der Steine nicht mehr. Man läßt einfach den Kaffer, das Werkzeug der Polizei, schwören, daß der und der den Stein von ihm gekauft habe. Ein I. D. B.-Treibender hatte einen großen Diamanten von einem Kaffer gekauft. Aus Vorsicht näht derselbe diesen wertvollen Stein in den Kragen seines Rockes fest. Die Polizei wußte jedoch die ganze Geschichte. Die Detektives kommen ins Haus und sagen dem Käufer, daß er nur den Stein herausgeben solle. Standhaftes Leugnen. Der I. D. B.-Mann hat ja den Diamanten im Kragen des Rockes, welchen er trägt. Er lächelt malitiös die Polizisten an und denkt: sucht nur! Da faßt ihn ein Detektive am Kragen und fragt, was das für ein harter Gegenstand in seinem Rockkragen sei. Das Federmesser des Polizisten bringt bald den gesuchten Diamanten heraus. Der Ertappte ist erstaunt und will nicht wissen, wie der Stein in den Rockkragen gekommen ist; er ist der Ansicht, daß sein Schneider den Diamant in den Kragen genäht hat. Die Polizei pflichtete leider dieser naiven Ansicht nicht bei. Leider ist für Viele das I. D. B. auch zu verlockend, man kann mit einem Schlag zum reichen Mann werden. So kenne ich einen Mann, welcher wegen dieses Vergehens 2 Jahre „hard labour" abgebüßt. Kaum in Freiheit, betrieb er dieses verbotene Geschäft wie zuvor und hatte Glück. Er kaufte einen gestohlenen Stein von 250 Karat und verschwand schnell aus Kimberley. — Der gefürchtete Detektive Fox ist kürzlich gestorben. Derselbe hat Manchem zu einigen Jahren hard labour verholfen. Im Trauergefolge beim Leichenzug sollen sich sehr viele von der I. D. B. Garde befunden haben. Man muß da unwillkürlich an das bekannte Bild: „Jägers Leichenzug" denken.

Um dem Diamantenstehlen einen Damm zu setzen, hatten die Diamantgrubenbesitzer im Parlament den Vorschlag gemacht, das „Searching System" (Durchsuchung der in den Gruben arbeitenden Kaffern) an Stelle des „Trap System" einzuführen. Die Mining Companies wollten alsdann ihre Tausende von schwarzen Arbeitern selbst beköstigen, kleiden und ihnen Wohnung geben. Die Camps der Kaffern sollten durch eine Drahtfenz von der Außenwelt abgesondert und scharf bewacht werden. Die Kaffern, Hottentotten 2c. sollten ohne besondere Erlaubnis die Camp nicht verlassen dürfen, die Kleidung der Arbeiter derart sein, daß bei Durchsuchung ein gestohlener Diamant leicht zu finden gewesen. Dadurch wäre den farbigen Arbeitern die Möglichkeit benommen, in den freien Stunden ihre verdienten Schillinge in den Canteens und Shops zu spenden event. gestohlene Steine an den Mann zu bringen. — Gegen diesen Gesetzvorschlag richteten jedoch die Kaufleute von Kimberley eine Petition an das Parlament, infolgedessen das Searching-System verworfen und somit den Store- und Canteenkeepern, den I. D. B. ein Stein vom Herzen genommen worden.

Otto Uhlemann.

(Fortsetzung folgt.)

Ernten in Manitoba.

Vor uns liegt der offizielle Bericht über die Ernteergebnisse des verflossenen Jahres in einem Teile Manitoba's und der angrenzenden Territorien des kanadischen Nordwestens, welche größtenteils nach den Ermittlungen der Postmeister in den verschiedenen Ortschaften zusammengestellt sind. 84 Distrikte sind hierin aufgeführt, welche nur ungefähr $^1/_4$ des ganzen gegenwärtig bebauten Areals ausmachen. Dem Berichte verdanken wir einen Einblick in den wunderbaren Fortschritt eines Landes, welches bis vor kurzem dem Landwirt fast unbekannt war. Der Durchschnittsertrag pro Acre betrug für Weizen 30 Bushel, für Hafer $51^1/_2$, Gerste $38^1/_2$, Kartoffeln $277^1/_2$, Rüben 1000, Flachs 15, Roggen 20, Erbsen 37. Die Zahl der kultivierten Acker beläuft sich in den 84 Distrikten auf 472,770, welche folgendermaßen bestellt sind:

Weizen	232,550 Acr.;	Ertrag: 6,976,500 Bush.
Hafer	144,620 „	„ 7,447,930 „
Gerste	53,890 „	„ 2,074,765 „
Flachs	11,800 „	„ 177,000 „
Roggen	8,020 „	„ 160,400 „
Erbsen	400 „	„ 14,800 „
Knollengewächse	22,565 „	„ — „

Gesamtertrag des mit Getreide bestellten Bodens von 450,205 Acres: 16,851,395 Bushel.

Innerhalb dieses Gebietes weist der Bericht ferner auf 146,335 Acres neubestellten Landes hin, die zur Aussaat für dieses Frühjahr vorbereitet sind, ein Zeichen, daß die neuen Ansiedler in ihrer kanadischen Heimat nicht müßig waren. Die Durchschnittszahl des Viehes im Besitz jedes Ansiedlers wird in den verschiedenen Distrikten auf über 30 Köpfe geschätzt. — Im ganzen genommen ist der Bericht ein höchst befriedigender und läßt einen allgemeinen Zustand der Zufriedenheit und des Wohl-

ergehn unter den Ansiedlern erkennen. Die Canadian-Pacific-Railway-Company hat nun ihre Hauptlinie etwa 606 Meilen über Winnepeg hinaus und 114 Meilen von ihrer südwestlichen Zweigbahn beendet; im Laufe dieses Jahres werden somit 1000 Meilen Schienenweg durch dieses schöne Land gelegt sein, wodurch den Ansiedlern eine höchst wertvolle Verbindung mit den östlichen Märkten geboten wird. Alles in Allem wird die Canadian-Pacific-Ry.-Cy. bis Herbst 1883 gegen 2000 Meilen in Angriff genommen haben.

Litterarisches.

Die von Julius Rodenberg redigierte „Deutsche Rundschau“, welche während ihres neunjährigen Bestehens den ersten Rang unter den deutschen litterarischen Blättern behauptet, hat seit Oktober v. J. eine halbmonatliche Erscheinungsweise angenommen, was sicher dazu beitragen wird, dieser gediegenen Zeitschrift einen noch weit größeren Leserkreis zuzuführen, indem jedes Heft à 1 Mark einzeln bezogen werden kann. Die „Deutsche Rundschau“ bringt Novellen, politische Essays, Kulturbilder, sowie naturwissenschaftliche Arbeiten unserer ersten Autoren. Einen hervorragenden Wert verliehen dem vorigen Jahrgang insbesondere die „indischen Reisebriefe Haeckel's, welche vor kurzem im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin in Buchform erschienen sind. Wir gedenken demnächst unsere Leser mit diesen geistvollen Schilderungen näher bekannt zu machen. —

Vor einigen Monaten ist von der Verlagshandlung von Schorer's „Deutschem Familienblatt“ eine neue Wochenschrift, „Das Echo“ ins Leben gerufen worden, welche den Zweck hat, in einer Blütenlese aus der Presse aller Nationen das Wissenswerteste und Interessanteste auf den Gebieten der Politik, Litteratur, Kunst, Wissenschaft, des Handels und Verkehrs, der Technik 2c. zu geben. Nichts zeitgemäßer als dies, denn es erspart dem Wissensdurstigen viel Zeit und erschließt ihm Quellen, die ihm sonst nicht leicht zugänglich waren. Die Auswahl der knappen charakteristischen Ausschnitte aus den zahlreichen Zeitungen des In- und Auslandes ist eine so überaus geschickte und die Anlage des Ganzen eine so gefällige, daß das „Echo“ unter der Redaktion Ernst Otto Hopp's in der kurzen Zeit seines Bestehens, wie zu erwarten, eine sehr bedeutende, fort und fort wachsende Abonnentenzahl erlangt hat. —

Noch einer neuen wöchentlichen Zeitschrift „Der Funke“ wollen wir gedenken. Die erste Nummer läßt uns das Programm dieses im Verlage von G. M. Sauernheimer in Berlin erscheinenden Blattes sympathisch begrüßen. Es nennt sich „wöchentliche Umschau auf dem ganzen Gebiete der heutigen Zivilisation“ und will „Alles, was des Menschen Geist ersinnt und seine Kraft erzeugt, wie es der Tag bringt, zu beleuchten suchen,“ gleichviel von welcher Nation der Funke aussprüht. Der wohlfeile Preis von 1 Mk. vierteljährlich möge dem jungen Unternehmen in weiteren Kreisen Bahn brechen; die erste Nummer zeichnet sich durch Vielseitigkeit und Gediegenheit aus. —

Unsere Erde. Astronomische und physische Geographie. Von A. Jakob, k. Realschulrektor. Mit 119 Abbildungen und einer Spektraltafel. Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg i. B. — Dem vorliegenden Bande, welcher die „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“ eröffnet, auf welche wir im 18. Hefte v. J. bereits hingewiesen, möchten hiermit unsern vollen Beifall aussprechen und ihn unsern Lesern zur Anschaffung angelegentlichst empfehlen. Gediegenheit und Klarheit, dabei eine volkstümliche, überaus fesselnde Schreibweise zeichnen diese „Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde“, wie der Verfasser sein Buch betitelt, aus. „Ein Blick in das Reich der Sterne; die Erde, ein Stern unter den Sternen“, — „Die Lufthülle der Erde“, — „Das Meer“, — „Die Kontinentalwelt“, — „Der Mensch“ sind die einzelnen Abschnitte dieses Buches, welches alle Ergebnisse des heutigen Wissens auf diesem reichen Gebiete aus unzähligen Quellen schöpfend in harmonischer Verschmelzung bietet. An 119 Abbildungen schmücken den stattlichen Band, aus welchem wir die Illustration dieses Heftes als Probe wählten.

R. L.

Redaktionelle Korrespondenz.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Mitteilungen Ihres Korrespondenten über die Revivals in Nordamerika bedürfen einiger Berichtigung und Limitierung, um nicht bei denen, welche mit den kirchlichen Verhältnissen der Verein. Staaten unbekannt sind, eine ganz unzutreffende Vorstellung hervorzurufen. Wenn dort gesagt ist, daß alle protestantischen Sekten dort ihre Mission durch Revivals und Campmeetings betreiben, so wird ein verständiger Mensch nach der Beschreibung der letzteren sich nur das Urteil bilden können, daß die kirchlichen Verhältnisse durchaus ungesund seien und daß es in Amerika keine Christen mit vernünftigem Gottesdienst gebe. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Es wird noch niemand, der mit einem gesunden religiösen Bedürfnis nach Amerika gekommen ist, vergeblich nach einer kirchlichen Gemeinschaft gesucht haben, in der dieses Bedürfnis nach Wunsch befriedigt werden konnte, wenn auch vielen zuerst vielleicht die Wahl unter den mannigfaltigen Denominationen schwer wird, und ihnen manche kirchliche Einrichtungen recht fremdartig erscheinen.

Die obige Angabe ist aber auch thatsächlich eine unrichtige. Es giebt verschiedene kirchliche Gemeinschaften, welche die Campmeetings nichts weniger als gut heißen. Ich wüßte unter den verschiedenen Abteilungen der deutsch-lutherischen Kirche in Amerika keine einzige, welche sich dieses krankhaften Erweckungsmittels bediente. Ebenso wird es, so viel mir bekannt, von der Protestant Episcopal Church verworfen. Auch bei den Presbyterianern und Kongregationalisten gehören derartige Versammlungen keineswegs zu den Institutionen der betreffenden Denomination. Wenn sie trotzdem hier und da in solchen Gemeinden vorkommen, so kann dies nur auf Rechnung lokaler Verhältnisse und der jeweiligen Richtung des Geistlichen und der Gemeindevertretung kommen. Jene Lagerversammlungen gehören im grunde nur den Methodisten an, wenn sie auch im weitesten Maße von den Baptisten adoptiert worden sind. Daß dabei mancherlei vorkommt, was unser

religiöses Gefühl entschieden verletzen muß, läßt sich nicht läugnen. Oft gestalten sie sich als Auswüchse einer krankhaften Richtung. Es würde aber auch wiederum unrichtig sein, wenn man alle solche Versammlungen nach jenen Auswüchsen beurteilen wollte. Es mag manchen Menschen eine gemeinsame religiöse Anregung überhaupt zuwider sein. Nun so ist auch niemand gezwungen zu einem Campmeeting zu gehen. Andern Leuten sind andere Festlichkeiten zuwider, und in Amerika gibt es genug Ball-Salons, in die ein christlich-gesinnter Mensch und nicht einmal ein anständiger Mensch eintreten mag. So lange man denen, die an solchen Orten Gefallen finden, ihre Freiheit läßt, sollte man nicht diejenigen, die auf Campmeetings ihre Bedürfnisse befriedigt fühlen, anklagen, mögen dieselben uns auch nicht in allen Beziehungen sympatisch sein.

Was endlich die Behauptung betrifft, es stehe fest, daß die Verirrungen des religiösen Gefühls in Amerika zu den häufigsten Ursachen des Wahnsinns gehören, so scheint sie mir nicht erwiesen und ich möchte die Gegenbehauptung wagen, daß verhältnismäßig religiöser Wahnsinn in Amerika nicht öfter vorkommt als in andern Ländern, daß aber der Wahnsinn dort viel häufiger in den Trink- und Tanzlokalen, als auf den Campmeetings seinen Ursprung findet.

Amerika ist das Land der Gegensätze. Religionslosigkeit in allen Stufen bis zu entsetzlicher Höhe steht schroff einer in verschiedenen Formen gesteigerten Religiosität gegenüber. Wer das Beste Amerikas im Auge hat, sollte nicht die krankhaften Auswüchse der letzteren in einer Weise anklagen, die einem Verständigen die Religion in Amerika überhaupt zu verleiden droht. Viel zweckmäßiger wäre es, den auf der andern Seite liegenden Schäden entgegen zu wirken. Wo irgendwie in Amerika durch treues Christentum in Bekenntnis und Wandel nach schlichter deutscher Weise der Unglaube und die mancherlei Laster verdrängt werden, da haben die Campmeetings und das konvulsivische Christentum der Methodisten ihren Boden verloren. Wer aber generalisierend mit den Auswüchsen jener Lagerversammlungen das eigentümlich gestaltete kirchliche Leben in Amerika angreift, der wird solchen Auswüchsen dadurch auf's beste Vorschub leisten, daß er die gesunde Richtung, deren Stärkung allein in diesem Stücke Abhilfe verschaffen kann, untergraben hilft. Genehmigen Sie 2c.

Dr. R. Grundemann.

Echo aus allen Weltteilen.

Aus Kalifornien.

Einführung der Straußenzucht.

Dem Präsidenten der Einwanderungs-Gesellschaft in San Francisco, Mr. Arthur Briggs, ist es gelungen, einen der reichsten Großgrundbesitzer im San Joaquin-Thal zur Anlegung einer Straußfarm im Verein mit Dr. Protheroe zu veranlassen, welcher in der Kapkolonie sowohl wie in Buenos Aires die Straußenzucht in sehr bedeutendem Umfange betreibt. Die in San Francisco eingetroffenen 22 Strauße (10 Männchen, 12 Weibchen) erregen dort durch ihre Schönheit großes Aufsehen; der Wert eines Paares beträgt 1000 Dollars, ihr Transport von New York nach der Pacifickküste hat allein 2000 Dollars und von Kapstadt über Buenos Aires nach New York mehr als das doppelte gekostet. Den Wert des Unternehmens kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß schon im ersten Jahre 150 junge Strauße, im zweiten 300 von den 10 Paaren hier erzielt werden können. —

Weinernte.

Wie das vorige Jahr allen Befürchtungen zum Trotze sich doch als ein gutes Erntejahr erwiesen hat, so ist auch die Traubenlese eine der reichstgesegneten gewesen, die je unserm Weinlande beschert worden. Unter anderem stellt Los Angeles County außerordentliche Erträge und zwar nach amtlicher Schätzung 5.016,000 Gallonen Wein und 396,000 Gallonen Brandy, während die Traubenernte dort 37,701 Tonnen ergeben hat. Eine bedeutende Zunahme gegen voriges Jahr, wo nur 4,180,000 Gallonen Wein und 330,000 Gallonen Brandy erzielt wurden, und zwar im Werte von 1,100,000 Dollars, während der Wert des diesjährigen Gesamtproduktes auf 1,512,500 Doll. veranschlagt wird. Im ganzen sind bis jetzt nur 6000 Acres mit Wein bepflanzt; diese bringen aber 155 Doll. per Acre, d. i. 10 mal so viel, als ein gleiches Areal, das mit Weizen oder Gerste bestellt ist. Im San Gabrielthale erzielten die Ansiedler aus dem Verkauf ihrer Trauben per Acre 80 Doll., wovon ihnen nach Abzug der Unkosten 60 Doll. Reingewinn bleiben.

Der Vorstand der **Diaspora-Konferenz**, über welche wir im 12. Hefte v. J. berichtet, — bestehend aus den Herren Generalsuperintendent Dr. R. Trautvetter (Rudolstadt), Pastor Dr. H. Borchard (Eisleben), Superintendent Dr. C. Reineck (Cannawurf), Superintendentur-Vikar Dr. W. Zschimmel (Beichlingen), Pastor Th. Schenk (Nauendorf) und Pastor E. Medem (Sudenburg) — hat in 2000 Exemplaren ein Sendschreiben an die deutschen evangelischen Geistlichen in Nord- und Südamerika, Australien, im Orient und Rumänien, Serbien 2c. gerichtet, unter Beifügung eines Fragebogens, um die deutschen Geistlichen aufzufordern, Nachrichten von den Ländern und Gemeinden, in denen sie wirken, einzusenden, um ein Gesamtbild von den Arbeiten der evangelischen Kirche im Auslande entwerfen zu können und dadurch die Teilnahme für dieselbe in immer weitere Kreise zu tragen. Die unschätzbaren Verdienste, welche sich deutsche Kirche und Schule in fernen Weltteilen für unsere Landsleute erworben und welche die „Weltpost" jederzeit hoch anerkannt hat, drängt uns, die Bestrebungen der Diaspora-Konferenz aufs wärmste zu empfehlen; — je mehr die gewonnenen Erfahrungen jener Träger der deutschen Kultur bei uns zur Kenntnis und Geltung gelangen, je mehr wird die unaufhaltsame kolonisatorische Bewegung in Deutschland, auf Grund unparteiischer Beurteilung der überseeischen Verhältnisse sich stützend, zu erfolgreichen Resultaten führen.

Die **Auswanderungsbewegung der Juden** in Fluß zu erhalten und sie in ein segensreiches Bett zu geleiten, strebt ein neues Blatt an, dessen Probe-Nummer uns vorliegt, betitelt: „Der Colonist; Zeitschrift für Beförderung der Emigration

der Juden aus den Ländern, in denen ihre Menschenrechte nicht geschützt sind." Dasselbe ist als Organ der vielen israelitischen Humanitäts- und Wohlthätigkeitsvereine vom Kattowitzer Verein herausgegeben und zwar ist es der Orient, welchen das Programm als Ziel des modernen Exodus speziell anstrebt, wo die „verheißene herrliche Zukunft Israels" aufgehen soll. — Während das im gleichen Sinne arbeitende rumänische Zentral-Komitee (dessen hebräisches Auswanderungsblatt: „Emigrantul" uns regelmäßig zugeht) mit geringen Mitteln und vielen Schwierigkeiten jetzt eine zweite Kolonie, (für ungefähr 200 Familien) im Orte „Samaria" im Karmelgebirge, in einer äußerst fruchtbaren, erfolgversprechenden Gegend angelegt hat, welche außer durch die Naturschönheit die Israeliten noch durch den Zauber ihres Sagenkreises anzieht, berichtet das November-Bulletin der Alliance isr. univ., daß für die noch auf Wards Island in New York befindlichen russischen Einwanderer eine weitere Heimstätte begründet worden ist. Die Emigrant Aid Society hat diese Kolonie, „Estelleville" benannt, in der Nähe von Vineland im Staate New Jersey, für 50—70 Familien derartig eingerichtet, daß jede Familie ein Haus, 15 Acres Land, die Ackerbaugeräte, ein Pferd und Wagen und die übrigen notwendigen Haustiere erhält. — Eine früher in demselben Staate gegründete jüdische Ackerbaukolonie „Alliance" berechtigt zu den besten Hoffnungen; sie ist derartig organisiert, daß auch diejenigen Emigranten, die keine Ackerbauer sind, Beschäftigung finden und die Kinder eine gute Erziehung erhalten. — Besten Fortgang nimmt auch eine aus 14 Familien resp. 72 Personen bestehende jüdische Ansiedlung in der Nähe von Middlesex im Staate Virginia, welche der israelitischen Bevölkerung von Baltimore ihre Entstehung speziell zu danken hat. Die dortigen Emigranten machen jetzt einen ganz anderen Eindruck als bei ihrer Ankunft vor 6 Monaten; sie zeigen eine offenbare Zufriedenheit und Entschlossenheit statt jener früheren Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, welche auf die Amerikaner einen so schlechten Eindruck gemacht hatte. Ihre Manieren, selbst ihre Kleidung haben sich geändert, und sie bestreben sich, nach und nach sich zu amerikanisieren.

Henry Villard, der Präsident der Nord-Pacificbahn hat dem Staate Oregon ein fürstliches Geschenk gemacht, indem er der zu begründenden Universität des Staates eine Summe von 50,000 Dollars aus seinem Privatvermögen überwies. Er hatte nur zur Bedingung gestellt, daß eine jährliche Beihilfe von 5000 Dollars aus Staatsmitteln der Universität gesichert werde. Henry Villard, bekanntlich einer der amerikanischen Eisenbahnmagnaten, ist Deutscher von Geburt und hat sich in seiner ehrenvollen Laufbahn vom einfachen Journalisten zum vielfachen Millionär als ein self made man emporgearbeitet. Seine treue Anhänglichkeit für Deutschland hat er jetzt von neuem dadurch bethätigt, daß er dem pfälzischen Hilfskomitee für die Ueberschwemmten 10,000 Mark übersandt hat. Auch andere Deutsche in New York haben ihrer bedrängten Brüder im alten Vaterlande in hochherziger Weise gedacht, indem sie für den gleichen Zweck die Summe von 11,000 Mark auf telegraphischem Wege überweisen ließen. Diese hochwillkommene Gabe ist aufs neue ein erfreulicher Beweis, daß die Deutschen, welche jenseits des Ozeans eine neue Heimat gefunden haben, nicht für Deutschland verloren sind, sondern stets an seinem Glück so auch an seinem Mißgeschick warmen und thatkräftigen Anteil nehmen.

Professor Esmarch und seine Samariter-Methode haben neuerdings in Amerika einen großen Triumph gefeiert. Die Pennsylvania-Eisenbahn-Gesellschaft hat, genau nach den Angaben des berühmten Chirurgen, für ihre sämtlichen Angestellten auf allen Bahnzügen und Bahnstationen Uebungskurse im Samariterdienst einrichten lassen und 2000 Blechkästen angeschafft, welche die Kompressen, Tourniquets, und andere einfache wundärztliche Vorrichtungen enthalten, wie Prof. Esmarch sie vorschreibt. Den Kästen sind überdies noch kurze, faßliche gedruckte Anweisungen beigegeben, sodaß, im Falle eines Eisenbahnunglücks, auch nichtkundige Passagiere die notwendige Hilfe leisten oder doch den Angestellten der Bahn zur Hand gehen können. Bei dieser Gelegenheit ist der Wunsch ausgesprochen worden, Professor Esmarch möge den Samariterdienst persönlich in den amerikanischen Großstädten einführen.

Der neue Dampfer des Norddeutschen Lloyd, „Werra", hat sich als Schnellsegler vortrefflich bewährt. So lief er am 9. November 8 Uhr früh von der Weser aus und traf am 10. 7 Uhr abends in Southampton ein und brauchte nur 8 Tage 1 Stunde und 40 Minuten von dort bis New York. Die Rückfahrt war noch günstiger, denn am 25. November mittags von Sandy Hook (New Yorker Leuchtturm) abfahrend, traf die „Werra" bereits in 7 Tagen 21 Stunden 25 Minuten am 3. Dezember 11¼ Uhr in Southampton ein und am 4. Dezember 6 Uhr nachmittags in Bremerhafen.

Der Welthandel,

seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.*)

Im Mittelalter bildeten Kolonialwaren und Luxusartikel die Hauptgegenstände des Welthandels. Dann traten die Wolle und daraus gefertigte Waren hinzu. Die Wollweberei blüte namentlich in Italien, Deutschland, Flandern und Nord-Frankreich. Nach England wurde sie durch Hugenotten und andere religiöse Flüchtlinge verpflanzt (die vorher in England geübte Weberei war sehr kunstloser Art). Bald aber trat ein Artikel in die Schranken, der sich schnell die erste Stelle im Welthandel erobern sollte: die Baumwolle, die aus Indien und seit 1784 aus Nordamerika geholt wurde. Leider war auch der Mensch eine geraume Zeit ein Welthandelsartikel. Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß ohne den Sklavenhandel nach Westinden und Nordamerika der Welthandel des XVIII. Jahrhunderts bei weitem nicht die Ausdehnung hätte

*) Der Welthandel (Gesamtaußenhandel aller Nationen), der schätzungsweise im Jahre 1860 sich auf 28,500 Millionen Mark belaufen hatte, stieg bis 1865 auf 35,000 und schnellte bis 1872 auf 53,700 Millionen herauf. Von da ab trat eine leicht erklärliche Stagnation ein: dazu trat der 1873er Krach, sodaß der Wert im Jahre 1877 sich noch auf derselben Höhe befand wie fünf Jahre vorher. Von da ab machte sich wieder eine erfreuliche Besserung geltend, sodaß das Jahr 1879 mit 58,500 und das Jahr 1881 mit 63,000 Millionen abschließen konnte. Hinsichtlich der Höhe der Werte nahm Großbritannien mit 14,200 Millionen die erste Stelle ein, es folgte Frankreich mit 6847, die Vereinigten Staaten mit 6581, Deutschland mit 5940, Rußland mit 3600, Oesterreich-Ungarn mit 2725, die Niederlande mit 2600, Belgien mit 2,300, Italien mit 2019 u. s. w. Berechnet man jedoch die Werte auf den Kopf der Bevölkerung, so steht obenan Holland mit 524 Mark, es folgten: Belgien mit 391, Großbritannien mit 384, Frankreich mit 196 die Vereinigten Staaten mit 133, Deutschland mit 132, Oesterreich-Ungarn mit 70, Italien mit 66, Rußland mit 54 u. s. w.

gewinnen können, die er erreichte. England zog den meisten Nutzen davon. Speziell die Stadt Liverpool verdankt ihr erstes kräftiges Emporkommen dem Sklavenhandel. Ein Schandfleck in der Geschichte des Welthandels bleibt derselbe immerhin und man braucht seine Notwendigkeit als Glied in der Kette keineswegs anzuerkennen*). Seit der Anwendung der Spinnmaschinen überschwemmte England die Welt mit seinen Stoffen und die Baumwolle behauptete auch in der Ära des Dampfes, in welcher sich die Metalle, Metallwaren und Maschinen eine hervorragende Stelle im Welthandel errangen, bis ganz vor kurzem den ersten Platz. Seit dem Jahr 1877 wird ihr aber der Rang durch die *Brodstoffe* streitig gemacht. Der Gesamtumsatz im Außenhandel von Getreide und Mehl beläuft sich jetzt auf etwa 8000 Millionen Mark, den achten Teil des gesammten Außen-Welthandels.

Seit zehn bis zwölf Jahren (wenn man will auch schon früher) vollzieht sich aber im Welthandel noch eine andere Wandlung, die von einer Bedeutung und Tragweite ist, die rückhaltlos ins Auge zu fassen es hohe Zeit sein dürfte. Es ist dies die *Abnahme der Ausfuhr an Fabrikaten aus allen Ländern.* In Großbritannien, das hier zweifellos maßgebend ist, fiel die Ausfuhr von Fabrikaten von 3400 Millionen Mark im Jahre 1875 auf 2800 im Jahre 1880. Dabei ist zu beachten, daß der britische Gesamtaußenhandel von 1875 bis 1880 um 840 Millionen Mark stieg. Diese merkwürdige Erscheinung ist in erster Linie auf die *großartige industrielle und bergbauliche Entwicklung der Vereinigten Staaten,* besonders in den letzten zehn Jahren, zurückzuführen. Die Vereinigten Staaten haben sich während dieser Zeit vom europäischen industriellen Markt nicht nur in der Hauptsache emanzipiert, sie treten auch auf dem Weltmarkt schon mit einem Wertbetrag von über 200 Millionen Mark jährlich für *Fabrikate* als Konkurrenten auf. *Dabei hat sich ihre Bevölkerung während dieser Zeit um* $11\frac{1}{2}$ *Millionen vermehrt,* während auch ihre Konsumfähigkeit gewachsen ist, was u. A. durch den Umstand illustriert wird, daß ihre Einfuhr von Luxus-, Kunst- und Litteraturerzeugnissen von 1875 bis 1880 um das Doppelte (von 100 auf 200 Millionen Mark) stieg. Endlich ist zu berücksichtigen, daß im Jahre 1870 die Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten sich ungefähr noch gleichstand. Die Werte im Warenhandel beliefen sich damals auf 436 resp. auf Millionen Dollars, während dieselben sich 1880 auf 643 resp. 884 Millionen stellten.

Der österreichische Generalkonsul *von Scherzer* weist in seinem Buche „Weltindustrien" nach, daß der Export britischer Industrieerzeugnisse nach den Vereinigten Staaten von $191,_{3}$ Millionen Dollars in 1873 auf $68,_{4}$ Millionen in 1878, also um mehr denn 100 Prozent, zurückgegangen sei. Der Rückgang betrifft besonders die Metall- und Textilbranche. Bei der Ausfuhr deutscher Fabrikate nach den Vereinigten Staaten fand von 1873 bis 1879 ein Rückgang von $61,_{5}$ auf $35,_{5}$ Millionen Dollars**), bei der Ausfuhr französischer Fabrikate ein solcher von 332 auf 207 Millionen Francs statt.

Zu alledem kommt, daß auch die anderen Industriestaaten während dieser Periode gerade keine Rückschritte in ihrer industriellen Entwickelung gemacht haben, während anderseits in *Australien, Kanada, Indien, Japan* verschiedene Industriezweige, namentich in der Textil- und Metallbranche, in beachtenswertem Aufblühen begriffen sind.

Es ist also mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Fabrikate im Außen-Welthandel mehr und mehr an Bedeutung verlieren werden und daß endlich einmal ein Zeitpunkt eintreten muß, wo sie eine untergeordnete Rolle im Welthandel spielen, indem die wichtigsten Länder sich in dieser Hinsicht zum weit überwiegenden Teil selbst versorgen und eine stärkere Ausfuhr mehr nach den unwichtigeren Ländern und den Naturvölkern stattfindet. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dem industriellen Absatz in letzterer Hinsicht noch bedeutende Gebiete erschlossen werden können, doch ist zu berücksichtigen, daß die betreffenden Naturvölker (z. B. in Zentralafrika) nur geringe Bedürfnisse haben und daher auch keine große Konsumfähigkeit entwickeln werden. Nach alledem werden die landwirtschaftlichen Produkte, und zwar in erster Linie Getreide und Fleisch, Baumwolle und Wolle ein immer größeres Übergewicht auf dem Weltmarkt gewinnen. Aber auch hier wird ein Wandel eintreten. Der bei weitem größte Teil der industriellen Bevölkerung, die bisher für den Export arbeitete, wird sich infolge der Abnahme desselben successive nach einem andern Erwerbszweig umsehen müssen. *Dieser Erwerbszweig kann aber nur die Landwirtschaft sein.* In dem Maße, wie die industrielle Bevölkerung auf diese Weise eine Reduktion erleidet, wird die landwirtschaftliche zunehmen. Natürlich entsteht nun zunächst die Frage, ob diese Rückkehr zur Landwirtschaft im eigenen Lande geschehen kann. Bei *Deutschland* ist diese Frage jedenfalls zu verneinen, und es bleibt daher nur *eine Wahl:* Auswanderung und Kolonisation. *Von diesem Gesichtspunkt ist die Gründung des Deutschen Kolonisationsverein zu Frankfurt am Main mit der größten Befriedigung zu begrüßen.* *A. Schroot.*

Vom Welthandel.

Originalkorrespondenz aus Neu-Seeland.

Dunedin, 19. Okt. 1882.

Die Fortsetzung unserer Berichte hat leider dadurch eine unliebsame Verzögerung erlitten, daß unsere August-Mail auf dem Atlantischen Ozean in Brand gerieth. Das Importgeschäft ist in der letzten Zeit ein mittelmäßiges gewesen, für Speculationen wurde wenig gekauft und die Transactionen beschränkten sich daher nur auf wirklichen Bedarf. Die Frühjahrssaison, die hier in der Regel mehr Circulation im Geschäft hervorruft, neigte sich mehr dem Sommer zu und allgemein hoffte man in Kürze auf einen besseren Markt.

Nachstehend lassen wir nun einige Notirungen folgen:

---

*) Zur Zeit der Negersklaverei wurden bei weitem nicht solche Baumwollenernten erzielt als gegenwärtig. Die stärkste Baumwollenernte jener Zeit belief sich auf 4,861,000 Ballen (1860) im Jahre 1882 wurden 7 Millionen Ballen geerntet.

**) Infolge der seit 1879 in den Vereinigten Staaten zur Geltung gelangten besseren Geschäftslage ist diese Ausfuhr jetzt wieder auf die damalige Höhe gestiegen. Wer weiß aber, wie lange diese günstige Zeit anhält? Eine Wendung scheint in der That schon eingetreten zu sein.

Import:

Ale und Stout (Zoll 1/3 pr. Gallone im Faß; 3/—. pr. Dutz. in Flaschen) 9/6—13/—. pr. Dutz.
Wollsäcke (Zoll 2/6 pr Dutz. gutes Gewicht) 3/—. — 3/3
Kornsäcke (Zollfrei) 8/—. pr. Dutz.
Stearinkerzen (Zoll $1^1/_2$ d. pr. Pfd.) 8 d. bis $8^1/_4$ d. pr. Pfd.
Cement (Zoll 1/—. pr. Faß) 15/6 pr. Faß
Hopfen („ 6 d. „ Pfd.) 2/9 — 3/—. pr. Pfd.
Oele (Zoll 6 d. pr. Gall.) Leinöl gekocht und roh 3/6 pr. Gallone Castoröl 3/4 $^1/_2$ d. — 3/6 pr. Gall. Petroleum 1/6 pr. Gall.

Verzollt.

Export:

Weizen 4/3 — 4/9 pr. Bushel. Hafer 2/11 — 3/2 pr. Bush.
Gerste 4/9 — 5/ — pr. B.
Talg prima 29/6 secunda 21/ — — 25/9 pr. engl. Centner.
Schafleder eingesalzen 10/6 pr. Dutz. volle Größe.
Klauenfett klar 7/—. molkig 3/6 pr. Gallone.
Rindshäute fehlerfrei $3^3/_4$ pr. St., beschädigt $2^1/_4$ pr. St.
Kalbfelle „ 4 d. „ „ „ 2 d. „ „
Kauri Gussa Staub Strl. 5. —. —. bis Strl. 7. 10. Stücken Strl. 15. bis Strl. 30. pr. Tonne.

Wir sind gern bereit auf Wunsch Preise und Details über andere, vorstehend nicht bemerkte Artikel zu geben.

Zum Schluß möchten Ihnen eine neue, für unsere Kolonie vielversprechende Industrie erwähnen, von welcher Sie ohne Zweifel schon gehört, das ist der Transport frischen gefrorenen Fleisches von hier nach England, eine Entfernung von ca. 17,000 engl. Meilen. Die Detailpreise hier in den Fleischerläden rangiren für saftiges, gutes Schöpsenfleisch von $1^1/_2$ d. bis 4 d., Ochsenfleisch von 2 d. bis 7 d., Schweinefleisch von 5 d. bis 6 d., Lammfleisch 3/—. bis 4/—., ein Viertel Kalbfleisch 3 d. bis 5 d.; alle pr. ℔, ausgen. Lamm. Dies ist genügender Beweis, daß Fleisch hier im Überfluß ist, somit große Quantitäten exportirt werden können, ohne daß eine merkliche Änderung eintreten wird. Fleisch ist hier das billigste und hauptsächlichste Nahrungsmittel, welches in den meisten Haushaltungen 3 mal des Tages servirt wird und um Ihnen eine Idee über den Consum zu geben, sei noch bemerkt, daß ein hiesiger Fleischer (ein Landsmann) für 3 Läden, die solcher hier hält, ca. 50 Ochsen und 300 Schafe schlachtete, ungeachtet Schweine, Kälber ꝛc.

Louis Rother & Co.

Kanada.

Nachstehende offizielle Zahlen sprechen für den großen Aufschwung, welchen Handel und Verkehr Kanada's wie im speziellen die Handelsbeziehungen Deutschlands zu diesem sich mächtig entwickelnden, großen Gebiete fort und fort nehmen. Der Wert der Ausfuhr im Gebiet von Kanada betrug in der Zeit vom 30. Juni 1880 bis dahin 1881 98,290,820 Dollars gegen in demselben Zeitraum 1879/80 87,911,458 Dollars; der Wert der Einfuhr betrug 1880/81 105,330,840 Doll. gegen in 1879/80 86,489,747 Doll.; der Wert der Einfuhr zum Verbrauch betrug 1880/81 91,611,604 Doll. gegen in 1879/80 71,782,349 Doll. Der Wert der Ausfuhr aus dem Gebiet von Kanada nach Deutschland betrug in 1880/81 84,932 Doll. gegen in 1879/80 82,237 Doll.; der Wert der Einfuhr aus Deutschland betrug in 1880/81 934,266 Doll. gegen in 1879/80 449,791 Doll. Der Wert der während des Fiskaljahres 1880/81 in Toronto von Deutschland direkt eingeführten Hauptartikel betrug: Glaswaren 11,627 Doll., Knöpfe 11,473 Doll., baumwollene Handschuhe 10,743 Doll., Näh- und andere Maschinen 10,288 Doll., Porzellan 9502 Doll., Tabakspfeifen 8252 Doll., Pelze und zubereitete Häute 7405 Doll., Briefkuverts und Papiermachéwaren 7340 Doll., Baumwollenwaren 6231 Doll., Galanteriewaren 6222 Doll., baumwollene Strumpfwaren 5642 Doll., Baumwollenwaren 5458 Doll., lederne Handschuhe 5014 Doll., ungefärbtes Glas 4822 Doll., hölzerne Spielwaren 4508 Doll., baumwollene Spitzen 4416 Doll., Lederwaren 3427 Doll., Kork und Korkwaren 2899 Doll., Gold- und Silberblatt 2823 Doll., seidene Bänder 2282 Doll., Weihnachtskarten 2097 Doll.

Leipzig's Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach dem hiesigen Konsulatsbericht betrug der Export des Konsulatdistrikts Leipzig, einschließlich Gera, im IV. Quartal 1882 die Summe von \$ 830,650.28, somit ein Plus gegen das IV. Quartal 1881 von \$ 169,031.60; hiernach weist das ganze Jahr 1882 gegen das Vorjahr eine Wertzunahme von \$ 1,032,976.08, oder 40,8% auf. Die einzelnen Werte des letzten Quartals verteilen sich wie folgt:

Bücher	Doll.	55,554.96
Borsten	„	34,017.67
Baumwollen- und Leinenwaren	„	41,126.84
Drogen	„	7,932.74
Ätherische Oele	„	9,372.78
Rauchwaren und Häute	„	140,92.08
Glacéhandschuhe	„	182,417.53
Spitzen und Besätze	„	24,516.83
Maschinen und Eisenwaren	„	1,693.37
Musik- und andere Instrumente	„	33,743.16
Musikalien	„	13,763.69
Zeitschriften	„	15,206.40
Spiel- und Modewaren	„	11,903.01
Wollenstoffe	„	160,143.12
Halbwollene Waren	„	1,592.23
Verschiedenes	„	96,739.87
	Doll.	830,650.28

S. „Übersichten der Weltwirtschaft von Dr. F. X. von Neumann-Spallart, Jahrgang 1880, Stuttgart, Julius Maier 1881.“ Das Buch nimmt in der statistischen Litteratur der Neuzeit eine der ersten Stellen ein, sowohl durch seine Reichhaltigkeit und Gediegenheit, wie ganz besonders durch die lichtvolle und geistreiche Behandlung des Stoffes. Der Verfasser, in dem wir nach dem Ausspruch Dr. von Scherzer's den Statistiker mit dem Philosophen vereinigt finden, besitzt die seltene Kunst die toten Zahlen zu beleben, die für den Laien sonst abschreckenden Ziffermassen so zu behandeln, daß auch dieser ihnen Geschmack abzugewinnen vermag. Von Scherzer bezeichnete dieses Werk als ein Buch, welches auf einer verhältnismäßig geringen Seitenzahl eine so überraschend große Summe von anschaulichen Thatsachen vorführt, daß es viele bändereiche Werke weit hinter sich läßt. Wer sich der angenehmen Mühe unterziehe, das Werk mit Aufmerksamkeit zu studieren, werde mehr dabei lernen, als sonst auf gleichem Gebiet in Jahren. Er werde seinen geistigen Horizont gewaltig erweitern und seinen Geist mit vielen neuen Anschauungen und Anregungen bereichern, welche, unvermerkt fortwachsend, eine unerschöpfliche Quelle neuer Gedanken und Gesichtspunkte bildeten. Die längst erwartete Fortsetzung der verdienstvollen Publikation (Jahrgang 1881) soll nun im Mai d. J. erscheinen.

„Jahresbericht der Handels- und Gewerbe-Kammer von Ober-Bayern für 1881.“ Der von dem Sekretär Herrn Dr. R. Dahlmann in München herausgegebene Bericht bietet auch Interesse für weitere Kreise. Er behandelt die verschiedensten Fragen, wie sie heut zur Organisation des Handwerkertums, zur Wohlfahrt der Arbeiter und zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage jeden Volksfreund, wie die gesetzgeberischen Faktoren beschäftigen. Für die treffende Auffassung des Berichtes spricht folgender Passus: „Zu einem wirk-

lichen Emporblühen unserer Wirtschaft müssen, mehr als bisher geschehen, Staat und Private versuchen, die deutsche Ausfuhr zu beleben und zu sichern, die deutsche Auswanderung zu organisieren. Große Scharen von Auswanderern verlassen unser Land, weil zum guten Teil wenigstens ihnen die Möglichkeit des Arbeitsverdienstes benommen ist, und helfen noch dazu in den nordamerikan. Konkurrenzländern mit, diese Arbeitsmöglichkeit für die Zurückgebliebenen nur noch mehr zu beengen. Darum Organisation der Auswanderung!" — Leider fehlt uns der Raum, noch näher auf diese gediegene, inhaltreiche Schrift einzugehen. R. L.

Bereits bei Anlaß der im Sommer vor. J. stattgefundenen zweiten gemeinschaftlichen Reise, welche die associierten Firmen C. A. Voigt in Leipzig und Ernst Voigt in Dresden arrangiert, haben wir auf die Annehmlichkeiten und Vorzüge einer derartigen Reisegelegenheit, wie sie hier von höchst achtbaren und zuverlässigen Unternehmern geboten, hingewiesen. Es freut uns, daß dieselben sich durch die bisherigen Erfolge nun zu einer am 1. April d. J. ausgehenden dritten gemeinschaftlichen Reise entschlossen haben, deren Ziel Kansas sein soll und zwar Newton, das Zentrum der längs der Atchison-, Topeka- und Santa Fe-Bahn sich ausdehnenden Kette blühender deutscher Ansiedlungen. Eine ausführliche Schilderung dieser Kolonien, welche die „Weltpost" s. Zt. (1881 2. Heft) brachte, hob das dem Deutschen speziell gedeihliche Klima und die Fruchtbarkeit dieses gesegneten Landstriches hervor; schalten wir hier ein, daß der letztjährige Ernteertrag von Kansas (darunter sämtliche Getreidearten, hauptsächlich Weizen, Mais, Zuckerrohr, Tabak, Obst, Wein ꝛc.) sich auf 580 Millionen Mark belief. Nach dem uns vorliegenden Prospekt der Unternehmer ist der Fahrpreis für Erwachsene mit dem Lloyddampfer „Neckar" von Bremen nach New York (incl. Beköstigung) und per Bahn weiter nach Newton (oder einer anderen beliebigen Station in Kansas) auf nur 180 Mark festgesetzt, für Kinder von 6—12 Jahren 90 M., für 1—5 Jahren 45 M., unter einem Jahr 9 Mark. Weitere ausführliche Auskunft gibt der Prospekt, der gratis auf Wunsch bezogen werden kann. Hervorheben möchten wir nur noch, daß an dieser Reisegelegenheit nicht nur diejenigen teilnehmen können, welche nach Kansas wollen, sondern auch solche, welche andere Reiseziele, z. B. Chicago, Milwaukee, St. Louis, San Francisco ꝛc. verfolgen; ferner bietet sich denen, welche behufs Wahl ihrer zukünftigen Niederlassung einen Teil der Vereinigten Staaten zuvor kennen lernen möchten, in Anschluß an diese Reise, unter weiterer Leitung des Herrn Ernst Voigt, günstige Gelegenheit, eine Tour durch Kansas, Colorado, Neu-Mexiko, Texas und Arkansas zu machen.

Briefkasten der „Weltpost".

A. C. in Mannheim. Sie meinen vermutlich die neueste von dem Kentucky Bureau für Geologie und Einwanderung herausgegebene Schrift: „Wahrer Bericht über Auswanderung und Ansiedelung nebst einer genauen Darstellung der beabsichtigten Gründung einer österreichischen Ansiedelung im Staate Kentucky von Alois Rösel aus Österreich", welche Sie gratis von dem Bureau of Immigration, Direktor John R. Procter, in Frankfort, Ky., U. S. A., beziehen können. Die hier in schlichten Worten gegebenen Aufzeichnungen eines einfachen Mannes machen auf uns durchaus den Eindruck der Wahrheit und bieten sie für jeden Auswanderungslustigen viel Lehrreiches und Beherzigenswertes.

Dr. C. Br. in Neapel. Es wird Sie und die vielen Freunde des Treutler'schen Werkes erfreuen zu hören, welche Anerkennung dasselbe auch in Südamerika bei kompetenten Beurteilern findet. So schrieb der Herausgeber des „Argentinischen Wochenblatt", Herr J. Alemann, einen kleinen litterarischen Essay darüber „an Bord der „La France" am 28. Oktober unterm Äquator", aus welchem einige Sätze hier wiedergeben: „Die letzten Tage hindurch herrschte eine abspannende, schwüle Hitze, die mir die Luft benahm zu schreiben, denn kaum konnte man dazu kommen, mit Lektüre sich einigermaßen die Zeit zu vertreiben. Gestern brachte ein starker Gewitterregen unverhofft merkliche Abkühlung und nun greife ich wieder zur Feder, um nicht die edle Zeitungsschreiberei gänzlich zu vernachlässigen. Herr Lesser, der Herausgeber der „Weltpost" in Leipzig, hatte die Gefälligkeit, mir als Lektüre auf die Seereise das kürzlich in seinem Verlage erschienene treffliche Werk von Paul Treutler „Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Ozeans" nach Lausanne nachzusenden. Am Redaktionstische hat man selten Zeit zu eingehenderen Studien — aber auf dem Meere findet der gequälte Redaktor endlich die ersehnte Ruhe. So bin ich denn Paul Treutler, dem Geologen und Bergbau-Ingenieur, mit vieler Muße auf allen seinen Reisen — und ich möchte beinahe sagen: Irrfahrten — gefolgt und mußte zuletzt herzlich bedauern, daß seine Aufopferung und Hingebung für die verfolgten wissenschaftlichen Zwecke materiell keine besseren Erfolge gehabt haben. Schlicht und wahr erzählt Treutler seine Erlebnisse und Beobachtungen. Überhaupt tragen die Mitteilungen Treutler's Vieles dazu bei, Land und Leute in Chile besser kennen zu lernen, als es bis dahin durch andere Schriften der Fall war. Aber auch über Peru, namentlich über Lima und Callao, die Republiken Ecuador und Neugranada, sowie zuletzt über Panama und seine Eisenbahn wird viel Interessantes berichtet. Auch hier wurden die seltsamsten Erlebnisse, verbunden mit vielen Gefahren, dem Autor nicht erspart. Wahrlich, seit vielen Jahren ist mir keine Reisebeschreibung zu Gesicht gekommen, die so wertvoll und interessant für meine Anschauung gewesen, wie Treutler's „Fünfzehn Jahre in Südamerika". — Möge dieses Werk die wohlverdiente Anerkennung finden!"

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Das Land der Zukunft im Nordwesten Amerika's.

Unter dem Begriffe Amerika wird im Munde des Volkes nur die große Republik der Vereinigten Staaten verstanden, welche so viele Hunderttausende unserer Landsleute mit dem Auswanderungsstrome zugeführt erhielt und dadurch in so enge Beziehungen zu Deutschland gelangte. Wenn Zentral- und Süd-Amerika bis auf wenige Gebiete für die nähere Kenntnis des deutschen Volkes noch dunkle Punkte sind, so ist das nicht so wunderbar, als daß das Nachbarland der nordamerikanischen Union, ein Reich im Umfang von über 8,300,000 □ klm für unser Volk bis heutigen Tages fast unbekannt blieb. Wohl hören die Schulkinder in der Geographie von Britisch-Nordamerika und lernen die Beschaffenheit des Landes kennen, aber mit diesen Elementarkenntnissen hört auch das Wissen auf, und während die Vereinigten Staaten mit ihrem Sternenbanner die Augen der ganzen Welt auf sich ziehen, bleibt das ruhig sich entwickelnde, fast eben so große Nachbarreich mit seinen bewunderungswürdigen, von der Natur so reichgesegneten Hülfsquellen für die große Menge unseres Volkes thatsächlich eine „terra incognita“. Die Vorstellungen von Kanada selbst unter den Gebildeteren schöpfen noch aus den lückenhaften veralteten Beschreibungen des Landes, oder vielmehr eines verhältnismäßig kleinen Teiles desselben, aus Schilderungen, die für die Beurteilung des Staates von gleichem Werte sind, wie für andere Gebiete Nordamerika's „Lederstrumpf's Erzählungen“ so hübsch sie sich auch lesen. Kanada, wie es heute vor uns liegt, ist auch in der That ein neuentdecktes Land, es ist nicht mehr das ausschließliche Gebiet des Pelzjägers, der Agenten der Hudsonsbai-Kompanie, das unwirtliche Jagdrevier der Irokesen und Huronen, nein, unaufhaltsam sind auch hier, wenn auch langsamer als in den Vereinigten Staaten, von Osten aus Kultur und Zivilisation vorwärts gedrungen und der weiße Mann hat sich als friedlicher Eroberer der Jagdgründe der Rothäute bemächtigt, um mit Pflug und Hacke den jungfräulichen Boden zu erschließen. Wo nur seltene Karrenzüge die Verbindungen zwischen den einsamen, vereinzelten Ansiedelungen unterhielten, braust jetzt täglich das Dampfroß dahin und wie aus dem Boden schießen längs des Schienenweges Städte hervor, von glücklichem Gedeihen, mit Kirchen und Schulen, mit Handel und Industrie; dieses neue Kanada hat kaum eine Geschichte von 15 Jahren. — Als 1763 mit Beendigung des siebenjährigen Krieges zwischen Frankreich und England das von Frankreich 250 Jahre besessene kanadische Festland „la Nouvelle France“ — die heutige Provinz Quebec — in den Besitz der englischen Krone überging, da zählte das damalige Kanada, ungerechnet die Indianer, kaum 70000 Seelen; bis 1806 stieg die Bevölkerung, mit Einschluß von Neufundland bereits auf 476000 Einwohner. Schlechte Regierungsmaßregeln riefen unaufhörliche Aufstände hervor, bis durch neues Gesetz 1840 die Verwaltung reformiert wurde, nach welcher die im Jahre 1791 vorgenommene Teilung in Unter- und Ober-Kanada aufgehoben wurde, beide Provinzen einen Generalgouverneur erhielten und 1841 das erste vereinigte Parlament zu Kingston zusammentrat. In den fünfziger Jahren machte sich ein außerordentlicher Aufschwung bemerkbar. Die Versuche, die Kolonie von England loszureißen, wurden aufgegeben, die Einwanderung wurde begünstigt, und während Handel und Industrie durch die 1856 begonnenen Eisenbahnbauten sich kräftig entwickelten, ward auch für Gründung von Schulen und für Volksbildung gesorgt. Um alle Elemente zu einem ersprießlichen Ganzen zu verschmelzen, ward nun am 1. Juli 1867 durch Königliche Proklamation die Vereinigung von Quebec, Ontario, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig vollzogen und dem Bunde der Namen: „Dominion of Canada“ gegeben. 1869 wurden noch die Hudsonsbailänder, 1870 Manitoba, 1871 Britisch Columbia und 1873 die Prinz Edward-Inseln einverleibt. Nur Neufundland mit dem östlichen Labrador blieben als Kronkolonie außerhalb der Konföderation. Das Areal des Dominion of Canada verhält sich zu der hier nach der Zählung von 1881 aufgeführten Bevölkerung wie folgt:

Ontario (Hauptstadt Toronto 1871: 58,092, 1881: 86,445 E.),	279,139	1,913,460
Quebec (Hauptstadt Quebec 1881: 62,466 Einw., davon 40,890 Franzosen),	500,769	1,358,469
Neu-Braunschweig (Hauptstadt: Frederikton, unbedeutend; Haupthandelsstadt: St. John City, 28,805 E.),	70,762	321,129
Neu-Schottland (Hauptstadt: Halifax, 29,582 Einw.),	56,280	440,585
Prinz Edward-Inseln,	5,628	107,781
Manitoba (Hauptstadt: Winnipeg),	36,178	49,509
Britisch Columbia,	922,000	60,000
Nordwest-Territorium	6,430,750	ca. 100,000
im ganzen:	8,301,506 □ Kilom.	4,350,933 Seelen.

Dieses Zahlenbild veranschaulicht, welch mächtiges Gebiet noch der Bevölkerung harrt. Über 15 mal größer als das deutsche Reich hat letzteres ca. 45¼ Millionen Einwohner, während Kanada nur ca. 4⅓ Millionen zählt. Wenn nun auch große Strecken dieses Landes durch ihre Lage und Bodenbeschaffenheit keine Aussichten für die menschliche Kulturarbeit eröffnen, so sind doch die Gebiete, welche heute bereits als die Getreidekammer der Welt mit Recht bezeichnet werden, von so ungeheurer Ausdehnung, daß sich hier ein Land der Zukunft der arbeitsamen Menschheit eröffnet, groß genug, um die Uebervölkerung vieler Staaten in sich aufzunehmen und vielen Millionen reichen Lohn für eine ausdauernde Thätigkeit zu gewähren.

Als die erste Kunde von den Segnungen Manitoba's nach England kam, — jener kaum dem Namen nach gekannten neuen kanadischen Provinz, welche man sich als ein Paradies vielleicht für die Eskimos, nicht aber als ein Ansiedlungsland für Europäer vorstellte, — machte sie gerechtes Aufsehen. Man hatte nicht geahnt, daß das ungeheure Gebiet, welches nordwestlich von Ontario gelegen, ein milderes Klima besitze und weit fruchtbarer sei als viele der südlicheren Teile Nordamerika's, wozu gewisse atmosphärische Verhältnisse beitragen. Während der Sommer klar und warm ist, oft heißer

als in unseren südlicheren Orten, (Durchschnittstemperatur im Juni 69,10° Fahrenheit*), im Juli 71,16°, im August 63, 03°, während New York im Juni 64,02°, im Juli 68,05°, im August 65,07°, Fahrenheit) ist der Winter zwar kalt (Durchschnittstemparatur — 11° Réaumur), aber beständig klar und trocken, somit außerordentlich gesund. Der Schnee liegt nur 1—2 Fuß tief und verschwindet spätestens Anfang April. Pferde und Büffel nähren sich den ganzen Winter hindurch im Freien, indem sie mit ihren Hufen den Schnee wegkratzen und das unter der Schneedecke emporschießende Gras fressen. Der Juni ist der Regenmonat; Ende August bis Anfang September die Erntezeit. Sommerfröste kennt man hier nicht. — Gleich dem Klima sind auch die Bodenverhältnisse für den Ansiedler äußerst günstig. Die lockere, tiefschwarze und durchschnittlich 1 Meter tiefe Ackerkrume ruht auf einem sandhaltigen, festen Thonboden und ist mit meterhohem Grase dicht bewachsen. Dieser unübertrefflich reiche Boden eignet sich am besten für Weizenkultur. Ein Acker trägt im Durchschnitt 25 Bushel, à 60 Pfund, doch hat man auch schon 50 Bushel per Acker geerntet. Hafer, Gerste und Kartoffeln gedeihen vorzüglich und ebenso alle Sorten Feld- und Gartengewächse. Tomaten und Melonen reifen im Freien, während Hopfen und Flachs in großer Menge auf der Prärie wild wachsen. Die Obstkultur ist noch im Entstehen begriffen, doch dürfte sie sich sicherlich, wie in dem benachbarten Minnesota, zu einer erfolgreichen im Laufe der Zeit gestalten. Bäume wachsen in Gärten und an den Ufern der Flüsse, doch herrscht im allgemeinen Mangel an Bauholz und der neue Ansiedler muß dies oft 5—6 Stunden weit herholen. Auch Brennmaterial ist stellenweise schwer zu beschaffen, dieser Mangel wird hingegen nur noch kurze Zeit dauern, denn man hat in der Nähe des Sourisriver ein über 200 Meilen langes, unerschöpfliches Lager einer ausgezeichneten Steinkohle aufgedeckt. Für die Viehzucht liefern die Prärien einen Ueberfluß an sehr nahrhaftem Heu. Gutes Trinkwasser kann überall gegraben werden, die tiefsten Schachtbrunnen sind nur 35 Fuß tief und zeichnet sich Manitoba überhaupt durch großen Wasserreichtum aus, wodurch industrielle Anlagen sehr begünstigt und für Handel und Verkehr große Erleichterungen geboten sind. Der Hauptfluß Manitoba's ist der Red River. Er und sein Nebenfluß Assiniboine werden auf eine Länge von 600 Meilen zur Zeit von 22 Dampfern befahren, während der in den Assiniboine mündende Sourisriver einiger Untiefen wegen noch nicht schiffbar ist.

Ebenso günstig gestaltet sich das Terrain für Straßen- und Eisenbahnbau, was das außerordentlich schnelle Vordringen der kanadischen Pacificbahn begreifen läßt, die, in wenigen Jahren vollendet, dazu berufen ist, eine der wichtigsten Weltverkehrsstraßen zu werden, als die kürzeste Transkontinentalbahn Nordamerikas. Mit den Vereinigten Staaten, speziell mit St. Paul und Chicago, ist Manitoba mit einem Schienenweg verbunden. Der zukünftige große Getreideexport wird seinen Weg nach dem europäischen Markte von dem Innern des Landes aus ganz zu Wasser nehmen. Auf dem Assiniboine und Redriver wird das Getreide nach dem Manitoba-See und weiter durch den Nelsonfluß nach dem Port Nelson an der Westküste der Hudsonsbai gebracht und hier in großen Elevatoren aufgespeichert, um in den zwei Monaten, in welchen das nördliche Meer eisfrei ist, durch die Hudsonsstraße nach Liverpool gebracht zu werden. Daß der Weizen Manitoba's bei dem Reichtum des Bodens und diesem wenig kostspieligen Transport einst auf dem Weltmarkt eine maßgebende Rolle spielen wird, ist unzweifelhaft. —

Als all diese für die Besiedelung des Landes so vorteilhaften Bedingungen in der alten Welt noch völlig unbekannt und teils unentwickelt waren, waren es 1871 einige Tausend deutsch-russischer Mennoniten, die hier im prächtigen Thale des Pembinagebirges sich niederließen, wo sie einen für die Landwirtschaft und Viehzucht herrlich geeigneten Boden vorfanden. Auf die einfachen aus Reisig erbauten Hütten, welche schräg auf Pfählen ruhten und mit Erde bedeckt waren, folgten nach wenigen Jahren schon schmucke Häuschen, blühende Dörfer bildeten sich, und heute betreibt diese Mennonitenkolonie (auf über 3500 Seelen angewachsen) außer gedeihlichem Getreidebau und erfolgreicher Viehzucht die Ausfuhr des Flachssamens Waggonladungen voll nach Europa. Freilich harte, unermüdliche Arbeit, Entbehrungen schwerster Art blieben diesen fleißigen Kolonisten nicht erspart, denen Kanada unter der Befreiung von der Militärpflicht für alle Zeiten einen Hort ihres Glaubens bot, auch allen späteren Pionieren Manitoba's war der Anfang wahrlich ein schwerer, aber reichlich wurde ihr Thun belohnt und die vielen Tausende, welche nach diesem „Eldorado des Landmannes“ ihren Weg nahmen, haben dem Geschick gedankt, das sie hierher verpflanzte.

Den außerordentlichen Aufschwung dieses Landes, welchen es der Einwanderung der letzten Jahre zu danken, zeigt uns in erstaunlicher Weise die 11 jährige Geschichte der Hauptstadt Winnipeg, deren Entwickelung wohl von keiner der nordamerikanischen Städte übertroffen worden ist. Vor uns liegt eine typographisch geschmackvoll ausgestattete „Christmas-Number“ einer dortigen illustrierten Zeitung, im Umfange von 16 Seiten in Großfolioformat. Ueberraschend entfaltet sich hierin in über 60 kleineren und größeren Abbildungen das heutige Winnipeg in seinen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Schulen, Gasthöfen und Warenhäusern rc. — heute eine verkehrsreiche blühende Stadt, mit allen Segnungen der modernen Kultur, mit 25,000 Seelen, von denen die beiden letzten Jahre allein an 13,000 zugeführt haben — und vor einem Dezennium nur eine winzige Ansiedlung weniger Häuser, noch ohne Namen', mit 215 Seelen, unter den Wällen des Forts Garry. Der bescheidene Anfang Winnipegs datiert vom Jahre 1872, als die Hudsonsbaikompanie, in deren Interesse es bis dahin zu liegen schien, Ansiedler möglichst fern zu halten, in diesem Jahre einen Teil ihrer reservierten Ländereien zum öffentlichen Verkauf brachte. Diese erste vielbesuchte Landauktion erzielte bereits gute Preise, 2000 Doll. und mehr für die einzelnen Lots, die freilich heut zu Tage 40 mal so viel wert sind. Im Jahre 1878 erhielt das rasch emporblühende Städtchen die erste Eisenbahnverbindung mit der Außenwelt, der bald weitere folgten. Mit dem Bau der Bahn eröffnete sich der Landspekulation ein großes Feld. Viel Land wurde

*) 70° Fahrenheit = 17° Réaumur.

an den Markt gebracht, jeder kaufte, um vorteilhaft weiter zu verkaufen, und sich dann an anderer Stelle zu gleichem Zwecke neu anzusiedeln. Die Auktionslokale waren stets überfüllt — für einen Acker Land in der Nähe der Stadt wurden 1000 Doll. gezahlt, die wieder in Parzellen von 25 Fuß geteilt einzeln zu 200—400 Doll. verkauft wurden. Die Preise hatten bei dieser Spekulationswut so eine Höhe erreicht, daß niemand mehr kaufen konnte und gingen sie daher bald zurück. Das schnelle Wachstum der Stadt ist auf diese Weise erklärlich. Alle Bahnzüge, die von Süden kamen, brachten lange Züge von Einwanderern, die meistens durch die Landkäufe und Verkäufe verdienen wollten. Nur wenig Farmer waren darunter; erst im März 1881 kamen die richtigen Emigranten mit ihren Familien, um sich hier dauernd niederzulassen; im ganzen sollen während des Sommers 1881 40,000 Personen in Manitoba eingewandert sein*) und eine weit größere Anzahl sich über die fruchtbaren Ebenen des Nordens verbreitet haben. Bei diesem plötzlichen Menschenzufluß mußten viele anfangs ein Unterkommen in Zelten finden, doch in unglaublich kurzer Zeit wuchsen die Häuser empor, die Baulust zahlte für jede Handarbeit die höchsten Preise, Ziegelstein-Arbeiter erhielten 6 Doll., Steinmetze 4—5 Doll., Pflasterer 4 Doll., Zimmerleute 4 Doll. pro Tag; immer neue Straßen und Stadtteile entstanden, um das heutige Winnipeg in malerischer Lage am Assiniboine zu bilden, wie es die nachstehende Illustration veranschaulicht. Aus der oben erwähnten Nummer der „Winnipeg Illustrated" ersehen wir, daß die Stadt unter vielen öffentlichen Gebäuden u. a. ein stattliches Parlamentsgebäude, ein schönes Rathaus, eine Universität und zahlreiche Kirchen und Schulen besitzt, deren Bauart jeder Weltstadt zur Zierde gereichen würde; so auch die hierin abgebildeten Warenhäuser und Gasthöfe, welche von dem Handelsaufschwung und dem Verkehr der jungen Stadt zeugen, die sich auch bereits elektrischer Beleuchtung und Straßeneisenbahnen rühmen kann.

Von dem großen Verkehr Winnipegs zeugt am besten ein Bericht der Kanadischen Pacificbahn. Danach gingen von hier ab in der Zeit von Januar bis September 1882: 85,312 Wagen, von denen 859 beladen und 13,523 leer südwärts gingen, — 18,994 beladene und 61 leere Wagen kamen vom Süden, — 361 gingen beladen und 8159 leer nach Osten; — von dort kamen zurück 8898 beladene und keine leeren Wagen; nach Westen gingen nur beladene Wagen und zwar 17,516; es kamen von dort 1059 beladene und 15,888 leere Wagen. Jetzt ist die Bahnverwaltung im begriff einen Schienenweg zwischen Thunderbay und Lake Nipissing herzustellen, wobei sie an 3000 Mann beschäftigt; im kommenden Sommer soll die westliche Linie bis zu den Rocky Mountains ausgedehnt werden.

Ein Blick auf die offiziellen Handelsberichte Winnipegs läßt auch in folgenden Zahlen den bedeutenden kommerziellen Aufschwung der Hauptstadt des Landes erkennen: Der Import aus den Vereinigten Staaten und England nach dort hat sich in einem Jahre mehr als verdoppelt. Er betrug im Jahre 1881 während der ersten 8 Monate 1,820,941 Doll. gegen 5,239,378 Doll. für die gleiche Zeit 1882. Es wurden hauptsächlich eingeführt: Bauholz, wollene Manufakturwaren, Baumwolle, Rindvieh, Maschinen, Kohlen, Eßwaren und Liquöre. Ein weitbedeutenderer Handelsaustausch fand mit den andern Provinzen Kanadas statt. Während des Steuerjahres, welches mit 30. Juni 1882 abschloß, betrug der Import aus denselben 10,575,770 Doll. — Die Getreideausfuhr des vergangenen Jahres belief sich auf $1^1/_2$ Millionen Bushel.

Eine reiche Quelle zur näheren Information über die Verhältnisse dieses zukunftsreichen Landes wird uns Deutschen durch den im vor. J. im Druck veröffentlichten Bericht*) der vier deutschen Landwirte und Pomologen Dr. Schreiner, Dr. Wiedersheim, Jul. Eberhard und Ludw. Glock geboten, auf welche die „Weltpost" schon früher hinwies. Diese Delegierten besuchten im Herbst 1881 auf Einladung der Kanadischen Regierung das neue hochinteressante Kulturland im Nordwesten Kanadas und dürfen ihre fachmännischen Urteile vollen Anspruch auf Unparteilichkeit und Gründlichkeit machen.

Auch bei unserer heutigen Schilderung haben wir hieraus mehrfach geschöpft. Alle vier Delegierten sprechen sich nach ihren Eindrücken aufs günstigste über das von ihnen inspizierte Gebiet aus, so sagt Dr. Schreiner: „In Hinsicht auf Klima und Bodenverhältnisse eignet sich dieses Land entschieden für deutsche Ansiedler und kann dem Auswanderer, besonders größeren Gruppen, nur empfohlen werden." Auch unser verehrter Mitarbeiter Dr. Rob. S. Arndt hat ja im 9. Hefte des vor. Jahres nach seinen persönlichen längeren Erfahrungen in Kanada die Vorzüge dieses großen, noch zu wenig geschätzten Landes zum Gegenstand eines Aufsatzes gemacht. Aus seiner kompetenten Feder ist nun zum baldigen Erscheinen in der Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer „Über's Meer" eine ausführliche Beschreibung des Dominium of Canada im Druck, welche in jeder Hinsicht erschöpfende Auskunft über alles Wissenswerte unter Benutzung des neuesten Materials geben wird. —

Betrachten wir nun die günstigen Gelegenheiten zum Landerwerb, wie sie in Kanada dem Ansiedler geboten werden. Außer Regierungsland, das jeder über 18 Jahr alte Einwanderer in Viertelsektionen zu 160 Acker einfach gegen Erstattung der Vermessungs- und Einschreibegebühr (im Ganzen 10 Dollars) überwiesen erhält, unter der Verpflichtung, 3 Jahr unausgesetzt darauf zu wohnen, ist ihm durch den ungeheuren Landbesitz, welcher die Kanadische Pacificbahn, in einem Umkreis von 24 Meilen zu beiden Seiten der Hauptlinie seitens der Kanadischen Regierung erhielt, eine reiche Auswahl vortrefflichen Landes an der Hauptverkehrsader des Staates zum Ankauf noch geboten; allein in Manitoba über 25 Millionen Acker. Den Preis per Acker hat die Eisenbahngesellschaft durchschnittlich auf $2^1/_2$ Doll. festgesetzt, das Land direkt an der Eisenbahn kostet 5 Doll., zugleich gewährt sie dem Käufer die Erleichterung einer Baranzahlung von $^1/_6$ der Kaufsumme; den Rest, den er mit 6% verzinsen muß, braucht er erst nach Verlauf von

*) Für den Sommer 1882 liegen uns offizielle Daten vor, wonach die Einwanderung in Manitoba sich auf 45,000 Personen belief, darunter 9000 aus Europa, hauptsächlich England, 8500 aus den Verein. Staaten und gegen 27,000 aus den älteren Provinzen Kanadas. Von letzteren sind ungefähr 7000 zurückgegangen, von denen viele mit ihren Familien im Frühjahr zurückzukommen beabsichtigen, während von denen aus den Verein. Staaten kaum 5% das Land wieder verließen.

*) Gedruckt bei Ed. Schauwecker in Reutlingen.

5 Jahren abzutragen. Von jedem von dem Ansiedler vor Ablauf des vierten Jahres kultivierten Acker Landes bewilligt ihm die Gesellschaft nachträglich 50% Rabatt vom Ankaufspreis.

Wir müssen uns versagen, noch näher die Vorzüge und Eigentümlichkeiten des „großen Nordwestens" Amerikas zu schildern, das Arndt'sche Werk über Kanada wird diese Aufgabe in ausführlichster Weise erfüllen und eingehenden Aufschluß über alles Wissenswerte geben. Eins sei hier nur noch erwähnt, daß das deutsche Element in Kanada nach ziemlich genauen Berechnungen auf mindestens 250,000 Köpfe anzuschlagen ist, die Provinz Ontario zumal ist reich an deutschen blühenden Ansiedelungen. Schließen wir mit einer Aufstellung der Auslagen, welche nach den mehrfach erwähnten Berichten der deutschen Delegierten dem Neuankömmling in Manitoba erwachsen, welche eher zu hoch als zu niedrig gegriffen seien:

Für ein Haus von 16 Fuß Breite und 20 Fuß Länge, das von dem Einwanderer selbst verfertigt wird, wobei etwaige in der Nähe wohnende Farmer gern mit Rat und That zur Seite stehen, kommen:

Das Holzwerk	8 Dollars	=	32	Mark
Thür, Fenster, Nägel	10 „	=	40	„
Ofen mit Ofenrohr (zugleich Herd)	17 „	=	68	„
Summa	35 Dollars	=	140	Mark

Für Vieh und Gerätschaften:

1 Paar Ochsen	150 Dollars	=	600	Mark
1 Kuh	50 „	=	200	„
1 Wagen vollst. ausgest.	85 „	=	340	„
1 Pflug	22 „	=	88	„
1 Egge	18 „	=	72	„
1 Spaten	1,25 „	=	5	„
1 Axt	2 „	=	8	„
1 Hacke	0,75 „	=	3	„
Summa	329 Dollars	=	1316	Mark

Vorräte für 2 Jahre für einen Haushalt von 5 Personen:

7 Faß Mehl	42 Dollars	=	168	Mark
3 Faß Schweinefleisch	60 „	=	240	„
Thee und Zucker	50 „	=	200	„
allerlei Kleinigkeiten	48 „	=	192	„
Summa	200 Dollars	=	800	Mark

Für Saatfrucht:

8 Bushel Saat-Kartoffeln à 1 Doll.	8 Dollars	=	32	Mark
auf drei Acres Weizen à $1^1/_2$ Bushel = $4^1/_2$ Bushel	7 „	=	28	„
auf 5 Acres Hafer à 2 Bushel = 10 Bushel	5 „	=	20	„
Summa	20 Dollars	=	80	Mark

Es ergibt sich also als Totalsumme:

Das Haus	35 Dollars	=	140	Mark
Vieh und Gerätschaften	329 „	=	1316	„
Vorräte auf 2 Jahre	200 „	=	800	„
Saatfrucht	20 „	=	80	„
Rechnen wir nun hier hinzu noch die Einschreibe-Gebühr des Landes mit	10 „	=	40	„
und ferner die Ueberfahrt und Reise von Deutschland bis zu einer Farm in Manitoba mit	65 „	=	260	„
Totalsumme	659 Dollars	=	2636	Mark

mithin könnte Jemand mit 2636 Mark Barkapital an die Gründung eines eigenen Guts von ca. 200 Pr. Morgen denken.

R. L.

Die deutschen Kolonien in Transkaukasien.

Von einem Heimgekehrten.

Nachdruck verboten! Gesetz vom 6. Mai 1870.

Seit Jahrhunderten geht der große Strom der deutschen Auswanderung unausgesetzt nach dem Westen. Große Städte und ganze Staaten Nordamerikas sind vorwiegend von Deutschen bevölkert und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo das deutsche Element drüben dem englischen gleich mächtig und gleich berechtigt sein wird.

Nur ein schwaches Bächlein der Auswanderung floß gen Osten nach Sonnenaufgang zu. Es nahm seinen Ursprung im Herzen des Schwabenlandes. Hier hat von jeher ein kerniges, frommes, aber auch in seinen Anschauungen starres und eigensinniges Volk gewohnt, das unter Umständen bereit war, Alles zu opfern und aufzugeben, um einer Idee, einer Überzeugung zu folgen und zu leben.

Die Schwaben haben stets die Donau als Wegweiser und Straße für ihre Züge nach dem Osten benutzt. Manche ließen sich schon in der Nähe nieder und die schöne Kaiserstadt Wien zählt heute unter ihren verschiedenen Bevölkerungselementen das schwäbische als eins der zahlreichsten und wichtigsten. Ungarn, wo man noch heute nicht ohne Grund „die Schwaben" als Vertreter und Repräsentanten Gesamtdeutschlands ansieht und bezeichnet, Siebenbürgen und die untern Donauländer, alle haben die Schwaben als Einwanderer und Kolonisten in größerem oder geringerem Umfange kennen gelernt.

Aber weiter und weiter noch zogen die auf Gott vertrauenden mutigen Söhne Alt-Würtembergs. Schon zur Zeit der Kaiserin Katharina II. und ihres allmächtigen Ministers Potemkin kamen Scharen schwäbischer Auswanderer nach Rußland. Sie siedelten sich im Gouvernement Odessa, an den Küsten der Krim und in Taurien an. Die durch ihre im großen Maßstabe betriebene Schafzucht berühmte und reiche Familie Falz-Fein stammt von diesen alten schwäbischen Kolonisten ab.

Selbst bis an die Wolga in das Ssaratowsche Gouvernement wagten sich die deutschen Auswanderer. Auch dort bestehen heute blühende und reiche Kolonien.

Während diese Auswanderungen meist vereinzelt und allmälig ohne Aufsehen vor sich gingen, machte sich im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts eine größere Strömung in gewissen Teilen Würtembergs bemerklich, welche zu einer Art von Massenauswanderung führen sollte. Dieselbe entsprang zunächst religiösen Beweggründen. Man muß, um dies zu verstehen, die damalige Lage der politischen und geistigen Verhältnisse in Würtemberg ins Auge fassen. Das junge Königreich Würtemberg hatte wohl am wenigsten von allen deutschen Ländern an der großen patriotischen Begeisterung und Erhebung des deutschen Volkes und Geistes gegen Frankreich Teil genommen. Dafür hatte das arme Land unter den unaufhörlichen Lasten namentlich für die napoleonischen Kriege außerordentlich gelitten. Das Regiment des launenhaften und despotischen Königs Friedrich I. lastete zudem schwer auf dem Lande. Was Wunder, wenn in aller dieser Trübsal viele Unterthanen daran verzweifelten, 'im Vaterlande

jemals zu einer auskömmlichen und erträglichen Existenz zu gelangen?

Noch schlimmer sah es auf religiösem Gebiete aus. Der Rationalismus, welcher seit dem vorigen Jahrhundert die Kirche beherrschte, war hier nicht durch den mächtigen religiösen Impuls der Freiheitskriege verdrängt worden; er breitete sich vielmehr immer weiter in Kirche und Schule aus. Als Reaktion und Gegensatz zu dieser Richtung waren schon längst pietistische und mystische Tendenzen aufgetreten, welche zum Teil von bekannten und hochverehrten Männern wie A. H. Franke, Spener, Jung-Stilling, Prälat Bengel u. a. ausgingen. Vor allem war es eine chiliastische Strömung, welche großen Anhang gewann. Nur zu natürlich schwebte dem geplagten und geängsteten Volke das tausendjährige Friedensreich als das Ideal aller Sehnsucht und aller Hoffnung vor.

Die längst vorhandene verborgene Unzufriedenheit kam zum vollen Ausbruch, als ein neues Gesangbuch eingeführt werden sollte, welches statt der altgewohnten, dem Volke werten kernigen Gesänge die seichten, verwässerten Lieder der herrschenden Richtung brachte. Auch auf andere kirchliche Volksbücher, wie Katechismen und Agenden, erstreckte sich die Neuerung. Jetzt schien vielen die Kirche wirklich das Babel zu sein, dessen Untergang bevorstehe. Man glaubte das Kommen des Antichrists zu ahnen und viele dachten daran, sich vor dem sicheren Untergange und dem göttlichen Strafgericht zu retten.

Mit Eifer studierte man die Offenbarung Johannis, die stets der Mystik hat als Quelle dienen müssen. Bald hatte man gefunden, daß die Gläubigen „das Weib mit der Sonne bekleidet" seien (Off. Joh. 12, 1), welches in die Wüste gerettet werde, bis das Friedensreich anbreche. Es war nur noch fraglich, wo der stille Zufluchtsort zu finden sei, nach dem man sich retten könne. Nun hatte schon Jung-Stilling wiederholt nach Osten gewiesen und der humane Kaiser Alexander I. von Rußland hatte Allen, die sich als Kolonisten in seinem Reiche niederlassen würden, Duldung ihrer Glaubensbekenntnisse und Unterstützung zugesagt. Aller Augen richteten sich demzufolge bald gen Morgen; von Osten her war das Heil der Welt gekommen; nach Osten, möglichst weit nach Osten, wollte man ziehen, um die Wiederkunft des Herrn zu erwarten.

Man darf allerdings nicht glauben, daß es lediglich diese, wenn auch zum Teil etwas schwärmerischen, so doch reinen und ehrenwerten religiösen Motive gewesen wären, welche den Anstoß zu der Auswanderung gaben. Dieselben waren, wie das wohl immer der Fall zu sein pflegt, mit sinnlichen Elementen stark gemischt. Nicht nur die Hoffnung, im fremden Lande reichlichere Früchte von ihrer Hände Arbeit zu ernten und zu besserem Wohlstande zu gelangen, sondern auch unlautere Erwartungen völliger Freiheit und Ungebundenheit und Loslösung von aller Zucht beseelten viele der Auswanderungslustigen. Die spätere Geschichte der Kolonien liefert hierfür reichliche Beweise.

Viele dieser Separatisten, unter denen sich wieder verschiedene Kategorien, sogen. „Harmonien" bildeten, gingen so weit, daß sie sich bald völlig von der Landeskirche lossagten, ihre Kinder nicht mehr taufen ließen, nicht mehr zum Abendmahl gingen u. s. w. Mehrere Harmonien, wie die Eßlinger, führten nach Art der ersten Christen einen völligen Kommunismus durch, indem alles Eigentum in eine gemeinsame Kasse gelegt wurde, aus der man alle Bedürfnisse der Einzelnen bestritt.

Gegen 1500 Familien aus verschiedenen Gegenden Würtembergs schlossen sich im ganzen dieser Bewegung an. Unter ihren Führern, welche zugleich die Anregung zur Auswanderung gaben, sind besonders die Namen der Gebrüder Koch, Friedrich Fuchs, Johann Georg Frick, Adam Böpple, Gottlieb Löffler und Adam Schüle zu nennen.*)

Im Jahre 1816 begann die wirkliche Auswanderung mit dem Auszug der Schwaikheimer (Schwaikheim, Oberamt Waiblingen) unter Friedr. Fuchs. Wie es scheint, muß sich die russische Regierung mit der württembergischen in Verbindung gesetzt haben, sodaß die letztere ihren heimatmüden Unterthanen keine erheblichen Hindernisse in den Weg legte.

Diese erste Kolonne, welche im September dieses Jahres ihre Reise auf der Donau antrat, gelangte glücklich noch in demselben Jahre bis Odessa. Weniger gut erging es dem Gros, welches im Frühling 1817 nachfolgte. In 14 Kolonnen fuhren diese Auswanderer nacheinander vom April bis in den August von Ulm ab. Während des heißen Sommers ging ihre Fahrt gerade durch die ungesunden Gegenden an der unteren Donau, sodaß schon auf den Schiffen Fieberkrankheiten ausbrachen. Noch schlimmer gestaltete sich der Gesundheitszustand, als die Kolonisten bei Ismail und Odessa in höchst ungesunder Lage eine längere Quarantaine durchmachen mußten. Während dieser Zeit sollen weit über 2000 Menschen gestorben sein. Fern von der alten Heimat und ebenso fern noch von dem ersehnten Ziele fanden sie ihr Grab in fremder Erde.

Durch diese traurigen Erlebnisse und zugleich andere unliebsame Erfahrungen, die man bei längerem Zusammenleben miteinander über den selbstsüchtigen Charakter der Einzelnen, zumal der Führer, machte, waren nicht wenige der Überlebenden entmutigt und trennten sich schon unterwegs von ihren Landsleuten. 300 Familien blieben ferner in Neurußland und verteilten sich größtenteils in schon bestehende ältere Kolonien im Bessarabischen und Chersonschen Gebiete. Die Übrigen überwinterten in den Kolonien bei Odessa, wohin sie endlich zu Ende des Jahres 1817 gelangt waren und machten dann Anstalten, weiter nach ihrem Ziele, dem gelobten Transkaukasien, zu ziehen.

Die Schwaikheimer, welche gewissermaßen die Avantgarde bildeten, waren bereits im Jahr 1817, 31 Familien stark, nach Grusien abgegangen und dort im September angekommen. Sie wurden gewissermaßen als offizielle Kolonisten angesehen und befördert, da der damalige Generalgouverneur des Kaukasus, der hochverdiente Yermoloff, aus ihnen speziell eine Musterkolonie bilden wollte. Die später von diesen Kolonisten gegründete Kolonie Marienfeld hat den Absichten Yermoloffs indessen nicht gerade sehr entsprochen. Die übrigen Auswanderer, welche immer um ein Jahr hinter ihrem Vortrab zurückblieben, erlangten erst mit vieler

*) Die Quelle für unsere Mitteilungen, soweit sie nicht auf persönlichen Anschauungen und den Aussagen von Kolonisten beruhen, bildet die verdienstvolle „Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien" von M. Fr. Schrenk, Pastor zu Elisabeththal, Tiflis 1869.

Mühe, nachdem sie durch Abgesandte aus ihrer Mitte persönlich beim Kaiser vorstellig geworden waren, die Erlaubnis und die erforderliche offizielle Hülfe zu ihrer Weiterreise nach Grusien. Von den aus Württemberg fortgezogenen 1500 Familien fanden sich jetzt, abgesehen von den Schwaitheimern, nur noch 400 vor, welche sich zur Reise nach dem Kaukasus meldeten; ihnen schlossen sich 100 Familien aus den älteren Kolonien bei Odessa an, so daß die Zahl der nach dem Kaukasus ziehenden Kolonisten gerade 500 Familien betrug. Diese wurden in 10 Kolonnen zu je 50 Familien eingeteilt und durch die Hülfe der Krone mit Geld zum Ankauf von Wagen und Pferden und außerdem mit täglichen Reisegeldern versehen.

In Zwischenräumen von mehreren Tagereisen brachen nun die einzelnen Kolonnen im Frühjahr 1818 auf. Man hatte 80 Tage als Zeitraum für die Reise nach Tiflis in Aussicht genommen, welche man auf dem Wege über Cherson, Taganrog, Rostow, Georgiewsk und Mosdok zurücklegte. Zwei vorausgesandte Kommissare sollten sich über die Verhältnisse in Grusien unterrichten und vor allem untersuchen, ob Land und Klima daselbst für deutsche Kolonisten geeignet seien. Als dieselben zurückkehrten und die auf dem Marsch befindlichen Kolonnen wieder erreichten, waren sie merkwürdiger Weise gänzlich geteilter Ansicht. Der eine schilderte Grusien als das gelobte Land, der andere riet auf das entschiedenste vom Weiterzuge ab, fand aber, wie leicht zu denken, bei seinen Landsleuten kein Gehör.

Nach langer und mühseliger Reise gelang es schließlich auch den sämtlichen Kolonnen noch im Laufe des Jahres 1818 den Kaukasus zu übersteigen, wobei allerdings die Letzten in Folge von Schnee und Lawinen schon mit großen Gefahren zu kämpfen hatten. Gegen Ende November waren Alle glücklich in Tiflis versammelt. Fast eine halbe Million Rubel Banko hatte der Aufenthalt in Odessa und die Reise bis Tiflis der russischen Krone gekostet. Mit der Ankunft und dem Winteraufenthalt in Tiflis schließt die erste Epoche in der Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien ab; es beginnt jetzt eine zweite nicht minder bewegte und an Trübsal reiche, die der Ansiedlung.

(Fortsetzung folgt.) Keßler.

Der amerikanischen Westküste entlang,

eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

2.

Es erfordert nicht das Auge eines Sachverständigen, um beim Anblick der Seewälle Panamas zu entdecken, daß ihre Konstruktion eine gigantische Summe von Zeit, Arbeit und Geld in Anspruch genommen haben muß. In Wirklichkeit ist auch von dem letzteren so viel aufgewendet worden, daß einst der König von Spanien bemerkte, er hoffe nun bald die Werke von den Fenstern seines Palastes aus sehen zu können, ein Ausspruch, zu dem ihn die nicht enden wollende Zahl der Wechsel bewog, welche auf die königliche Schatzkammer gezogen wurden. Als aber die Dämme fertig gestellt waren, da bildeten sie eine vollkommene Schutzwehr gegen die mächtigen Wogen, die manchmal von Süden heranrollen, wie auch gegen die Gezeiten, die im Hafen zwanzig Fuß steigen und fallen. Zu derselben Zeit bildeten sie eine Fortifikation erster Klasse, wie zu konstruieren, aber nicht zu unterhalten, von jeher ein Ruhm der Spanier war. Der Zahn der Zeit aber und die Fluten, namentlich die letzteren, haben große Verwüstungen angerichtet und ein Werk, das man einst als ein Meisterstück der Ingenieurkunst betrachtete und leicht zu unterhalten gewesen wäre, langsam zu einer Ruine zerbröckelt. Manche Teile der Wälle sind eingefallen, andere zu formlosen Steinmassen verwandelt und an nicht wenigen Stellen hat das Wasser seine Minirarbeit so weit vollendet, daß der Einsturz in einigen Jahren erfolgen muß und wird, denn der columbianische Bundesschatz befindet sich so wenig wie der panamanische Staatsschatz in der Lage Geld abgeben zu können, um Hafendämme zu reparieren.

Und nun noch einen flüchtigen Gang durch die Stadt, bevor wir unsere Reise nordwärts fortsetzen. Wir stehen am Bahnhof und besteigen, da der frische Morgen bereits vom heißen Mittag abgelöst worden ist, des Komforts wegen, einen Omnibus, um die zehn Minuten lange Strecke nach der Calle Real zurückzulegen, dieser alten Regierungsstraße von Panama nach Cruces oder Gorgona, die allen Reisenden, welche in frühern Zeiten auf dem Rücken eines Maultieres den Isthmus kreuzten, sicher im Gedächtnis geblieben sein wird. Einst war sie solid mit Klopfsteinen gepflastert und gut unterhalten, ihr gegenwärtiger Zustand aber hängt allein von der Generosität der fremden Ansiedler ab, die zuweilen eine Subskription unter sich eröffnen um die notwendigsten Reparaturen herzustellen. Es ist die einzige Fahrstraße, die sie in der Umgebung der Stadt haben und wenn sie sich nicht um ihre hauptsächlichste Erholung gebracht sehen wollen, so müssen sie die nötigen Unterhaltungskosten aufbringen. Es ist ein breiter, schöner Weg und sobald wir ihn erreichen, wendet sich der Omnibus links nach der Stadt. Rechts erhebt sich der Hügel Ancon fünf bis sechshundert Fuß in die Höhe, er ist mit Bäumen und Strauchwerk dicht bestanden, von seinem Gipfel bis zu seiner Basis. Ein Saumtierpfad führt auf die Höhe und wer dort oben bei Sonnenuntergang steht, der genießt einen Anblick wie er nur wenig Sterblichen gegönnt ist.

Da zeigen sich Hütten links und rechts: wir sind in dem Arrikal, der Vorstadt, in der die wertloseste Klasse der Bevölkerung haust. Hier ist das „Ostend" Panamas, hier werden die meisten Fandangos getanzt und rascher wie an einem anderen Punkte des Isthmus kann man hier in eine Stecherei verwickelt werden. Diese Lokalität ist durch eine stille Uebereinkunft dieser Menschenklasse ausschließlich überlassen, sie bildet eine Kolonie, um deren Treiben man sich in der Stadt drinnen nicht bekümmert. Einige hundert Schritte weiter kommen wir auf einen großen, dreieckigen Platz, einen der schönsten der Stadt, auf welchem der Markt abgehalten wird. Früh morgens versammeln sich hier alle, die irgend etwas zu verkaufen haben und wenn das Geschäft lebhaft geht, dann gibt es erregte und interessante Szenen. Ein Künstler, der nach malerischen Menschengruppen sucht, wird sich hier befriedigt fühlen. Denn da ist eine Abwechselung von Hautfarben, Gesichtszügen, Trachten und Altersstufen vorhanden, die wirklich malerische Effekte hervorruft. Etwas weiter, am äußersten Ende ist der Marktteil, der für den Verkauf des

Fleisches bestimmt ist. In Köln am Rhein stinkt es nicht ärger, wie in dieser Ecke, an der der Kulturmensch mit verhaltenem Atem vorübergeht, während der Eingeborene die Nase in die Höhe hebt, als thue es ihm köstlich wohl, kräftigen Fleischgeruch einsaugen zu können. Hier wird, wie an den meisten Orten des tropischen Amerikas, das Fleisch nach der Elle verkauft, eine Weise, die wir für mehr originell, wie zweckmäßig halten.

Wenige Schritte weiter ist die Stelle wo früher das Festungsthor Panamas, nach der Landseite zu, stand. Es ist nun niedergerissen, die Gräben sind ausgefüllt und die Mauern auf beiden Seiten in einiger Entfernung weggeräumt, damit die Luft besser durch die Stadt zirkulieren kann. Links, hoch oben in der Luft, sieht man ein steinernes Schilderhaus, auf einer Art Wartturm sitzen, wo einst spanische Soldaten hinausschauten in das grüne Land und auf die glitzernde See, damit kein Feind die Stadt überrasche. Rechts stehen noch Teile der Bastionen in ziemlich gut erhaltenem Zustand, die Zeugnis geben, wie solid die Festungswerke einst konstruiert wurden. Wir treten nun in die Hauptstraße ein, in die Calle Merced, von der man sagt, daß, wenn man sie gesehen, man Panama gesehen habe. Die übrigen Straßen der Stadt sind eng, sie erinnern mich lebhaft an die alten Stadtteile Genuas, in deren kühlen Schatten ich manchen heißen Tag verlebt habe. Reisende, die nur zu ihrem Vergnügen nach dem Süden gehen und dazu die schönste Jahreszeit, den köstlichen wonnigen Herbst benutzen, haben gewöhnlich viel an dieser engen Bauart zu tadeln, weil sie den Begriffen der Gegenwart von einer schönen, bequemen Stadtanlage nicht entspricht. Wer aber nur einen Hochsommer im heißen Lande verlebte, der urteilt gewiß anders. Im Norden da schwärme ich auch für breite Straßen, die Ellenbogenraum Raum gewähren, für geräumige Plätze mit grünen Bäumen und blühenden Sträuchern bestanden und für Häuser, die von allen Seiten das Licht umflutet. Im „sonnigen Süden" dagegen lobe ich es, wenn, wie in Panama, die hohen, massiven Steinhäuser eng zusammengerückt sind, damit es in ihrem Innern kühl bleibe und die Straßenpassanten Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen genießen. Soweit waren die alten Spanier praktisch, als sie Panama erbauten, aber weniger Beifall verdient die Pflasterung, die mit Kopfsteinen durchgeführt ist. Das ist ein mühseliges Marschieren, das die Füße der Menschen und Tiere lahm macht! Massiv von den Fundamenten bis zu den Dächern sind diese Häuser gebaut, sie tragen ein so solides Gepräge, wie das Festungswerk und Alles, was die Spanier bauten, nur merkwürdig sind die Höhenverhältnisse der Geschosse, die nach europäischen Begriffen auf dem Kopfe stehen. Denn das unterste Geschoß ist das niedrigste, das zweite ist etwas höher und das dritte das höchste. Manche dieser Gebäude sind mit einigen anderen Einrichtungen versehen worden, aber die Mehrzahl zeigt noch das rohe komfortlose Innere, wie man es bei der Erbauung nicht besser kannte. Fenster? Nein, die gibt es da nicht, nur Thüren öffnen sich nach den schmalen Balkonen, die um das ganze Haus laufen und all' das nötige Licht in die Räume einlassen. Die Bewohnung steht in Uebereinstimmung mit den Geschossen, das will sagen, die untersten Bevölkerungsklassen wohnen in den untersten Geschossen, die Mittelklasse in den Mittelgeschossen und die Höchstgestellten in der bürgerlichen Gesellschaft unter dem Dach. Haben wir die Calle Merced zurückgelegt, dann erreichen wir die Plaza, den großen Zentralplatz, wie ihn jede spanisch-amerikanische Stadt besitzt und wo wir außer der berühmten Kathedrale, deren Dach aus Perlmutter zusammengesetzt ist, das im Sonnenlicht wie im Mondenschein wunderbar schimmert und schillert, auch das Grand Hotel finden, unter dessen schattigem Balkon wir noch ein Weilchen über Panama und seine Bewohner plaudern wollen.

In seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, seinen Lebensgewohnheiten u. s. f. unterscheidet sich Panama in manchen Beziehungen nicht von der übrigen Welt, aber es hat auch seine aparten Charakterzüge. Es hat seine Klubs, Cliquen, Skandalgeschichten, Kaffeeklatschereien und Eifersüchteleien. Die eine Clique ignoriert die andere und wenn in der einen eine Ungehörigkeit vorfällt, so wird sie von der andern, entstellt und tausendfach vergrößert, nach allen Himmelsrichtungen ausposaunt. Die Rassenzusammenwürfelung begünstigt die Kastenabsonderung und weiter auch die Sippenabsonderung; die Europäer und Nord-Amerikaner aber verkehren, soweit sie es durchführen können, gesellschaftlich nur unter sich. Unter den Eingeborenen gibt es eine Anzahl Familien, welche man als „die Spitze der Gesellschaft" bezeichnen kann: Kreolen, die mit unnachsichtiger Strenge auf der Reinerhaltung ihres Blutes bestehen und treu die Sitten und Gewohnheiten Altspaniens bewahren. Sie lieben die Formalität und die Etikette, aber herzlich willkommen heißen sie den Fremden, der gut accreditiert bei ihnen eingeführt wird und sich soweit wie möglich ihren Gebräuchen anbequemt. Die rein-weiße Bevölkerung befindet sich übrigens in einer verschwindenden Minderzahl, die große Masse besteht aus Mischlingen aller Abstufungen, wie man sie in solcher Vielfältigkeit in keiner anderen südamerikanischen Stadt findet, denn in Panama genießen die afrikanischen Wollköpfe nicht allein politische, sondern auch gesellschaftliche Gleichstellung und sie und ihre Mischlinge sind es hauptsächlich, die in bezug auf Eheschließungen sehr kosmopolitischen Anschauungen huldigen. Die Unmoralität aller Klassen ist übrigens weitberüchtigt und eine nicht wegzuleugnende Thatsache ist es, daß in dem ärmeren Teil der Bevölkerung sehr wenige gesetzliche Ehen abgeschlossen werden. Viele Kinder kennen nur ihre Mütter, sie werden geboren, wachsen in Schmutz und Unwissenheit auf und folgen dem Beispiel des tiefstehenden, sittenlosen Volkes, das ihre Umgebung bildet. So sind diese Verhältnisse, die sich voraussichtlich nicht zum Bessern, sondern immer mehr zum Schlechtern wenden werden.

Mancher Ort im tropischen Amerika, wo die Mischlingsbevölkerung überwiegt, ist zu einem Sumpfe geworden, aber nirgends begreift man den Ausspruch, daß die Vermischung ungleichartiger Elemente zu einem Fluche werden könne, so klar wie in Panama. Was kann unter den geschilderten Verhältnissen die Zukunft dieses schönen, reichen Landes sein?

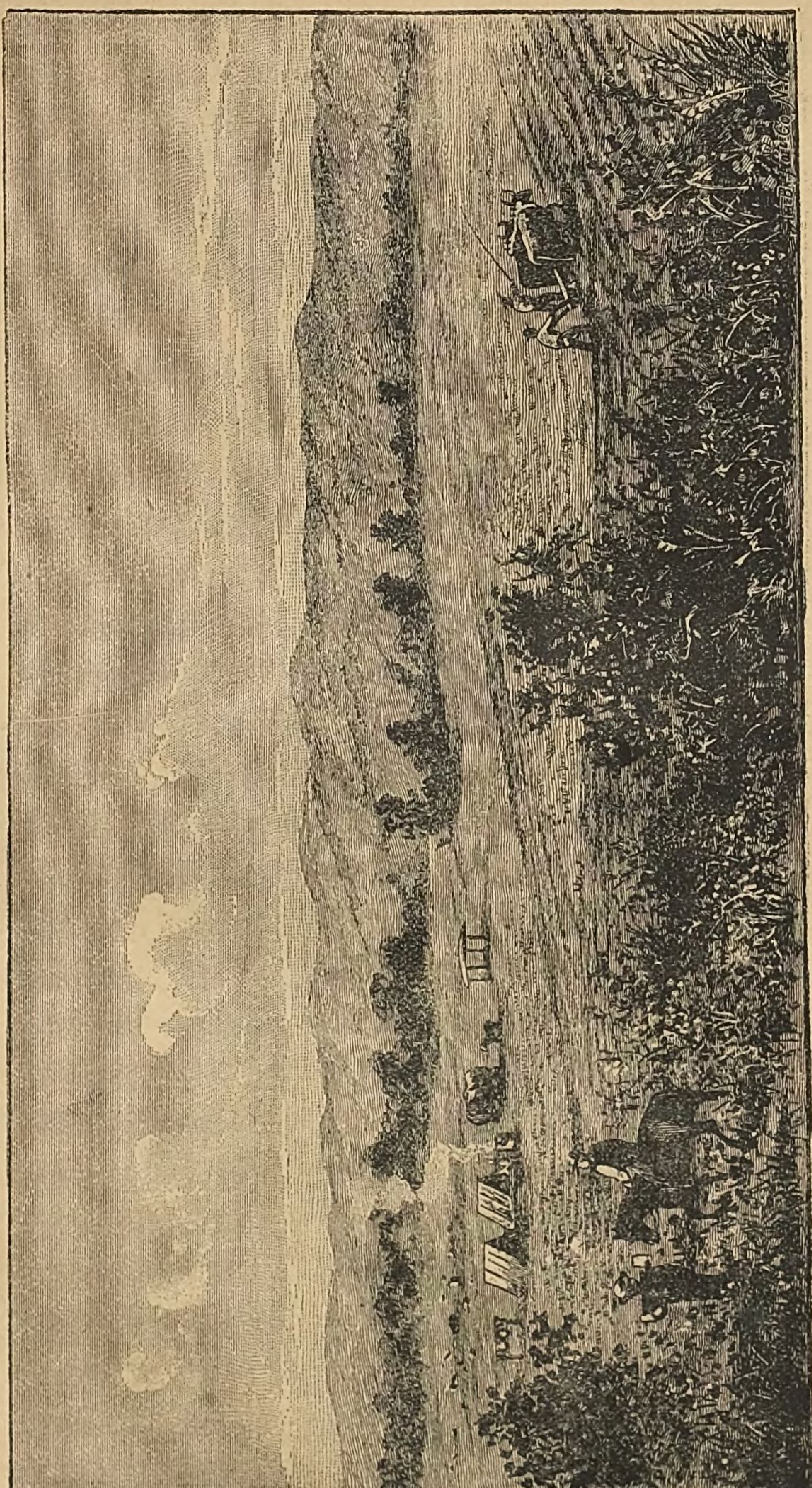
In der höchsten Gesellschaftsklasse gibt es eine Anzahl junger Männer, die eine gute Bildung genossen haben; sie zeichnen sich namentlich durch Sprachgewandtheit im Englischen und Französischen aus. Mit den Damen ist es anders, diese sind nicht wie die Jünglinge in die Ferne gesandt worden,

um Kenntnisse zu erwerben, wozu sie in der Heimat nur sehr spärliche Gelegenheiten haben. Der jugendliche Panamese, der zurückgekehrt ist aus fremdem Lande, ist ein großer Salonlöwe, ein Dandy, der den Scheitel mitten auf dem Kopfe trägt und vor allem ein leidenschaftlicher Politiker, der gelegentlich in einer Revolution figuriert oder eine solche anzufachen sucht. Er hat große Begriffe von den Vereinigten Staaten von Columbia und ganz besonders von dem souveränen Staate Panama, dessen Präsident er zu werden hofft, wechselt doch die Regierung häufig; nie versäumt er eine Gelegenheit, seinen Namen in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonntags spaziert er, gekleidet in einen schwarzen Anzug mit immens langen Rockschößen und einem tadellosen, breitkrämpigen Panamahut auf dem tiefdunkeln Haar in selbstbewußter Haltung auf der schattigen Seite der Straßen und bildet den Gegenstand der Bewunderung für manches dunkle Augenpaar, das, wie zufällig, über den Balkon blickt. Alle erwachsenen Männer beschäftigen sich mit Handel und Politik, namentlich mit der letztern und die Summe von Patriotismus, welche die Söhne Panamas zur Schau tragen, übersteigt selbst diejenige der nordamerikanischen Stumpredner vor einem Wahltage. Es gibt übrigens manche Männer der bessern Klasse in Panama, die von der Art und Weise wie die öffentlichen Geschäfte geführt werden, mit so gründlichem Mißmut erfüllt sind, daß sie sich weigern auf der politischen Bühne mitzuwirken und den Ultraliberalen nebst der „gefärbten" Bevölkerung der Vorstadt die Inszenierung und Durchführung des Spiels vollständig überlassen. Die Regierungsform von Panama ist ein hydragleicher Despotismus, der aus Zweckmäßigkeitsgründen den Namen Republik beibehalten hat. An der Spitze steht ein Präsident und ich weiß nicht wie viel Vice-Präsidenten und Staatssekretäre; auch eine gesetzgebende Körperschaft ist zuweilen vorhanden. Hat sie sich gut konstituiert, so debattiert und beschließt sie manches, aber ihre Lebensdauer wird manchmal durch die Oppositionspartei abgekürzt, welche mit Hülfe eines bewaffneten Pöbelhaufens in wenigen Minuten das unterste zu oberst kehrt, die Zügel der Regierung ergreift und die Gelder, die sich im Staatsschatze vorfinden, benutzt, um die eigene Parteimaschine zu schmieren, womit sie fortfährt, bis ihre Gegner soweit erstarkt sind, um „wie Du mir, so ich Dir" mit ihr zu spielen.

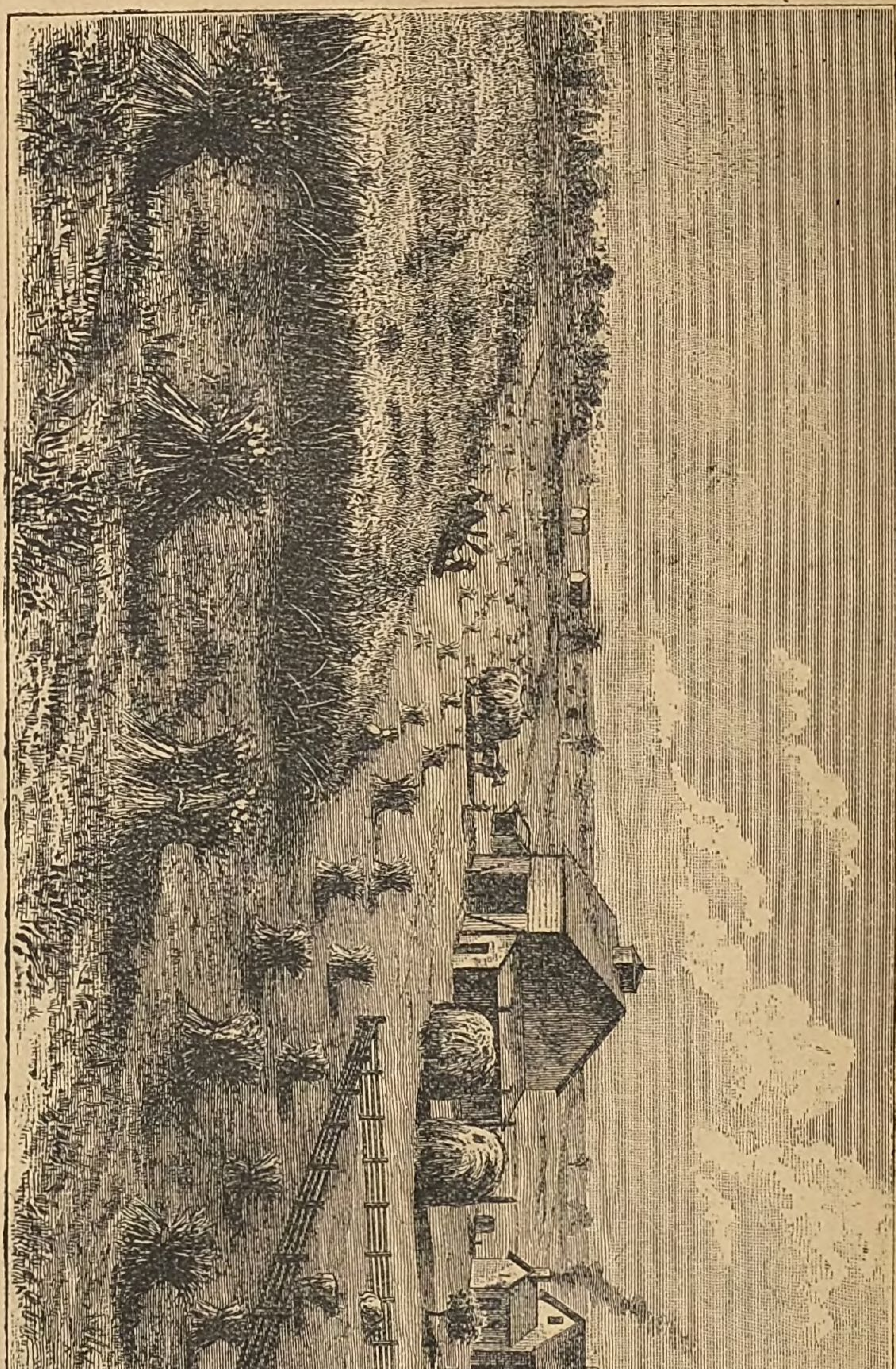
Die Haupteinkünfte der Regierung bestehen in einer Steuer, welche auf die Geschäftshäuser je nach ihrem vermutlichen Umsatz aufgeschlagen wird. Früher war diese Steuer nur eine Bagatelle, mittlerweise ist sie aber eine solche Bürde geworden, daß die fremden Kaufleute nicht selten Protest gegen sie einlegen. Die Revolutionen, die erfolgreich oder nicht, stets kostspielig und der Unterhalt einer verhältnismäßig starken militärischen Macht, verursachen das hohe Budget und natürlich ist es nur, daß die Fremden dagegen protestieren zu den Kosten für die inneren Unruhen beizusteuern, zumal ihre Handelsthätigkeit durch dieselben beengt und unsicher gemacht wird.

Da häufig fremde Kriegsschiffe in den Hafen einlaufen, die sich ihrer Staatsangehörigen annehmen, so sind diese Proteste auch nicht wirkungslos geblieben und scheint man überhaupt in letzter Zeit mit weniger Willkür verfahren zu wollen. Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht lange zurück, vielleicht, daß sie noch einmal wiederkehrt — da waren die Zwangsanlehen nach dem Beispiele der chinesischen Mandarinen nicht selten. Eine Anzahl der reichsten Eingeborenen wurde in das Regierungsgebäude beschieden, unter dem Vorwande, man wolle ihren Rat in bezug auf wichtige Staatsangelegenheiten hören. Da diese Einladung einem Befehle gleichkam, so wurde sie nicht abgelehnt und wenn nun alle versammelt waren, dann verriegelten die Regierungsmänner die Thüren und erklärten ihren Gästen, daß der Staatsschatz so und so viel Geld brauchte, das durch ein Anlehen von ihnen beschafft werden müßte und daß sie nicht eher nach dem Schoße ihrer Familien zurückkehren dürften, bis sie diese Bagatelle geordnet hätten. Als Sicherheit wurden Bonds auf die zu erwartenden Zollhauseinkünfte angeboten, oder Wechsel, zahlbar 60 Tage nach dem Tode des Trassaten, überhaupt jedes Versprechen wurde gegeben, vorausgesetzt, daß es nicht erfüllt zu werden brauchte, während die jeweiligen Machthaber im Amte waren. Überflüssig ist die Versicherung, daß der Forderung entsprochen wurde, aber mit welchem Gesichte, das kann sich jeder denken.

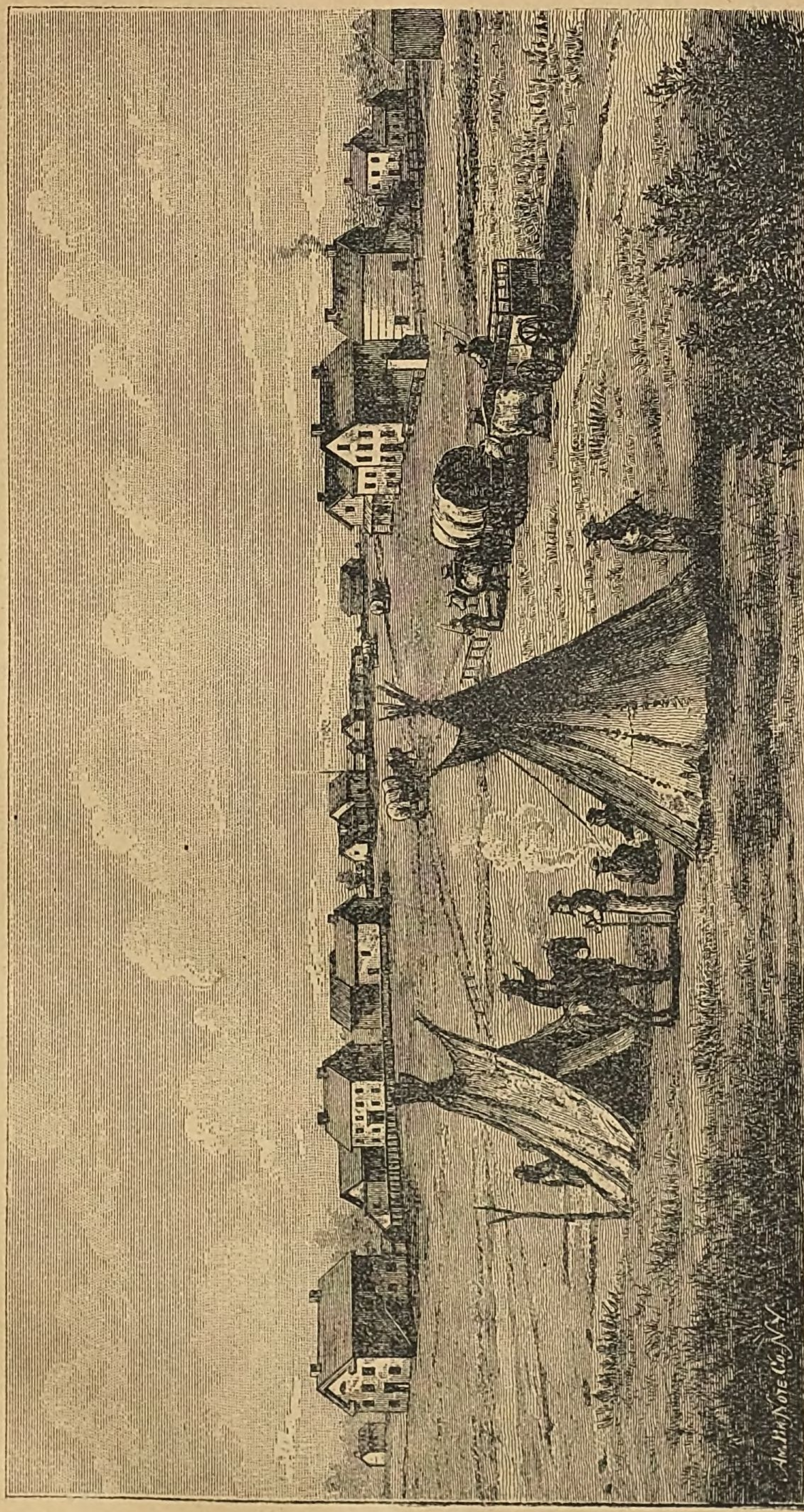
Das Leben in Panama ist auch unter den günstigsten Umständen langweilig und einförmig, ausgenommen für die, welche kein anderes kennen. Selbst die Eingeborenen, welche die wechselvollen Unterhaltungen des Lebens in Europa oder Nordamerika kennen gelernt haben, klagen über die Monotonie ihrer Vaterstadt und benutzen gerne jede Gelegenheit, um die Orte wieder zu besuchen, wo sie früher vergnügte Tage verlebt haben. So seltsam es auch klingen mag, so wahr ist es doch, daß es Fremde in Panama gibt, die sich so sehr dort eingelebt haben, daß sie es nie mehr, selbst zeitweilig nicht, zu verlassen wünschen. Tag für Tag spinnen sie an demselben Faden, leiern sie in demselben Tempo ihre Berufspflichten ab und sind dabei so gründlich akklimatisiert worden, daß eine Rheinreise, eine Wanderung durch die Schweiz und Italien, oder ein kurzer Aufenthalt in London in ihren Augen durchaus keinen Reiz hat. Weit mehr Interesse wie für die wichtigsten Weltbegebenheiten, zeigen sie für die Ankunft und den Abgang der regelmäßigen Dampfer, und in diesem Joche sind sie auch willens zu sterben. Und forschst Du nach den Ursachen, so wird Dir zur Antwort: das hat mit ihren Strahlen die tropische Sonne gethan. Ja, ihre heiße Glut, welche die Gedanken im Kopfe verdorrt und die Sehnen des Körpers lähmt, ist schuld daran, daß so mancher Nordländer unter den Palmen verkümmert und den Erwartungen nicht entspricht, die man auf ihn zu setzen berechtigt ist. Nicht alle verfallen diesem Loose, aber nur an wenigen vermag das entnervende Klima keine Spuren einzugraben und das ist auch der Grund, warum so manches wunderschöne Fleckchen der Tropen von den zahlreichen Nordländern, die sich auf ihm niederließen, nicht zu einem blühenden Gefilde, nicht zu einem Leuchtturme der Kultur umgeschaffen worden ist. Diese heißen Strahlen, welche die Pflanzenwelt zu wunderbarer Kraftentfaltung anspornt, nehmen dem Menschen die Freudigkeit des Schaffens und den kühnen Gedankenflug, sie rauben ihm auch den Frohsinn und die heitere Lust am Leben. Man möge es nur einem Weitgewanderten glauben: Im



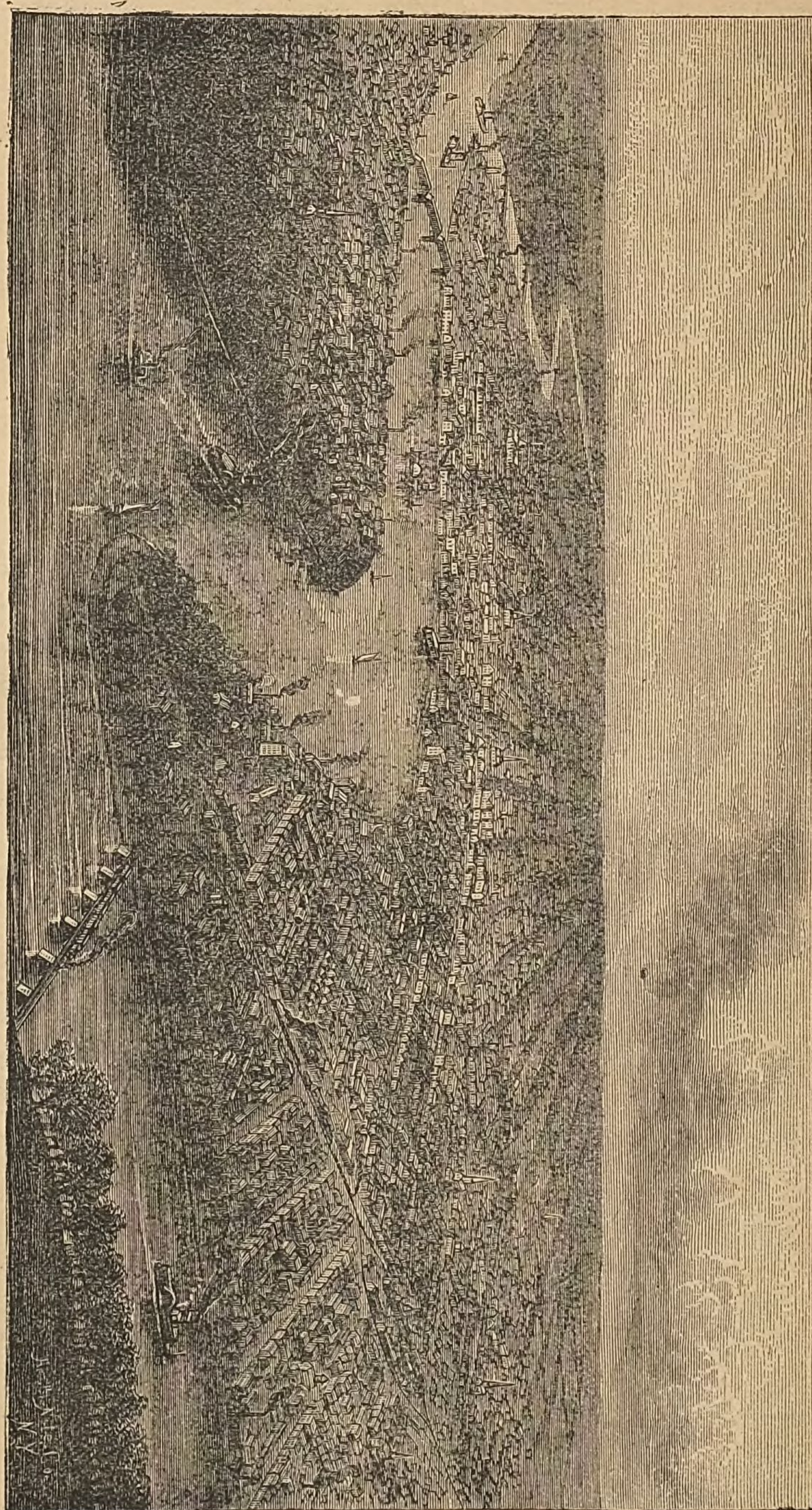
Eine Prärie-Farm in Manitoba.
Der erste Anfang.



Eine Prärie-Farm in Manitoba.
Nach 3 Jahren Kultur.



Winnipeg im Jahre 1870.



Winnipeg im Jahre 1882.

Nordlande, wo der Winter die Natur in Bann legt, wo es aber auch einen Frühling gibt, der wonnigen Zauber übt, wo die Heimat der düstern Nebel ist, wo aber auch ein erquickender Duft über blumigen Wiesen liegt, wo rauhe Stürme wehen, wo aber auch die Sonne so mild und wohlthuend scheint, als wolle sie um Versöhnung bitten für manche stiefmütterliche Handlung der Natur, da wird herzlicher gelacht, häufiger gejubelt, frohmütiger gesungen, da spricht eine andere Lebenslust, da klammern sich die Menschen krampfhafter an ihr Dasein auf dieser Erde, die verschrobene Pessimisten ein Jammerthal nennen, als unter den Tropen, wo das Einerlei Langeweile erzeugt, wo das entnervende Klima zu träge zum Emporklimmen auf der Staffel der Kultur, zu schlaff selbst zur Jagd nach der Lebenslust macht. Nur ein Wunsch beherrscht da mächtig die Brust: das Leben süß zu verträumen. Der Reisende, der einem Schmetterlinge gleicht, der durch einen schönen Garten schwirrt, indem er nur hier und da an dem süßen Honigseim einer Blume nascht, lernt in den blendenden Tropenländern nicht das Wesen der Dinge, er ahnt nicht, welcher Wandel sich dort an seinem Rassegenossen vollzieht, der vielleicht noch vor wenigen Jahren von einer größeren Energie beseelt war, wie er. Nur begreifen kann diesen Wandel, wer mehrere Sommer die heiße Sonne des Südens auf sich hat einwirken lassen. Und der gewinnt auch leicht die Überzeugung, daß die Kulturzentren der Menschheit dauernd nur in der gemäßigten Zone ruhen werden, trotz aller gegenteiliger Prophezeihungen großer Gelehrten. Humboldt sprach irgendwo die Ansicht aus, daß das Quellengebiet des Amazonenstroms einst die berühmteste Kulturstätte der Menschheit werden würde. Bei aller Hochachtung vor dem ausgezeichneten Manne, vermag ich ihm das nicht zu glauben. In unserer Zeit des Dampfes und der Elektrizität — das liegt uns ja klar vor Augen — werden auch die Tropenländer mitfortgeschleppt auf der Fortschrittsbahn — von Kräften, deren Schwerpunkt in der gemäßigten Zone liegt. Hülfskräfte muß es auch in den Tropen geben, die dort die Schultern gegen die Lawine stemmen, aber es sind Sendlinge aus dem Norden, die abgelöst und ersetzt, unter allen Umständen unausgesetzt verstärkt werden müssen. Und so wird in der gemäßigten Zone stets die Quelle ruhen, welche nach allen Richtungen der Menschheit neue Lebenskraft zuflößt, welche die Kulturstrahlen mitteilt dem kalten Norden und dem heißen Süden, damit sie Beide nicht in die Barberei zurücksinken, von der sie in der Gegenwart langsam und mühevoll befreit werden. Muß nicht der Gedanke an diese hohe Mission die Bewohner der gemäßigten Zone aussöhnen mit der Allmutter, deren Stiefmütterlichkeit sie so oft beklagen?

Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Paraguay und die Missionen.

An die Redaktion der „Weltpost".

Gestatten sie mir, Ihnen zum Anschluß an Ihre interessanten Artikel über die argentinischen „Missionen" einiges über den paraguay'schen Theil jenes alten Jesuitenreiches mitzutheilen.

Bei meinen Reisen in Paraguay hatte ich diesen schönsten und fruchtbarsten Theil der Republik anfangs unberücksichtigt gelassen, weil man mir sagte, die Gegend sei durch die vielen Correntiner, die, aus Corrientes durch die unaufhörlichen Revolutionen vertrieben, sich dort niedergelassen, unsicher und für deutsche Colonisation daher unbrauchbar.

Als ich mich später jedoch in Paraguay ankaufte und meine Estancia gern gleich besetzen wollte, wurde ich schließlich doch noch gezwungen, eine Reise in dieses verrufene Land zu machen, um Vieh einzuhandeln, denn die paraguay'schen Missionen sind von Alters her wegen ihrer Viehzucht berühmt.

Ich machte auf dieser einmonatlichen Reise die Erfahrung, daß diese Provinz von Paraguay besser, als ihr Ruf ist. Ich habe mit meinen Begleitern nach allen Richtungen die einsamsten Gegenden durchstreift, Nachts in abgelegenen Hütten mitten unter Correntinern geschlafen, ja einmal allein einen Nachtritt gemacht, wobei ich mich von einem Gehöft zum andern weiter fragen mußte, da ich schließlich die Wegspur nicht mehr sehen konnte, sondern mich nur durch den Lichtschein der Heerdfeuer führen ließ, ohne daß mir das Geringste passirt wäre. Die Missionen haben daher das Recht, an dem guten Rufe des übrigen Paraguay hinsichtlich der vollständigsten persönlichen Sicherheit Theil zu nehmen. Die Correntiner, die sich dort niedergelassen, gehörten jedenfalls zu dem friedliebenden Theile der Bevölkerung jener turbulenten argentinischen Provinz und haben ihr Vaterland verlassen, um endlich im friedlichen Paraguay zur Ruhe und in Sicherheit zu kommen.

Was das Land selbst betrifft, so ist dasselbe ein hochwelliges Hügelland, mit einzelnen bewaldeten Bergketten, sowie vielen Bächen und Flüssen durchzogen. Der Boden besteht durchweg aus der berühmten rothen paraguayer Erde, für deren Fruchtbarkeit schon die alleinige Thatsache, daß die Jesuiten sich dort niederließen, hinreichende Bürgschaft bietet.

Ein anderer Vortheil, den die Misiones dem Einwanderer gewähren und dessen sich Argentinien im Gegensatz zu Brasilien so sehr rühmt, besteht darin, daß der Ackerbauer sogleich seinen Pflug einsetzen kann, ohne erst in mühevoller Arbeit den Boden vom Urwald zu befreien.

Ein weiterer Vorzug ist die günstige Lage des Landes. Im Süden wird dasselbe vom großen Parana-Strom begrenzt und ist durch Dampfschiffe bis an den Salto de Apipé zu erreichen. Im Norden umfließt der gleichfalls schiffbare Tebicuari (ein Fluß von der Größe der Elbe) in einem großen Bogen die Misiones und setzt diese in Verbindung mit dem Paraguay-Strome.

Während der District früher der bevölkertste der ganzen Republik war, ist er jetzt fast menschenleer. Lopez hat während des Krieges die ganze Bevölkerung aus dem von den Brasilianern bedrohten Gebiete nach den Bergen im Norden des Landes getrieben, wo sie von Hunger und Elend fast gänzlich aufgerieben ist. Jetzt stehen die Ortschaften und Ansiedelungen größtentheils leer, liegen in Ruinen oder sind schon gänzlich verschwunden. So hatte z. B. Sta. Rosa früher drei, mit Häuserreihen umgebene Plätze, jetzt hat es nur noch einen Platz und an diesem nur noch eine Seite Häuser. Das große Kloster, das früher den reicheren Familien auch als Wohnung diente, ist ein wüster Trümmer-

haufen. Unversehrt daneben steht aber die in ganz Südamerika berühmte Kirche. Diese Kirche ist ein Meisterwerk der Holzarchitektur. Die ganze Kirche, bis auf den später hinzugefügten Thurm, besteht aus Holz, sowohl die Außenseite mit ihrem gewaltigen Portale und ihren Säulengängen, als das Innere mit seinen kunstvollen vergoldeten Holzschnitzereien, womit die Wände vollständig bedeckt sind. Diese herrliche Kirche liefert einen beredten Beweis von der Unvergänglichkeit des paraguay'schen Bauholzes. Nicht die Spur von Verwitterung sieht man an dem Holzwerk, obgleich es schon 200 Jahre allen Wettern preisgegeben steht.

In den Missiones gedeihen außer Zuckerrohr, Tabak, Manioc, Orangen, Citronen, Palmnüsse, Ananas, Melonen; auch europäische Gewächse wie Weizen, Gerste, Bohnen, Wein, Obst und Gemüse aller Art. Das Klima ist ein gemäßigtes, äußerst angenehmes und gesundes.

Demnach können die paraguay'schen Misiones, wie auch die argentinischen, die an jene grenzen und die meisten Eigenthümlichkeiten theilen, mit gutem Gewissen dem deutschen Auswanderer empfohlen werden.

Wer sich über Paraguay noch genauer zu orientiren wünscht, den verweise ich auf meine, soeben bei A. Mencke & Co. in Wandsbeck erschienene Broschüre: „Reisebriefe aus Paraguay".

Ergebenst
Dr. E. Mevert.

Indem wir dem Verfasser vorstehenden Briefes dankbar sind für die Ergänzung unserer Schilderung der Missionen nach seinen persönlichen Anschauungen, nehmen wir gern Anlaß auf seine uns bereits zugegangene, von ihm am Schluß erwähnte Schrift aufmerksam zu machen. Diese zuerst im „Export" Ende vor. Jahres erschienenen „Reisebriefe aus Paraguay" geben die Eindrücke und Erfahrungen des Verfassers während seines einjährigen Aufenthalts in Paraguay. Der Verfasser stellt es sich als Aufgabe: „Das Zerrbild, das oft von Paraguay in der Absicht entworfen, um die Auswanderer von dort fern zu halten und andern Ländern zuzuführen — zu zerstören, im Interesse der Wahrheit und der Auswanderung," und dürfen wir seine Schilderungen als eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis dieser noch immer zu wenig gekannten, vielfach verkannten südamerikanischen Republik begrüßen, umsomehr, als Dr. Mevert mit dieser Reise einen praktischen Zweck verband und alle seine Aufzeichnungen aus dem Gesichtspunkt hervorgingen, die Chancen zu untersuchen, die einer deutschen Ansiedlung dort sich bieten würden. Dr. Mevert war nach Paraguay gegangen in der Absicht für seine Söhne dort ein Stück Land zur Niederlassung zu erwerben. In Montevideo machte er die Bekanntschaft eines Deutsch-Schweizers, eines reichgewordenen Bierbrauers, der ihm nicht genug die Schönheit Paraguay's, sein günstiges Klima und den Reichtum seiner Produkte zu loben wußte. Um sich zu orientieren, besuchte Dr. Mevert sowohl argentinische wie paraguayitische Estanzien und Kolonien; er kommt dabei zu dem Schluß, daß das Klima von Paraguay durch regelmäßigem Wechsel von Regen und Sonnenschein, Wärme und Kühle äußerst angenehm und gesund, daß die regelmäßigen Gewitter im Sommer und Winter die Hauptursache der großen Fruchtbarkeit des Landes seien. Es gedeihen hier nicht allein die Gewächse der tropischen, sondern auch der gemäßigten Zone. Neben herrlichen Apfelsinen, Bananen, Ananas, Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Melonen 2c., wachsen europäische Aepfel, Birnen, gedeiht der Weizen und die Gerste. Auch die meisten der europäischen Gemüse, wie Kohl, Erbsen, Bohnen, können im Winter gezogen werden. Die Hauptprodukte Paraguay's sind Tabak, Zuckerrohr und der Paraguaythee. Dieser, auch Yerbathee oder Mate genannt, bekanntlich das Lieblingsgetränk der Bewohner der La Plata-Länder, das die guten Eigenschaften des Kaffees und chinesischen Thee's in sich vereinigt, stellt sich ungefähr auf 20 Pfennig das Pfund, sodaß, nach der Ansicht Dr. Mevert's, dieses Produkt sich zu einem Exportartikel nach Deutschland bestens eignen würde, gleich vielen anderen Erzeugnissen dieses von der Natur so reich gesegneten Landes. Zur Charakteristik desselben vergleicht Dr. Mevert das Land in seiner äußeren Bodenbildung mit Thüringen. Gebirge wechseln mit Ebenen, Wälder mit Wiesen und Weiden, überall von größeren oder kleineren Wasserläufen durchzogen. Was das Volk (eine Mischung von Spaniern und Guarani-Indianern) anlangt, so sei dasselbe ein harmloser, friedliebender, liebenswürdiger und leichtlebiger Menschenschlag, der anstrengender und ausdauernder Arbeit abhold ist.

Um die Verhältnisse des Landes gründlich zu studieren, hat Dr. Mevert Paraguay nach allen Richtungen hin durchstreift, ohne vor irgend welchen Hindernissen zurückzuschrecken. So erzählt er uns, wie er oft Flüsse, die durch starke Regengüsse zu reißenden Strömen angeschwollen, durchschwommen, wovon er uns folgendes Bild entwirft:

„Man zieht sich aus und befestigt seine Kleider um Hals und Schultern, oder steckt sie in einen ledernen Sack, den man am Pferde befestigt, dann geht's, nachdem man auch das Pferd von einem Teile des Gepäcks befreit hat, damit es die Last schwimmend tragen kann, in's Wasser. Auf der andern Seite angekommen, legt man seine Kleider, die wenigstens teilweise naß geworden, in die Sonne zum Trocknen und reitet denselben Weg zurück, um das übrige Gepäck zu holen." —

Die Regierung Paraguay's ist eine durchaus geregelte und liberale, doch energisch gehandhabte. An der Spitze steht der General Caballero, der berühmteste Reiterführer des großen Krieges gegen Brasilien und Argentinien, einer der wenigen Heerführer, die ihren Namen nicht durch barbarische Grausamkeiten befleckt, sondern sich durch humane Behandlung die Liebe ihrer Leute und des ganzen Volkes erworben haben.

Die Regierung Paraguay's verhält sich der deutschen Einwanderung gegenüber sehr entgegenkommend und ist der deutsche Konsul Mangels in Asuncion hierfür eifrigst bemüht. So hat die Regierung zur Gründung einer deutschen Kolonie am See Ypacaray, am Abhange der Kordilleren, den Ansiedlern folgende Vergünstigungen gewährt: Jede Familie erhielt unentgeltlich ein Stück Land von 50 Morgen — jede unverheiratete Person die Hälfte — ferner freien Unterhalt für 6 resp. 12 Monate, 1 Milchkuh und 1 Arbeitsochsen oder 1 Pferd, Ackergeräte und Samen.

Dr. Mevert, der diese Ansiedlung besuchte, erzählt, daß die Kolonisten (meist Handwerker) sich

von der herrlichen Lage bei der Wahl ihres Wohnsitzes verleiten ließen, anstatt fruchtbareren Boden zu wählen, den die Regierung ihnen angeboten hatte. Trotzdem sind die Kolonisten mit ihrem Lose zufrieden und hegen die besten Hoffnungen.

Als ein Beispiel, wie dem deutschen Ansiedler in Paraguay auch bei ganz geringem Kapital Gelegenheit geboten ist zu einem gedeihlichen Fortkommen, führt Dr. Mevert folgenden Fall an:

„Mit Herrn J. besuchte ich einen deutschen Ansiedler in der Gegend von Ita. Der Mann hat mit 40 Thlr. Kapital angefangen, dafür einen Rancho gebaut und die Familie bis zur ersten Ernte, also ca. 6 Monate unterhalten. Daraus sieht man, daß die Nahrungsmittel, die G. (so heißt der Mann) von benachbarten Eingeborenen kaufte, nicht teuer sein konnten. Und in der That ist die Billigkeit der Lebensmittel eine erstaunliche. Eine Arobe (25 Pfd.) Mais kostet gewöhnlich nicht mehr als 1 Real (40 Pf.). Eine Reihe von Maniocpflanzen von 300 Fuß Länge (Manioc ist eine Wurzel, die im Geschmack unserer Kartoffel ähnelt, aber viel nahrhafter ist), wovon eine Familie mehrere Monate leben kann, kostet nur wenige Mark. Der Preis des Rindfleisches ist 20—30 Pf. das Pfund. Es ist also schwer, hier zu verhungern, ja fast unmöglich; denn auch der Aermste, der kein Geld hat, Fleisch, Manioc oder Mais zu kaufen, kann sein Leben mit Orangen, Palmnüssen und Waldfrüchten, die nichts kosten, eine geraume Zeit fristen. G. ist jetzt nach dreijähriger Arbeit gut zu Wege. Er hat 15—20 Morgen des fruchtbarsten Waldbodens urbar gemacht und mit Tabak, Reis, Erdnuß, Zuckerrohr, Manioc und Mais bepflanzt, und erzielt dadurch ein reichliches Auskommen. Wenn er so fortfährt, wird er in einigen Jahren ein wohlhabender Mann sein." —

Aus der Feder Dr. Mevert's ist ein größeres Werk zu baldigem Erscheinen bestimmt, betitelt: „Ein Jahr zu Pferde. Reisen in Paraguay" im Verlage von A. Menke & Co., Wandsbeck, auf welches wir unsere Leser aufmerksam machen.

R. L.

In den Wellen begraben.

Die Kunde der Schreckensnacht vom 18ten zum 19ten Januar, welche mit dem Schiffbruch der „Cimbria" unweit Borkum 434 Personen in den Wellen gebettet, hat das deutsche Volk aufs tiefste erschüttert. Die näheren Berichte über die entsetzliche Katastrophe, die Aussagen der wenigen dem Tode unter unbeschreiblichen Qualen Entgangenen hat alle Gemüter so schmerzlich bewegt, daß aus diesem allgemeinen, echt menschlichen Mitgefühl die Schwerbetroffenen einigen Trost schöpfen mögen. Die Untersuchung seitens des Hamburger Seeamts geht ihren Gang, während der „Sultan", welcher der „Cimbria" den Todesstoß versetzte, stark beschädigt polizeilich angekettet im Hamburger Hafen das Ergebnis abzuwarten hat. Von den Geretteten hat die Mehrzahl inzwischen die Fahrt über den Ozean von neuem angetreten, nach dem Lande ihrer Hoffnungen, die der Himmel ihnen erfüllen möge. — Hoch aber klingt das Lied von den braven Männern, die ihre Pflicht aufs gewissenhafteste erfüllt haben. Kapitän Hansen wich nicht von seinem Posten auf der Kommandobrücke, bis ihn die Wogen in die Tiefe zu denen zogen, für deren Wohl er bis zum letzten Atemzuge bedacht war. Der I. Offizier Karlowa war bis zu Ende in aufopferndster Weise in der Erfüllung des Rettungswerkes beschäftigt, welches ihm das Leben kostete. Der II. Offizier Spruth, nachdem er, als schon das Wasser die Steuerbordseite der „Cimbria" überflutete, noch mit dem Beil in der Hand thätig war, durch Lösung von Holzteilen den Passagieren schwimmende Hilfsmittel zu schaffen, wurde von dem Untergangsstrudel des Schiffes unter Wasser gezogen und erreichte, als er wieder an die Oberfläche gekommen, schwimmend eins der Rettungsboote. Der III. Offizier Heidorn blieb auf dem Verdeck, bis das Schiff in den Wogen verschwand, und trieb auf schwimmenden Holzteilen, bis er von einem Boote aufgenommen wurde. Der IV. Offizier Voß wich nicht von dem untergehenden Schiffe, bis ihn die Wellen davontrugen; es war ihm schließlich möglich bis in die Nähe eines Bootes zu schwimmen, in welchem er Aufnahme fand. Der alte französische Havre-Lotse Mazeras, welcher seine letzte Lotsenreise machen wollte, da er sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte, fand gleichfalls den Tod in Erfüllung seiner Pflicht. Die Leute der Mannschaft, welche bis zuletzt an Bord des Schiffes blieben, reichten sich, als sie ins Wasser sprangen, die Hand und nahmen sich das feierliche Versprechen ab, daß die Überlebenden den Anverwandten der Umgekommenen die letzten Grüße überbringen würden. — Der Schiffsarzt Dr. Feicke, der Proviantmeister Otto Doß, der Obersteward der zweiten Kajüte Drechsler, der Steward H. Ruetz und die Stewardeß Frau Bauerin verteilten bis zuletzt an die Passagiere die Rettungsgürtel. Diese wackeren Leute ertranken sämtlich. Fast alle Passagiere sind auch mit Schwimmgürteln versehen worden. Aber die Gürtel erwiesen sich infolge der kalten Temperatur ohne Nutzen, da die armen Menschen erstarrten, ehe sie ertranken. Wie die Geretteten in Kuxhaven erzählten, seien sie mit ihrem Boote zwischen erstarrten Leichen durchgefahren, die mit ihren Rettungsgürteln an der Oberfläche des Wassers schwammen. Bewunderungswürdige Ausdauer bewährte ein junges Mädchen, das sich zwei Stunden lang am Boote hielt und durch die Wellen ziehen ließ, ehe es der Mannschaft gelang, sie auf ihr Rufen an Armen und Beinen heraufzuziehen.

Wie bis zum letzten Augenblick jeder der Mannschaft der „Cimbria" seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, geht aus den Berichten Einzelner von der geretteten Mannschaft hervor. Nach dem Zusammenstoß begaben sich alle Maschinisten sofort an die Maschine. Der erste Maschinist F. Alpen (ertrunken) erteilte verschiedene Ordres und begab sich an Deck, nach der beschädigten Stelle. Der zweite Maschinist C. Koopmann (gerettet) ließ sämtliche Pumpen in Betrieb setzen. Leider befand sich kein Wasser im Schiffsboden, sodaß die Pumpen kein Wasser hatten und lenz schlugen. Nachdem nun Alles geschehen war, um das einströmende Wasser fortzuschaffen, warteten die Maschinisten die weiteren Signale ab; da der Fall möglich war, daß die Maschine gebraucht werden sollte, um vielleicht mit voller Kraft noch Land zu erreichen. Das Warten war aber vergeblich, das Schiff neigte sich immer mehr zur Seite und das Geschrei der Menschen an Deck, sowie das Arbeiten an den Booten

bewiesen ihnen, daß es an der Zeit sei, sich an Deck zu begeben. Zuvor sperrten die wackeren Maschinisten noch den Dampf zwischen Kessel und Maschine ab, weil bei dem Brechen des Hauptdampfrohrs noch viele Menschen verbrüht worden wären, da der Dampf dann mächtig nach dem Schiffshinterteil hingeströmt sein würde. Nachdem die Leute also ihre Pflicht gethan hatten, sahen sie noch die Passagierkammer am Spardeck (Backbordseite) nach und begaben sich an Deck. Es war die höchste Zeit, daß sie dort erschienen, denn das Gehen oben war schon fast unmöglich. Durch die Arbeiten bei der Maschine waren schon ca. zehn Minuten vergangen. Der dritte und vierte Maschinist, Edelmann und Wiedemann, und die zwei Assistenten Sauerbrei und Oberheide leisteten nun beim Aussetzen des Boots 7 kräftige Hülfe. Als das Boot frei war, halfen sie mit dem ersten Offizier dem bereits bei Boot 8 beschäftigten zweiten Maschinisten. Als das Hinterteil des Boots 8 eben gelüftet war, legte sich das Schiff derartig auf die Seite, daß das Deck fast senkrecht stand. Der erste Offizier glitt dabei aus und wurde nicht mehr gesehen. Der 2. Maschinist stieg über die Reeling, der 3. und 4. Maschinist und der Assistent kamen nach und so saßen Alle auf dem Rumpf des Schiffes bei der Schraube, der letzte Teil, der noch über Wasser war. In diesem Augenblick riefen sich die Genannten Lebewohl zu und reichten sich die Hand, als das Schiff unter ihren Füßen verschwand. Nach ungefähr zehn Minuten langem Schwimmen wurden der zweite Maschinist und zwei Assistenten vom Boot 7 aufgefischt, welches später von der englischen Bark „Theta“ nach 9 Stunden unsäglicher Anstrengung aufgenommen ward.

Wie der Kanallootse Robert Preston, der sich auf der „Theta“ befand, erzählt, hätten sie um 10 Uhr am Freitag-Morgen, als sich das Wetter aufklärte, einen Gegenstand in der Ferne bemerkt, den sie für eine Seetonne hielten. Als der Lootse Menschen in einem Boote erkannte, ließ Kapitän Clarce sofort auf dasselbe zuhalten und sie nahmen die dreißig Schiffbrüchigen auf, darunter drei Frauen und ein kleines Mädchen. Um 12 Uhr mittags, während man Wetterbeobachtungen machte, erblickte man von der „Theta“ aus ein zweites Boot, in welchem 9 Männer waren, die sich in erstarrtem, halb leblosem Zustande befanden, worunter der oben erwähnte Ober-Steward. Drei waren, wie die Geretteten erzählten, in diesem Boot ihren Strapazen erlegen und mußten als Leichen über Bord geworfen werden.

Kapitän und Mannschaft des englischen Schiffes haben alle ihr Zeug zur Verfügung gestellt und ihre sämtlichen Lebensmittel verteilt. Der Kapitän hat den drei weiblichen Passagieren seine eigene Kajüte überlassen und dafür gesorgt, daß das Zeug aller getrocknet wurde. Da dieses bei der Ladung noch nicht überall erfolgt war, hat er sein Zeug den Passagieren gelassen und diese nur gebeten, ihm die Strümpfe wieder zuzustellen, da diese ihm, als von seinen Familiengliedern selbst gefertigte, teuer seien. Dank diesen edlen englischen Menschenfreunden für ihr liebevolles Benehmen gegen unsere deutschen Brüder!

Unter den 56 Geretteten sind 17 Männer, welche sich unter furchtbarsten Leiden mit aller äußerster Kraftanstrengung in der Takelage der „Cimbria“ bis zum anderen Mittage festgehalten haben, bis sie von der deutschen Brigg „Diamant“ bemerkt und gerettet wurden. Den meisten von ihnen war es nur möglich, sich durch einen Fuß zu stützen; sich an die Stricke klammernd, standen sie fortwährend bis an die Brust im Wasser. Unter diesen war der Heizer Schmidt, der 11 Stunden lang auf einem Fuße stehend zwischen sich und der Strickleiter einen verwundeten Passagier gedrückt festhielt und so vor dem Ertrinken rettete. Nach gemeinsamer Aussage dieser Geretteten war wenige Minuten nach der Kollision das Wetter durchaus nicht dichtnebelig. Es war sogar so weit aufgeklärt, daß sie ein Boot des „Sultan“ bemerken konnten, in einer Entfernung von ungefähr 80—100 Metern. Durch diese übereinstimmende Aussage bestätigt sich die anfangs in Zweifel gezogene Aussage des englischen Kapitäns, daß er gehalten und ein Boot ausgesetzt habe. Aber wie wurde es gethan! In demselben Augenblick, als die „Cimbria“ sank, kehrte das mit vier Mann besetzte Boot nach seinem Dampfer zurück. Da es mit seiner Besatzung genau von den Schiffbrüchigen gesehen wurde, so ist es geradezu rätselhaft, daß diese nicht auch bemerkt wurden. — Diese von „Diamant“ geretteten Schiffbrüchigen rühmen dessen Kapitän, der sie nach Geestemünde führte, den Bremer Lloyd, der sie dort bewirtete und vor allem den Besitzer des Hotels „Hannoverscher Hof“ in Geestemünde, der ohne Auftrag ihre Beförderung bewirkte, da seitens der Hamburg-Amerik.-Packetfahrtgesellschaft nichts für ihren Empfang geschehen war.

Der Umstand, welcher in Hamburg sehr bedenkliche Kommentare veranlaßt und in der That höchst auffallend erscheint, ist die außerordentliche Verspätung der Meldungen von dem Unglück. Dasselbe ereignete sich in der Nacht von Donnerstag auf Freitag, wurde aber erst Sonnabend spät abends in Hamburg bekannt. Gegen die sich hieran knüpfenden Vorwürfe der Presse veröffentlicht die Hamburger Gesellschaft nun folgendes zu ihrer Rechtfertigung: „Am Sonnabend um 5½ Uhr brachte der Inspektor Meyer, von einer Besichtigung des Dampfbootes „Sultan“ kommend nach unserem Direktionsbureau Nachrichten, welche leider keinen Zweifel darüber ließen, daß genanntes Dampfboot mit der „Cimbria“ in Kollision gewesen sei: Kapitän und Mannschaft hatten aber über Beschädigung und Verbleib der „Cimbria“ nichts weiter zu sagen gewußt, als „solche sei im Nebel verschwunden.“ — Sofort wurden die beiden ersten Inspektoren gerufen und mit ihnen beraten, welche Maßregeln zu ergreifen seien; es wurde beordert, die „Hansa“, den großen starken Flußdampfer der Gesellschaft, schleunigst mit Kohlen und Proviant zu versehen und der nachts 12 Uhr nach Westindien abgehenden „Bavaria“ Instruktionen zu geben, nach der „Cimbria“ zu suchen, am ganzen folgenden Tage, in der mutmaßlichen Gegend des Unglücksfalles. — Um 8 Uhr 50 Minuten traf die um 8 Uhr 20 Minuten in Kuxhaven aufgegebene Depesche des zweiten Offiziers der „Cimbria“ — Spruth — ein, welche die gehabte Kollision und die Bergung von 39 Personen aus 2 Booten durch die englische Bark „Theta“ und deren Landung meldete. Trat damit die furchtbare Gewißheit einer entsetzlichen Katastrophe erschreckend klar hervor, so war es erste dringendste Pflicht, Hilfe zu bringen, wenigstens den Versuch dafür zu machen, soweit es in menschlicher

Macht stand. Dringende Depeschen wurden gesandt nach Helgoland und Kuxhaven, von letzerem Platz die schleunigste Aussendung vier der größten und raschesten Schleppdampfer nach der Unglücksstätte beordernd. Darauf ward an Spruth telgraphiert, schleunigst eingehenderen Bericht und die Namen aller Geretteten per Draht zu melden. „Hansa“ und „Bavaria“ verließen um Mitternacht die Stadt. Antwort von Spruth kam $11^1/_2$ Uhr nachts und meldete er das Eintreffen für den nächsten Morgen an, der erste Zug aber brachte um $10^1/_2$ Uhr nur den vierten Offizier; alle übrigen waren noch zu erschöpft gewesen, um die frühe Fahrt anzutreten. Der Offizier berichtete eingehend und dann wurde vor allem die richtige Feststellung der Namen der Geretteten vorgenommen. Um $2^1/_2$ Uhr kamen die 38 aus Kuxhaven an, von denen die Offiziere Spruth und Heydorn und der Maschinist Koopmann ausführlichen Bericht über die Katastrophe erstatteten. Aus dem so gewonnenen Material wurde ein Bericht speziell für die Presse zusammengestellt und dieser alsdann mit den inzwischen angefertigten korrekten Namenslisten den Blättern zugestellt.“

Aufklärung verlangt hiernach jedenfalls der Umstand, daß, da die von der Theta Geretteten bereits nach 5 Uhr zu Kuxhaven landeten, erst 3 Stunden später die Depesche des Offiziers Spruth an die Direktion aufgegeben wurde. Die öffentliche Meinung verlangt Garantieen, daß ein weit zulänglicherer Nachrichten-Dienst bei Verunglückungen an der deutschen Küste fortan eingerichtet werde, um derartigen Verspätungen von Rettungsversuchen vorzubeugen. Eine andere Frage drängt sich uns bei Betrachtung dieses entsetzlichen Falles auf, ob nicht durch obligatorische Einführung von elektrischer Beleuchtung bei starkem Nebel solche Katastrophen zukünftig vermieden werden können. Auch Dr. Werner Siemens gibt diesem Gedanken seine kompetente Unterstützung. In einem öffentlichen Schreiben verlangt er, daß jeder Dampfer genötigt werden solle, bei Nebelwetter, welches so stark ist, daß die Signallichter nicht wenigstens einige hundert Meter weit deutlich erkennbar sind, ein starkes elektrisches Licht mit Parabolspiegel anzuzünden und mit demselben kontinuirlich den ganzen Horizont abzuleuchten. Schon ein einziger Lichtblitz, welcher dann das andere Schiff trifft, gibt demselben die Richtung an, in welcher der gefahrdrohende Dampfer sich befindet und kann das Unglück eines Zusammenstoßes abwenden. Die Erzeugung eines elektrischen Lichtes bietet für einen Dampfer nur verhältnismäßig unbedeutende Schwierigkeiten und Kosten. Dem Einwande, daß das elektrische Licht die Signalordnung stören würde, kann kein Gewicht beigelegt werden, da bei Nebelwetter die Signallichter überhaupt nicht sichtbar sind. In der jüngsten Sitzung des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin teilt Dr. Siemens hierauf bezüglich ein Ereignis mit, das sich mit einem seiner Kabeldampfer zugetragen habe. Derselbe befand sich eines Abends in der Nähe der Newfoundlandbank. Der Nebel und die Dunkelheit versperrten jede Fernsicht, als man die Signale eines sich nähernden Schiffes vernahm. Alle Kabeldampfer besitzen eine vollständige Beleuchtungs-Einrichtung, mit welcher man imstande ist, das Schiff im Augenblick im hellsten Glanze erscheinen zu lassen. Die Lampen wurden entzündet und man gewahrte nun einen mächtigen Dampfer, der auf das erleuchtete Schiff zulief. Sofort wendeten beide Schiffe und konnten eben noch zur Not einander ausweichen.

Ebenso gebieterisch wie derartige, leider nicht vereinzelt dastehende Katastrophen eine Vervollkommnung des Beleuchtungsapparates der großen Seefahrer verlangen, ebenso dringlich ist eine rationelle Reform der Schiffsbaukunst unter der Kontrolle der Reichsregierung inbezug auf die zum Zwischendeck führenden Treppen der Auswanderungsschiffe. Mit derselben Energie, mit welcher die Behörden in Deutschland, durch die aus dem Brand des Ringtheaters in Wien gezogene Lehre veranlaßt, neue gesetzliche Bestimmungen für die Anlage resp. Umbau der Theater trafen, so sollten sie auch die Schiffstreppen in sämtlichen deutschen Auswanderungsschiffen einer strengen Revision und eventuell einem zwangsweisen sofortigen Umbau unterwerfen. Welche Schreckensszenen mögen sich auf der schmalen, steilen Schiffstreppe der „Cimbria“ zwischen den verzweifelten, ums Dasein Ringenden abgespielt haben, Szenen, welche jeder Beschreibung spotten, und es ist zweifellos, daß von den Zwischendeckpassagieren eine sehr große Anzahl bei dem plötzlichen Einbruch der Katastrophe, wegen Mangelhaftigkeit des Ausgangs zum Verdeck, ihr Grab im engen Schiffsraum fanden. Der Schutz des Menschenlebens erheischt eine dringliche Untersuchung aller älteren deutschen Auswandererschiffe inbezug auf diesen wichtigen, von uns angeregten Punkt. —

Ein Verzeichnis der Dampferverluste, welche die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Gesellschaft seit der Zeit ihres Bestehens hatte, ergibt Folgendes: Am 13. September 1858 verbrannte die „Austria“ auf offener See. Von 432 Passagieren (incl. 103 Mann Besatzung) wurden 92 Personen gerettet. Am 7. August strandete bei Kap Race die „Germania“. Kein Verlust an Menschenleben. Am 7. Mai 1875 strandete der „Schiller“ auf den Scylly-Inseln. Von 259 Passagieren wurden 29, von der Mannschaft 16 Personen gerettet. Am 26. Dezember 1876 ging der „Goethe“ auf den Labosinseln zu Grunde. Von 38 Passagieren ging einer verloren. Die Strandung der „Saxonia“ — 5. Januar 1877 bei Helgoland — kostete keinen Menschenverlust. Am 26. November 1878 kollidierte die „Pommerania“ und sank. Von 148 Personen ertranken 32, von 111 Mann Besatzung 18. Am 9. Oktober 1882 strandete der „Herder“ bei Kap Raze. Kein Menschenverlust. Seit dem September wird die „Lotharingia“ vermißt, auf der Fahrt nach Westindien. Sie ist verloren, — die Direktion hüllt sich darüber noch in Schweigen und es wäre nun wohl an der Zeit, dem deutschen Volk über den dadurch erlittenen Verlust an Menschenleben Aufschluß zu geben. — Am 19. Januar 1883 kollidierte die „Cimbria“ und sank. Der Verlust an Menschenleben ist der größte, den die Gesellschaft bisher hatte.

In der Nacht zum 13. Nov. vor. Jahres hatte der Dampfer „Westfalia“ von derselben Gesellschaft an der englischen Küste mit dem belgischen Dampfer „Adrian David“ einen Zusammenstoß, durch welchen letzterer mit Mann und Maus unterging. Angesichts des Falles der Cimbria ist nun von um so größerem allgemeinen Interesse die vor dem Seegericht zu Hamburg am 20. Januar d. J.

stattgefundene Verhandlung gegen den Kapitän Ludwig von der Westfalia und den Offizier Bock, welcher das Rettungsboot kommandiert hatte, das der deutsche Kapitän trotz schwerer Beschädigung des eigenen Schiffes zur Hilfeleistung des untergegangenen aussetzen ließ.

Aus den spaltenlangen fachmännischen Berichten ist Folgendes zu entnehmen: Die „Westfalia“ fuhr in sehr dunkler Nacht, welche nur einen Ausguck auf drei bis vier Schiffslängen gestattete, mit zwölf Knoten-Fahrt per Stunde. Der Reichskommissar fand darin einen schweren Verstoß gegen die zur Verhütung von Zusammenstößen gegebene See-Ordnung. Diese Schnelligkeit war bei der Dunkelheit und in dem belebten Fahrwasser nach seiner Meinung eine strafbare. Sie hätte in erster Linie Anlaß zu dem Unglück gegeben. Sodann konstatierte der Reichskommissar aus den Zeugenaussagen, daß die „Westfalia“, als sie den belgischen Dampfer erblickte, mehrmals den Kurs geändert und dadurch den fremden Dampfer irre geführt, sodaß dieser falsch ausgewichen sei. (Der Kapitän des „Sultan“ behauptet dasselbe von der „Cimbria“.)

Festgestellt wurde, daß Kapitän Ludwig in letzter Minute noch einen Befehl, den sein erster Offizier bezüglich Steuerung gegeben hatte, widerrief. Der Reichskommissar behauptet nun: „Hätte Kapitän Ludwig das Ruder Steuerbord liegen lassen, nachdem der erste Offizier Bauer dies befohlen hatte, so wäre die Kollision aller Wahrscheinlichkeit nach vermieden.“ Ferner hätte er keine Signale mit der Dampfpfeife gegeben, er hätte das Rettungsboot zu spät herabgelassen und vergessen, diesem Boote Proviant mitzugeben; es habe den Anschein, das eine Boot sei nur ausgesetzt worden, um dem Gesetze zu genügen. Der Kapitän Ludwig habe sodann sowohl das sinkende belgische Schiff, als auch sein eigenes Boot im Stich gelassen. Der Reichskommissar beantragt, wegen dieser Handlungsweise dem Kapitän Ludwig die Fähigkeit, ein Schiff zu führen, abzusprechen und ihm die Gewerbebefugnis zu entziehen. Ebenso sei dem Offizier Bock, welcher mit fünf Mann in dem Rettungsboote abging, die Berechtigung zur Ausübung des Seegewerbes abzuerkennen, denn er sei nicht bis zu der Stelle, wo der „Adrian David“ unterging, hingefahren, und habe nicht Proviant mitgenommen.

Der Angeschuldigte, Kapitän Ludwig, verteidigt seine Handlungsweise damit, daß die „Westfalia“ ein so fürchterliches Loch unter der Wasserlinie hatte, daß er mit seinem Schiffe selbst eilig den Hafen suchen mußte, daß er mit zweihundert Passagieren am Bord des eigenen Schiffes und angesichts der Gefahr, daß dasselbe sinken könne, es nicht habe verantworten können an der Unglücksstelle zu bleiben, oder mehr Boote als das eine zur Hilfeleistung abzugeben. Wenn Offizier Bock den Proviant mitzunehmen vergessen habe, so sei dieser selbst dafür verantwortlich, nicht der Kapitän, welcher in dem Momente anderweitige größere Sorgen für die eigenen Passagiere hatte; außerdem sei das Versehen unter den vorhandenen Umständen vielleicht entschuldbar gewesen.

Das Seegericht hat die Verkündigung des Urteilsspruches auf vierzehn Tage ausgesetzt, den wir im nächsten Hefte mitteilen werden.

Auch England und Frankreich haben in diesem Jahre bereits je einen großen transatlantischen Dampfer zu beklagen, — die „City of Brussels“, eines der prächtigsten Schiffe der Inman Line, ist am 7. Januar auf der Fahrt von New York nach Liverpool, als sie wegen undurchdringlichen Nebels aus Vorsicht kurz vor letzerem Hafen in der Nähe des Nordwest-Leuchtschiffes anhielt, von einem Glasgower Dampfer in den Grund gebohrt. In 20 Minuten ging der Dampfer unter. Trotz der Dunkelheit gelang es in den Booten sämtliche Passagiere sowie die Mannschaft außer 9 Personen zu retten; der Glasgower Dampfer, welcher durch den Anprall weit zurückgeschleudert worden und arg beschädigt war, suchte die Unglücksstelle wieder auf und nahm die Schiffbrüchigen an Bord. Dem Kapitän und den Offizieren der „City of Brussels“ wird für ihr wackeres, besonnenes Verhalten während der Katastrophe volles Lob gespendet. Das Schiff hatte einen Wert von 2,400,000 Mark; die vollständig verlorene Ladung 1,400,000 Mark. An Postsachen gingen verloren: 32,323 Briefe, 2479 registrierte Briefe und 86 Säcke mit Zeitungen. Am 20. Januar d. J. ist der Dampfer „Picardie“ von der „Compagnie générale transatlantique“ auf der Fahrt von New York nach Havre gesunken. Die Ursache ist uns noch unbekannt. Glücklicherweise wurde die ganze Besatzung gerettet und von dem Dampfer „Labrador“ nach Havre geführt.

Möge das Jahr 1883 nicht weiter solch schwere Verluste zu verzeichnen haben! R. L.

Berichte eines deutschen Diamantengräber in Südafrika.

New Land am Harts River, Griqualand-West, South Afrika, Ende August 1882.

2.

Da ich vielleicht New Land bald verlassen werde und dann nicht weiß, ob sich mir später Gelegenheit bietet einige Zeilen schreiben zu können, will ich dies lieber noch hier thun, denn an einem Tisch, wenn auch selbstgefertigt, schreiben zu können, ist auch etwas wert.

Small pox und Goldfieber, das sind die Krankheiten, welche gegenwärtig Südafrika heimsuchen. Erstere hat ihren Sitz hauptsächlich in der Kapstadt; in letzter Woche sind wieder 20 neue Fälle vorgekommen. Die „small pox“ haben ihre Vorboten bereits nach Worcester, Beaufort West, Victoria West gesendet. Letztere Stadt ist gegen 400 engl. Meilen von Kapstadt entfernt. Das Goldfieber sucht sich seine Opfer in ganz Südafrika und auch Kalifornien und Australien hat bereits sein Kontingent von „gold-diggers“ nach hier gesendet. — Gegen die Pocken hat man auch hier in den Diamantenfeldern allerlei Vorkehrungen getroffen, um von dem unwillkommenen Gast nicht unvorbereitet überrascht zu werden. Man hat Lazaretbaracken errichtet, die vom Kap kommende Post wird desinfiziert, Alt und Jung läßt sich impfen. Mit der farbigen Bevölkerung haben die Doktors oft ihre Not, die braunen oder schwarzen Afrikaner können nicht einsehen, warum sie sich an den Armen herumschneiden lassen sollen. — Unter den Malayen Kapstadts hausen die Pocken ziemlich stark und infolge dessen

sieht man in den Straßen Kimberleys viele dieser Gelbgesichter und rothe „Fezes“, welche vor den Pocken die Flucht ergriffen haben. Im ganzen kann sich indes Südafrika, speziell Kapland, nicht beklagen, oft von Epidemien heimgesucht zu werden; Cholera ist hier noch nie aufgetreten.

Die neuentdeckten Goldlager befinden sich in Transvaal auf Governements Grund in den östlichen Ausläufern des Drachenberges; dorthin begeben sich jetzt viele, die bisher nach Diamanten gegraben. Bei Lydenburg und Pilgrims Rest wird schon längere Zeit nach dem edlen Metall gegraben, auch am Crocodile River hat man auf mehreren Farmen Gold gefunden. Auch die Westküste Afrikas, die „Goldküste“ lenkt jetzt von neuem wieder die Aufmerksamkeit auf sich. Erst vor kurzem hat sich ein engl. Kapitän, Burton, dorthin begeben; derselbe kann den Goldreichtum in der Umgebung Axims nicht genug rühmen. Weder Kalifornien noch Brasilien könnte den Vergleich mit diesem goldigen Lande aushalten. Gold waschen die Negerfrauen aus dem Sande der Küste, Gold glitzert nach Regenschauern überall in den Straßen von Axim, Gold flimmert von den Wänden und Mauern der Häuser und Hütten, welche aus dem gelben, lehmartigen goldführenden Grund gebaut sind. — Mit Schachtensenken oder Tunnelbohren gibt man sich daselbst nicht ab, man wäscht blos den Obergrund durch. Aus einer Tonne Grund wäscht man ½ bis 4 Unzen Gold. Daß diese Schätze bis dato noch nicht gehoben sind, ist vielleicht dem ungesunden Klima, welches daselbst herrschen soll, zuzuschreiben.

Den Reichtum der Goldlager in Transvaal bei Prigrims Rest, Spitz Kop, Elands Drift, schätzt man auf Millionen; auch das jüngst entdeckte De Kaap Goldfeld befindet sich in Transvaal. Die Straßen dorthin sollen mit Goldjägern besäet sein. Auch von hier gehen fast täglich Maultier- und Ochsenwagen nach den Goldfeldern ab. Passagepreis = 10 Strl. = 200 Mark. Die Reise dauert ungefähr 3 Wochen und hat man sich natürlich selbst zu beköstigen. So ist kürzlich ein Wagen von Kimberley mit nicht weniger denn 50 Passagieren abgegangen. Der Eigentümer des Wagens erhält an Passagegeld die nette Summe von 500 Strl. = 10,000 Mark, dreimal soviel als Wagen und Maultiere wert sind. Das nennt man ein gutes Geschäft. Diejenigen, welche von Natal aus nach dem Goldfeld gehen, benutzen den Seeweg bis zur Delagoa Bai, von wo aus man blos 170 engl. Meilen Landweg hat. Dieser Weg hat aber seine Unannehmlichkeiten; für Menschen die Gefahr vom Fieber befallen zu werden, für die Zugtiere die Tsetse-Fliege, da die Stiche dieser giftigen Insekten selbst den stärksten Ochsen zu töten vermögen.

Ein Korrespondent der “Cape Times“, welcher kürzlich das De Kaap Goldfeld besucht hat, schreibt: All die hartarbeitenden „Diggers“ finden „plenty of good gold“, von 1—3 Unzen täglich; glückliche Goldgräber haben auch schon 4 Unzen in einem Tage ausgewaschen. Die Unze Gold wird mit 3 Strl. 10 Sh. bis 3 Strl. 12 Sh. = 70—72 Mark per Unze bezahlt. „Many of the best nuggets“ werden schon vor dem Waschen gefunden. Das größte bis jetzt gefundene Stück soll ½ Pfund wiegen. — Eine Anzahl Goldgräber aus Kalifornien ist allen Ernstes gewillt, sich ein Vermögen zu ergraben, denn als dieselben von Landsleuten zum Trinken aufgefordert wurden, erwiderten die Kalifornier: „Wir sind hierher gekommen um zu arbeiten, nicht um zu trinken.“ —

Daß man inbezug auf den Goldreichtum übertreibt und man nicht alles glauben muß, was die Zeitungen berichten, wird sich wohl bald genug herausstellen. Ich kann daher keinem Landsmann in der Heimat raten, das Goldfieber zu bekommen und auf gut Glück die weite Reise zu unternehmen. Der „Diamantfield Advertiser“ hat am Ende so unrecht nicht, wenn er sagt: 10% von den nach den Goldfeldern Ziehenden machen vielleicht ihr Glück, 10% leben von der Hand in den Mund, 10% ernähren sich durch Spiel, 10% durch Verkauf von Spirituosen und Lebensmitteln. Die andern 60 Prozent werden bald zurückkehren, unter Abzug von denen, welche bei der Jagd nach Reichtum verdorben oder gestorben sind. — Da sich meine Diamantgrube in New Land nicht so rentiert, wie ich glaubte, laufe auch ich große Gefahr, von dem Goldfieber angesteckt zu werden, und der Teufel sollte da widerstehen können, wenn die Kunde von dem goldigen „De Kaap“ Thale immer glaubhafter wird und Männer aus den glänzendsten Stellungen hinweglockt.

Nicht Gold allein, auch andere Mineralschätze birgt Afrika. Seit langer Zeit sind im Namaqualand Kupferminen in Betrieb; ich selbst fand massenhaft Kupfererz auf dem Felde am Malopa River, unfern dem Saum der Kalihari-Wüste. Auch auf Steinkohlenlager ist man schon hier und da gestoßen. Auch Silberwerke befinden sich in Transvaal, eins davon, die „Bronkhorst Spruit Silver Mines“ soll unweit Pretoria liegen. —

Nachdem die Saaten auf den Feldern vieler südafrikanischer Farmer durch Dürre lange, lange Jahre gelitten haben, bequemen sich diese pflegmatischen Ökonomen endlich dazu ihr bebautes Land künstlich zu bewässern. Ich spreche hier nur von solchen Farmen, welche an Flüssen liegen, die das ganze Jahr hindurch genügend Wasser führen. Auf der Karte befinden sich viele „River“ verzeichnet, welche in Wahrheit nichts als trockene Flußbetten sind, in welchem nach Wolkenbrüchen oder starken Regen eine kurze Zeit schmutziges Wasser dahinschießt. — Regen läßt hier oft lange Zeit auf sich warten und da das Wasser der Flüsse nicht bergauf läuft, so blieben die Felder, trotzdem dieselben an Flüsse grenzen, trocken, die Saaten verdorrten. Jetzt beginnt man auf den Feldern der Farmen am Orange River, Great Tarka, Fish River, Kornap Brak River, Great Kei River u. s. w., Wasserröhren zu legen, um das so benötigte Wasser mittelst Dampfpumpen auf die Felder zu heben. Am Kei River muß das Wasser an verschiedenen Stellen bis zu einer Höhe von 350 Fuß getrieben werden, ehe sich dasselbe auf die Flur ergießen kann.

Die Brunnengräber hier zu Lande haben ihre Propheten oder Wasseranzeiger, welche sie für untrüglich halten. Wenn die Brunnensenker an der Stelle, wo dieselben einen Brunnen anlegen wollen, einige Fuß tief gegraben haben, legen sie einen stählernen Spaten oder Schaufel ins Loch, sodaß die hohle Seite des Spatens nach unten zu liegen kommt, und überschütten dann die obere Seite desselben vollständig mit Erde. Man macht dieses gewöhnlich am Abend, damit der Prophet eine Nacht liegen

kann. Wenn sich dann des Morgens an der nach unten gekehrten Seite des Spatens große Wassertropfen befinden, ist der Brunnengräber sicher bald auf Wasser zu stoßen.

Die Millionen der Termitenbaue, welche die unbebauten Flächen Südafrikas bedecken, haben doch auch etwas Nutzen; die Reisenden höhlen diese Baue aus und benutzen dieselben als „Backofen“ oder als „Sparherd“; es bäckt und kocht sich ausgezeichnet in diesen Ameisenfestungen; freilich werden dabei tausende von den Einwohnern lebendig geröstet. Der Termitenbau, welcher sich hier in New Land in der Nähe meines Zeltes befindet, hat mir schon manches Brod schön braun gebacken. Der andere Nutzen, welchen so ein Bau dem Menschen bietet, ist weit wichtiger, denn er wird als Kurmittel gegen Rheumatismus gebraucht. Man höhlt den Bau aus, macht ein starkes Feuer in die Höhlung, sodaß der innere Bau in Brand gerät. Der Kranke setzt sich dann einfach oben auf den Bau, schlägt eine wollene Decke um sich herum, damit Hitze und Ausdünstung des Termitenhaufens den Körper in Schweiß bringen und dadurch den Rheumatismus aus den Gliedern treiben.

Die Postverwaltung in Südafrika läßt auch viel zu wünschen übrig. In Kapstadt mag es noch angehen; wenn nicht der ganze Steamer zu Grunde geht und die Post mit hinab in die Tiefe zieht, (wie es dem „Teuton“ Ende August 1881 bei der Küstentour erging), erhält man seine Briefe ziemlich sicher, in Kapstadt werden die Briefe ausgetragen, was in Kimberley nicht der Fall ist. Hier muß man oft lange Zeit vor dem „Guckloch“ der Post office stehen, ehe man die sehnlichst erwarteten Briefe ausgehändigt bekommt, oder auch einfach von den Beamten mit „not for you“ abgespeist wird, trotzdem die Briefe daselbst lagern. Daß hier oft Postsendungen verloren gehen, ist nicht zu verwundern. Wenn die zweiräderige, von 4 Pferden gezogene Postkarre durch die Wildnis jagt, über Stock und Stein, über Busch und Strauch, durch Flußbetten mit und ohne Wasser, wenn dann die Räder der Karre oft fußhoch springen, springt dann und wann mal ein Postsack heraus, ohne daß es der die Pferde jagende Kaffer oder Hottentotte bemerkt. So begegnete jüngst einem Gentleman in Kaffraria, ohngefähr 50 Meilen von King Williamstown entfernt, eine Postkarre, natürlich in vollem Jagen. Hinten aus der Karre hing etwas heraus, was lustig die Straße fegte, und von Zeit zu Zeit weiße Flocken spie. Das „Etwas“ entpuppte sich als ein nur noch zum Teil gefüllter Postsack, während mit dem Fehlenden schon meilenlang die Straße besäet war. Geschäftsbriefe, Liebesbriefe, Brandbriefe u. s. w. lagen nun zerstreut und arg beschädigt in der Wildnis unter freiem Himmel, in der lieben warmen afrikanischen Sonne. Brauche mich also nicht zu wundern, daß mir schon viel Briefe verloren gegangen, und von der so geschätzten „Weltpost“, mir nur bis dato das Maiheft zu Teil wurde. Habe ich doch schon selbst einmal einem Postreiter aus vollem Halse nachgeschrien, daß derselbe so gut sein möge umzukehren, um den von ihm verlorenen gefüllten Postsack wieder an sich zu nehmen.

Was würden wohl unsere Hausfrauen sagen, wenn sie für 1 Pfd. Butter 11 Mk. 50 Pfg., für einen Sack Kartoffeln 60—65 Mk. und für ein Dutzend Eier 10 Mk. zahlen sollten? Dies waren die Preise Ostern 1882 in Kimberley. Dieselben waren aber auch für hiesige Verhältnisse abnorm und gingen bald wieder zurück.

Wir sind jetzt mitten im Winter und haben sehr kalte Nächte. Am 10. Juli morgens waren die Wassereimer in meinem Zelt zugefroren. Dagegen ist es am Tage oft so heiß wie bei uns im Hochsommer.

Für diesmal sagt good by

Ihr ergebener

Otto Uhlemann.

Echo aus allen Weltteilen.

Im „Volksraad“ in dem Oranje-Freistaat ist beschlossen worden, daß die holländische Sprache außer an Gerichtsstellen 2c. auch bei den Marktauktionen von dem „market master“ zu gebrauchen sei. Der „market master“ zu Jagersfontein (den neuen Diamantengruben in dem Oranje-Freistaat) leistete der Ordre des „Volksraads“ Folge und begann die zum „sale“ auf dem Markte aufgestapelten Waren in „dutch“ anzupreisen. Allgemeine Stille im Publikum, kein Gebot erfolgte. Schließlich war der Auktionator gezwungen, sich wieder wie früher der englischen Sprache zu bedienen, da die Bevölkerung von Jagersfontein meist aus Engländern besteht.

„Hülfe für die deutschen Ueberschwemmten!“ So hallt es drüben, jenseits des Ozeans von Ort zu Ort, — in allen größeren Städten der Union bilden sich Hülfs-Komitees und die deutsch-amerikanische Presse geht mit warmherzigen Aufrufen und Sammlungen voran. 70,000 Mark sind aus New York bereits eingetroffen, davon 40,000 Mark von den Brauern, Hopfen- und Malzhändlern New Yorks, 30,000 Mark von St. Louis (als erste Rate einer Sammlung an der Börse), 18,000 Mark aus Louisville, Kentucky, — der Präsident der Nord-Pacificbahn Henry Villard hat zu seiner ersten Schenkung von 10,000 Mark für seine notleidenden Landsleute in der Pfalz noch eine weitere Gabe von 20,000 Mark hinzugefügt, 9000 Mark sind aus San Franzisko eingelaufen 2c. 2c. Dank, tausend Dank all den menschenfreundlichen Gebern! Indem der Präsident des deutschen Reichstags in der Sitzung v. 18. Jan. des Eingangs jener Spenden von St. Louis und Louisville gedachte, fügte er hinzu: „Ohne Beeinträchtigung unserer Dankbarkeit für die Geber, welche etwa nicht deutscher Herkunft sind, wird der Reichstag mit mir alte deutsche Landsleute unter ihnen vermuten und nicht nur durch die reichen Spenden, sondern auch durch die erneute Wahrnehmung freudig berührt sein, daß deutsche Heimat und deutsche Stammesgenossen auch jenseits des Ozeans nicht vergessen werden.“ Abg. Dr. Friedr. Kapp beantragte hierauf den Dank des Hauses den Gebern auszudrücken. Die Höhe sämtlicher aus Amerika kommenden und noch zu erwartenden Spenden werde sich mindestens auf 100,000 Thaler belaufen. Nach dem Kaiser sei der Reichstag der Repräsentant der geeinigten Nation dem Auslande gegenüber. Die letzten Jahre hätten gezeigt, daß den deutschen Landsleuten in den Vereinigten Staaten das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat nicht verloren gegangen sei, wie sie denn in guten und schlechten Tagen stets treu zu uns gestanden hätten. Im letzten Kriege seien von ihnen $1^1/_2$ Millionen Thaler für die Verwundeten aufgebracht worden, auch heute sehe man wieder, wie das Nationalgefühl sich mit gleichsam elementarer Kraft in allen Geistern Bahn breche. Die Leute, die an der Spitze der Sammlungen ständen, hätten um idealer Zwecke und Ziele willen ihre Heimat verlassen, sie aber um dieser Zwecke willen nicht vergessen.

Durch Vermittelung der chilenischen Gesandtschaft in Berlin fordert die Municipalität von Valparaiso die deutschen Architekten auf, sich an einer Konkurrenz um die Erbauung eines Theaters in der genannten Stadt zu beteiligen. Dasselbe soll mit einem Kostenaufwand von 800,000 Mark als eleganter Bau in Kalk- und Ziegelstein ausgeführt werden und im ganzen für etwa 2000 Personen Platz bieten, mit geräumigem Ballsaal, Nebensälen und einem Café-Restaurant. Die Pläne nebst Erläuterung und Kostenanschlag sind durch Vermittelung der Gesandtschaft von Chile in Berlin, bis zum 7. Mai d. J. an das Sekretariat der Theaterverwaltung zu Valparaiso einzusenden. Für den zur Ausführung gewählten Plan ist ein erster Preis von 12,000 Mk., für die zweitbeste Arbeit von 4000 Mk. ausgesetzt. Zu näherer Auskunft ist die genannte Gesandtschaft bereit.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Bericht

über die Thätigkeit des Deutschen Reichskommissars für das Auswandererwesen während des Jahres 1882.

Der zur Ueberwachung des Auswandererwesens bestellte Reichskommissar hat seine Amts-Thätigkeit während des verflossenen Jahres in Hamburg, Bremen und Stettin in der gleichen Weise, wie in den früheren Jahren ausgeübt.

Die strikte Befolgung der durch die erlassenen Verordnungen getroffenen, das Interesse der Auswanderer berührenden Bestimmungen von seiten der Landesrevisionsbehörden, der Auswanderungsunternehmer und aller bei der Auswandererbeförderung beteiligten Personen ist vom ihm kontrolliert und das Interesse der Auswanderer in jeder Hinsicht wahrgenommen worden. Die zur Auswandererbeförderung benutzten Schiffe sind, soweit es die gleichzeitige Beaufsichtigung der drei deutschen Häfen, aus welchen eine Auswandererbeförderung stattfindet, zuließ, sämtlich persönlich von dem Reichskommissar, in der Regel im Verein mit den in den einzelnen Hafenorten bestellten Besichtigungsbehörden, revidiert worden. Es ist hierbei die Seetüchtigkeit und die Geeignetheit zur Passagierbeförderung der Schiffe selbst, die Zweckmäßigkeit und Uebereinstimmung mit den gesetzlichen Bestimmungen der Einrichtungen für Unterbringung der Passagiere, für Ventilation und Erleuchtung der einzelnen Räume und der Hospitaleinrichtungen festgestellt worden. Wo die Einrichtungen nicht genügten oder nicht zweckentsprechend waren, sind die nötigen Anordnungen getroffen und deren Ausführung überwacht worden. Die Proviantvorräte wurden in bezug auf Quantität und Qualität genau geprüft und nicht ganz tadelloser Proviant von Bord entfernt und durch neuen ersetzt. Die zur Beherbergung der in den Einschiffungshäfen eintreffenden Auswanderer bestimmten Logierhäuser, die Empfangnahme an den Bahnhöfen, die Einschiffung und Unterbringung der Auswanderer an Bord der Schiffe sind möglichst oft kontrolliert worden. Es kann hierbei konstatiert werden, daß die stattgehabten Revisionen im verflossenen Jahre zu keinen bedeutenden Ausstellungen Veranlassung gegeben haben. In den einzelnen Fällen, wo sich unter den Proviantvorräten einiges vorfand, was nicht mehr als völlig gut anzusehen war, wurde solches stets sofort durch tadellosen Proviant von den Rhedereien ersetzt.

Vom Jahre 1869 inklusive ab hat die Auswanderung, wenn das Jahr 1870 als unter Einwirkung des Krieges stehend, nicht in Anschlag gebracht wird, bis zum Jahre 1872 stetig zugenommen und von 1873 bis 1877 wieder regelmäßig abgenommen. Vom Jahre 1878 bis zum Jahre 1881 einschließlich ist dieselbe wieder jährlich gestiegen, und obwohl zu Anfang des Jahres 1882 die Auswanderung gegen die gleiche Zeit im Jahre 1881 ziemlich bedeutend stieg, so ist sie doch im ganzen, entgegen den im vorigen Jahre von verschiedenen Seiten gehegten Erwartungen nicht gewachsen, die Zahl der im verflossenen Jahre über die deutschen Häfen beförderten Auswanderer ist vielmehr gegen die im Vorjahre beförderte Anzahl nicht ganz unerheblich zurückgeblieben. Da auch die früheren Jahre ein ähnliches periodisches Steigen und Fallen der beförderten Anzahl aufweisen, dürfte zu vermuten sein, daß im Jahre 1881 der Höhepunkt erreicht worden ist, und für die nächsten Jahre eine weitere Abnahme der Auswanderung stattfinden werde.

Die gesamte Auswandererbeförderung über die deutschen Häfen fand im verflossenen Jahre, ebenso wie überhaupt schon in den letzten Jahren, fast ausschließlich vermittelst Dampfschiffe statt. Abgesehen von den Schiffen, welche, wie es alljährlich geschieht, nur einzelne Passagiere mitnehmen und daher als zur Auswandererbeförderung benutzte Schiffe gesetzlich nicht betrachtet werden dürfen, wurde im Laufe des Jahres nur ein Segelschiff mit Auswanderern, und zwar von Geestemünde nach den Hawaischen Inseln expediert.

Unter den in diesem Jahre beförderten Auswanderern befand sich eine große Anzahl aus Rußland auswandernder Israeliten, für welche ebenso wie für die im Jahre 1881 ausgewanderten Israeliten besondere Einrichtungen für deren Unterbringung und namentlich für den Proviant und die Zubereitung der Speisen getroffen werden mußten. Allein über Hamburg wurden 10474 russische Israeliten nach Amerika befördert.

Nachdem im vorigen Jahre der Norddeutsche Lloyd in Bremen den Anfang gemacht hatte, den Zwischendeckspassagieren als Lagergerät Strohsäcke und Strohkissen unentgeltlich zu liefern, sind im Laufe dieses Jahres zwei der Hamburger Linien, die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft und die Expedienten Morris & Co. (Carr'sche Linie) dem Beispiele gefolgt und liefern nun ebenfalls für jeden Zwischendeckspassagier unentgeltlich eine Seegrasmatratze nebst Kopfkeil.

Infolge Erlaß des die Auswandererschiffe betreffenden neuen nordamerikanischen Gesetzes, sind auf den deutschen, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika fahrenden Schiffen die einzelnen Schlafkojen für die Zwischendeckspassagiere bis auf zwei Fuß englisches Maß verbreitert worden, wodurch der in den einzelnen Räumen für die Bewegung der Passagiere reservierte Raum leider nicht unerheblich beschränkt worden ist. Der Raum für die Zwischendeckspassagiere ist nach diesem neuen Gesetze überhaupt ein beschränkterer geworden, als ihn das frühere amerikanische Gesetz verlangte. Das frühere amerikanische Gesetz verlangte bei $7\frac{1}{2}$ Fuß Zwischendeckshöhe für jeden Zwischendeckspassagier 14 Quadratfuß englisch reine Deckfläche, also 105 Kubikfuß Raum, während das neue amerikanische Gesetz nur 100 Kubikfuß Raum für jeden Passagier verlangt. Es sind ferner auf denjenigen Schiffen, wo sie noch nicht vorhanden waren, Eßtische und Sitzbänke in den Zwischendecksräumen angebracht worden. Bisher fehlten diese Gegenstände auf einem Teil der deutschen Schiffe und waren auch da, wo sie vorhanden, teilweise außer Gebrauch gesetzt worden, um den Platz nicht zu beengen, da die Kapitäne und anderen Angestellten die Erfahrung gemacht haben wollten, daß die vorhandenen Tische 2c. von den Passagieren nicht benutzt wurden, sondern diese ihre Mahlzeiten auf Deck, oder auf ihren Kisten und Koffern sitzend verzehrten.

Die vielfältig vorgekommenen Feuersbrünste in mit großen Menschenmassen gefüllten Gebäuden, als

Theater ꝛc. haben Veranlassung gegeben, daß die Bremer Polizeibehörde besondere Maßregeln zur Sicherung der mit Auswanderern belegten Logierhäuser angeordnet hat. Diese Maßregeln bestehen in folgenden Anordnungen:

1. Sämtliche Korridore und Treppen der Häuser müssen von Eintritt der Dunkelheit an bis Tagesanbruch durch Gasflammen oder Petroleumlampen genügend erhellt sein.
2. Sobald in einer Wirtschaft mehr als 20 Personen übernachten, haben die Wirte für die ununterbrochene Bewachung der Wirtschaft während der Nachtzeit Sorge zu tragen.
3. Der Thürverschluß der Logierzimmer muß in der Weise hergestellt sein, daß sich das Thürschloß von innen nur durch einen Handgriff verschließen läßt, der von außen durch einen Zimmerschlüssel geöffnet werden kann. Die Zimmerschlüssel müssen abends abgezogen und während der Nacht von dem Wirte bezw. von der Nachtwache bewahrt werden. Weitere Thürverschlüsse als Riegel und dergleichen anzubringen, ist nur bei solchen Zimmern gestattet, in denen höchstens 4 Personen logieren dürfen.

In Hamburg, wo Auswandererlogierhäuser vorhanden sind, die im stande sind eine sehr große Anzahl von Personen zu beherbergen, wurde die Aufmerksamkeit der Auswandererbehörde auch auf diesen wichtigen Punkt gelenkt. Es hat infolge dessen eine Besichtigung dieser Häuser durch eine Kommission stattgefunden, dieselbe hat aber die bestehenden Einrichtungen für ausreichend befunden und keine Veranlassung gefunden ähnliche besondere Sicherheitsmaßregeln anzuordnen.

In den Hamburger Verordnungen über die indirekt über andere europäische Zwischenhäfen stattfindenden Auswandererexpeditionen war bisher bestimmt, daß der Expedient in dem Passagekontrakte die Ueberfahrtsbedingungen anzugeben habe. Da nun diese Passagekontrakte den Auswanderern erst in dem Hafenorte ausgehändigt werden, dieselben aber im Inlande von den Agenten ꝛc. nur Interimsbescheinigungen über ihre Annahme und das gezahlte Angeld erhalten, kamen öfters Fälle vor, wo Auswanderern, welche mit einer direkt befördernden Linie zu reisen beabsichtigten, von den Agenten, an die sie sich im Inlande wegen Vermittelung der Ueberfahrt wandten, solche Interimsscheine, die die Ueberfahrtsbedingungen nicht enthielten, für eine indirekt befördernde Linie gegen die festgesetzte Anzahlung ausgehändigt wurden. Bei hierauf angestrengter Klage gegen die Agenten, hat die bisherige Bestimmung, daß die Ueberfahrtsbedingungen in den Passagekontrakt aufzunehmen sind, die Gerichte veranlaßt auf Freisprechung des angeschuldigten Agenten zu erkennen. Infolge dieser Auslegung der Verordnung hat der Hamburger Senat einen Nachtrag zu den Verordnungen der Bürgerschaft zur Mitgenehmigung zugehen lassen, durch welchen

1. diesem Uebelstande abgeholfen wird, und
2. bestimmt wird, daß die von Hamburg über andere europäische Zwischenhäfen befördernden Auswandererexpedienten in ihren Cirkulären, Prospekten und Annoncen allemal den Namen des betreffenden Hafens ausdrücklich anführen müssen.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Vorschlag des Senats die Mitgenehmigung der Bürgerschaft finden wird.

Im Laufe des Jahres wurden verschiedene deutsche Auswandererschiffe von Unfällen betroffen, glücklicherweise jedoch, ohne daß bei diesen Unfällen der Verlust von Menschenleben zu beklagen wäre. Es ging ein mit Auswanderern besetzter Dampfer des Norddeutschen Lloyd auf der Ausreise bei Lizard an der englischen Küste verloren, Passagiere und Bemannung wurden gerettet und erstere durch andere Dampfer an ihren Bestimmungsort befördert. Auf einem zweiten Dampfer des Norddeutschen Lloyd brach in Bremerhaven Feuer aus und zerstörte einen Teil der inneren Einrichtung. Ein der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft gehöriger Dampfer wurde von New York zurückkehrend bei Kap Race verloren; auch hier gelang es, sämtliche Passagiere und Mannschaften zu retten. Der dem Stettiner Lloyd gehörige Dampfer geriet ausgehend im Sund auf den Grund und stieß leck. Die an Bord untergebrachten Auswanderer, 325 Personen, wurden infolge dessen über Hamburg mit einem Dampfer der Carrschen Linie weiter befördert.

Der Verlust des Hamburger Dampfers bei Kap Race hat der Rhedereigesellschaft Veranlassung gegeben, für die Zukunft für ihre Dampfer insofern einen einzuhaltenden Kurs vorzuschreiben, als der 50. Grad Westlänge nicht nördlicher als unter dem 45. Grad Nordbreite geschnitten werden darf. Eine ähnliche Bestimmung hat die Direktion des Norddeutschen Lloyd für ihre Schiffe erlassen.

Es wurden im Laufe dieses Jahres wiederum verschiedene Klagen, teils gegen deutsche Auswandererschiffe, teils gegen Auswanderer-Agenten erhoben. So wurde von einer Anzahl Passagiere des Hamburger Dampfers „Australia“ in New York Beschwerde wegen schlechter Beköstigung, schlechter Behandlung und Unsauberkeit erhoben. Die in New-York dieserhalb geführte Untersuchung hat indes ergeben, daß diese Klagen unbegründet waren. Der wegen Insultierung zweier Frauen angeklagte Proviantmeister des Schiffes, wurde sofort nach Eintreffen des Schiffes in Nordamerika seitens der Rhederei entlassen und der dortigen Untersuchungsbehörde zur Verfügung gestellt. Ferner wurde in Sydney bei dem deutschen Konsul von einigen Passagieren des Hamburger Dampfers „Barcelona“ Klage über Verpflegung und Behandlung während der Reise geführt. Es haben sich indes auch diese Klagen zum größten Teil als unbegründet und übertrieben herausgestellt, und soweit sie begründet waren, ist Abhülfe geschaffen worden. — Gegen einen Agenten, A. W. Faulhaber, wurde Klage wegen geschäftsmäßiger Verleitung Deutscher zur Auswanderung, unter Vorspiegelung falscher Thatsachen bezw. durch andere auf Täuschung berechnete Mittel, erhoben und die Untersuchung bei dem Landgerichte in Hamburg eingeleitet. Der Agent Faulhaber, gegen welchen die Untersuchungshaft angeordnet war, hat sich derselben jedoch durch die Flucht entzogen und wird steckbrieflich verfolgt. Die übrigen eingegangenen Klagen bestanden hauptsächlich in Denunciationen gegen Auswandererexpedienten und nicht konzessionierte Agenten im Inlande wegen Uebertretung des §. 10 des Gesetzes vom 7. Mai 1853, und wurden diese Klagen den betreffenden zuständigen Behörden zur Untersuchung bezw. Verfügung vorgelegt. Ferner ist mehrfach von Auswanderern gegen Auswandereragenten geklagt worden, daß ihnen gegen ihren ausgesprochenen Wunsch Passagescheine für indirekte Beförderung mit englischen Schiffen, anstatt für direkte Beförderung mit einem deutschen Schiffe ausgehändigt worden seien. Die ihrer Meinung nach betrogenen Auswanderer erfahren ihren Irrtum erst in dem Hafenorte und erheben sodann

Klage bei der Auswandererbehörde, da sie sich scheuen, den Gerichtsweg zu betreten, weil sie befürchten, dadurch im Abfahrtshafen länger aufgehalten zu werden. Da nun aber die Auswandererbehörden nicht mehr befugt sind, die klagenden Auswanderer verantwortlich zu vernehmen, tritt bisweilen der Uebelstand ein, daß, wenn die erhobene Anklage nun dem zuständigen Gerichte übergeben wird, der Kläger bereits abgereist ist, und die Einleitung der Untersuchung wegen mangelnden Beweises abgelehnt werden muß.

Von seiten des Stettiner Lloyd war zur Passagierbeförderung ein britischer Dampfer gechartert worden. Bei der vor Abgang des Schiffes durch den Reichskommissar vorgenommenen Revision fanden sich mehrfache Mängel an dem sich sonst in gutem Zustande befindenden Schiffe vor, die es zur Passagierfahrt im ganzen nicht besonders geeignet erscheinen ließen. Den vorgefundenen Mängeln wurde für die bevorstehende Reise bestmöglichst abgeholfen und das gecharterte Schiff nicht ferner zur Passagierbeförderung benutzt.

Zum Schlusse folgen hier einige statistische Notizen über die Auswandererbeförderung während des verflossenen Jahres.

Es wurden über die drei deutschen Häfen Hamburg, Bremen und Stettin im Jahre 1882 nach überseeischen Plätzen befördert:

232 210 Personen gegen 247 346 Personen im Jahre 1881.

Von diesen 232 210 Personen wurden

113,221 Personen über Hamburg,	darunter	71,164 Deutsche,
117,249 Personen über Bremen,	darunter	96,116 Deutsche, und
1,740 Personen über Stettin,	darunter	1,174 Deutsche befördert.
232,210 Personen,	darunter	Deutsche 168,454.

Von den über Hamburg beförderten 113,221 Personen wurden

80,993 Personen direkt,
31,128 Personen indirekt über andere europäische Zwischenhäfen und
1,100 Personen mit 117 Schiffen, die nicht als Auswandererschiffe betrachtet werden, befördert.
113,221 Personen.

Von diesen 113,221 Personen gingen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 110,233 Personen,

nach Brasilien	578	"
den La Plata Staaten	166	"
Kapstadt 2c.	244	"
Callao 2c.	296	"
Australien	604	"
verschiedenen Häfen	1100	"
	113,221	Personen.

Es befanden sich unter diesen 113,221 Personen:
70,496 Personen männlichen Geschlechts und
42,725 Personen weiblichen Geschlechts
113,221 Personen.

Ferner:
86,133 Erwachsene
19,626 Kinder unter 10 Jahren und
7,462 Säuglinge
113,221 Personen.

Die von Hamburg aus direkt beförderten 80,993 Personen wurden in 146 Dampfschiffen, die indirekt über andere europäische Zwischenhäfen beförderten 31,128 Personen ebenfalls ausschließlich in Dampfschiffen, und die nicht als Auswanderer betrachteten 1100 Personen in 92 Dampf- und 25 Segelschiffen befördert.

Von den 80,993 direkt beförderten Personen beförderten die Expedienten:

A. Bolten mit den Schiffen der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft	in 86	Dampfschiffen	67,755 Personen
Morris & Co. (Carr'sche Linie)	in 19	"	11,350 "
R. Carl mit der engl. Union-Linie	in 6	"	244 "
Knöhr & Burchard mit der Kosmos-Linie	in 8	"	296 "
R. D. Lobedanz mit der Hamburg-Südamerikanischen Linie	in 16	"	744 "
C. A. Mathei mit der Sloman'schen Linie	in 11	"	604 "
	in 146	Dampfschiffen	80,993 Personen.

Von den über Bremen im Jahre 1882 beförderten 117,249 Personen wurden
115,816 Personen direkt und
1,433 Personen indirekt über andere europäische Zwischenhäfen befördert
117,249 Personen.

Von diesen Personen gingen nach

New York	79,964	Personen
Baltimore	35,021	"
New-Orleans und Galveston	1,620	"
Brasilien	171	"
den La Plata Staaten	258	"
Honolulu	189	"
Australien	20	"
Afrika	6	"
	117,249	Personen.

Unter den 117,249 Personen befanden sich:
66,023 Personen männlichen Geschlechts und
51,226 " weiblichen Geschlechts
117,249 Personen.

Ferner: 86,718 Erwachsene
23,893 Kinder unter 10 Jahren und
6,638 Säuglinge
117,249 Personen.

Die über Bremen beförderten Auswanderer wurden in 232 Dampfschiffsreisen und 1 Segelschiffsreise (189 Personen nach Honolulu) befördert.

Von den über Stettin beförderten Auswanderern wurden
1439 Personen direkt in 4 Dampfschiffen und
301 " indirekt über Hull und Liverpool in 36 Dampfschiffen befördert
1740 Personen.

Es befanden sich unter diesen 1740 Personen:
954 Personen männlichen Geschlechts und
786 " weiblichen Geschlechts
1740 Personen.

Ferner: 1196 Erwachsene
420 Kinder unter 10 Jahren und
124 Säuglinge
1740 Personen.

Außer den vorstehend aufgeführten 232,210 Personen begaben sich noch 7972 russische Israeliten über Hamburg nach England um dort vorläufigen Aufenthalt zu nehmen.

Von überseeischen Plätzen zurückbefördert wurden
über Bremen ca. 14,000 Personen
über Hamburg 8027 "
22,027 Personen.

Zur Vervollständigung des vorstehenden Zahlenbildes geben wir nachstehend eine vom Statistischen Bureau in Washington veröffentlichte Tabelle der Gesamteinwanderung des Jahres 1882 über die Häfen Baltimore, Boston, Detroit, Huron, New Orleans, New York, Passamaguoddy, Philadelphia und San Francisco und von anderen Richtungen in die Vereinigten Staaten:

England und Wales	77,725
Irland Schottland	69,461
Schottland	16,169
Oesterreich	12,301
Deutschland	229,996
Italien	29,317
Norwegen	26,185
Schweden	58,742
Dominion of Canada	83,071
Alle andern Länder	109,575
Summa	712,542 Einwanderer.

Vergleichen wir nun die Deutschland betreffende Ziffer von 229,996 Einwanderer mit der vom Reichskommissar gegebenen Zahl von 168,454 deutschen Auswanderern, so läßt die Differenz von 61,542 Personen mit Bestimmtheit annehmen, daß letztere von Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam aus verschifft wurden. —

Ueber die Gesamtzahl der Ankömmlinge im New Yorker Hafen im vergangenen Jahre gibt der Chef des Landungsbureaus folgenden Nachweis:

Linie:	Sitz der Gesellschaft.	Zwischendeck.	Kajüte.	Fahrten.
Norddeutsche Lloyd	Bremen	72710	6175	95a)
Hamburg-Amerik. Packetf.-Akt.-Ges.	Hamburg	64636	4918	88
Inman-Linie	Liverpool	35834	3307	55
Anchor-Linie	Glasgow	34493	6670	98b)
National-Linie	Liverpool und London	31641	3777	77c)
White Star-Linie	Liverpool	28529	5820	60
Comp. génér. transatlant.	Havre	30029	3796	66d)
Red Star-Linie	Antwerpen	23872	1939	53
Liverpool u. Great Western S. S. Co.	Liverpool	22236	7423	54
Niederl. Amerik. Dampfschiff.-Ges.	Rotterdam	17400	493	46e)
State-Linie	Glasgow	14757	3479	55
Königl. Niederländ. (Kron-) Linie	Amsterdam	14637	465	34
Cunard-Linie	Liverpool	12915	7980	52
Carr-Linie	Hamburg	12025	9	21
Thingvalla-Linie	Kopenhagen	10681	537	21
Monarch-Linie	London	8339	461	20
White Croß-Linie	Antwerpen	6787	54	31
J. u. V. Florio-Linie	Palermo	3089	278	16
Bordeaux-Dampfschiff.-Ges.	Bordeaux	3084	66	12
Beaver-Linie	Liverpool	2360	19	15
Stettiner Lloyd	Stettin	1577	23	4
Verschiedene Linien		3819	258	48
	Gesamtzahl:	455450	57947	1021

Zum Schluß eine Tabelle der während der letzten elf Jahre in „Castle Garden" (New York) gelandeten Zwischendeckspassagiere:

1872	292,844
1873	268,272
1874	149,762
1875	99,903
1876	72,035
1877	63,855
1878	78,801
1879	133,907
1880	320,607
1881	441,064
1882	455,450
Total	2,380,450

R. L.

a) Außerdem machten die Dampfer des Norddeutschen Lloyd 42 Reisen nach Baltimore, auf denen 35,031 Passagiere befördert wurden.

b) Verteilt sich wie folgt: von Glasgow 22,674 Zwischendeck- und 5730 Kajütenpassagiere in 52 Fahrten, vom Mittelmeer 10496 Zwischendeck- und 59 Kajütenpassagiere in 35 Fahrten, von Liverpool 978 Zwischendeck- und 576 Kajütenpassagiere in 2 Fahrten, von London 345 Zwischendeck- und 305 Kajütenpassagiere in 9 Fahrten.

c) Von diesen sind 5835 Zwischendeck- und 977 Kajütenpassagiere in 28 Fahrten von London aus befördert worden.

d) Unter diesen sind 4727 Zwischendeck- und 96 Kajütenpassagiere in 15 Fahrten von Marseille aus befördert worden.

e) Hiervon sind 5678 Zwischendeck- und 176 Kajütenpassagiere in 16 Fahrten von Amsterdam aus befördert worden, von wo die Dampfer der Gesellschaft abwechselnd mit Rotterdam auslaufen.

Die deutschen Kolonien in Transkaukasien.

Von einem Heimgekehrten.

(Fortsetzung.)

Als die Kolonisten in Grusien eintrafen, stand dieses Land noch nicht 20 Jahre unter russischer Hoheit. Noch dazu war dieser Zeitraum mit Aufständen der mit der Herrschaft der Russen unzufriedenen Völkerschaften grusinischen Stammes, sowie mit Kriegen gegen Persien und die kaukasischen Bergvölker erfüllt gewesen, sodaß an eine erfolgreiche Kultivierung des Landes noch nicht zu denken gewesen war. Allerdings reichte die russische Herrschaft schon damals vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer und südwärts bis zum Araxes, während Eriwan noch zu Persien gehörte. Auch hatte das Land das Glück gehabt, in diesen unruhigen und gefahrvollen Zeiten die tüchtigsten und kräftigsten Statthalter zu besitzen, welche ihm überhaupt zu Teil geworden sind: Zizianoff und Yermoloff. Zumal dem letzteren haben die Kolonisten viel zu verdanken. Ohne die von ihm angeordnete energische Leitung und Unterstützung ihrer Ansiedelung wäre dieselbe wohl kaum jemals zu Stande gekommen. Wie schon bemerkt, war den zuerst angelangten Schwaickheimern ein bestimmter Ort zu ihrer Kolonie angewiesen worden. Derselbe lag an der Jora, dem Hauptfluß Kachetiens, etwa 35 Werst nordöstlich von Tiflis entfernt. Bald nach ihrer Ankunft zogen sie in die Nähe ihres künftigen Wohnsitzes und schon im Jahre 1819 konnten sie die inzwischen für sie erbauten Häuser beziehen. Die Kolonie Marienfeld war damit begründet. Den späteren Kolonisten blieb es überlassen, sich selbst passende Wohnsitze zu suchen. Nur in sofern wirkte die russische Verwaltung noch auf die Ansiedlung ein, als sie 60 Familien, meist aus Handwerkern bestehend, dazu veranlaßte, sich in der Nähe der Stadt Tiflis auf dem linken Kuraufer niederzulassen und außerdem der 8., 9. und 10. Kolonne in der Nähe der Stadt Elisabethopol einen Ort zur Kolonie bestimmte. Die 1. Kolonne wählte eine Stelle im Tiflis'schen Kreise, 25 Werst südwestlich von der Stadt entfernt, wo ein kleiner Gebirgsfluß, die Assuret, in tief eingeschnittenem Thale ihrer baldigen Vereinigung mit der Algeth, einem größeren Nebenflusse der Kura, entgegen fließt. Hier siedelten sie sich an und nannten ihre Kolonie Elisabeththal.

Die 2. und 3. Kolonie müssen teils sich unter beiden verteilt, teils zur Gründung der Kolonie Neu-Tiflis und Alexandersdorf beigetragen haben, wenigstens hat sich über ihren speziellen Verbleib nichts Näheres ermitteln lassen. Die erwähnte Kolonie Alexandersdorf ist etwa 5 Werst nordwestlich von Tiflis noch auf dem linken Kuraufer erbaut worden. Die 4. und 5. Kolonne siedelte sich erst am rechten Ufer des Schamchorflusses im Elisabethopol'schen Kreise in denkbar ungesundester Lage an, wo innerhalb eines Jahres allein über 250 Seelen am Fieber starben. Infolge dessen zogen die Kolonisten im Jahre 1819 von hier fort und in eine andere Gegend in das Thal der Muschaweriflusses, etwa 60 Werst südwestlich von Tiflis. Auch hier gab ihnen die Krone bereitwilligst Land zur Ansiedlung. Die alte wie die neue Kolonie erhielten den Namen Katharinenfeld.

Alt-Katharinenfeld gegenüber, auf dem linken Ufer des Schamchorflusses, hatte sich die 6. und 7. Kolonie angebaut. Der Ort wurde Annenfeld genannt. Trotz der äußerst ungesunden Lage und dem mörderischen Fieberklima, dem bis zum Ende des Jahres 1819 schon ein Drittel der Gemeinde zum Opfer gefallen war, hielten die Annenfelder hier ein halbes Jahrhundert aus. Erst vor etwa 10 Jahren wurde der Platz verlassen und die Kolonie 7 Werst weiter westlich an einen gesünderen Ort verlegt. Noch weiter nach Osten mußte auf obrigkeitliches Geheiß die 8., 9. und 10. Kolonie ziehen. Die Regierung wollte unweit der Stadt Elisabethopol, dem alten Gansha der Perser, ebenfalls eine Kolonie gegründet wissen und hatte hierzu diese letzten Kolonien bestimmt. Nach wiederholtem langen Sträuben der Einwanderer, die durchaus in der Nähe von Tiflis und der übrigen Deutschen bleiben wollten, ward die Gründung der Kolonie Helenendorf im Jahre 1819 dennoch durchgeführt.

Die Schwierigkeiten der ersten Ansiedlung waren für die Einwanderer fast überall dieselben und meist außerordentlich groß. Auf den Plätzen, welche sie gewählt oder überwiesen erhalten hatten, fanden sie nichts vor als die leere Steppe; ihr Unterkommen mußten sie zunächst in ihren Planwagen, dann in kleinen Erd- oder Holzhütten suchen. Ungewohnheit des Klimas, Mangel der nötigen Nahrung zumal in sonst gewohnter Beschaffenheit, alles das wirkte schädlich auf das Befinden der Kolonisten ein. Dazu kam, daß die Ansiedlungen besonders in den tatarischen Gegenden von den umwohnenden Völkerschaften keineswegs mit sehr günstigen Augen angesehen wurden. Wegen der Ländereien, welche den Kolonisten verliehen, aber ursprünglich von den älteren Einwohnern, wenn auch in sehr extensiver Weise mit benutzt waren, entspann sich oft Zank und Streit, der nicht selten auch zu Blutvergießen geführt hat. Die Regierung that übrigens, was sie konnte. Die Ansiedlung der Kolonisten, welche man mit dem Jahre 1822 als beendet ansehen kann, hatte wiederum ca. eine halbe Million Rubel Banko gekostet, sodaß nunmehr die Krone denselben schon fast eine Million vorgestreckt hatte. Außer den erwähnten Kolonien haben sich im Laufe der Zeit noch mehrere Ansiedlungen neben resp. aus denselben gebildet. So haben sich an Marienfeld zwei kleinere Kolonien, Petersdorf und Freudenthal angeschlossen; so haben ferner die Kinder der Elisabeththaler, welche in der alten Kolonie keinen Platz mehr fanden, eine neue Ansiedlung hoch oben auf dem Plateau von Zalke gegründet, welche den Namen Alexandershilf erhalten hat.

Auch nach der so mühseligen und schwierigen ersten Ansiedlung haben die Kolonien noch viele Prüfungen und Gefahren überstehen müssen. Vor allem war es der Einfall der Perser im Jahre 1826, welcher eine große und verhängnisvolle Rolle in der Geschichte mehrerer Kolonien gespielt hat. Zwar haben die Perser selbst, an deren Spitze damals der edelmütige Thronfolger Abbas Mirza stand, soweit als möglich die Deutschen mit Schonung behandelt; aber desto schlimmer hausten die mit ihnen verbündeten tatarischen und kurdischen Stämme, welche den Feldzug hauptsächlich als Beutezug ansahen. Der „Schreckenstag von Katharinenfeld", der 14. August 1826, wird niemals aus dem Gedächtnis der deutschen Kolonisten in Transkaukasien entschwinden. Innerhalb weniger Stunden war die vor kurzem erst neu aufgebaute Kolonie völlig ausgeraubt und zerstört, und gegen 200 Seelen teils getötet, teils in die Gefangenschaft geschleppt!

Auch Helenendorf und Annenfeld wurden in diesem Feldzuge zerstört; doch gelang es den Einwohnern fast sämtlich zu flüchten, sodaß ihr Leben erhalten blieb. Die Helenendorfer flohen nach Elisabethopol, wo sie von den Armenern freundlichst aufgenommen und von den regulären persischen Truppen beschützt wurden; die Annenfelder retteten sich nach Tiflis. — Alle drei Kolonien hatten ihr Hab und Gut durch diese Ueberfälle völlig verloren. Die Regierung mußte wiederum bedeutende Unterstützung gewähren, damit die zerstörten Niederlassungen neu hergestellt werden konnten. Auch der damalige General-Gouverneur, der Fürst Paskiewitsch, welcher den Beinamen Eriwanski erhielt, nahm sich der Kolonisten angelegentlichst an und wirkte ihnen beim Kaiser beträchtliche Vergünstigungen aus. Ein Teil der von der Krone vorgeschossenen Gelder wurde ihnen gänzlich erlassen und die Rückzahlung der übrigen derart geordnet, daß sie ohne viel Härte allmählich bewirkt werden konnte.

Mit dem Kriege waren übrigens die Heimsuchungen der Kolonien keineswegs abgeschlossen. In seinem Gefolge kam die Pest und die Cholera und raffte Viele hinweg. Dann aber begann eine Zeit ruhiger und ungestörter Entwicklung, die zumal in materieller Hinsicht die Kolonien, mit alleiniger Ausnahme von Annenfeld, sämtlich zu einem meist nicht unbedeutenden Wohlstand geführt hat. Heute können dieselben in dieser Beziehung nicht ohne ein Gefühl der Dankbarkeit und Befriedigung auf ihre Geschichte zurückblicken.

Auch in geistiger Hinsicht ist es in diesen Kolonien nicht immer ohne Sturm und Wirrwarr abgegangen. Wir haben schon im Eingange erwähnt, wie separatistische und mystische Tendenzen unter den Motiven der Auswanderung mitgewirkt hatten. Dieselben kamen in den neuen Niederlassungen bald zum bemerkbaren Ausdruck. In Elisabeththal war es zuerst der damalige geistliche Lehrer Stephan Schmid, welcher eine besondere Sekte bildete. Sie huldigte dem für das Leben sehr bequemen Grundsatz, daß ihre Anhänger als einmal erlöste und freigesprochene Christen überhaupt keine Sünden mehr begehen könnten. Später war es ein gewisser Adam Böppele, der gewissermaßen als Nachfolger Schmid's an der Spitze der nach ihm genannten Böppeleaner stand, welche sich von der Kirche gänzlich lossagten. Die Blütezeit dieser heute völlig verschwundenen Sekte fiel in die vierziger Jahre.

Auch in dem kleinen Alexandersdorf regte sich bald Sektiererei eigentümlich schwärmerischer, mystisch-asketischer Richtung, deren Anführer ein gewisser Gottlieb Kutter und nach ihm Jakob Koser war. Hier kam es schon zu Verzückungen, welche als Wiedergeburt angesehen und gepriesen wurden. Diese Sekte ging ferner soweit, Ehe und Kindererzeugung als Teufelsdinge hinzustellen und zu verfluchen. Am meisten aber hatte auch unter diesen geistlichen Unruhen und Kämpfen Katharinenfeld zu leiden. Hier war der Hauptherd der Sektierer. Schon vor der Zerstörung der Kolonie, im Jahre 1825, begannen diese Regungen, um später in der Sekte der chiliastischen Spohnianer ihren Höhe-

punkt zu erreichen. Die Spohnianer, deren Haupt als Prophetin und Priesterkönigin ein altes Weib, Namens Barbara Spohn war, verwarfen ebenfalls gänzlich die bestehende Kirche und deren Ordnung und hielten sich für besondere Auserwählte des Herrn, welche dem Sonnenweib in der Offenbarung Johannis entsprächen. Berühmt ist der Plan dieser Sektierer, nach Jerusalem auszuwandern, den sie im Jahre 1843 zur Ausführung zu bringen suchten. Nur durch energisches Eingreifen der Regierung und militärische Macht konnten dieselben abgehalten werden, wirklich ihre gänzlich unvorbereitete und sinnlose Reise anzutreten.

Die Spohnianer, von denen ein großer Teil übrigens wirklich voll ernsten, frommen Glaubens und voll Sehnsucht nach ihrem wahren Heil war, sind später sämtlich wieder zur Kirche zurückgekehrt, wie denn überhaupt heute fast jede Spur von Sektiererei in den Kolonien verschwunden ist. Heute ist es um Kirche und Schule im allgemeinen gut bestellt. Nachdem im Anfang fast durchweg nur geistliche Lehrer Kirche und Schule zugleich besorgten, finden wir heute mit einziger Ausnahme von Annenfeld überall Pastor und Lehrer.

Von entscheidender und höchst segensreicher Wirksamkeit ist die Thätigkeit des ersten eigentlichen Pastors der Kolonien, des Missionars Johann Bernhard Saltet gewesen, an dessen Wirken sich die Besserung der kirchlichen Verhältnisse überhaupt knüpft; ursprünglich von der Baseler Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Tataren nach Schuscha beordert, blieb er auf Bitten der Kolonisten und mit Genehmigung des Baseler Komitees in Tiflis, wo er dann als Oberpastor der Kolonien Außerordentliches gewirkt hat. Sein Verdienst war die Befestigung und Einführung der kurz zuvor durch den Missionar Dittrich ausgearbeiteten Kirchenordnung, die Berufung und Anstellung mehrerer ordentlichen Geistlichen aus dem Baseler Institut und die Erbauung der ersten evangelischen Kirche zu Tiflis, deren Grundstein am 7. Februar 1828 gelegt wurde. Seitdem haben sich fast in allen Kolonien stattliche Gotteshäuser erhoben. Saltet, dem der ganze Aufschwung des geistlichen und sittlichen Lebens in den Kolonien zu danken ist, starb am 28. August 1830 an der Cholera. Bald nachher wurde auch für die Kolonien das Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland vom Jahre 1832 maßgebend. Allerdings behielten dieselben gewisse Separatrechte, dürfen auch noch heute ihre Prediger aus Basel beziehen, wenn qualifizierte russische Theologen nicht vorhanden sind; aber im wesentlichen gehören sie jedoch der resp. Landeskirche an.

Es ist nur eine kurze flüchtige Uebersicht gewesen, welche wir von der Geschichte der Kolonien haben geben können. Wer ausführlicher sich zu unterrichten wünscht, muß die von mir (in voriger Nummer) erwähnte kleine Schrift zur Hand nehmen, welche über alles reichen Aufschluß bietet.

Beinahe 40 Jahre sind verflossen, seit deutsche Reisende (Koch, Wagner und von Stölenati) diese Kolonien zum Teil besucht und von ihrem Ergehen dem deutschen Volke Nachricht gegeben haben. Den Verfasser führte ein längerer Aufenthalt im Kaukasus in den Jahren 1879/80 dazu sämtliche Kolonien zu besuchen und näher kennen zu lernen; möge diese Skizze das lebhafteste Interesse unseres Volkes an dem Bestehen und Gedeihen jener fast vergessenen deutschen Kolonien im fernen Osten erwecken und befestigen.*) Keßler.

(Schluß.)

Bei den Patagoniern.

Die sich durch Herausgabe einer Reihe von wertvollen Reisewerken verdient gemachte Verlagshandlung Ferdin. Hirt & Sohn in Leipzig hat den so überaus anziehenden und kenntnisreichen Schilderungen der Mrs. A. Brassey**) eine gleichartige Publikation***) angereiht, welche ebenfalls eine englische aristokratische Dame als Verfasserin hat. Lady Florence Dixie, übersättigt von den Genüssen der hohen Gesellschaft, entschloß sich gemeinsam mit ihrem Manne, in Begleitung ihrer Brüder und eines vielgereisten Freundes einen Ausflug nach Patagonien zu unternehmen. Grade der Gedanke, dort, in dem entlegensten Teile Amerikas in Wildnisse einzudringen, die noch von keinem Weißen betreten, Szenerien von Schönheit und Großartigkeit in der stillen Einsamkeit der Berge verborgen zu schauen, zog diese Frau magnetisch an, jenes ferne, geheimnisvolle Land aufzusuchen, wo ein gesundes, erquickendes Klima zu finden und ein unermeßliches Jagdgebiet ausgebreitet ist. — Im Dezember 1878 bestiegen die Touristen in Bordeaux einen Dampfer, der in Bahia und Rio de Janeiro anlegte. Während der kurzen Rast in letzterem Hafen mietete die Gesellschaft einen Wagen, um nach dem kleinen hoch zwischen den Bergen hinter Rio liegenden Orte Tijuca zu gelangen. Der von vier Maultieren gezogene Wagen raste trotz allen Widerspruches nach Landessitte im Galopp durch die Straßen, eine lebensgefährliche Fahrt. Belohnt wurden sie durch die entzückende Lage ihres Zieles, des Hotel Whyte, welches so reizend bei Tijuca zwischen Palmen- und Apfelsinenbäumen verborgen liegt. Ein Spaziergang in den Wald entzückte vollends Lady Dixie, welche hier ein tropisches Paradies zum erstenmal erblickte. „Ehe ich mich niederlegte" — schreibt sie — „ging ich, von der Schönheit der Nacht angelockt, noch eine Stunde in dem Walde hinter dem Hotel spazieren, wo ich, von dem Geräusch fallender Gewässer geleitet, allmählich zu einem kleinen Katarakte kam, welcher von hohen Klippen herab sich schäumend in ein breites Bassin stürzte und über das steinige Bett wirbelnd und plätschernd sich im Schatten eines einsamen Thales verlor. Der helle Mond goß sein bleiches Licht über die Gewässer aus und Myriaden Feuerfliegen sprühten wie

---

*) Diese hier geschilderten deutschen resp. Schwabenkolonien an der Wolga sind nicht zu verwechseln mit der in Rücksicht auf Verbreitung von Kultur und namentlich industrielle Thätigkeit hochbedeutenden Brüderkolonie Sarepta an der Wolga unweit Tarizyn. Letztere ist wie alle Brüderkolonien international, wenn auch die Mehrzahl der Mitglieder Deutsche waren. Wer sich übrigens über die interessante Geschichte und Entwickelung Sareptas näher unterrichten will, dem empfehlen wir das verdienstvolle Buch von Alex. Glitsch: „Geschichte der Brüdergemeine Sarepta im östlichen Rußland während ihres 100jährigen Bestehens"; Niesky 1865.

**) „Eine Segelfahrt um die Welt" und „Sonnenschein und Sturm im Osten".

***) „Bei den Patagoniern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe."

ein Funkenregen umher. Außer dem Getöse des Wassers war kein Laut vernehmbar und kaum bewegte ein Windhauch die riesenhaften Blätter des schlafenden Waldes. Lange Zeit saß ich unter dem besänftigenden Einflusse meiner Umgebung in der prachtvollen warmen Tropennacht und träumte von meiner lieben fernen Heimat, die wahrscheinlich jetzt mit Eis und Schnee bedeckt war." — Beim Abschiede von Rio malt die Verfasserin noch einmal die Schönheiten der brasilianischen Landschaft mit all' ihrem Zauber. Jeder Baum ist von tausenderlei grünen Schlinggewächsen mit purpur- und scharlachfarbigen Blüten bedeckt, die Luft hallt wieder von dem Summen des Insektenlebens; .... durch die hellgrünen Blätter der Bananen schwirren glänzende Kolibris und prachtvolle, in allen Farben des Regenbogens schillernde Schmetterlinge schweben vor dem düftegeschwängerten Winde daher. — Bei Montevideo vorüber, wo die Reisenden der Quarantäne wegen nicht ans Land gehen durften, bekamen sie endlich nach 11tägiger Fahrt Kap Virgins, die nordöstliche Einfahrt der Magelhanstraße in Sicht. Aufmerksam beobachtete Lady Dixie das sich ihr nähernde Land, um dessen willen sie so viele Tausende von Meilen hergekommen waren. Oede und traurig genug sah es aus, eine Reihe von nackten Plateaus, auf denen weder Baum noch Strauch sichtbar war, graues, düsteres Land, das nicht von dieser Welt zu sein schien, eine Landschaft, wie man sie sich auf irgend einem andern Planeten vorstellt. In Sandy-Point, in der kleinen chilenischen armseligen Kolonie, setzte der Dampfer die kühnen Reisenden ans Land und zog seine Straße weiter nach Valparaiso. — Unter Hülfe des englischen Konsuls ward in wenigen Tagen alles Nötige zu der Expedition ins Innere von Patagonien beschafft, an 50 Pferde, gute Hunde, erfahrene Führer, Waffen, Kochgeschirr, Vorräte zc. Guten Mutes brachen die Reisenden auf und gelangten bald, nachdem sie einen schmalen Strom durchwatet, an den Rand der Buchenwälder, welche die Magelhanstraße einfassen. Wunderbar war der Eindruck, den die erste Nacht im patagonischen Urwalde auf die kühne Frau ausübte. Gelegentlich wurde das tiefe Schweigen durch den schwermütigen Schrei des Waldvogels unterbrochen, der grade wie der Seufzer eines Schmerz empfindenden Menschen klang. Bald aber waren alle Reisegefährten in die Guanakopelzmäntel gehüllt, die Sattel als Kissen unter dem Kopfe, in festen Schlaf gesunken. —

Eine angenehme Überraschung brachte der nächste Tag, als der englische Konsul die Offiziere der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", und unter diesen den Prinzen Heinrich von Preußen, in einem vielstündigen beschwerlichen Ritt in das Lager der englischen Touristen geleitete. Die Korvette hatte auf ihrer Fahrt um die Welt in Sandy Point Anker geworfen. Ein fröhliches Pitnik, in welchem die „Bratwürste aus dem deutschen Vaterlande" nicht fehlten, war schnell arrangiert. In einem der Zelte ward für den Prinzen, Kapitain Mac Lean und Graf Seckendorff ein Lager bereitet. — Die nun folgenden fesselnden Schilderungen der Lady Dixie lassen uns die eigenartigen Schönheiten Patagoniens in ihren abwechselnden mannigfaltigen Szenerien kennen lernen, in welchen die Kordilleren den Glanzpunkt bilden. Bald sind es Begegnungen mit den Indianern, den Tehuelchen, einer Mischung von Araukanern und Feuerländern, bald ein Präriebrand mit seinen Schrecknissen, aufregende, gefahrvolle Jagden auf Guanakos, Strauße und Pumas, Erdbeben, das Loßreißen der Pferde, Mosquitos, die schwersten Entbehrungen und Gefahren, welche den überaus spannenden Stoff der weiteren Blätter bilden. Von den malerischen Beigaben des Buches geben wir für heute eine Episode aus den Erlebnissen unserer Touristen auf dem Heimweg, das effektvolle Bild des Übergangs der Karawane über den Cabeza del Mar, — einen Meeresarm, welcher an einer gewissen Stelle, wenn gerade der Wind günstig geht, bei niedrigem Wasser durchwatet werden kann. Als sie hier den Ozean erreichten, war es schon dunkel geworden. Hungrig am Feuer gelagert, warteten sie auf die Zeit der Ebbe, um die Überschreitung der Furt zu wagen. Und doch blieb ihnen keine Wahl. Mitternacht ward der gefahrvolle Uebergang glücklich bewerkstelligt. — Wohlbehalten kehrte Lady Dixie mit ihrem Gefolge nach Old England zurück, wo sie am behaglichen Kamin träumerisch ihre Gedanken zurückschweifen läßt in jene trotz allem Ungemach so glückliche und genußreiche Zeit in Patagonien.

R. L.

Auf dem Paraná.*)

Nachdruck verboten! Gesetz vom 6. Mai 1870.

An Bord spricht alle Welt von Kolonisation. Die Argentinier sind förmlich erpicht auf deutsche Einwanderer. Das Hauptprojekt ist augenblicklich die Besiedelung der argentinischen Misiones durch Kolonisten aus Norddeutschland. Am lebhaftesten interessierte sich dafür der Colonel Roca, Bruder des jetzigen Präsidenten von Argentinien, welcher mit seinem Stabe sich an Bord befand und nach Korrientes reiste. Derselbe war, wie mir sein Adjutant, der fließend französisch sprach, erzählte, zum Gouverneur der Misiones bestimmt und hatte die edle Absicht, aus jenem verrufenen Schlupfwinkel für Räuber und Gesindel ein zivilisiertes Land zu machen. Der Adjutant gab sich alle erdenkliche Mühe, mich von meinem Vorhaben, Paraguay zu bereisen, abzuschrecken und mich zu bereden, statt dessen die argentinischen Missionen zu besuchen. Der Colonel, versicherte er, würde mir ein Piquet Soldaten zur Begleitung mitgeben. Als ich bemerkte, ein einziger gebildeter Reisegefährte, wie z. B. er selbst, mit dem ich mich unterhalten könne, würde mir lieber sein, als eine ganze Kompanie Soldaten, versicherte er unbedacht, daß man ohne Soldaten in jenem Räuberlande nicht reisen könne, worauf ich die Diskussion zu dem unvorhergesehenen Schlusse brachte, daß es unter sobewandten Umständen wohl besser sein würde, mit der deutschen Kolonisation der Misiones so lange zu warten, bis der Colonel Roca dort Ordnung und Sicherheit geschaffen.

Als der Colonel von meinen Reiseplänen hörte, ließ er sich mir vorstellen. Das Thema der Unterhaltung bildeten natürlich die Misiones. Er behauptete, daß dieselben die schönste und reichste Provinz

*) Aus dem in kurzem erscheinenden Reisewerke Dr. E. Mevert's: „Ein Jahr zu Pferde", auf welches wir unsere Leser hiermit wiederholentlich aufmerksam machen.
D. Red.

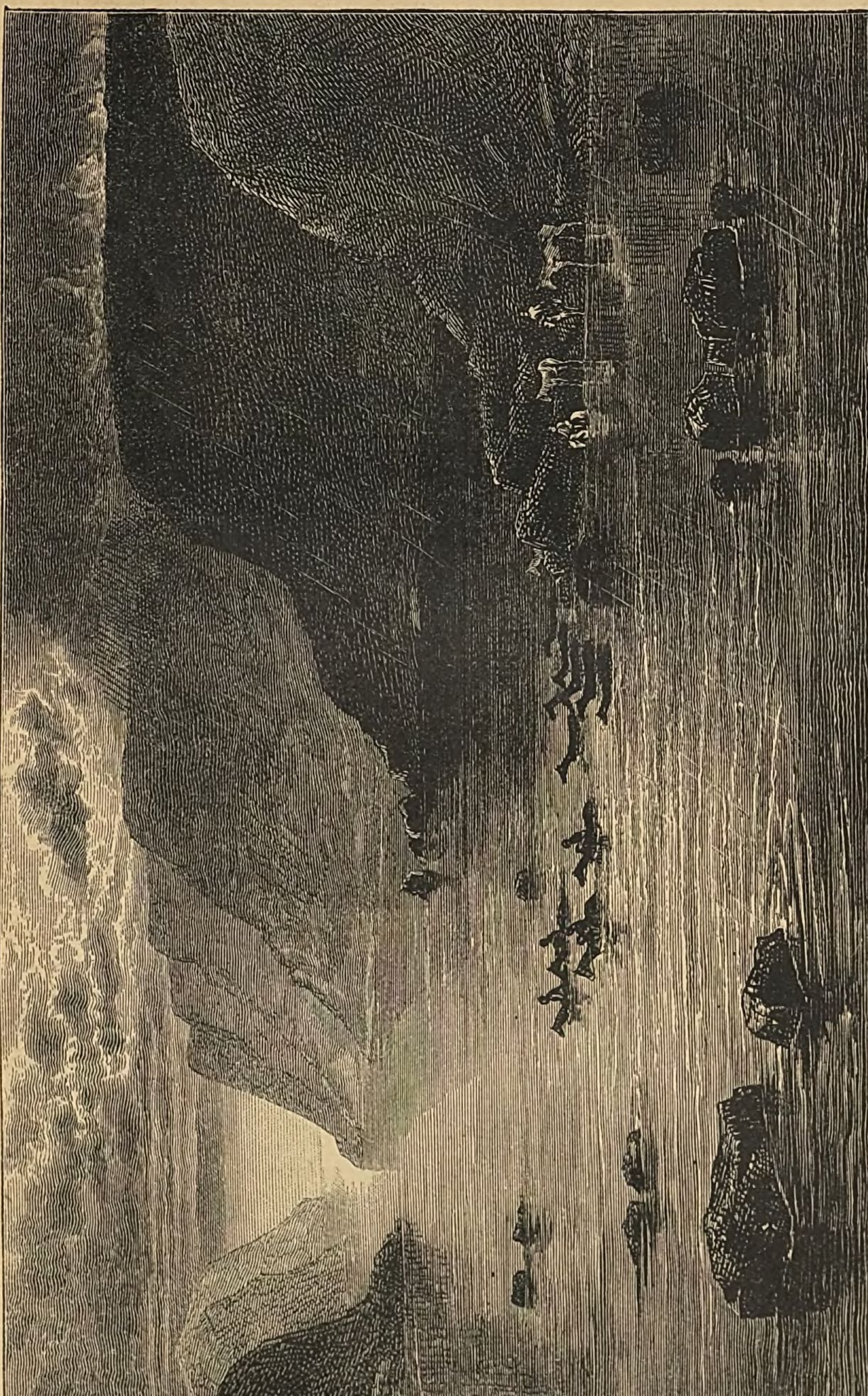
von Argentinien werden würden, falls es ihm gelänge, dort geordnete Zustände zu schaffen und deutsche Kolonisten anzusiedeln. Ich gab ihm darin vollkommen Recht und meiner Hoffnung Ausdruck, daß er das Land zugleich in eine bessere Verbindung mit dem Meere bringen würde, durch Wasserstraßen des Paraná und Uruguay. „Sie meinen die Stromschnellen bei Apipé und Salto," erwiderte er. „Eine meiner ersten Aufgaben wird es sein, diese Felsen zu sprengen und hinwegzuräumen." — „Werden Sie dadurch das Niveau des Oberlaufes jener Flüsse nicht niedrigerlegen und neue Hindernisse zum Vorschein bringen?" Dieser Einwurf verblüffte den Herrn Colonel augenscheinlich ein wenig. Offenbar hatte er an eine solche Eventualität noch nicht gedacht. Als ich ihm darauf die Anlegung von Schleusenwerken als das beste Mittel, dem Uebel zu begegnen, aufmerksam machte, erfaßte er enthusiastisch diese Idee und lud mich ein, mich einer technisch wissenschaftlichen Expedition, die im Herbst die Misiones bereisen und vor allen Dingen die Stromschnellen von Apipé erforschen sollte, anzuschließen, wenn ich nicht vorzöge, gleich bei ihm zu bleiben und sofort geeignete Punkte zur Anlegung deutscher Kolonien aufzusuchen. Als ich bemerkte, daß die Regierung, wenn sie beachsichtige, jenes unbewohnte Land zu kolonisieren, einen Fehlgriff gethan, indem sie es zu Spottpreisen an Spekulanten und Landjobber verkauft, geriet der Colonel ein wenig in Aufregung. „Leider!" erwiderte er. „Aber nicht die Zentralregierung hat sich diese Schändlichkeit zu Schulden kommen lassen, wie Sie zu glauben scheinen, sondern die Provinzialregierung von Corrientes. Die Misiones sollen abgetrennt und zu einer selbständigen Provinz erhoben werden, daher diese Machination! Was fragen die Correntiner danach, ob durch diesen verräterischen Streich die ganze Zukunft der neuen Provinz in Frage gestellt wird, wenn sie nur ihre Kassen füllen und die befreundeten Kapitalisten ein gutes Geschäft machen." Ich erwiderte, daß diese Kapitalisten sich verrechnet haben könnten. Es würde keinem Einwanderer einfallen, ihnen den Beutel zu schmieren, so lange Paraguay ihnen Land umsonst biete.

„Das ist es ja gerade, was die Sache für uns verhängnisvoll macht. Paraguay ist nicht schöner und besser, als unsere Misiones, beide Länder sind die Perlen des Laplatagebietes, vor allen anderen Provinzen durch Fruchtbarkeit des Bodens, Schönheit des Klimas, Abwesenheit von Heuschrecken etc. bevorzugt, daher auch vor allen anderen geeignet, eine Einwanderung im großen Stil heranzuziehen. Aber Paraguay wird uns den Rang ablaufen, da die Regierung den Schatz der Nation nicht verschleudert hat und imstande ist, Millionen von Einwanderern umsonst eine Heimstätte zu bieten. Erst wenn Paraguay voll ist, oder der Bodenpreis dieselbe Höhe erreicht hat, den die Jobber der Misiones verlangen, kommt an uns die Reihe. Und das haben wir den Correntinern zu verdanken."

Die lebhafte Diskussion über diesen Gegenstand, das Hauptthema aller argentinischen Zeitungen jener Zeit, rief eine allgemeine Beteiligung von seiten der Mitreisenden hervor. Diese schieden sich in zwei Parteien, von denen die eine die Einwanderung befürwortete, die andere aber auf das entschiedenste perhorreszierte.

Dieser Streit für und wider die Einwanderung hat seit geraumer Zeit die ganze Bevölkerung von Argentinien in nicht geringe Aufregung versetzt. Erst mit der Präsidentschaft des General Roca hat die der Einwanderung freundliche Partei die Oberhand gewonnen. Aber die Möglichkeit, daß die entgegengesetzte Partei einmal wieder ans Ruder kommt, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Es dürfte daher sowohl für Argentinien, wie für die deutsche Auswanderung dorthin von Nutzen sein, das Hauptargument, das jene Leute gegen die Fremden vorbringen, einmal eingehend zu beleuchten. Es ist dies die Gefahr und offen eingestandene Furcht, daß das argentinische Volkselement von einem fremden eingewanderten mit der Zeit überwuchert und vom eigenen Boden verdrängt werden könnte. In dieser Furcht der Argentiner kommt ein gut Teil böses Gewissen zum Ausdruck. Sie besorgen, die neuen Ankömmlinge aus Europa könnten es mit ihnen ebenso machen, wie ihre Vorfahren es mit den Indianern gemacht. Sie vergessen dabei, daß die Zeiten der Conquistadoren vorüber sind und moderne Kolonisation nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Pfluge gemacht wird, daß das Volk der Zukunft nicht durch den Säbel Weniger, sondern durch die Majorität regiert wird und daß es für das Staatswohl vom allergrößten Interesse ist, wenn diese Majorität durch ein friedliebendes arbeitsames Volkselement geschaffen wird. Ein solches Volkselement ist das deutsche, und die Geschichte lehrt, daß jene Völker, die das meiste deutsche Blut in sich aufgenommen haben, am schnellsten vorangekommen sind in der Welt, vor allen die Engländer und neuerdings die Nordamerikaner. Rassenmischung ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit Rassenveredlung und nichts ist der Gesundheit eines Staatskörpers förderlicher, als diese. Finden wir in Europa keinen Staat mit ungemischter Bevölkerung, so sehn wir stets bei der Frage nach seiner Zusammensetzung, daß irgend ein, zur großen Völkerfamilie der Germanen gehöriger Volksstamm bei seiner Bildung einen hervorragenden Anteil nahm. Der englische Staat wurde durch norddeutsche Angelsachsen gegründet, das romanische Gallien durch die mitteldeutschen Franken in das halb germanische Frankreich verwandelt. Italien erhielt durch Gothen und Longobarden, Spanien durch Vandalen (Vandalusien = Andalusien), Gothen u. Alanen (Gothalanien = Katalonien) einen bedeutenden Zuschuß von Germanenblut. Selbst Rußland wurde durch die germanischen Waräger und die Familie Roß gegründet und nahm von letzterer den Namen an. Alle haben sich bei dieser Blutmischung wohl befunden und sind mächtige Staaten geworden. Wenn einige sich nicht auf ihrer Höhe gehalten, so liegt das vielleicht daran, daß der Zuschuß ein zu geringer war, um nachhaltig zu wirken und dem romanischen Einflusse zu widerstehen. Das Faktum läßt sich nicht bestreiten, daß alle Staaten, deren Bevölkerung das meiste deutsche Blut aufgenommen haben, nicht allein augenblicklich die mächtigsten der Welt sind, sondern daß ihnen die Zukunft gehört.

Wenn es so erwiesen ist, daß die Natur der deutschen Rasse ein besonderes Talent zum Staatengründen eingepflanzt hat, so sollten die Argentiner, die aus ihren disparaten Provinzen gern ein mächtiges Reich machen möchten, vor allen Dingen dafür sorgen, daß zur Auffrischung ihres spanisch-in-



Uebergang über den Cabeza del Mar.

Aus: „**Bei den Patagoniern.** Von Lady Florence Dixie.“ Leipzig, Ferdin. Hirt & Sohn.

dianischen Blutes deutsche Einwanderer ins Land kommen. Ihre patriotischen Beklemmungen sind nur ein Zeichen von Kurzsichtigkeit.

E. Mevert.

Hinsichtlich der von uns im vorigen Hefte erwähnten deutschen Ansiedelung am See Ypacarai berichtet uns Herr Dr. Mevert, daß diese Kolonie, Namens St. Bernhardina, welche anfänglich nur eine □Legua besaß, sich neuerdings bis auf 30 □Leguas vergrößert hat, und zwar nach der Gegend von Altos hinauf, wo sich die „berühmte fruchtbare rote Erde“ von Paraguay findet, sodaß die anfänglichen Klagen über schlechten Boden längst verstummt sind.

D. Red.

Der amerikanischen Westküste entlang,

eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

3.

Reisende werden von Entzücken ergriffen, wenn die Bai von Neapel zu ihren Füßen liegt und mit Recht, — schweifte doch auch mein Blick an manchem sonnigen Tage wonnetrunken über ihre tiefblauen Fluten hinüber nach dem Vesuv, der im Abendsonnengolde wie ein Prisma funkelte und mich zur Frage zwang: kann es schöneres auf Erden geben? Und doch und doch: dieses reizende Bild tritt zurück, wenn ich an die Bai von Panama denke. Wer an ihrem Saume in mondheller Nacht steht, der wird von einem wunderbaren Zauber erfaßt, einerlei wie unempfänglich in sonstigen Lebenslagen sein Gemüt auch sei.

Die Flut steht auf ihrem Höhepunkt, die zarten Kräuselwellen schlagen leise kosend gegen den Seewall und ihr Flüstern dient als Wiegenlied, das unsere Seele beruhigt und unsere Gedanken, die in der fernen, fernen Heimat weilten, auf das wunderschöne Bild vor unsern Augen lenkt. Die Nacht ist klar wie Bergkrystall, der Mond dort oben am blauschwarzen Himmel ist wieder zur vollen Scheibe angewachsen, aber er vermag kaum den Glanz des Sternenheeres zu dämpfen, zu dem es so trostvoll ist aufzuschauen, wie es, ewigen Gesetzen gehorchend, seine Bahnen zieht. Südwärts schimmern die Küsten der Inseln, untermengt von kleinen Lichtern: sie strahlen von den dort ankernden Schiffen, deren Lage sie anzeigen. Und diese schwankenden, webenden Vollmondstrahlen, die aus einer schönern Welt zu kommen scheinen, wie erhöhen, durchgeistigen und läutern sie doch die große Erscheinung der Dinge! Wie feenhaft schön leuchtet in ihrem Lichte die Tropenwelt! und diese Fluten da — sind sie nicht in goldflüssige Pracht getaucht? Nordwärts zeichnet sich die Küste scharf ab und in ihrem Hintergrunde ragen, noch deutlich sichtbar, die Berge, über deren Gipfel sich eine weiße Wolke gelagert hat, die ihnen den Anschein der Schneebedeckung gibt. Alles schweigt, nur zuweilen kommt eine leichte Brise von Norden gezogen und bringt die Töne einer Trommel, auf der Takt geschlagen wird zum wilden Tanze der Eingeborenen. Ein Kanoe streicht unhörbar durch die Wellen und der klagende Gesang seines Fährmanns erhöht das Interesse an der Szene. Wonnig und weich wie Zephyr ist die Luft, die uns keinen Harm zufügt, wenn wir auch stundenlang dieses unvergleichliche Bild anschauen, das sich mit Worten nicht schildern läßt. Da liegt die Bai mit ihren Schiffen und Inseln, da zieht die Küste und die Gebirgskette, da ragen die Palmengruppen und die Urwälder und über allem liegt eine heilige Ruhe, über allem flutet das sinnbestrickende Licht des Freundes der Liebenden; — sind wir in dem Traumlande, von dem das Märchen erzählt, das aus der Kindheit Tagen noch in unserer Erinnerung haftet? Komm, laß uns noch in dieser Nacht, ehe der schöne Wahn zerrinnt, nordwärts steuern. Da taucht sie aus dem wunderbaren Schleier des Morgennebels auf — die Küste von Costarica, die reiche Küste, wie sie von den spanischen Eroberern genannt wurde, weil sie jenseits am Atlantischen Ozean reiche Goldschätze in einem Distrikte fanden, den jetzt die eingeborene indianische Bevölkerung als ein „Rühr mich nicht an“ betrachtet wissen will; und da sie streitbaren Geistes ist, so hat sich der Freistaat Costarica mit der nominellen Herrschaft begnügen müssen. Die zentralamerikanische Schweiz wird auch das schöne Land genannt, dessen Küste am Stillen Ozean mit einem tiefgrünen Blätterdache bedeckt ist, das seine äußersten Linien hier und da ins brandende Wasser taucht. Inseln, mit majestätischen Berggipfeln, ragen aus der See empor und erhöhen den Reiz der Küstenfahrt. Die hauptsächlichsten Häfen, welche wir während derselben berühren, sind: Punta Arenas, San Juan del Sur, Realejo oder Corinto, La Union, Amazala, Libertad, Acajutla, San José de Guatemala und Schamberico. Der Erstgenannte liegt an der nordöstlichen Seite des Golfes von Nicoya und ist der Hafen von San José, der Hauptstadt von Costarica, das zwanzig Meilen entfernt im Inlande liegt. Punto Arenas ist ein ungenügender Hafen, aber die Republik besitzt keinen besseren und so muß sie ihn auch zum Ausgangspunkt der Bahn machen, die jetzt quer durch den Staat gebaut wird, aber, wie alle Unternehmungen, welche von Zentral-Amerikanern geleitet werden, nicht fertig werden will. Punta Arenas ist eine sehr ungesunde Stadt, die von Fremden, selbst von den Eingeborenen des Inlandes, so viel wie möglich gemieden wird. Die Seelenzahl ihrer Bewohner beträgt annähernd zweitausend, die in Häusern leben, welche von Zedernholz roh aufgeführt und mit Palmblättern bedacht sind. Das ist der an der ganzen zentralamerikanischen Küste übliche Baustil. Der hauptsächlichste Exportartikel ist Kaffee, außerdem kommt auch noch etwas Cochenille, Indigo, Mahagony und anderes wertvolle Holz zur Verladung. La Union an dem schönen Golfe von Fonseca ist nur ein Weiler, wo aber zuweilen lebhafte Verschiffungen von Kaffee, Zucker, feinen Hölzern und Indigo stattfinden; man fragt sich mit Bedauern, was könnte aus diesem schönen Hafen, dem schon Karl von Scherzer in den fünfziger Jahren eine große Zukunft prophezeite, die aber immer noch nicht kommen will, was könnte aus diesem reichen Hinterlande gemacht werden, wenn hier ein thatkräftiger Menschenschlag wohnte mit einer erleuchteten Regierung, die nicht die volkswirtschaftlichen Gesetze, die unser Kulturleben beherrschen, auf den Kopf stellen wollte? Es ist eine reiche, schöne Küste, die wie ein Panorama vor unseren Augen vorüberzieht und zum Verweilen lockt, während wir nordwärts segeln. Als ihr größter Fehler ist stets der Mangel guter Häfen hervorgehoben worden und geleugnet kann auch nicht werden, daß außer dem Golf von Fonseca kein von der Natur gegebener guter Hafen vorhanden ist. Allein manche Bucht schneidet in das Land hinein,

welche die Ingenieurkunst leicht zu einem Hafen herrichten könnte, es fehlt nur hier, wie im ganzen lateinischen Amerika an Unternehmungsfreudigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet, und Fremde zögern selbstverständlich, ihre Kapitalien in Ländern anzulegen, deren politische Zustände sehr unsicher, auf deren Rechtspflege kein Verlaß ist und deren Bewohner vor der ernsten Arbeit zurückschrecken. Manchmal, wenn diese politischen Organe in zeitweiliger Unthätigkeit sind, wird ein gutgemeinter Anlauf genommen, um ein höheres Ziel zu erreichen, aber auf halbem Wege kommt er jedesmal ins Stocken, gleich einer Lokomotive, deren Tender für die beabsichtigte Fahrt nicht mit dem genügenden Kohlenvorrat versehen wurde. Von den fünf zentralamerikanischen Republiken ist es im Augenblick Guatemala, das die größten Fortschrittsbewegungen macht und zwar deshalb, weil es diejenige Regierungsform hat, welche vorläufig noch die heilsamste für diese unentwickelten Freistaaten ist: die Diktatur. Das ist unter der Voraussetzung gesagt, daß ein Musterdespot an der Spitze der Geschäfte steht und wenn wir uns nicht auf europäischen, sondern zentralamerikanischen Standpunkt stellen, so dürfen wir als einen solchen den lebenslänglichen Diktator Barrios, der sich, um seine Herrschaft in milderem Lichte erscheinen zu lassen „konstitutioneller Präsident und Divisionsgeneral“ nennt, als einen solchen gelten lassen. Er, der kleine, schlankgebaute, katzengewandte Vollblutindianer mit den großen dunklen Augen und dem rabenschwarzen Haar, ist grausam und rücksichtslos wie alle seine Rassegenossen, aber er hat ein Verständnis für unsere Zeit. Er verteilte viele wüstliegende fruchtbare Staatsländereien in Parzellen, die er an fleißige Indianer verschenkte. Für die vermehrte Bodenproduktion aber mußte ein Markt geschaffen werden, sollte der Arbeit der Erfolg nicht fehlen. So ließ er denn, weil am leichtesten ausführbar, von seiner Hauptstadt Guatemala Telegraphendrähte nach allen wichtigeren Orten des Landes ziehen und mit den Telegraphenlinien der Nachbarstaaten San Salvador, Honduras, Nigaragua und Costarica im Süden und mit Mexiko im Norden verbinden, so daß er nun die elektrischen Funken nach Nord-Amerika und Europa sprühen kann. Vor wenigen Monaten schloß sich seine Regierung dem Weltpostverein an, aber die wichtigste Errungenschaft ist doch eine schmalspurige Eisenbahn, die auf sein Betreiben eine kalifornische Gesellschaft von dem Hafen San José de Guatemala nach der Hauptstadt baut. Bis Escuintla, dem Mittelpunkte des Kaffeedistrikts, ist sie bereits im Betrieb, von da bis zu ihrem Terminus wird rüstig gebaut. Wie unerläßlich dieses modernste Verkehrsmittel zur Entwickelung des Landes ist, möge daraus erhellen, daß auf der im Betriebe befindlichen, ungefähr vierzig Kilometer langen Strecke, die Tonne für zehn Dollars befördert wird, während sie früher, wo die Beförderung auf Ochsenkarren geschah, fünfundsiebzig bis hundert Dollars kostete, wenn die Wege passierbar waren; und wenn diese während der Regenzeit zu einem Sumpfe wurden, dann lag das Expeditionsgeschäft vollständig brach.

Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Bauern in Dakota.

Ex-Präsident Hayes, der Vorgänger des unglücklichen Präsidenten Garfield im höchsten Amte, welches das amerikanische Volk zu vergeben hat, hatte vor einiger Zeit einen großen Land-Komplex in Dakota angekauft und seinen Neffen nach Deutschland geschickt, um tüchtige Arbeiter anzuwerben; denn nicht allein fehlt es in Dakota noch sehr an Arbeitskräften, sodaß ganz enorme Löhne gezahlt werden (80 Mark per Monat nebst freier Station), sondern man schätzt auch besonders Deutsche hoch, und Niemand thut das in höherem Grade als Präsident Hayes, dessen erster Regierungsakt bekanntlich darin bestand, daß er einen Deutschen, unsern berühmten Landsmann Karl Schurz, zu seinem Minister des Innern ernannte. Dieser Neffe des Präsidenten nun, ein junger Mann nebenbei, der, wie die ganze jüngere Generation von gebildeten Amerikanern, fließend Deutsch spricht, ist kürzlich von seiner Reise zurückgekehrt und hat in seiner Heimat einen Vortrag gehalten, dem wir folgendes entnehmen:

„Ich will nicht weiter von der über alle Maßen gastlichen Aufnahme sprechen, die mir auf deutschen Rittergütern zu Teil geworden ist, noch will ich von der Not und dem Elend reden, die unter den arbeitenden Klassen, besonders auf dem Lande, herrschen, vielmehr möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Lage der kleinen Besitzer lenken, welche ein Gesamtvermögen von gegen 6000 Thalern ihr eigen nennen. Mit einem derartigen Vermögen kann ein deutscher Bauer, wenn er besonderes Glück hat, ein 20,000 Thaler-Gut erwerben, indem er 3000 Thaler anzahlt und den Rest in Inventar und Hausgerät anlegt. Da nun in der Provinz Schlesien z. B. ein Morgen mittleren Bodens 700 Mark kostet und man für Gebäude doch auch wenigstens noch 2000 Thaler abrechnen muß, so kann man sich an den Fingern herauszählen, daß das Gut nicht größer als 80 Morgen sein kann, also weniger als 60 von unseren amerikanischen acres. Natürlich kann man in Deutschland auch billigeres Land kaufen, schon zu 50 Thaler per Morgen, dann ist es aber auch so viel weniger wert, und da ich meine nachfolgende Berechnung auf die Ertragsfähigkeit sogenannten mittleren Bodens basiert habe, so erlauben Sie mir auch daran festzuhalten.

Nach den mir von einem der größten Rittergutsbesitzer Schlesiens während meines Besuches auf seinem Gute gemachten Angaben kann im besten Falle ein Morgen mittleren Bodens, in gehöriger Weise gedüngt und mit Weizen bestellt, einen Ertrag von $6^1/_2$ Sack à 170 Pfd. liefern, sodaß, wenn der Sack $5^1/_3$ Thaler einbringt und alle 80 Acker gleich viel getragen hätten, die Gesamteinnahme $80 \times 6^1/_2 \times 5^1/_3$ oder 2774 Thaler betragen würde. Nun belaufen sich aber die Kosten der Düngung und der Aussaat erfahrungsmäßig mindestens auf die Hälfte der Brutto-Einnahme, und da sie lange vor der Ernte eintreten, also auch verzinst werden müssen, so bleibt dem Bauer blos noch die Summe von 1317 Thalern, aus der er zuerst die Zinsen der Hypothek von 17,000 Thalern, die halb zu 5, halb zu $4^1/_2$ Prozent eingetragen war, also $807^1/_2$ Thaler zu bestreiten hat, wodurch sich sein Netto-Gewinn auf 509 Thaler stellt.

Nun habe ich aber weder schlechte oder Durchschnittsernten, noch die Abnutzung des Inventars in Anschlag gebracht, und wenn ich deshalb den Reinertrag auf 400 Thaler herabsetze, so versichere ich Sie, meine Herren, daß derselbe nur dann noch so hoch sich belaufen kann, wenn 3 oder 4 Kühe und ein guter Geflügelhof dazu dienen, nicht zum Haushalte und zum Wohlleben beizutragen, sondern den aus ihrem Verkaufe auf dem Markte erzielten Erlös der Einnahme hinzuzufügen.

Ein solcher deutscher Bauer hat nur einen Wunsch, nämlich als freier Mann auf freiem Erbe zu sitzen, und darum legt er sich und seiner Familie alle Entbehrungen auf und lebt von einem Ende des Jahres bis zum andern von Suppe und Schwarzbrod des Morgens, Kartoffeln und Häring des Mittags und Häring und Kartoffeln des Abends; dazu kommt Sonntags ein Stück Speck und an den drei hohen Festtagen Fleisch. Hätte ich einem solchen deutschen Bauern erzählt, daß die Farmer in Dakota zum ersten Frühstück einen gehörigen Teller voll Eier und Schinken, nebst Brod und Butter äßen und Kaffee, nicht etwa Cichorie dazu tränken, daß ihr Mittagessen in der Woche aus Fleisch mit Gemüse und Kartoffeln und Sonntags aus Hühnerbraten bestände und daß sie abends Thee mit Zucker und Sahne tränken und Brod, Butter, kaltes Fleisch und Eingemachtes dazu hätten, so würde er mich für einen Lügner gehalten oder geglaubt haben, der Bauer in Dakota steuere mit vollen Segeln auf das Armenhaus los.

Aber trotz dieser opferwilligen Entsagung, die sich der deutsche Bauer auferlegt, geht er Sonntags mit seiner Familie im höchsten Staat zur Kirche und sieht mitleidig auf seinen Nächsten hernieder, der nur zur Pacht auf seinem Grundstück sitzt oder gar um Tagelohn arbeitet.

Ich sah einst eine solche Bauernfamilie in einem kleinen Kirchlein in Pommern und las in ihren Gesichtern den festen Glauben an Gott und die frohe Hoffnung auf ein schuldenfreies Erbe. Möge ihr Vertrauen zu Gott immer so fest bleiben; denn die Hoffnung auf eigenen freien Besitz kann sich nie erfüllen. Hagelschläge, von denen man in Dakota nichts weiß, wohl aber in Deutschland, Mißernten, Krankheiten in der Familie und unter dem Vieh, ein Sohn beim Militär und Steuern tragen das ihrige dazu bei, solch fromme Wünsche zu vereiteln und die Hypothek mit ihrer ganzen wuchtigen Schwere auf dem Grundstück zu lassen.

Nun nehme man einmal eine solche aus Vater, Mutter, drei Söhnen und zwei Töchtern bestehende Familie und versetze sie nach Dakota, was wird ihr Schicksal auf fremder Erde sein?

Zuerst, meine Herren, glauben Sie ja nicht, daß der deutsche Bauer, wie man ihn mitunter hinstellt, ein dummer Kerl sei; im Gegenteil, er ist von Natur im höchsten Grade schlau und wird Niemand von seinen Plänen etwas sagen, um nicht den Wert seines Eigentums herunter zu drücken, vielmehr ganz im Stillen ausverkaufen, sodaß er im Momente der Abreise seine baren 18.000 Mark in der Hand hat.

Seine Ausgaben stellten sich nun also:

Reise nach Hamburg für 7 Personen, einschließlich Ausrüstung, ...	M.	400
7 Billets von Hamburg nach New York, von C. B. Richard & Boas in Hamburg gekauft, . . .	„	630
1 Tag in New York, à 4 M. pro Person, . . .	„	28
7 Eisenbahnbillets, von New York bis Richardton in Dakota, von C. B. Richard & Co., 61 Broadway, New York gekauft, ...	„	1050
Vorrat für die Reise	„	60
Fracht von New York bis Richardton . . . ,	„	400
Eine 160 Acker-Farm (240 Morgen), dicht an der Bahn gelegen nahe der deutschen Stadt Richardton	„	3700
Ein Haus nebst Hausgerät und Stall	„	2400
2 starke Pferde	„	800
4 Ochsen . . . . . , ...	„	400
4 Kühe	„	400
Ackergerät	„	2000
Unvorhergesehene Ausgaben	„	400
	M.	12668

Sie sehen, meine Herren, ich habe manche Posten schon hoch angesetzt, z. B. 2400 Mark für Haus und Stall, will aber immer noch höher greifen und sagen, daß die Leute nur noch 5000 Mark übrig haben. Jetzt entsteht die Frage, werden sie damit auskommen, ehe die erste Ernte herein ist? denn der Boden, obgleich schwerer Weizenboden ist jungfräuliches Prärieland, daß erst aufgebrochen und umgepflügt werden muß und vor Ablauf des zweiten Jahres keine Frucht trägt, dann aber allerdings auch, da der schwere Boden des Düngens nicht bedarf, einen durchschnittlichen Betrag von 30 Mark per Acker liefert.

Meine Herren, wenn Sie derartige Befürchtungen hegen, so kennen Sie den deutschen Bauer nicht, wie ich ihn kenne. Während die Söhne dem Vater auf dem Felde helfen und die Mutter in der Küche ein kräftiges Mittagessen bereitet, nehmen die Mädchen Hacke und Spaten zur Hand und schaffen einen Gemüsegarten, in dem bald Erbsen und Bohnen, Zwiebeln und Kartoffeln, Gurken und Kohl wachsen, sodaß sie ohne Sorgen dem Winter entgegen sehen können, und dazu kostet das Viehfutter nichts, da sich noch unbenutztes Weideland in Hülle und Fülle vorfindet. In der Zwischenzeit haben die Mädchen auch einen Geflügelhof angelegt und aus der Milch Butter und Käse bereitet, nicht für ihre leckeren Nachbarn, sondern für sich selber, und sie geben davon nur dann ab, wenn sie einmal Sonntags für den Herrn Pastor in Richardton etwas in die Wirtschaft mitnehmen.

Und es verwandelt sich die graue Prärie in goldene Weizenfelder, und amerikanisches Geld kommt ins Haus, ich meine selbstverdientes Geld, und mit der Zeit heiraten die Mädchen brave westliche Farmer, und die Jungen freien um hübsche Amerikanerinnen, und Sonntags lachen fröhliche Kinderstimmen, wenn lieber Besuch ins deutsche Bauernhaus in Dakota kommt. Ein silberhaariger Greis sitzt an der Seite der treuen Hausfrau im weichen Lehnstuhle und erzählt seinen Enkelkindern vom schönen Deutschland. Die Alten haben es längst vergessen, wie schwer sie in der Heimat haben arbeiten müssen und wie dürftig sie gelebt, und darum kennen die amerikanischen Enkelchen auch in der Fülle der neuen nichts von dem Elende der alten Welt. Gott erhalte ihnen immer ihr kindliches Gemüt."

In den Wellen begraben.

Nachtrag.

Zur Berichtigung und Ergänzung unseres Berichtes über die Katastrophe der Cimbria und der daran geknüpften Aeußerungen in voriger Nummer, wollen wir gern die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft von dem Vorwurf entlasten, daß sie in der Veröffentlichung der Trauerbotschaft saumselig gewesen und sich der Schiffbrüchigen nicht genügend angenommen habe. Die von der Theta Geretteten sind erst um 7 Uhr 30 Minuten in Kuxhaven gelandet; unmittelbar darauf gab der Agent der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft ein Telegramm mit der Anzeige auf, daß die Cimbria gesunken sei, — dieses Telegramm traf um 7 Uhr 45 Minuten in Hamburg ein und brachte erst Gewißheit über das Schicksal des Schiffes. Eine Stunde später folgte das Telegramm des Offizier Spruth. Die Nachricht, welche der „Sultan" vorher über eine Kollision überbrachte, ließ, selbst wenn man sie auf die Cimbria bezog, den Charakter und Ausgang des Zusammenstoßes ganz im Ungewissen. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft entkräftet nun die weiteren Vorwürfe wie folgt: „Aus den Akten geht hervor, daß die in Kuxhaven gelandeten 39 Passagiere und Mannschaften sofort in zwei dortigen Gasthöfen untergebracht und mit Lebensmitteln, Kleidern &c. versorgt wurden. Laut Abrechnung sind dafür circa 2200 Mark verauslagt worden, davon 1398 Mark allein für Kleider, Wäsche und Stiefel. Dieselben 39 Geretteten kamen am Sonntag Nachmittag in Hamburg an, und wurden die Zwischendecks-Passagiere in dem Gasthof von Meyer & Comp., andere, besseren Ständen Angehörige, in den Hotels der inneren Stadt auf Kosten der Gesellschaft untergebracht. Am Montag morgens wurden in dem Bureau die Aussagen der Geretteten zu Protokoll genommen und denjenigen, welche noch Wünsche hatten, ein Begleiter beigegeben, um wieder auf Kosten der Gesellschaft Einkäufe noch notwendiger Kleider &c. zu machen. Die mit der Barke „Diamant" in die Weser eingelaufenen siebzehn Geretteten sollten nach Telegrammen des Kapitäns am Montag Morgen in Bremerhaven landen und wurden seitens der Gesellschaft dortselbst die nötigen Vorkehrungen für deren Empfang, respektive Unterkunft getroffen. Dieselben haben jedoch auf der Fahrt dahin einen nach Geestemünde bestimmten Schleppdampfer angetroffen und baten den Kapitän, auf demselben die Weiterreise machen zu dürfen, um früher festes Land zu erreichen. Darauf brachte der Dampfer gegen 300 Mark Entschädigung die Geretteten am Sonntag nachmittags nach Geestemünde, woselbst sie nicht erwartet werden konnten, da ihre Ankunft daselbst unbekannt blieb. Die Rechnung des dortigen Gasthofbesitzers, welcher die Ankommenden aufgenommen und bewirtet, wurde von der Gesellschaft honoriert. Am Montag nachmittags kamen die Geretteten via Bremen in Hamburg an, und fanden dieselben eine gleich freundliche Aufnahme wie die ersterwähnten 39 Schiffbrüchigen. Laut quittierter Rechnungen wurden für die 17 Passagiere 913 Mark für Kleider, Stiefeln &c. bezahlt. Als vorläufige Unterstützungen wurden in den beiden ersten Tagen 712 Mark, an Rückreise-Entschädigungen nach der Heimat 65 Mark gegeben und für sämtliche die Verpflegungskosten bezahlt. Die inzwischen eingeleitete öffentliche Sammlung hat nach dem ersten Gaben-Verzeichnis den Ertrag von 51,300 Mark geliefert." —

Bei Schluß unseres Blattes sind wir noch ohne Kenntnis der Ergebnisse der am 10. d. M. begonnenen Verhandlungen des Seeamts in Sachen der „Cimbria". Schwerwiegend dürfte hierbei die Aussage des Violinisten Michael aus Dresden sein, der an Bord des „Sultan" nach Deutschland zurückkehrte Nach den „Dresdn. Nachrichten" lautet dieselbe:

„Wir lagen im besten Schlummer, als unser Schiff, der „Sultan", auf einmal einen starken Stoß erhielt und vom Deck lebhaftes Geschrei erscholl. Wir stürzten halbangekleidet auf Deck und sahen unsere Matrosen mit dem Loshauen der Boote beschäftigt, denn Alle glaubten, unser Schiff würde sinken. Jetzt gewahrten wir auch die „Cimbria", sie lag schon ganz schräg auf der Seite. Wildes Geschrei, Klagen und Weherufe drangen schauerlich von ihr zu uns herüber. Wir wußten nicht, welches Schiff sinken werde, stürzten noch schnell nach der Kajüte, um unsere Sachen zu holen; das war freilich nicht nötig. Als wir wieder auf Deck kamen, hörten wir das Geschrei von der „Cimbria" immer noch, es gellt mir noch in den Ohren. Unser Kapitän ließ bengalische Lichte abbrennen, ebenso brannten bunte Lichte von der „Cimbria", dann fuhr unser Kapitän fort. Wir machten ihm den Vorwurf, daß er keine Boote ausgesetzt habe, um dem andern Schiffe zu helfen. Er hörte nicht viel auf uns, sondern beschäftigte sich lediglich damit, den Schaden zu reparieren, den der Zusammenstoß verursacht hatte. Das Leck, welches der „Sultan" oberhalb des Wassers erhalten hatte, wurde von den Matrosen bald verstopft. Es ging verhältnismäßig recht schnell. Unsere Ueberzeugung ist, daß der Kapitän recht gut viele Menschen hätte retten können, wenn er nur gehalten hätte. So aber fuhr er, nur auf sich bedacht, fort und brachte uns nach Hamburg. Nie werde ich diese schreckliche Nacht vergessen."

Dies dürfte eine der belastendsten Aussagen gegen Kapitän Cuttill sein und es dürfte hiernach das Boot, welches die in der Takelage der „Cimbria" Geflüchteten gesehen haben, eins der Cimbria-Boote gewesen sein. —

In Sachen der „Westfalia" hat das Seeamt sein Urteil dahin gefällt, daß dem Antrage des Reichskommissars, dem Kapitän Ludwig und dem Offizier Bock die Berechtigung des Seegewerbes zu entziehen, nicht Folge zu geben sei, hingegen rügt es, daß die „Westfalia" trotz der herrschenden Finsternis (Nebel war nicht) die Fahrgeschwindigkeit nicht gemäßigt, daß der Offizier Bock in dem ausgesetzten Boot keinen Proviant mitgenommen und der erste Offizier Bauer nachträglich verschiedene Eintragungen im Schiffsjournal bewirkt hat.

Dagegen spricht das am 30. v. M. publizierte Urteil des Hamburger Seeamts gegen den Kapitän Tischbein, von dem bei Kap Race gestrandeten „Herder", demselben die Befugnis ab, das Schiffergewerbe in Zukunft auszuüben. Diese schwere Bestrafung eines Kapitäns, welcher die allernötigsten Sicherheitsmaßregeln in einem so gefährlichen Fahrwasser wie Kap Race außer Acht ließ, wird als eine gerechte Sühne allgemein betrachtet. Schon vor 20 Jahren hat übrigens, wie der Reichstagsabgeordnete Meier (Bremen) jüngst äußerte, der Norddeutsche Lloyd seinen Kapitänen die bestimmte Ordre erteilt, jene gefährliche Stelle, an der häufig starke Nebel herrschen, zu meiden; er hat in diesem Punkte den Reichskommissar für das Auswandererwesen berichtigt.

Ueber die „Lotharingia" gehen uns aus zuverlässiger Quelle folgende Mitteilungen zu: das

Schiff war ein Frachtdampfer, der den interkolonialen Dienst im Anschluß an die Westindische Linie der Hamb.-Amerik. Pack.-A.-G. versah. Nach einer in Hamburg vorgenommenen Reparatur war das Schiff mit 85 Mann Besatzung und einer Ladung von Gütern, aber ohne Passagiere, im September vorigen Jahres ausgelaufen, um seinen Dienst in Westindien wieder zu versehen; da jede Nachricht über seinen Verbleib fehlt, ist es sicher, daß es mit Mann und Maus untergegangen.

In betreff der Einführung des elektrischen Lichtes an Bord der Dampfer hat Geheimrat Dr. Werner Siemens die nicht ausgebliebenen Einwendungen in der öffentlichen Besprechung durch ein längeres Schreiben vollständig widerlegt:

„Die Frage, welche ich angeregt habe," sagt er darin, „hat mit den vorgeschriebenen Signallichtern der Schiffe gar nichts zu thun: sie behandelt nur den Fall, in welchem diese Signallichter nicht mehr funktionieren, weil sie nicht mehr in der für die Sicherheit der Bewegungen notwendigen Entfernung zu sehen sind. Schon bei mäßig starkem Nebel verschwindet ein schwaches Licht in kurzer Entfernung vollständig. Um Verwechselungen mit Leuchtturmlichtern und Störungen des gewöhnlichen Schiffssignalwesens zu verhindern, müßte es verboten werden, das elektrische Licht während der Fahrt zu anderen Zeiten als bei Nebelwetter oder in Notlagen zu verwenden. In solchen Notlagen, wie z. B. bei Strandungsgefahr zur Erkennung der Küste, von Eisbergen, oder wenn ein Hilferuf geboten ist, kann ein bewegliches, jederzeit bereites, elektrisches Licht unschätzbaren Nutzen bringen, ohne daß dadurch andere Schiffe getäuscht oder sonst in Gefahr gebracht werden können. Mit einem Leuchtturmlicht oder einem festen Schiffslichte kann ein solches bewegliches Licht, welches in die Ferne nur Lichtblitze sendet, niemals verwechselt werden."

Die Einrichtung des elektrischen Lichtes besteht übrigens seit Jahren bei den Dampfern der Hamburger Kosmos-Linie, ohne erhebliche Mehrkosten zu machen; dasselbe wird speziell beim Passieren der gefährlichen klippenreichen Magelhanstraße benutzt. —

Schließlich verdient Erwähnung, daß infolge des Unterganges der „Cimbria" im französischen Senat ein Gesetzentwurf eingebracht wurde, wonach die Kapitäne, unter deren Kommando ein Zusammenstoß stattfand, streng bestraft werden sollen, wenn sie sich von dem Schauplatze des Unglückes entfernen, ohne ihr möglichstes zur Rettung der Schiffbrüchigen beigetragen zu haben. R. L.

Berichte eines deutschen Diamantengräber in Südafrika.

3.

Kimberley, November 1882.

In meinen letzten Briefen an die „Weltpost" hatte ich über die Goldfelder in Transvaal sehr günstig berichtet. Dies war auch zur Zeit, wo das Goldfieber im höchsten Stadium sich befand. Hiesige Zeitungen, sowie auch Privatbriefe konnten den Goldreichtum der De Kaap Goldfelder nicht genug rühmen. Abkühlende Dämpfer für das erhitzte Blut ließen jedoch nicht lange auf sich warten. Viele waren hinaufgezogen gen Transvaal, welche nichts weiter mitzunehmen für nötig hielten, als einen großen Sack, den sie in möglichst kurzer Zeit mit Gold zu füllen gedachten. Von Erfahrung und Ausdauer besaßen dieselben oft herzlich wenig; Leute, welche vom Schreibpult weg nach dem Goldfeld zogen, fanden daselbst bald heraus, daß eine Feder sich leichter als Pike und Schaufel hantieren läßt. Auch Leute, an Arbeit sonst gewöhnt, sahen sich enttäuscht, da sie oft tief graben mußten, ehe an eine Ausbeute zu denken war; bis dahin reichten aber bei vielen die Mittel nicht. Mutter Erde läßt sich in Transvaal wie auch in anderen Ländern ihrer Schätze nicht mühelos berauben. Die Enttäuschten traten mißmutig den Rückmarsch an und um ihr Fiasko etwas zu verdecken, erklärten sie die ganze Goldgeschichte für Schwindel. Es wird weder so gut noch so schlecht sein, als man es ausschreit. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte! Daß Digger im Devils Kantoor*) bedeutende Goldmassen gefunden haben, ist Thatsache, ebenso ist in der Umgegend gut gefunden worden. Australische und kalifornische Goldgräber arbeiten ruhig weiter, dieselben sind jedenfalls mit ihrer Ausbeute zufrieden, wenn auch diese alten erfahrenen Digger niemals eingestehen wollen, daß sie gut finden.

Diejenigen Punkte, wo der Goldreichtum erwiesen, oder man solchen bestimmt vermutet, sind bereits in feste Hände übergegangen; das Kapital hat auch hier seine Allmacht gezeigt und der weniger bemittelte Mann muß mit den Brocken vorlieb nehmen, die von des Reichen Tische fallen. So hat man denn so eine Goldfarm, welche für 1500 £ angekauft wurde, wenige Tage später für 40,000 £ wieder losgeschlagen. Und trotz des Geschreies über Schwindel u. s. w. lassen die Geldleute in aller Stille Maschinen nach den Goldfeldern schaffen; sie scheinen also von den vorhandenen Goldmassen überzeugt.

Weniger wertvoll, aber für Handel und Wandel wichtiger als Gold, sind Steinkohlen, und diese findet man genügend in Natal**). Dieselben sollen an Güte den englischen wenig nachstehen. Der Kohlendistrikt umfaßt 1350 engl. □ Meilen. Am Ingagaan River, in der Nähe von Newcastle, hat man beim Graben bereits günstige Erfolge erzielt. Es müssen jedoch erst Bahnen nach den Kohlenbecken gebaut werden und können noch 2—3 Jahr vergehen, ehe die Kohlen in den Handel gebracht werden.

Am 22. September nachts wurden wir durch einen Erdstoß auf die vulkanische Thätigkeit der Erde aufmerksam gemacht. Ich befand mich in New Land und lag in meine Decken gehüllt im Zelte, als ich auf einmal ein dumpfes Getöse vernahm, welches wie das Anbrausen eines starken Orkans klang. Das Rollen und Brausen schien von Ost nach West zu ziehen, wobei die Erdoberfläche sich wellenförmig hob und senkte. Kamerad Lindström sagte: hör, ist das ein Gewitter? Mein erster Impuls war, aufzuspringen, um mich gegen den Zeltpfahl zu stemmen, indem auch ich glaubte, daß ein furchtbares Gewitter im Anzug sei. Das Schwanken des Erdbodens und ein nie zuvor empfundenes Gefühl belehrte mich jedoch über die Natur der Erscheinung. Meine Uhr zeigte 11 Uhr 30 Min. nachts, kein Wölkchen

---

*) Teufels-Kontor, so genannt, weil in diesem wasserlosen Thale die grotesken Felsblöcke herumliegen, als wenn dieselben der Teufel durcheinandergeworfen hätte.

**) Auch im Oranje Freistaat nur 60 Meilen nördlich von Queenstown findet man Steinkohlen.

war sichtbar, der zunehmende Mond stand hoch am azurblauen Himmel und die Sterne funkelten in südlicher Pracht; kein Lüftchen regte sich, vom Harts River herüber tönte das monotone Quaken der Frösche. Eine Falle, welche für räuberische Kaffernhunde und anderes kleines Raubgesindel aufgestellt war, schlug während des Erdstoßes zu.

Anfang Oktober habe ich New Land verlassen, um nach Hebron am Vaal River zu gehen. Die Diamantgruben in New Land erfordern Kapital: wenn sich dieselben rentabel beweisen sollen, muß mit Maschinen gearbeitet werden. So habe ich denn vorläufig meiner Grube Adieu gesagt, denn pro Monat 1 £ für Licenz zu zahlen, ist mein Beutel nicht groß genug. — Die ehemaligen Missionsgebäude in Hebron liegen in Trümmern, die Ruinen befinden sich am Fuße des Berges Hebron. Ob die Eingeborenen der Umgegend, Hottentotten, Korrannas, Griquas schon für das Himmelreich gewonnen sind, vermag ich nicht zu sagen. Dem Brandy sind dieselben meist alle sehr zugethan. An den Canteens hier, 2 öffentliche, 1 geheime, sieht man schon des Morgens Trupps von Eingeborenen stehen und lagern. Der Fusel besitzt für die gelben, braunen und schwarzen Söhne und auch für Töchter Afrikas die Kraft eines Magneten. Es wird nicht geruht, bis der letzte sixpence in Feuerwasser aufgelöst ist.

Die heiße Jahreszeit ist nun wieder im Anzuge und mit ihr werden auch Schlangen und Skorpione häufiger. Man kann bei diesen Reptilien nicht vorsichtig genug sein. Die Schlangen fressen Mäuse, die Mäuse Brot. Letztere halten sich deshalb gern in der Nähe von Zelten auf und die Schlangen folgen ihnen. So fand ein Deutscher in seinem Bett zu seiner nicht angenehmen Überraschung eine Schlange von 7 Fuß Länge. Blitzschnell war die scharfe Axt ergriffen, welche das giftige Tier in zwei Hälften teilte, nicht achtend, daß der kräftige Hieb auch die teuren wollenen Decken entzweischnitt. Eine Schlangenart gibt es hier, welche sich auf eine komische Art fortbewegt. Dieselben nehmen einfach den Schwanz in die Schnauze, bilden dann einen aufrechtstehenden Ring und rollen sich dann wie ein Rad pfeilschnell vorwärts. Außer der grünen, braunen u. s. w. Puffotter gibt es auch noch eine Taubotter. Dieselbe soll nicht hören können, aber um so besser sehen. Diese Art ist sehr giftig und auf dem Rücken schön gezeichnet, welche Zeichnung die Boers für eine Schrift halten, die da besagt: „Könnt' ich so gut hören, wie ich sehe, Niemand sollte ungestraft an mir passieren." — Bekanntlich lieben die Schlangen Milch. Die schwarze Mampa melkt oft die Kühe der Farmer. Die Schlange umwindet die Hinterbeine der Kuh und saugt dann bequem am Euter. Als einziger Fall dürfte vielleicht dastehen, daß auch einmal eine junge farbige Frau durch eine Schlange ihrer Milch beraubt wurde. Die junge Mutter saß unter einem schattigen Baum, wo sie ihrem Säugling die volle Brust gab. Das Kind fiel bald in Schlummer und auch die Mutter übermannte Müdigkeit. Als kurz darauf der Mann aus dem Hause tritt, bemerkt derselbe zu seinem nicht geringen Schrecken, daß an der Brust seiner Frau eine große giftige Schlange saugt, ohne daß die Frau dadurch erwacht wäre. Mutter und Kind in Lebensgefahr, die kleinste Störung konnte die Schlange zum tötlichen Biß reizen! Der Mann wagte kaum zu atmen und es dünkte ihm eine Ewigkeit, bis das Reptil sich vollgesaugt hatte und ins Gebüsch kroch, wo man es tötete. —

Am River gibt es eine Unzahl Insekten, diese, sonderbar an Gestalt und Farbe, schwirren und summen durch die Luft, huschen durchs Gras, hüpfen in den Büschen. Eines Tages will ich ein Stück Strohhalm vom Boden aufheben, aber dieses schlüpfte mir unter den Fingern durch und entfloh. Was ich für das Bruchstück eines Strohhalmes gehalten, war ein Insekt, bei welchem der Kopf genau die Form eines Halmknotens hatte, der Körper strohgelb war. Dann gibt es ein Insekt, welches man beim ersten Anblick für das kleine Bruchstück eines blätterlosen Zweiges hält. Es wird hier Hottentotten-Gott, oder auch Gottesanbeterin genannt, weil das sonderbare Insekt die Vorderbeine wie flehend emporhebt. Große Leuchtkäfer tanzen gleich Irrlichtern an den Ufern des Vaals, Motten und Nachtfalter schwärmen bei nächtlicher Stille. Dieselben stoßen unaufhörlich gegen mein erleuchtetes Zelt, so daß es immer klingt, als ob es regnet. Lösche ich das Licht aus, ist wie durch Zauberschlag alles still, nur die großen Eulen singen ungestört ihr monotones Nachtlied.

Der Vaal ist ziemlich fischreich, Barben, Gelbfische, u. A. m. sind zahlreich vorhanden. Das bequemste Mittel um Fische zu fangen ist Dynamit, indem man einen tüchtigen Schuß dieses gefährlichen Stoffs sich unter dem Wasser entladen läßt, wodurch die Fische betäubt werden und auf die Oberfläche kommen. Dem Fischstand wird dadurch großer Schaden gethan.

Wer es sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen läßt, kann sich auch den Genuß von wildem Honig verschaffen, indem es am River viele Bienennester gibt. Um so ein süßes Nest finden zu können, bedient man sich etwas aufgelösten Zuckers, welchen man ins Feld stellt, worauf sich gewöhnlich bald Bienen einstellen, um zu naschen. Dann verfolgt man die Richtung, welche die wegfliegenden Bienen nehmen. Man trägt nun den Zucker in dieser Richtung der Biene nach und hat man die Tierchen aus den Auge verloren, so setzt man den Zucker wieder zur Erde und wartet auf neue Ankömmlinge, welchen man dann wieder folgt, bis man endlich von der Biene selbst an ihr Nest geführt wird.

Otto Uhlemann.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

„Die Ziele der handelsgeographischen Vereine in Deutschland und der Erfolg ihrer bisherigen Thätigkeit. Eine Studie." So lautet eine uns soeben zugegangene Schrift, an der wir nur eins vermissen: den Namen des Autors. Wohl kennen und schätzen wir ihn, den unermüdlichen Pionier der kolonialpolitischen Aufgabe Deutschlands, welcher seit Jahren mit Wort und Schrift für das Verständnis der fort und fort wachsenden Bewegung thätig ist, welche die handelsgeographischen Vereine und die ihnen zur Seite stehende Presse schuf, — für die Anteilnahme aller Schichten unseres Volkes an diesem mit der Machtstellung und Wohlfahrt Deutschlands unzertrennlichen neuen Arbeitsfelde. Als er das Motto „Suum cuique!" an die

Spitze seiner Schrift stellte, hat der selbstlose, bescheidene Mann sich selbst vergessen. Postdirektor Wiche in Oberhausen hat diese von tiefen Kenntnissen und weitem, klaren Blicke zeugende Studie zuvor als Vortrag im Kaufmännischen Verein zu Unna gehalten und werden ihm, gleich uns, viele, viele dankbar für die Veröffentlichung desselben sein. In warmherzigen, von Vaterlandsliebe beseelten Worten ist hierin eine Saat ausgestreut, welche in jedem Hörer und Leser keimen muß und den noch Draußenstehenden bestimmen wird, mit Hand anzulegen und sein Möglichstes zu thun in gemeinsamer Arbeit zum Besten unseres Volkes, zum zukünftigen Segen Deutschlands. Der Verfasser betrachtet es in seiner Schrift als erste Aufgabe, die Mittel zu veranschaulichen, welche jedes Volk erst auf dem Wege langjähriger und treuer Arbeit im Schweiße des Angesichts erwerben muß, will dasselbe von Land zu Land, von Meer zu Meer, in allen Zonen seinen Namen und seine produktive Kraft zur Geltung bringen! In äußerst klarer und fesselnder Form gibt Wiche zuvörderst ein Bild der Kulturentwicklung und Handelgeschichte der maritimen Mächte Europas. Von Italien kommt er zur Hansa, alsdann zu England. Den Entwicklungsgang dieses heute den Welthandel beherrschenden Staates, wie er aus kleinen Anfängen mit Zähigkeit und festem Ziele zu der gegenwärtigen Machtstellung und Blüte gelangte, charakterisiert Wiche in vorurteilsfreier, verständnisvoller Weise; des Königs Wort i. J. 1721 bei Eröffnung des Parlaments: „Es ist einleuchtend, daß nichts so sehr zur Beförderung des öffentlichen Wohlstandes beiträgt, als die Ausfuhr von Manufakturwaren und die Einfuhr von Rohstoffen", — ist von der englischen Nation gleichsam zum Dogma erhoben worden. Der zielbewußten, sicheren Führung in dieser Richtung hat Englands Politik seine großartigen Erfolge wohl hauptsächlich zu verdanken; jene Erfolge die zur Macht, zur produktiven Kraft, zum Reichtum und zur Weltherrschaft geführt haben. Die geographische Abgeschlossenheit führt Wiche ferner als wesentlichen Stützpunkt der überaus günstigen Entwicklung der englischen Nation an. England war Europa gegenüber eine Welt für sich und seine politische Ausbildung ging von außen unbeeinflußt, naturgemäß vor sich. Als freier Boden ward es zur Zufluchtsstätte für eine große Zahl von Arbeitskräften des Kontinents, welche an England, als ihre neue Heimat, mit ihrem Kapital an Kenntnissen und Fertigkeiten, an Geld und Gut und Unternehmungsgeist ihren Dank abtrugen. Der Verfasser versäumt nicht auch Englands Förderung seiner Transportmittel zu einer wahrhaften Vollendung, die bewunderswürdige Ausbildung seiner Agrikulturkraft gemeinsam mit der Manufakturkraft, das Freiheits- und Rechtsgefühl des Individuums, wie die Religiosität und Moralität des Volkes als Faktoren der Größe dieses Landes zu erwähnen. Leider können wir hier nicht näher auf die geistvollen Ausführungen des Verfassers eingehen, welche im weiteren die Spanier und Portugiesen, Frankreich, Rußland, Holland und schießlich Deutschland behandeln. Wodurch die Entwicklung unseres Volkes als deutsche Nation zurückgehalten und nachteilig beeinflußt worden, hat Johannes Scherr in seinem neuen Werke „1870—71, vier Bücher deutscher Geschichte" in folgenden Worten, wie Wiche anführt, treffend charakterisiert:

„Unser Land gehört von naturwegen nicht zu den glücklichen. Ein rauher Himmel, drei Jahresviertel lang sonnenlos, nebeldüster und sturmwolkig, eine karge, neun Monde hindurch von Frost starrende und von Koth klebende oder von Nässe triefende Erde, der ihre Gaben mittelst rastloser Arbeitsgewalt abgerungen und ausgepreßt werden müssen. Das fürwahr sind keine Vorbedingungen einer heitern, beweglichen, das Dasein frei und schön ausgestaltenden Lebensfähigkeit. Die Dürftigkeit und Mühsal der Außenwelt drängte die Deutschen mit Macht zur Verinnerlichung und dieser entsprangen alle die Vorzüge und alle die Schwächen unseres Volkes: die Fülle und Schwere des Gemüts, der in alle Höhen fliegende Gedankendrang und die in alle Tiefen bohrende Grübelei; die Haus- und Heimseligkeit und ihr Gegensatz, der Wandertrieb und die Verfremdung; die knorrige Ich- und Selbstheit, erweitert zur Familienhaftigkeit, zur zähen Stammeseigenart; ein Idealismus, der nicht müde wird, eine Wolkenkukuksburg auf die andere zu türmen, und sich auf diese Luftschlösser allzuviel einbildet; ein edler Bildungseifer, dem sich aber gern der gelehrte Unfehlbarkeitshochmut anhängt; endlich eine Weltbürgerei, welche doch wieder häufig den Kern der Krähwinkelei in sich trägt."

In Umrissen skizziert Wiche sodann die Entwickelung unserer Nation und gelangt zu den letzten 25 Jahren deutscher Geschichte, deren Ergebnisse für unser Vaterland er in begeisterten Worten schildert. Wie zu öfteren weist er auch hier auf den großen Nationalökonomen Friedrich List hin, der schon vor 40—50 Jahren, ganz auf dem nationalen Boden unserer Tage stehend, die Bahnen gezeichnet hat, welche unser Vaterland einschlagen soll, um befähigt zu werden, seine hohen nationalen Aufgaben voll und ganz zu lösen. — Den zweiten Abschnitt seiner Studie widmet Herr Postdirektor Wiche den beiden Fragen, „von deren glücklicher Lösung die Lebens-, ja die Existenzfrage des deutschen Reiches, des deutschen Volkes für die Zukunft abhängt: Auswanderung und Export". Treffliche Gedanken entwickelt hier der Verfasser, die in allen denen, welche sich offenen Auges und offenen Herzens mit diesen Fragen beschäftigen, ein Echo finden werden. So begründet er als eine zeitgemäße Forderung das Werden und Wachsen der Vereine und Bestrebungen, wie sie in der handelsgeographischen Gesellschaften und im Deutschen Kolonialverein ihren Ausdruck gefunden haben. Die dem großen Publikum leicht vergeßlichen Erfolge des Centralvereins für Handelsgeographie und der mit ihm alliirten Gesellschaften werden von Wiche in helles Licht gestellt, indem er dem Verdienste der Männer gerecht wird, welche als Avantgarde unerschrocken und opferfreudig voran marschieren. Der Verfasser schließt mit einem Aufruf zu gemeinsamer Fortführung des Friedenswerkes zum Segen und zur Ehre des deutsches Reiches. — Möge diese vortreffliche Schrift die weiteste Verbreitung finden!*)

R. L.

*) Der Weltpost-Verlag in Leipzig erklärt sich zur frankierten Uebersendung der Schrift gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken gern bereit.

Der Welthandel im Jahre 1882.

Wer den Bewegungen des Welthandels im Jahre 1882 mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem wird nicht entgangen sein, daß die Hoffnungen, die darauf gesetzt, nur teilweis erfüllt wurden. Zunächst erlitt die seit 1879 lebhafter gewordene und zu Anfang des verflossenen Jahres in gesteigertem Maße auftretende Nachfrage zugleich mit der Gedrücktheit der Preise eine unliebsame Beeinträchtigung. Dazu kam aber auch ein Nachlassen in der Nachfrage selbst, sodaß die Handelsausweise des zweiten Semesters in Vergleichung mit dem ersten eine rückgängige und gegen den Schluß des Jahres in dieser Richtung zunehmende Bewegung bekunden. Namentlich zeigt die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten im allgemeinen im zweiten Semester eine Abnahme, die im 4. Quartal wieder in stärkerem Maße erscheint als im dritten. Als einen Hauptgrund kann man die in Nordamerika seit längerer Zeit sich geltend machende Ueberproduktion, namentlich auch auf landwirtschaftlichem Gebiete, ansehen. Die Vereinigten Staaten haben im Jahre 1882 in jeder Hinsicht — sowohl in Getreide wie in Baumwolle — die größte Ernte eingeheimst, die sie je zu verzeichnen hatten; aber auch in Europa war die Ernte im ganzen reichlich. Außerdem scheint der mit einer alle anderen Jahre weit übertreffenden Großartigkeit betriebene Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten ins Stocken geraten zu sein. Endlich wird auch die wilde Spekulationswut in Nordamerika für die besonnene Geschäftswelt ein „Mene Tekel“ gewesen sein.

Was die Gedrücktheit der Preise auf dem Weltmarkt anbelangt, so zeigen die meisten Artikel im Dezember 1882 gegen den Dezember des Vorjahres, nach einem Aufsatz von P. Smith im Deutschen Handelsblatt, einen Rückgang. Wir stellen einige der wichtigsten Gegenstände hier zusammen; die Preise verstehen sich in englischem Gelde:

	im Dezember 1881	im Dezember 1882
Schottisch Roheisen (pr. Ton.)	2. 12. —	2. 10. —
brit. Stabeisen (pr. Ton.)	6. 15. —	6. 2. —
Kupfer (Chile, Stangen pr. Ton.)	70. 15. —	69. 9. —
Blei (pr. Ton.)	15. 12. 6	14. 5. —
Baumwolle (Pfd.)	—. —. $6^5/_8$	—. —. $6^1/_8$
Reis (Ztr.)	—. 7. 11	—. 7. 1

Getreide war weit billiger, Kaffee stand durchschnittlich 8 sh. niedriger, ebenso war der Thee beispiellos billig. Von wichtigen Artikeln, deren Preise eine Steigerung aufzuweisen haben, seien erwähnt: Kohlen (um 1 sh. 6 d. pro Tonne), Wolle (1 d. pro Pfd.), Tabak (2 d. pro Pfd.) und Petroleum ($1^3/_8$ d. pro Gallone). Diese Erhöhungen fallen aber gegen die Rückgänge kaum ins Gewicht. Als Ursachen des niederen Standes der Preise und des gestörten Geschäftsganges sind einesteils finanzielle, anderenteils politische Verhältnisse im Spiel: die Krisis in Frankreich, die Ueberfüllung des ostindischen Marktes, die gedrückte Lage des Handels mit China, der egyptische Feldzug und die vielfachen Beunruhigungen der politischen Welt durch mehr oder weniger begründete Befürchtungen. Möchte das Jahr 1883 einen ruhigeren und für den Welthandel günstigeren Verlauf nehmen!

Die Ergebnisse des englischen, französischen und nordamerikanischen Außenhandels nach den Hauptrubriken für das kürzlich abgelaufene Jahr liegen bereits vor und schließen wir dieselben hier an. Englands Einfuhr betrug 412 Millionen Pfund Sterling ($15^1/_4$ Mill. Pfd. mehr als im Vorjahre); Ausfuhr $241^1/_2$ Mill. Pfd. ($7^1/_2$ Mill. Pfd. mehr als im Vorjahre). Die Einfuhr setzte sich wie folgt zusammen (in Tausenden Pfd. St.):

Nährstoffe 2c.	167,310;	mehr gegen das Vorjahr:	690
Roh- und Hilfsmaterialien	141,430;	„ „ „ „	9020
Fabrikate 2c.	51,660;	„ „ „ „	1930
Sonstige Erzeugnisse	51,600;	„ „ „ „	3590

An der Mehreinfuhr ist Deutschland nur sehr gering, vielleicht gar nicht beteiligt, weisen doch sehr wichtige Artikel, wie Eisenwaren, Wollengarne gar eine Verminderung auf! — Die Hauptrubriken der Ausfuhr waren:

Garne u. Textilfabrikate	111,190;	weniger gegen das Vorjahr:	2340
Berg- u. Hüttenprodukte	50,550;	mehr „ „ „	4370
Sonstige Erzeugnisse	79,740;	„ „ „ „	5430

Frankreichs Einfuhr belief sich auf 4972,$_1$ Millionen Frcs. gegen 4863,$_4$ Millionen im Vorjahre, weist also ein Plus von 108,$_7$ Mill. Francs auf. Bei der Ausfuhr waren die entsprechenden Ziffern 3596,$_2$ bezw. 3561,$_5$ Millionen Francs, so daß also hier ein Plus von 34,$_7$ Millionen Francs vorliegt.

Bei den Vereinigten Staaten stellt sich die Einfuhr auf 775,342,058 Dollars, d. h. auf 82,631,697 Dollars höher, als im Jahre vorher, während bei der sich auf 767,976,337 Dollars belaufenden Ausfuhr ein Minus von 65,572,790 Dollars erscheint; letzteres hauptsächlich infolge der guten Ernten in Europa und der Einfuhrverbote von amerikanischem Schweinefleisch in verschiedenen europäischen Ländern.

Was Deutschland betrifft, so reichen die bezüglichen Daten nur erst bis Ende September. Bis dahin lautet die Handelsbilanz indes sehr günstig, da sie gegen denselben Zeitraum des vorhergehenden Jahres bei der Einfuhr ein Mehr von 142 und bei der Ausfuhr ein solches von 174,$_6$ Millionen Mark, zusammen also ein Mehr von 316,$_6$ Millionen Mark aufweist. Ich werde nach erfolgtem Abschluß des Jahres 1882 in einem ausführlicheren Artikel auf diesen Gegenstand zurückkommen.

A. Schroot.

„Neue volkswirtschaftliche Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet. Herausgegeben vom Orientalischen Museum in Wien.“ Ein vortreffliches und äußerst wertvolles Werkchen, enthaltend eine Reihe von Monographien aus dem Gebiet der Handelsgeographie, des Handelsrechts und des Warenhandels (nach den Hauptartikeln), aus der Feder von Konsulats- und Gesandtschaftsbeamten, sowie von Kaufleuten, sämtlich in Konstantinopel ansässig. Näher auf den Inhalt einzugehen verbietet der knappe Raum dieser Zeitschrift, nur ein Punkt sei hervorgehoben, weil er endlich einige Klarheit in die seither so mangelhafte Handels-

statistik der Türkei bringt. Seither wurde die durchschnittliche Einfuhr auf jährlich 430, die Ausfuhr auf 397 Millionen Mark angegeben, wovon 198 resp. 146 Millionen auf Konstantinopel entfallen sollten. Die Nachweise der türkischen Zollbehörden ergeben aber für das Jahr 1879—80 in der Einfuhr 359 und in der Ausfuhr 162 Millionen Mark, sodaß auf Konstantinopel nach obigem Verhältnis 170 Millionen für die Einfuhr und 61 Millionen für die Ausfuhr entfallen würden: angesichts des Rufes der Stadt als Welthandelsplatz sehr geringe Summen. Deutschland ist bei dem Handel des Jahres 1879—80 nur mit etwas über 1 Million Mark und zwar bei der Einfuhr beteiligt. Die Ausfuhr nach Deutschland war ganz ohne Belang. S.

S. Eine zwanzigjährige Entwickelung ohne Beispiel zeigen die Vereinigten Staaten von Nordamerika:

	1860	1880
Bevölkerung	31,400,000	50,400,000
Weizenproduktion (Bushel)	173,100,000	480,800,000
Maisproduktion (Bushel)	838,800,000	1,450,000,000
Baumwolle (Ballen)	4,800,000	5,700,000
Wolle (Pfund)	60,300,000	232,500,000
Eisen (Zentner)	18,400,000	61,400,000
Steinkohlen (Zentner)	?*)	1,300,000,000
Petroleum (Barrels)	0,500,000	19,700,000
Wert der Fabrikate (Dollars)	1,886,000,000	5,370,000,000
Wert der Ausfuhr (Dollars)	316,200,000	823,900,000

Echo aus allen Weltteilen.

Dr. Hermann A. Schumacher,
der bisherige deutsche Generalkonsul in New York, welcher als Kais. deutscher Ministerresident nach Lima berufen, ist bei seiner Durchreise in New York, von einem Besuche aus Deutschland zurückkehrend, durch eine herzliche und erhebene Begrüßungsfeier seitens der deutsch-amerikanischen Kolonie geehrt worden. Der dem hochangesehenen Manne geltende öffentliche Aufruf zu einer recht zahlreichen Beteiligung hebt die Verdienste hervor, welche sich Dr. Hermann A. Schumacher während eines achtjährigen Aufenthalts als Generalkonsul des deutschen Reiches in New York um die deutschen Interessen erworben hat, seine Teilnahme an allen deutschen gemeinnützigen Unternehmungen dieser Stadt, sowie seine rege Thätigkeit zur Beförderung humaner Zwecke. Zu den Unterzeichnern gehören die ersten Namen aus allen Berufsklassen, Männer der Presse, wie Karl Schurz von der (republikanischen) „Evening Post" und Oswald Ottendorfer von der (demokratischen) „Staatszeitung", die Präsidenten der großen deutschen Geselligkeitsvereine, wie Liederkranz und Arion, des Wissenschaftlichen Vereins, der Geographischen Gesellschaft, des Deutschen Hospitals, des Deutschen Rechtsschutzvereins und der Einwanderungsbehörden.

Ein Kulturbild aus Brasilien.

Die Justiz Sklaven verkaufend. Unter dieser Ueberschrift schreibt die Rioer „Gazeta de Tarde" vom 5. d. folgendes: „Der Handel mit Menschenfleisch ist nun auf der Spitze angelangt. Die Behörde (Justica) in Brasilien läßt freie Menschen als Sklaven verkaufen, zur Deckung von Zahlungen, welche der Staatsschatz zu fordern hat. Das heute im offiziellen Blatt publizierte, durch den Conselheiro Dr. Luis Antonio Pereira Franco, juiz de direito da 1.a vara civel und der Angelegenheiten des Provinzialschatzes von Rio de Janeiro, publizierte Edital ist der widerwärtigste Auswurf, welcher einer ehrliebenden Nation in's Gesicht geschleudert werden kann. Das Edital sucht Käufer für folgende freie Menschen, welche heute als Sklaven hingestellt werden: Luiz Benguela, ungefähr 80 Jahre, Arbeiter für Rossa und Weide, geschätzt auf 80 Milreis (ungefähr 180 Mark), — Luiz Congo, ca. 70 Jahre, geschätzt zu 100 Milreis (ungefähr 225 Mark), — Joaquin Cabinda, ungefähr 50 Jahre, Wert 500 Milreis (ungefähr 1125 Mark). Die Schande für die Nation ist nicht nur provoziert durch das Verbrechen: die offizielle Gewinnsucht (ganancia) geht sogar an das Schmerzenslager und verlangt Geld für einen Sterbenden. Das Edital sagt weiter: „Im Hospital: Firmino, ungefähr 38 Jahre, Kreole, schwer erkrankt, auf 50 Milreis taxiert in seinem jetzigen Zustande, — Antonio, Kreole, 40 Jahre ungefährlich, mit einem Bruch behaftet und krank, auf 150 Milreis taxiert."

Leben wir im 19. Jahrhundert?!

Ein Kulturbild aus Ecuador.

Der Diktator Veintimilla erbittert durch seinen Despotismus und seine Grausamkeit alle Gemüter. Eine empörende That hat die Indignation des Publikums und den Protest der gesamten Presse hervorgerufen. Der Redakteur des „Teléfono" in Guayaquil, Namens Valverde, welcher in seinem Blatte die Politik des Diktators einer scharfen Kritik unterzog, erlitt hierfür eine so barbarische Strafe, daß sich das menschliche Gefühl darüber empört. Er wurde von Soldaten in seinem eigenen Hause ergriffen, nach der Artilleriekaserne geführt, entkleidet, und ihm 400 Stockstreiche aufgemessen, worauf er bewußtlos in den Arrest geworfen wurde. Als er wieder zu sich kam, versuchte er sich selbst zu töden, indem er sich die Stecknadel seiner Kravatte in die Brust bohren wollte, allein er war zu schwach, um seinen Plan durchzuführen. Ungeachtet aller Verwendungen seines Vaters, seiner Gattin und Verwandten, durfte ihm kein Besuch gemacht und nicht die mindeste Unterstützung oder Erleichterung verschafft werden. Bei Abgang unseres Berichtes am 5. Dezember befand sich der Unglückliche noch in seiner trostlosen Lage.

Briefkasten der „Weltpost".

Nach längerer Zeit erhielten wir von Herrn **Carl Zill** wieder ein Lebenszeichen. Nach verschiedenen Fahrten im Zickzack, nach glücklich überstandener Krankheit, befindet er sich jetzt in Elkhart, Indiana, wo er in einer Fabrik von musikalischen Blechinstrumenten arbeitet. Auf seinen Wunsch öffnen wir ihm hiermit unsre Spalten zur Beantwortung auf verschiedene an ihn ergangene Anfragen.

An **B. R.** in **D.**, **Sch.** in **D.**, **A. T.** in **W.** Da Sie Geld genug haben, um sich eine unabhängige Existenz zu gründen, so denken Sie immer „frisch gewagt, ist halb gewonnen." Wenn Sie Ihr Glück nicht versuchen, kann Ihnen keins blühen. Warum wollen Sie aber nach Westindien? Vor subtropischen Ländern kann ich nur jeden Norddeutschen warnen. Gehen Sie lieber nach den Ost- oder Nordweststaaten Nord-Amerikas. Gern will ich Ihnen nach meiner Erfahrung brieflich einzelne Fragen beantworten. Carl Zill.

A. Sch. in **B. b. M.** Besten Dank für Zusendung der Briefmarken. — Kalifornien ist ein für Sie passendes Land, da Sie sich mit der Obst-, Wein- und Bienenzucht beschäftigen wollen. Ihre Ansichten über Bienenzucht werden Sie hier jedoch ändern müssen, Sie haben hier eine neue Schule durchzumachen; der Anfang ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Ohne Kenntnis der Sprache und der Bodenverhältnisse kommen Sie nur langsam vorwärts. In Los Angeles eine Niederlassung zu gründen, kommt teuer, da gutes Land in Besitz genommen und geringes, bei Mangel an tüchtigem Winterregen, Mißernten unterworfen ist. Ich halte das nördlich von San Francisco liegende Land z. B. Shasta County für deutsche Auswanderer für viel gesunder und passender. Bisher ging die Reise nach Kalifornien über New York, von da per Bahn quer durch die Vereinigten Staaten mit der Union- und Central-Pacificbahn, bald wird jedoch ein weit näherer Weg nach San Francisco für Deutschland von New Orleans aus führen, indem die Süd-Pacificbahn im Februar eröffnet werden soll. Wenn Sie Arbeit suchen, so thun Sie am besten, sich sogleich nach Ankunft in San Francisco an die Deutsche Gesellschaft (Dupont Street 114) zu wenden; unentgeltliche zuverlässige Auskunft über Ländereien erhalten Sie im Bureau der „Immigration Association", California Street No. 10, eine sehr geachtete Gesellschaft zum Schutze der Einwanderer, der Sekretär ist ein Deutscher. Am besten thun Sie alsdann, Frau, Kinder und Gepäck in einem Gasthaus in San Francisco zu lassen und sich ein Stück Land nach eigenem Ermessen auszusuchen. Carl Zill.

T. H. in **D.** Etliche Fragen sind unleserlich und daher nicht zu beantworten. Auf Streichhölzer, Tabak und Spirituosen liegen hohe Steuern. Carl Zill.

(Adresse einfach: Carl Zill, Elkhart, Ind. U. S. A.)

Frau **D. B.** in **Amst.** Die Anstalt des Herrn Oberlehrer C. Krumbach in Wurzen bei Leipzig verdient als eine vortrefflich geleitete besonders den im Auslande lebenden deutschen Famlien empfohlen zu werden, die ihren Söhnen in Deutschland im Hause eines umsichtigen Pädagogen eine gediegene Schul- und Herzensbildung angedeihen lassen wollen. Dem Englischen und Französischen wird besondere Sorgfalt gewidmet. Lassen Sie sich den Prospekt kommen. D. Red.

*) Ziffer unbekannt, dürfte aber nicht sehr hoch gewesen sein. Im Jahre 1870 belief sich die Kohlenförderung auf 657 Millionen Zentner.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Deutsch-Amerikanisches Liebeswerk.

Lauter als alle doktrinären Ableugnungen der Erhaltung des Deutschtums der nach den Vereinigten Staaten zu vielen Hunderttausenden ausgewanderten Söhne unseres Vaterlandes sprechen die Beweise ihrer unveränderlichen herzlichen Zusammengehörigkeit, die sie als amerikanische Bürger in Zeiten der Not ihrem alten Heimatslande in echter deutscher Treue bewahrt haben. Mit goldenen Lettern steht die Hülfsbereitschaft unserer transatlantischen Brüder in der Geschichte des deutschen Volkes eingetragen, als sie in inniger patriotischer Erregung mit vollen Händen $4^1/_2$ Millionen zur Unterstützung der Verwundeten während des deutsch-französischen Krieges beisteuerten. Und wie damals, so auch heute. Als der Wiederhall des vieltausendstimmigen Notschreis von den Ufern des Rheins und Mains bis zum fernsten Westen Nordamerikas drang, da zeigte sich drüben von neuem das wärmste Mitgefühl für die Leiden des deutschen Volkes. Mehr als alle Worte spricht die Gabenfülle, die bis zum Schluß des deutschen Reichstags in Höhe von über $^3/_4$ Millionen Mark bei demselben eingelaufen, deren genaues Verzeichnis wir hiermit veröffentlichen, in dankbarer Anerkennung der hochherzigen Gesinnungen, denen sie entsproßen. Und selbst dieses klingenden Beweises bedurfte es erst nicht, um uns von neuem zu bekräftigen, daß der größere Teil derer, die über's Meer zogen, selbst die späteren Generationen der ersten Pioniere, bei aller freudigen Erfüllung ihrer Pflichten als amerikanische Bürger, dem Lande ihrer Väter die innigste Anhänglichkeit bewahren. Der andauernde ansehnliche Zuwachs durch deutsche Einwanderung, die vieltausendfältigen engen verwandschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen hüben und drüben, die Pflege deutscher Geselligkeit, das lebhafte Interesse für deutsche Litteratur und Kunst, die so zahlreiche deutsch-amerikanische Presse, vor allem aber das zähe Festhalten an der deutschen Muttersprache in Familie, Kirche und Schule, — endlich die seit Begründung des neuen deutschen Reiches dem deutschen Namen entgegengebrachte Achtung des Amerikaners, — alles dies dient dazu das Deutschtum in den Vereinigten Staaten zu befestigen und es rückwirkend immer mehr zum segensreichen Gedeihen für Deutschland zu gestalten.

Es liefen bis zum Schluß des Reichstags, also bis zum 16. Februar 1883, an Liebesgaben von den Deutschen in den Vereinigten Staaten in Amerika für die Überschwemmten des westlichen Deutschlands ein aus:

1. St. Louis, Mo.
   - 1. Rate . . . . 30,000.—
   - 2. Rate . . . . 20,000.—
   - Einzelner Beitrag 83.43 — Mk. 50,083.43
2. Louisville, Ky., ... „ 18,000.—
3. Galveston, Tex.
   - 1. Rate 5000
   - 2. Rate . . . . 6000 — Mk. 11,000.—
4. Indianapolis, Ind. . Mk. 13,000.—
5. Chicago, Ill.
   - 1. Rate . . . . 40,000 (davon 10,000 Mk. für die Ueberschwemmten Deutsch-Oesterreichs)
   - 2. Rate 20,000
   - 3. Rate 20,000
   - 4. Rate 20,000
   - 5. Rate . . . . 20,000 — Mk. 120,000.—
6. New York, N. Y.
   - 1. Rate (der Brauer, Hopfen- und Malzhändler) 40,000
   - 2. Rate 100,000
   - 3. Rate 50,000
   - 4. Rate . . . . 50,000 — Mk. 240,000.—
7. Detroit, Mich.
   - 1. Rate . . . . 12,000.—
   - 2. Rate . . . . 4000.—
   - 3. Rate 276.26
   - 4. Rate . . . . 829.50 — Mk. 17,105.76
8. San Francisco, Cal. (s. auch unten)
   - 1. Rate . . . . 9000.—
   - 2. Rate 699.60
   - 3. Rate . . . . 700.— (vom kalif. Schützen-Klub) — Mk. 10,399.60

9. Evansville, Ind. . .	„	5000.—
10. Milwaukee, Wis. . .	„	10,000.—
11. Jeffersonville, Ky. .	„	1250.—
12. Memphis, Tenn. . .	„	8000.—
13. Erie, Pa.	„	6220.—
14. Kansas City, Mo. . .	„	7487.—
15. Toledo, O.	„	12,000.—
16. Saginaw, Mich. . . .	„	1938.—
17. Staten Island, N. Y.	„	6000.—
18. Pittsburgh u. Alleghany	„	3000.—
19. Dayton, O.	„	3000.—
20. Newark, N. J. . . .	„	13,000.—
21. Peoria, Ill.	„	7500.—
22. Quincy, Ill.	„	2500.—
23. Leavenworth, Kans. .	„	2525.—
24. Cannelton, Ind. . .	„	800.—
25. Belleville, Ill. . . .	„	930.—
26. Dallas, Tex.	„	1644.—
27. St. Joseph, Mo. . .	„	3000.—
28. Chillicothe, O. . . .	„	3000.—
29. Houston, Tex.	„	2998.50
30. Rock Island, Ill. . .	„	2998.50
31. Terre-Haute, Ind. .	„	5623.—
32. Grand Island . . .	„	1500.—
33. Jersey City, N. J. .	„	6279.20
34. Highland, Ill. . . .	„	660.—
35. Washington, Ill. . .	„	299.80
36. Hamilton, O. . . .	„	3212.—
37. Sheboygan, Wis. . .	„	675.—
38. Cedar Rapids, Ia. . .	„	524.—
Summa	Mk.	603,152.79

Hierzu kommen noch folgende an andere Adressen als an den Reichstag eingelaufene Beiträge hinzu:

39. Henry Villard . . .	Mk.	30,000.—
40. New Orleans, La. . .	„	20,000.—
41. Baltimore, Mo. . . .	„	22,100.—
42. Philadelphia, Pa. . .	„	100,000.—
43. Cincinnati, O. . . ,	„	20,000.—
44. San Francisco, Cal. .	„	20,000.—
45. Aurora, Ill. (vom Liederkranz)	„	834.—
Zusammen	Mk.	816,086.79

statistik der Türkei bringt. Seither wurde die durchschnittliche Einfuhr auf jährlich 430, die Ausfuhr auf 397 Millionen Mark angegeben, wovon 198 resp. 146 Millionen auf Konstantinopel entfallen sollten. Die Nachweise der türkischen Zollbehörden ergeben aber für das Jahr 1879—80 in der Einfuhr 359 und in der Ausfuhr 162 Millionen Mark, sodaß auf Konstantinopel nach obigem Verhältnis 170 Millionen für die Einfuhr und 61 Millionen für die Ausfuhr entfallen würden: angesichts des Rufes der Stadt als Welthandelsplatz sehr geringe Summen. Deutschland ist bei dem Handel des Jahres 1879—80 nur mit etwas über 1 Million Mark und zwar bei der Einfuhr beteiligt. Die Ausfuhr nach Deutschland war ganz ohne Belang. S.

S. Eine zwanzigjährige Entwickelung ohne Beispiel zeigen die Vereinigten Staaten von Nordamerika:

	1860	1880
Bevölkerung	31,400,000	50,400,000
Weizenproduktion (Bushel)	173,100,000	480,800,000
Maisproduktion (Bushel)	838,800,000	1,450,000,000
Baumwolle (Ballen)	4,800,000	5,700,000
Wolle (Pfund)	60,300,000	232,500,000
Eisen (Zentner)	18,400,000	61,400,000
Steinkohlen (Zentner)	?*)	1,300,000,000
Petroleum (Barrels)	0,500,000	19,700,000
Wert der Fabrikate (Dollars)	1,886,000,000	5,370,000,000
Wert der Ausfuhr (Dollars)	316,200,000	823,900,000

Echo aus allen Weltteilen.

Dr. Hermann A. Schumacher,

der bisherige deutsche Generalkonsul in New York, welcher als Kais. deutscher Ministerresident nach Lima berufen, ist bei seiner Durchreise in New York, von einem Besuche aus Deutschland zurückkehrend, durch eine herzliche und erhebene Begrüßungsfeier seitens der deutsch-amerikanischen Kolonie geehrt worden. Der dem hochangesehenen Manne geltende öffentliche Aufruf zu einer recht zahlreichen Beteiligung hebt die Verdienste hervor, welche sich Dr. Hermann A. Schumacher während eines achtjährigen Aufenthalts als Generalkonsul des deutschen Reiches in New York um die deutschen Interessen erworben hat, seine Teilnahme an allen deutschen gemeinnützigen Unternehmungen dieser Stadt, sowie seine rege Thätigkeit zur Beförderung humaner Zwecke. Zu den Unterzeichnern gehören die ersten Namen aus allen Berufsklassen, Männer der Presse, wie Karl Schurz von der (republikanischen) „Evening Post" und Oswald Ottendorfer von der (demokratischen) „Staatszeitung", die Präsidenten der großen deutschen Geselligkeitsvereine, wie Liederkranz und Arion, des Wissenschaftlichen Vereins, der Geographischen Gesellschaft, des Deutschen Hospitals, des Deutschen Rechtsschutzvereins und der Einwanderungsbehörden.

Ein Kulturbild aus Brasilien.

Die Justiz Sklaven verkaufend. Unter dieser Ueberschrift schreibt die Rioer „Gazeta de Tarde" vom 5. d. folgendes: „Der Handel mit Menschenfleisch ist nun auf der Spitze angelangt. Die Behörde (Justica) in Brasilien läßt freie Menschen als Sklaven verkaufen, zur Deckung von Zahlungen, welche der Staatsschatz zu fordern hat. Das heute im offiziellen Blatt publizierte, durch den Conselheiro Dr. Luis Antonio Pereira Franco, juiz de direito da 1.a vara civel und der Angelegenheiten des Provinzialschatzes von Rio de Janeiro, publizierte Edital ist der widerwärtigste Auswurf, welcher einer ehrliebenden Nation in's Gesicht geschleudert werden kann. Das Edital sucht Käufer für folgende freie Menschen, welche heute als Sklaven hingestellt werden: Luiz Benguela, ungefähr 80 Jahre, Arbeiter für Rossa und Weide, geschätzt auf 80 Milreis (ungefähr 180 Mark), — Luiz Congo, ca. 70 Jahre, geschätzt zu 100 Milreis (ungefähr 225 Mark), — Joaquin Cabinda, ungefähr 50 Jahre, Wert 500 Milreis (ungefähr 1125 Mark). Die Schande für die Nation ist nicht nur provoziert durch das Verbrechen: die offizielle Gewinnsucht (ganancia) geht sogar an das Schmerzenslager und verlangt Geld für einen Sterbenden. Das Edital sagt weiter: „Im Hospital: Firmino, ungefähr 38 Jahre, Kreole, schwer erkrankt, auf 50 Milreis taxiert in seinem jetzigen Zustande, — Antonio, Kreole, 40 Jahre ungefährlich, mit einem Bruch behaftet und krank, auf 150 Milreis taxiert."

Leben wir im 19. Jahrhundert?!

*) Ziffer unbekannt, dürfte aber nicht sehr hoch gewesen sein. Im Jahre 1870 belief sich die Kohlenförderung auf 657 Millionen Zentner.

Ein Kulturbild aus Ecuador.

Der Diktator Veintimilla erbittert durch seinen Despotismus und seine Grausamkeit alle Gemüter. Eine empörende That hat die Indignation des Publikums und den Protest der gesamten Presse hervorgerufen. Der Redakteur des „Teléfono" in Guayaquil, Namens Valverde, welcher in seinem Blatte die Politik des Diktators einer scharfen Kritik unterzog, erlitt hierfür eine so barbarische Strafe, daß sich das menschliche Gefühl darüber empört. Er wurde von Soldaten in seinem eigenen Hause ergriffen, nach der Artilleriekaserne geführt, entkleidet, und ihm 400 Stockstreiche aufgemessen, worauf er bewußtlos in den Arrest geworfen wurde. Als er wieder zu sich kam, versuchte er sich selbst zu töden, indem er sich die Stecknadel seiner Kravatte in die Brust bohren wollte, allein er war zu schwach, um seinen Plan durchzuführen. Ungeachtet aller Verwendungen seines Vaters, seiner Gattin und Verwandten, durfte ihm kein Besuch gemacht und nicht die mindeste Unterstützung oder Erleichterung verschafft werden. Bei Abgang unseres Berichtes am 5. Dezember befand sich der Unglückliche noch in seiner trostlosen Lage.

Briefkasten der „Weltpost".

Nach längerer Zeit erhielten wir von Herrn **Carl Zill** wieder ein Lebenszeichen. Nach verschiedenen Fahrten im Zickzack, nach glücklich überstandener Krankheit, befindet er sich jetzt in Elkhart, Indiana, wo er in einer Fabrik von musikalischen Blechinstrumenten arbeitet. Auf seinen Wunsch öffnen wir ihm hiermit unsre Spalten zur Beantwortung auf verschiedene an ihn ergangene Anfragen.

An **B. R.** in **D.**, **Sch.** in **D.**, **A. T.** in **W.** Da Sie Geld genug haben, um sich eine unabhängige Existenz zu gründen, so denken Sie immer „frisch gewagt, ist halb gewonnen." Wenn Sie Ihr Glück nicht versuchen, kann Ihnen keins blühen. Warum wollen Sie aber nach Westindien? Vor subtropischen Ländern kann ich nur jeden Norddeutschen warnen. Gehen Sie lieber nach den Ost- oder Nordweststaaten Nord-Amerikas. Gern will ich Ihnen nach meiner Erfahrung brieflich einzelne Fragen beantworten. Carl Zill.

A. Sch. in **B.** b. **M.** Besten Dank für Zusendung der Briefmarken. — Kalifornien ist ein für Sie passendes Land, da Sie sich mit der Obst-, Wein- und Bienenzucht beschäftigen wollen. Ihre Ansichten über Bienenzucht werden Sie hier jedoch ändern müssen, Sie haben hier eine neue Schule durchzumachen; der Anfang ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Ohne Kenntnis der Sprache und der Bodenverhältnisse kommen Sie nur langsam vorwärts. In Los Angeles eine Niederlassung zu gründen, kommt teuer, da gutes Land in Besitz genommen und geringes, bei Mangel an tüchtigem Winterregen, Mißernten unterworfen ist. Ich halte das nördlich von San Francisco liegende Land z. B. Shasta County für deutsche Auswanderer für viel gesunder und passender. Bisher ging die Reise nach Kalifornien über New York, von da per Bahn quer durch die Vereinigten Staaten mit der Union- und Central-Pacificbahn, bald wird jedoch ein weit näherer Weg nach San Francisco für Deutschland von New Orleans aus führen, indem die Süd-Pacificbahn im Februar eröffnet werden soll. Wenn Sie Arbeit suchen, so thun Sie am besten, sich sogleich nach Ankunft in San Francisco an die Deutsche Gesellschaft (Dupont Street 114) zu wenden; unentgeltliche zuverlässige Auskunft über Ländereien erhalten Sie im Bureau der „Immigration Association", California Street No. 10, eine sehr geachtete Gesellschaft zum Schutze der Einwanderer, der Sekretär ist ein Deutscher. Am besten thun Sie alsdann, Frau, Kinder und Gepäck in einem Gasthaus in San Francisco zu lassen und sich ein Stück Land nach eigenem Ermessen auszusuchen. Carl Zill.

T. H. in **D.** Etliche Fragen sind unleserlich und daher nicht zu beantworten. Auf Streichhölzer, Tabak und Spirituosen liegen hohe Steuern. Carl Zill.

(Adresse einfach: Carl Zill, Elkhart, Ind. U. S. A.)

Frau **D. B.** in **Amst.** Die Anstalt des Herrn Oberlehrer C. Krumbach in Wurzen bei Leipzig verdient als eine vortrefflich geleitete besonders den im Auslande lebenden deutschen Famllien empfohlen zu werden, die ihren Söhnen in Deutschland im Hause eines umsichtigen Pädagogen eine gediegene Schul- und Herzensbildung angedeihen lassen wollen. Dem Englischen und Französischen wird besondere Sorgfalt gewidmet. Lassen Sie sich den Prospekt kommen. D. Red.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Deutsch-Amerikanisches Liebeswerk.

Lauter als alle doktrinären Ableugnungen der Erhaltung des Deutschtums der nach den Vereinigten Staaten zu vielen Hunderttausenden ausgewanderten Söhne unseres Vaterlandes sprechen die Beweise ihrer unveränderlichen herzlichen Zusammengehörigkeit, die sie als amerikanische Bürger in Zeiten der Not ihrem alten Heimatslande in echter deutscher Treue bewahrt haben. Mit goldenen Lettern steht die Hülfsbereitschaft unserer transatlantischen Brüder in der Geschichte des deutschen Volkes eingetragen, als sie in inniger patriotischer Erregung mit vollen Händen 4½ Millionen zur Unterstützung der Verwundeten während des deutsch-französischen Krieges beisteuerten. Und wie damals, so auch heute. Als der Wiederhall des vieltausendstimmigen Notschreis von den Ufern des Rheins und Mains bis zum fernsten Westen Nordamerikas drang, da zeigte sich drüben von neuem das wärmste Mitgefühl für die Leiden des deutschen Volkes. Mehr als alle Worte spricht die Gabenfülle, die bis zum Schluß des deutschen Reichstags in Höhe von über ¾ Millionen Mark bei demselben eingelaufen, deren genaues Verzeichnis wir hiermit veröffentlichen, in dankbarer Anerkennung der hochherzigen Gesinnungen, denen sie entsproßen. Und selbst dieses klingenden Beweises bedurfte es erst nicht, um uns von neuem zu bekräftigen, daß der größere Teil derer, die über's Meer zogen, selbst die späteren Generationen der ersten Pioniere, bei aller freudigen Erfüllung ihrer Pflichten als amerikanische Bürger, dem Lande ihrer Väter die innigste Anhänglichkeit bewahren. Der andauernde ansehnliche Zuwachs durch deutsche Einwanderung, die vieltausendfältigen engen verwandschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen hüben und drüben, die Pflege deutscher Geselligkeit, das lebhafte Interesse für deutsche Litteratur und Kunst, die so zahlreiche deutsch-amerikanische Presse, vor allem aber das zähe Festhalten an der deutschen Muttersprache in Familie, Kirche und Schule, — endlich die seit Begründung des neuen deutschen Reiches dem deutschen Namen entgegengebrachte Achtung des Amerikaners, — alles dies dient dazu das Deutschtum in den Vereinigten Staaten zu befestigen und es rückwirkend immer mehr zum segensreichen Gedeihen für Deutschland zu gestalten.

Es liefen bis zum Schluß des Reichstags, also bis zum 16. Februar 1883, an Liebesgaben von den Deutschen in den Vereinigten Staaten in Amerika für die Überschwemmten des westlichen Deutschlands ein aus:

1. St. Louis, Mo.			
1. Rate	30,000.—		
2. Rate	20,000.–		
Einzelner Beitrag	83.43	Mk.	50,083.43
2. Louisville, Ky., ...		„	18,000.—
3. Galveston, Tex.			
1. Rate	5000		
2. Rate	6000	Mk.	11,000.—
4. Indianapolis, Ind. .		Mk.	13,000.—
5. Chicago, Jll.			
1. Rate . . . . (davon 10,000 Mk. für die Ueberschwemmten Deutsch-Oesterreichs)	40,000		
2. Rate	20,000		
3. Rate	20,000		
4. Rate	20,000		
5. Rate	20,000	Mk.	120,000.—
6. New York, N. Y.			
1. Rate (der Brauer, Hopfen- und Malzhändler)	40,000		
2. Rate	100,000		
3. Rate	50,000		
4. Rate	50,000	Mk.	240,000.—
7. Detroit, Mich.			
1. Rate	12,000.—		
2. Rate	4000.—		
3. Rate	276.26		
4. Rate	829.50	Mk.	17,105.76
8. San Francisco, Cal. (s. auch unten)			
1. Rate	9000.—		
2. Rate	699.60		
3. Rate . . . . (vom kalif. Schützen-Klub)	700.—	Mk.	10,399.60
9. Evansville, Ind. . . .		„	5000.—
10. Milwaukee, Wis. . . .		„	10,000.—
11. Jeffersonville, Ky. .		„	1250.—
12. Memphis, Tenn. . .		„	8000.—
13. Erie, Pa.		„	6220.—
14. Kansas City, Mo. . .		„	7487.—
15. Toledo, O.		„	12,000.—
16. Saginaw, Mich. . . .		„	1938.—
17. Staten Island, N. Y.		„	6000.—
18. Pittsburgh u. Alleghany		„	3000.—
19. Dayton, O.		„	3000.—
20. Newark, N. J. . . .		„	13,000.—
21. Peoria, Jll.		„	7500.—
22. Quincy, Jll.		„	2500.—
23. Leavenworth, Kans. .		„	2525.—
24. Cannelton, Ind. . .		„	800.—
25. Belleville, Jll. . . .		„	930.—
26. Dallas, Tex.		„	1644.—
27. St. Joseph, Mo. . .		„	3000.—
28. Chillicothe, O. . . .		„	3000.—
29. Houston, Tex.		„	2998.50
30. Rock Island, Jll. . .		„	2998.50
31. Terre-Haute, Ind. .		„	5623.—
32. Grand Island . . .		„	1500.—
33. Jersey City, N. J. .		„	6279.20
34. Highland, Jll. . . .		„	660.—
35. Washington, Jll. . .		„	299.80
36. Hamilton, O. . . .		„	3212.—
37. Sheboygan, Wis. . .		„	675.—
38. Cedar Rapids, Ja. . .		„	524.—
	Summa	Mk.	603,152.79

Hierzu kommen noch folgende an andere Adressen als an den Reichstag eingelaufene Beiträge hinzu:

39. Henry Villard . . .	Mk.	30,000.—
40. New Orleans, La. . .	„	20,000.—
41. Baltimore, Mo. . . .	„	22,100.—
42. Philadelphia, Pa. . .	„	100,000.—
43. Cincinnati, O. . . ,	„	20,000.—
44. San Francisco, Cal. .	„	20,000.—
45. Aurora, Jll. (vom Liederkranz)	„	834.—
Zusammen	Mk.	816,086.79

Während nun die Nordamerikaner ihr Liebeswerk für unsere Heimgesuchten in freigebigster Weise ausübten, sind sie selbst, wie uns tägliche Hiobsposten melden, seit kurzem, von so verheerenden Ueberschwemmungen plötzlich betroffen worden, daß dadurch eine schwere Leidenszeit über viele blühende Städte und Ortschaften hereingebrochen, besonders sind es die Staaten Ohio, Indiana und Pennsylvanien, von welchen recht betrübende Nachrichten eingelaufen. Vielfach stehen die Eisenbahnen unter Wasser, wodurch mehrfach Unfälle mit Verlusten an Menschenleben herbeigeführt wurden. In Cleveland (Ohio) wird der angerichtete Schaden auf eine Million Dollars geschätzt; in Bradford (Pennsylv.) steht fast die Hälfte des Geschäftsviertels unter Wasser, gegen 500 Häuser sind überschwemmt, die Bewohner wurden aus den zweiten Stockwerken gerettet. In Meadville (Pennsylv) wurden ca. 300 Familien auf Booten gerettet. Die Fabriken in Indianopolis sind sehr geschädigt. Lawrenceburg (Pennsylv.) ist vollständig zerstört, die Einwohner sind ohne Lebensmittel. — Die schlimmsten Berichte kommen von Cincinnati. Diese blühende Stadt ist durch die Steigung des Ohio auf eine Höhe von 20 Metern für lange Zeit vernichtet. Man schätzt den Schaden schon auf sechs Millionen Dollars. Der gesamte Eisenbahnverkehr ist eingestellt, sämtliche Fabriken sind geschlossen und 9000 Arbeiter feiern. Auch in Covington und Newport hat eine allgemeine Schließung der Fabriken stattgefunden. Die Hilfsvereine sind angestrengt thätig. Die Stadt hat eine Anleihe von 100,000 Dollars aufgenommnn, um der drückendsten Not abzuhelfen. Newport am Kentuckyufer ist in ähnlicher Weise überschwemmt und bittet um Hilfe. Einer Bekanntmachung des Bürgermeisters zufolge sind 3000 Familien notleidend. Der Dampferverkehr auf dem Ohio ist eingestellt, da keine Landungsstellen vorhanden sind. Es herrscht ausgezeichnete Ordnung. Auf dem Ohio treiben hölzerne Häuser und alle Arten von Trümmern umher. Ein in seiner Wiege friedlich schlafender Säugling ward aus einem der vorüberschwimmenden Häuser genommen und in dem katholischen Waisenhause in Cincinnati untergebracht. Die Schulen und Kirchen von Cincinnati sind mit obdachlosen Personen überfüllt. — Heftiger Regen läßt auch den Mississippi fort und fort steigen, dessen frühere entsetzliche Verheerungen noch in Aller Erinnerung sind. Der Gesundheitszustand der überschwemmten Gegenden läßt eine Fieberepidemie befürchten und hat deshalb die Bildung von Sanitätskommissionen begonnen. In der ganzen Union werden Sammlungen veranstaltet, welche bereits hohe Summen ergeben haben. Möge auch das deutsche Volk seine brüderliche opferwillige Gesinnung unseren Stammesangehörigen jenseits des Ozeans in ihrer schweren Bedrängnis durch schnelle Hülfe bethätigen. Es gilt jetzt unserseits zu zeigen, daß auch wir uns eins fühlen mit ihnen im Denken, Fühlen und Handeln!

Die Redaktion der Weltpost eröffnet hiermit eine Sammelstelle zur Linderung der Not der Ueberschwemmten in den Vereinigten Staaten. Die geringste Gabe wird dankbar angenommen und hierüber in diesen Blättern quittiert. Das Ergebnis wird dem Konsulat der Vereinigten Staaten zu Leipzig zur Uebermittelung an den Präsidenten Arthur überwiesen werden. R. L.

Zur Geschichte der deutschen Texas-Einwanderung.

1.

Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo die hochwichtige und für die volkswirtschaftliche Entwickelung Deutschlands bedeutsame Frage der Auswanderung und der Begründung von deutschen Kolonial-Niederlassungen wieder so häufig in das Bereich der Erörterungen der Presse gezogen wird, wo die Auswanderung von vielen Seiten eine so mißgünstige Beurteilung, oft sogar eine einseitige, engherzige und unverständige Verurteilung findet, möchte es am Orte und von besonderem Interesse sein, den Blick auf die Leistungen der deutschen Auswanderung in einem der äußersten Hinterlande der nordamerikanischen Union, im Staate Texas, zurückzulenken. „Rückblicke", sagt ein altes Wort, „stärken!"

Wie Vielen noch erinnerlich sein wird, ist der Staat Texas schon vom Jahre 1844 ab ein Zielpunkt für deutsche Auswanderung gewesen. Es war der sogenannte „Mainzer Fürsten und Adels-Verein," dessen Mitgliederschaft bis in die höchsten regierenden Kreise hineingipfelte, welcher die erste Anregung zu einer massenhaften Uebersiedelung deutscher Kolonisten nach der damals noch unabhängigen Republik Texas gab. Es ist diesem Unternehmen, und wohl nicht ganz ohne Grund, die stille Absicht beigelegt worden, unter englischem Regierungsschutze einen auf europäische und insbesondere auf deutsche Einwanderung zu begründenden Kolonialstaat zu schaffen; ein solcher, hoffte man, würde im Lauf der Zeit kräftig genug werden, um der wachsenden Macht der nordamerikanischen Freistaaten und der Weiterausbreitung des Republikanismus einen Damm entgegenzusetzen. Der amerikanische Bescheid auf dieses Projekt Englands und der deutschen Feudalpartei, welche schon im Jahr darauf, 1845, erfolgte, war die Einverleibung der Republik Texas in den Staatenverband der Union! Doch sei dem, wie ihm wolle; Thatsache ist: der Mainzer-Fürsten-Verein — trotz seiner hauptsächlich aus Unkenntnis hervorgegangen Mißverwaltung, welche viele und schwere Opfer an Menschenleben und Geld gekostet hat, und an welcher er selbst nach kurzer Thätigkeit zu Grunde ging, — hat sich das Verdienst um den Staat Texas erworben, demselben mehrere Tausende von deutschen Ansiedlern zugeführt und die heute so blühenden Städte Neubraunfels und Friedrichsburg gegründet zu haben. Den ersten Pionieren des Texas-Deutschtums, welche der Verein gebracht hatte, folgte bis zum Jahre 1851 ein stetiger und ziemlich starker Nachschub, meistens aus Verwandten und Freunden der ersten Ansiedler bestehend, und die Folge davon war, daß um den genannten Zeitpunkt herum das deutsche Element in dem mittleren und westlichen Teile von Texas bereits festen Fuß gefaßt hatte. Aber von da ab geriet die Zuwanderung aus Deutschland ins Stocken; nicht weil das Unternehmen, Texas durch Deutsche zu besiedeln, ein verfehltes gewesen wäre, — im Gegenteil, die deutschen Ansiedelungen waren allmälig zu einem verhältnismäßigen Wohlstand herangewachsen, — sondern weil die in den Südstaaten immer häufiger und immer schroffer hervortretenden Bestrebungen, das Sklaverei-Institut zu

kräftigen und nach außen hin weiter auszudehnen, der Zuwanderung eines fremden Arbeits-Elementes eine Schranke setzte. Die in Texas ebenso wie in den übrigen Südstaaten herrschende Kaste der Sklavenhalter war nämlich mittlerweile zu dem Bewußtsein gekommen, daß eine Einwanderung freier Arbeiter ihr System der unfreien Sklavenarbeit, mithin ihr Interesse gefährdete. Die notwendige Folge dieser Erkenntnis war, daß ihre ohnehin „eingeborene" Abneigung gegen fremde Nationalität noch geschärft wurde und sich besonders stark gegen das deutsche, schon kräftig gewordene Fremden-Element kehrte. Von der Zeit an geschah seitens der Sklavenhalter-Partei, welche den ganzen Regierungseinfluß in ihrer Hand hielt, Alles, um der weiteren Zuwanderung des ihrem Interesse gefährlichen, freien deutschen Arbeiters Hindernisse in den Weg zu legen. Die schädigende Rückwirkung einer solchen Politik auf die deutschen Texas-Ansiedelungen konnte natürlich nicht ausbleiben. Eingepreßt und an einer gesunden Weiterentwickelung behindert, wie sie es waren, mußten sie eher Rück- als Vorschritte machen. Das Mißwollen der Sklavenhalter und die Konkurrenz der unfreien Arbeit, welcher sie nicht gewachsen waren, hielten sie in ihrem Gedeihen und Wohlstande gewaltsam zurück. Ein derartiger Zustand der Dinge, — und es dauerte durch das ganze Jahrzehnt der fünfziger Jahre an, — konnte selbstverständlich nicht geeignet sein, in Deutschland zu einer massenhaften Auswanderung nach Texas Propaganda zu machen. Zudem war auch der deutsche Texas-Ansiedler selbst, der Regel nach, zu gewissenhaft, ihr unter solchen Verhältnissen das Wort zu reden. So blieb der Zuzug von deutschen Einwanderern ein vereinzelter und verhältnismäßig schwacher. Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse wies der Zensus der Vereinigten Staaten vom Jahre 1860 für den Staat Texas, welcher zu der Zeit 604,215 Einwohner zählte, schon eine deutsche Bevölkerung von circa 22,500 Köpfen auf.

Im Anfang des Jahres 1861 brach der Rebellionskrieg der Südstaaten gegen die Unionsregierung aus. Die deutschen Bürger von Texas standen, mit geringfügigen Ausnahmen, entschieden auf der Seite der Unionssache. Ihre mit der Muttermilch eingesogene Abneigung gegen das Sklaverei-Institut, welches durch die Abtrennung der Südstaaten vom nordamerikanischen Staatenbund verewigt werden sollte, ebenso wie das eigene Interesse, welches durch den Sieg der freien Arbeit nur gefördert werden konnte, — mußten dem texanischen Deutschen naturgemäß diese Stellung anweisen. Es ist leicht begreiflich, daß in folge dessen der bis zum Fanatismus gesteigerte Haß der Sklavenhalter sich mit besonderer Heftigkeit gegen das deutsche Element kehren mußte, weil er in ihm instinktiv den Gegner der Sklaverei sah. — Von einer Vermehrung und Kräftigung des Deutschtums durch direkte Einwanderung aus dem alten Vaterlande während des Rebellionskrieges konnte daher nicht die Rede sein; im Gegenteil, die Deutschen, besonders in Westtexas, hatten schwer unter den Verfolgungen der Rebellion zu leiden; hunderte der besten deutschen Bürger fielen als Opfer ihrer Treue und Hingabe an die Sache der Union, durch feigen Meuchelmord die einen, andere auf den Schlachtfeldern der Union. Um so rascher und gedeihlicher wuchs nach Beendigung des Bürgerkriegs das deutsche Element an Wohlstand und Einfluß und gegen Ende der Sechziger Jahre auch wieder durch eine neu belebte Zuwanderung von Deutschland her an Zahl.

Eine der Haupt-Errungenschaften des Entscheidungskampfes war die Aufhebung der Sklaverei gewesen; sie brachte das „Prinzip der freien Arbeit" zum Siege und zur unbestrittenen Herrschaft, und die segensreichen Wirkungen, welche diese politische wie soziale Umwälzung für das deutsche Element des Staates Texas im Gefolge haben mußte, zeigten sich bald in einem erstaunenswert schnellen Aufblühen zunächst der deutschen Farmen. Der Zusammensturz der Sklavenhalter-Herrschaft und die Freisetzung der Neger, hatte auch die Deutschen erst wahrhaft frei gemacht, hatte der deutschen Arbeit und dem deutschen Fleiß freie Bahn eröffnet, freie Bewegung geschaffen und damit Erfolg gesichert. Anders stand es jetzt dagegen mit dem frühern Negerbesitzer. Seine Erziehung unter den Einflüssen und Vorurteilen des Sklaverei-Junkertums hatte ihn gelehrt die Arbeit als entehrend, des freigeborenen Mannes unwürdig anzusehn. Bei dieser fest eingewurzelten Anschauung zäh verharrend sträubte er sich zunächst dagegen selbst zur Arbeit zu greifen und, — wenn er es auch gewollt hätte, er hatte nicht zu arbeiten gelernt. So war ihm zugleich mit dem Verlust seiner Arbeitskraft, d. h. seiner Neger, die eigene Unabhängigkeit von der Arbeit, welche er bis dahin Freiheit zu heißen gewohnt war, verloren gegangen; er war jetzt selbst zum Sklaven der Arbeit geworden und — verstand es doch nicht zu arbeiten. Das einzige, was er vom Schiffbruch seines stolzen Junkertums und seines früheren, reichen Besitzstandes gerettet hatte, war sein Grundbesitz, und auf diesen sah er sich für seine künftige Existenz angewiesen. Im „Sklavenstaate" Texas wie in allen Südstaaten der Union war der Sklavenhalter zu gleicher Zeit der große Landeigentümer gewesen. Das „eigentümliche Institut", — so nannte der Südländer bekanntlich die Sklaverei, — hatte unter anderen auch die „Eigentümlichkeit" im Gefolge gehabt, daß es den Sklavenhalter zwang, ausgedehnten Landbesitz zu erwerben, weil die Sklavenarbeit den Boden durch Ausbau in der Regel rasch und gründlich aussog und es für den Pflanzer fast zur Notwendigkeit machte, häufig mit dem Felde zu wechseln und frisches Land in Bebauung zu nehmen. Nebenbei bemerkt, diente ihm ein solcher Großlandbesitz zugleich als willkommenes, weil unauffälliges Mittel, sich durch Hochhaltung der Bodenpreise seinen Feind, den kleinen freien Bauer vom Leibe zu halten. Der Landbesitz war dem Texas-Junker also geblieben, aber durch den Verlust der an die Scholle gebundenen Arbeitskraft, welche allein ihm Wert gegeben hatte, fast wertlos geworden, da er selbst ihn nicht durch die eigene Arbeit verwerten wollte und konnte. — So war der frühere Sklavenbaron durch die Rebellion, welche er in der Absicht und mit der Hoffnung begonnen hatte, die Sklaverei zum festen und ewig dauernden Grunde und Eckfteine seiner politischen Macht und seines materiellen Wohlstandes zu machen, zum armen Mann geworden; sogar der Landbesitz wurde ihm zunächst mehr zu einer drückenden Last als zum Segen, weil der Krieg auch in Texas eine bedeutend größere Steuerlast im Gefolge hatte, die naturgemäß am schwersten auf den Grundbesitz

fallen mußte. Es gab nur ein einziges Mittel, dem entwerteten Besitz, welcher für den Eigentümer beinah zu einer drückenden Last ward, wieder Wert zu geben; eine neue und zuverlässige Arbeitskraft mußte für die Kultivierung des Bodens gewonnen und dieser dadurch zu einem verkäuflichen Artikel gemacht werden, welcher dem arbeitsscheuen und -unkundigen Junker das Leben fristete. Den frei-gewordenen Neger verstand der alte Herr noch nicht zu behandeln und für eine ertragbringende Bearbeitung seines Landes zu verwenden; er sah in ihm immer noch nur das Arbeitstier, welches kein Recht hatte mehr zu verlangen für seine Dienste als das zur Fristung des Lebens allernotwendigste, Fütterung, Kleidung und Dach. Und wenn er durch die Not der schweren Zeit gezwungen jetzt als Arbeitgeber wieder mit dem Neger in ein Verhältnis trat, so fand er es meist gerechtfertigt, diesem den Lohn für seine Arbeit so viel als möglich zu verkürzen, oft sogar ihn ganz darum zu betrügen; der Anschauung des alten Herrn und Meisters gemäß war der „widerrechtlich, durch Gewalt befreite" Neger ihm diese Arbeit ja ohne Vergütigung schuldig. Und auf der andern Seite muß zugestanden werden: Der Neger, durch einen unvermittelten Grund aus dem Zustand der Hörigkeit und Bevormundung in die alte Freiheit und Selbstbestimmung versetzt, verstand es noch gar häufig nicht sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden, welche ihn auf sich allein und auf den Gebrauch der eigenen Kraft anwiesen. Von Natur aus sorglos, unbekümmert um den kommenden Tag und durch die bevormundende Erziehung in der Sklaverei noch sorgloser gemacht, lieferte er selbst dem bestmeinenden Arbeitgeber gegenüber meistens kaum mehr, als das allerdürftigste Maaß von Arbeit; er bildete somit, im besten Fall, zunächst eine wenig zuverlässige und ungenügende Arbeitskraft. Nur nach hartem Kampf mit dem eigenen, widerwilligen Herzen und mit dem starren Vorurteil, welches ein ganzes Leben bei ihm eingewurzelt hatte, gelang es dem alten Sklavenhalter, die Abneigung gegen das verhaßte System der freien Arbeit und gegen den freien, ausländischen Arbeiter zur Seite zu setzen; war er doch gewohnt gewesen diesen als „halben Neger" zu verachten. Aber Not kennt kein Gebot; das Interesse, der eigene materielle Vorteil sprach zu deutlich und gewichtig. Unter dem Drucke der Not kam bei dem Landbesitzer allmälig die Einsicht zum Durchbruch, daß er dem eigenen Interesse am besten diene, wenn er Einwanderer heranziehe, welchen ihr ausdauernder Fleiß bald die Mittel schaffen würde, um Käufer für sein überschüssiges Land zu werden, und mit dieser Einsicht trat nicht allein für das schon von früher her in Texas ansässige deutsche Element, sondern zu gleicher Zeit auch für eine frische deutsche Einwanderung nach Texas eine neue, versprechende Aera ein. Zunächst waren es natürlich die aus der ersten Vereins-Ansiedelung herstammenden deutschen Niederlassungen, welchen der Umschlag der Arbeitsverhältnisse zu statten kam und materiellen Nutzen bringen mußte. Der deutsche Texas-Bauer hatte sich niemals auf fremde Arbeitskraft verlassen, sondern stets nur auf die eigene gestützt, sie war bis dahin aber eine zu geringfügige gewesen, als daß seine Produktion derjenigen des großen Pflanzers, welchem Hunderte von Sklavenhänden zu Gebote standen, eine erfolgreiche Konkurrenz hätte machen können. Jetzt hatte sich das Verhältnis anders und wesentlich zu seinen Gunsten umgestaltet. Der frühere Sklavenhalter hatte mit der Freiwerdung der Neger sein Arbeitsmaterial verloren und damit aufgehört durch die Massenhaftigkeit seiner Produktion den Markt zu beherrschen, ja zu monopolisieren; der kleine deutsche Bauer war sein erfolgreicher, ja mehr als das, ein begünstigter Konkurrent geworden, weil sich ihm die Arbeitskraft der Neger mit Vorliebe zuwendete, während sie den alten Meister im Stiche ließ, und weil er, selbst mitarbeitend und anordnend, die Negerarbeit ergiebiger und wertvoller zu machen verstand. Der Umschwung in den Arbeitsverhältnissen, welcher ihn in den Stand setzte, sich in der Negerarbeit eine Arbeitshülfe zu mieten und dadurch seine Produktion gegen früher bis auf das doppelte und dreifache zu steigern, mußte einen raschen und materiellen Aufschwung des deutschen Ackerbau-Betriebs und Farmerstandes zur notwendigen Folge haben und führte ihn in der That herbei. Theodor Hertzberg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vollendung der Südpacificbahn.

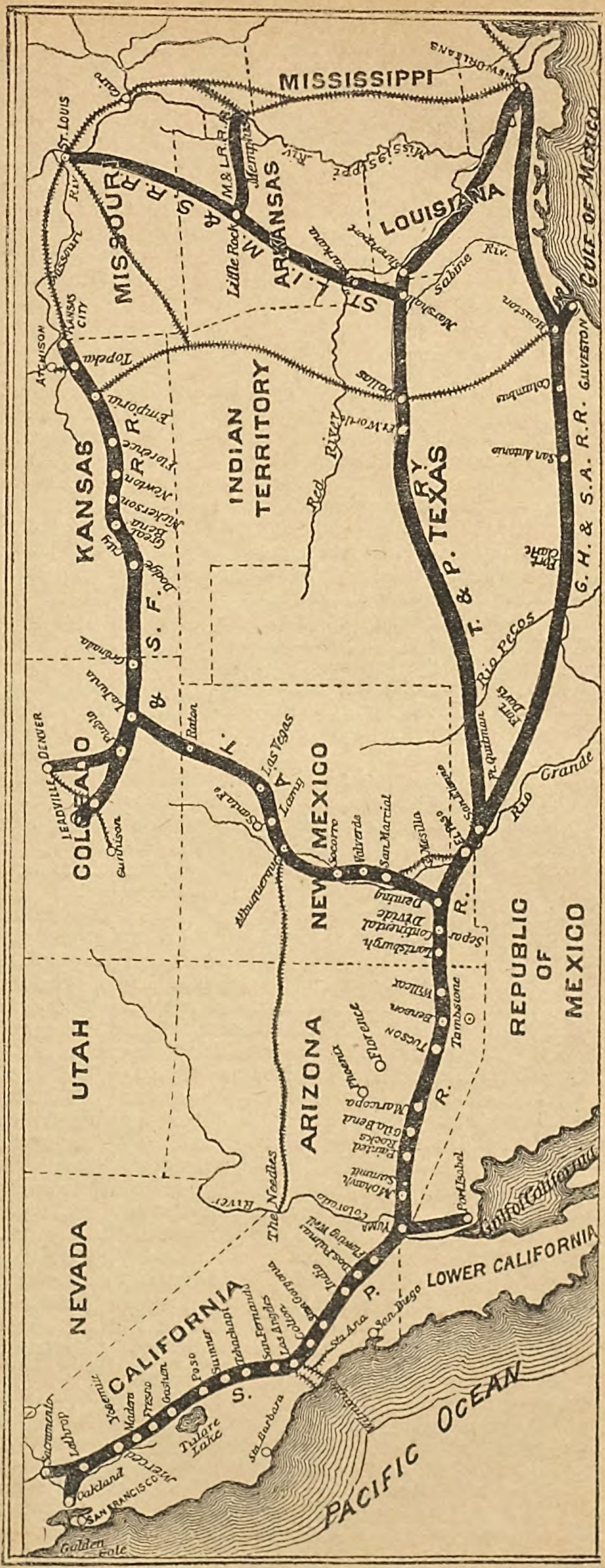
(Mit Karte.)

Im südlichen Texas hat sich soeben ein wichtiges Ereignis vollzogen; die so lange angekündigte, oft besprochene Herstellung der Ozean mit Ozean verknüpfenden Transkontinental-Linie der Südpacificbahn ist endlich zur Thatsache geworden. Am 12. Januar ist die letzte Lücke des beinahe 2500 Meilen langen Schienenwegs im Canyon des Rio Grande geschlossen worden. Auch der praktische moderne Eisenbahnbau hat seine Romantik, seine Poesie, die in einzelnen Stadien, wie beim glücklichen Schluß eines solchen Werkes ihre Aeußerung findet.

Obwohl die Herstellung pacifischer Ueberlandbahnen in den letzten Jahren fast zur Alltäglichkeit herabgesunken und nicht mehr in die Reihe welterschütternder Ereignisse zu rechnen ist — immerhin gelangt die Vollendung eines solchen Riesenwerkes, das, vor 7—8 Jahren begonnen, nach glücklicher Ueberwältigung aller Schwierigkeiten und Hindernisse einen weiteren Fortschritt in den großen Zivilisationsbestrebungen der mächtigen Republik registriert, vornehmlich in den betreffenden Landstrichen in beachtenswerter Weise zu hoher kultureller Geltung. Allerdings bereits die vierte fertige Ueberlandbahn, allein die erste ununterbrochene eiserne Brücke über den ganzen Kontinent, die unter einer Leitung betrieben wird, und gleichzeitig die allerkürzeste, die innerhalb der Union überhaupt zwischen dem Stillen und Atlantischen Ozean möglich ist. Bei einer Fahrt von nur fünf Tagen vom Goldenen Thore bis zur Halbmondstadt am Golf von Mexiko, ohne Wagenwechsel, ohne Gefahr vor Schneeblokade im Winter, ohne die Notwendigkeit gewaltige Bergrücken zu überklimmen, bei zumeist unbedeutender Gradddifferenz (die Maximalsteigung beträgt nicht über 53 Fuß per Meile, während auf der Central Pacific Bahn oft die vierfache Steigung ist), solid gebaut durchweg mit Stahlschienen und ballastbeschwertem Bahnbett auf den neuen Strecken, und dazu bestimmt, die direkteste

und bequemste Durchgangslinie zwischen Europa, dem äußersten Süden, dem ganzen Südwesten und der süd- und mittelpacifischen Staatengruppe herzustellen — tritt die neue Transkontinentalroute des 32. Breitengrades demnächst als ganz bedeutender wirtschaftlicher Faktor in die Kulturentwickelung der neueren Landesteile der Union ein. Ja, bis zur Fertigstellung der Nordpacificbahn bleiben auch Oregon, Washington-Territorium, das Pugetsund-Land einschließlich Britisch-Columbia der Südpacificbahn aus dem Grunde tributär, weil diese nur einer Kompanie gehörige und um so viel kürzere Schienenstraße für den Verkehr mit Europa all' diesen Landesteilen weit günstigere Transportbedingungen und einen niedrigeren Tarif gewähren kann, als die älteren längeren, aus vier bis sechs verschiedenen Bahnen bestehenden Transkontinentalrouten.

Daß solche Versprechungen nicht leere Worte gewesen, hat bereits die Feststellung der Emigrantenbillets für die Fahrt von New Orleans bis San Francisco auf blos 35 Dollars pro Person bewiesen — für die ganze Strecke von beinahe 2500 Meilen, während der in Castle Garden anlangende europäische Einwanderer für die Reise von New York bis San Francisco, die blos circa 900 Meilen länger ist, immer noch 65 Dollars, und der Einheimische für ein Billet 3. Klasse ab New York sogar noch 74 Dollars entrichten muß. Ein Emigrantenbillet ab Havre per Dampfer der „Ligue Commerciale" via New Orleans bis San Francisco kostet jetzt nur 65 Dollars — also ebensoviel wie die Reise von New York bis hierher, und die deutschen und englischen Dampferlinien, die den direkten Verkehr mit New Orleans vermitteln, werden voraussichtlich gleich niedrige Raten stellen. Die Einwanderung nach Kalifornien verspricht unter diesen Umständen über die neue Linie einen ungeheuren Aufschwung zu nehmen, doch sollte das nicht der Fall sein, so wollen die Leiter der Südpacificbahn noch niedrigere Fahrpreise einführen. Sie dürften dieses Zugeständnis um so eher zu machen im stande sein, als sie für die Hinfahrt der Züge nach New Orleans den direkten Weizenexport nach Liverpool zu billigeren Raten übernehmen, als bisher per Segelschiff via Kap Horn. Man spricht von Doll. 13½ per Tonne gegen Doll. 16—18 wie bisher. Für andere Frachten sind ebenfalls günstige Tarife in Aussicht gestellt, sodaß sich sowohl für den direkten Verkehr mit dem Südosten der Union — wo besonders die kalifornischen Weine und Rosinen willkommenen Absatz finden — wie mit Europa den Industrien des



Goldstaates neue leicht und wohlfeil zu erreichende Absatzmärkte bieten, und diese ferne Küste dem Weltmarkt um ein Bedeutendes näher gerückt ist.

Was die Richtung der Bahn betrifft, so führt dieselbe südöstlich vom wichtigen Knotenpunkte El Paso nahe dem Rio Grande und der mexikanischen Grenze durch das südliche Texas gen San Antonio, von wo die bekannte Galveston, Harrisburg und San Antonio-Bahn oder „Sunset-Route" die Fortsetzung bis Galveston und New Orleans bildet. Ueberhaupt trägt die ganze, ca. 1200 Meilen lange Strecke von El Paso bis zum östlichen Terminus den Sondernamen Galveston, Harrisburg und San Antonio-Bahn, obwohl sie thatsächlich unter der Leitung der Süd- und Central-Pacific steht und der größere Teil der Bahnlinie von dieser Gesellschaft in den letzten 2 Jahren gebaut worden ist. Die Texas-Pacific führt nördlich von jener ab El Paso gleichfalls durch Texas und stellt eine zweite Verbindung mit New Orleans über Shreveport, Louisiana her. Auch die Atchison-Topeka Santa Fe-Bahn streckt vom Norden einen Ausläufer nach El Paso und setzt sich südwärts als Mexikanische Centralbahn fort. Somit ist dieser Ort eine wichtige Kreuzstation und wird durch den Ausbau weiterer Linien den Mittelpunkt eines ausgedehnten Schienennetzes bilden, dessen Maschen nach allen Himmelsrichtungen, von Pugetsund bis zur Hauptstadt Mexikos, von St. Louis, New Orleans bis zum Goldenen Thore reichen.

Die nächste Ueberlandbahn, die fertig gestellt wird, und zwar schon am 15. April dieses Jahres dem Betriebe übergeben werden soll, ist die Atlantic & Pacific, die, bekanntlich auch 35 Parallelgradbahn genannt, von der Atchison, Topeka & Santa Fe- und der, von Huntington kontrollierten St. Louis & San Francisco-Gesellschaft blos bis zu den Nadeln des Colorado geführt wird, um hier durch einen östlichen Ausläufer der Südpacificbahn ab Mohave, Südkalifornien, Anschluß an letztere zu erhalten. Diese Bahn wird im Anschluß an die Atchison, Topeka & Santa Fe in Albuquerque, Neu-Mexiko, wegen ihrer mittleren Lage und kürzeren Route die beliebteste Ueberlandroute von den nordatlantischen Staaten nach Kalifornien werden. Noch eine, unmittelbar zum System der Südpacificbahn gehörende Ueberlandbahn wird demnächst Huntington's Chesapeake & Ohiobahn von dem virginischen Hafen Newport News in Verbindung mit Süd-Pacific und Texas-Pacific herstellen.

Die fortdauernde beträchtliche Besiedelung des Lone Star-Staates Texas, des größten der Union, stellt den beiden südlichen Transkontinentalrouten einen mehr als ausreichenden Lokalverkehr in Aussicht, während die Atchison-Topeka durch ihre beiden großen mexikanischen Bahnen, die nach Guaymas am Golf von Kalifornien führende Sonoralinie, welche jetzt bereits in vollem Betriebe steht, und die Mexikanische Central, sowie durch den bedeutenden Bergwerksverkehr ohne Zweifel glänzende Geschäfte machen wird. P. O.

Ein deutsch-amerikanischer Zuckerkönig, die Hawaii-Inseln und was von einer deutschen Auswanderung nach dort zu halten?

In diesem Jahre läuft der Freihandels-Vertrag ab, den die Vereinigten Staaten mit dem Königreiche Hawaii abgeschlossen haben, und im Kongresse ist bereits der Antrag gestellt worden, daß derselbe nicht erneuert werde. Zahlreiche Petitionen unterstützen diesen Antrag, und eine mächtige Liga, welche die Interessen der Zuckerpflanzer des Südens und Ostens vertritt, bietet in der Bundeshauptstadt ihren ganzen Einfluß auf, um die Erneuerung des Vertrages zu verhindern. Ein einzelner Mann steht ihnen gegenüber, der Mann, welcher den Vertrag mit Hawaii in's Leben rief: Claus Spreckels, der Zuckerkönig.

Vor ungefähr 30 Jahren kam ein hannöverscher Bauernjunge nach Kalifornien, angelockt durch Schilderungen des Goldlandes, welche Ausgewanderte aus seiner Gegend nach Hause gesandt hatten. Er hatte nur notdürftig Lesen und Schreiben gelernt, hatte nur wenige Dollars in der Tasche, aber er besaß einen ausgeprägten Geschäftssinn, eine unerschütterliche Energie und echt plattdeutsche Zähigkeit und Ausdauer. Claus Spreckels — so hieß der junge Einwanderer — arbeitete anfangs, wie alle „älteren Kalifornier" bald in diesem, bald in jenem Geschäftszweige, bis er schließlich Eigentümer einer „Grocery" wurde. In dieser Stellung erwarb er zuerst einiges Vermögen, und durch glückliche Grundeigentumskäufe wurde er schnell ein reicher Mann. In Verbindung mit mehreren Kapitalisten gründete er dann eine große Zuckerraffinerie, deren Fabrikate nach und nach den Zucker der östlichen Fabrikanten von den meisten Märkten der Pacificküste vertrieben. Mit der Zeit wurde Spreckels der alleinige Eigentümer der Raffinerie, und schon vor zehn Jahren galt er für den Besitzer von mehreren Millionen.

Es muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er trotz seines Reichtums niemals den Emporkömmling hervorkehrt. Er verläugnet seine Nationalität nicht, wie manche seiner Landsleute, sondern ist stolz auf sie. Er spricht, obwohl des Englischen vollständig mächtig, am liebsten Plattdeutsch und ist für seine alten Freunde und Bekannten stets zu finden, gleichviel ob sie reich oder arm sind.

Der Rohzucker, den die Spreckels'schen Raffinerien verarbeiteten, wurde von den Sandwichinseln eingeführt und durch häufige Reisen nach den Inseln erlangte Spreckels eine genaue Bekanntschaft mit ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Vor 8 bis 9 Jahren fing er an dort Grundeigentum zu erwerben, und gegenwärtig gehören ihm die ergiebigsten Zuckerplantagen auf Hawaii, Oahu und Maui; er ist der größte Grundeigentümer der Inseln und der Besitzer eines mit fürstlicher Pracht eingerichteten Palastes in Honolulu. Spreckels wurde König Kalakaua's wärmster Freund und Berater und wird von demselben mit Orden und Auszeichnungen überhäuft, wofür Seine Majestät gelegentlich kleine Anleihen bei „Sir Claus" in Anspruch nimmt. Nachdem Spreckels schon längere Zeit Besitzer zahlreicher Segelschiffe gewesen war, die zwischen San Francisco und Honolulu fuhren, hat er neuerdings eine Dampferlinie zwischen beiden Häfen ins Leben gerufen, für welche sieben große Dampfer bestimmt sind.

Durch den Abschluß des Freihandelsvertrages

mit Hawaii wurde Spreckels' Werk gekrönt. Die zollfreie Einfuhr des Zuckers nach San Francisco setzte ihn in den Stand, ein unumschränktes Monopol des Zuckerhandels auf dem ganzen Gebiete westlich von den Felsengebirgen zu erwerben, und Schritt für Schritt drängte er die Zuckerfabrikanten des Ostens zurück. Die Eigentümer der Central Pacific und der Southern Pacific Bahn sind seine treuen Verbündeten: während sie ihm billige Frachten für den Transport von Zucker nach dem Osten zugestehen, machen sie jeden Versuch einer Konkurrenz durch hohe Frachtsätze für den Transport nach Westen unmöglich. Die Bevölkerung der Pacificküste hat durch den Vertrag allerdings keinen billigeren Zucker erhalten. Sie muß für ihren Zucker bezahlen, was Claus Spreckels ihr vorschreibt, und der Zucker ist in San Francisco teurer als in St. Louis. Dagegen wird in Kalifornien allgemein zugestanden, daß der Vertrag auch viele Vorteile für die Pacificküste gehabt hat. Die Ausfuhr nach den hawaiischen Inseln hat sich fast verzehnfacht und hat zahlreiche Industriezweige Kaliforniens bedeutend gehoben.

In dieser Schilderung, welche wir dem „Anzeiger des Westens" in St. Louis entnehmen, ist die Ausbeute der Hawaii-Inseln durch einen glücklichen Spekulanten und Unternehmer deutscher Abkunft treffend veranschaulicht; gleich ihm werden sich noch manch andere Europäer und Amerikaner die für den Weltverkehr so ausgezeichnete geographische Lage dieser Inselgruppe und ihre günstigen Bodenverhältnisse zu Nutzen machen. Betrachten wir die Hawaii-Inseln oder wie sie früher genannt wurden, die Sandwichsinseln nun näher. In der Mitte zwischen Amerika und Asien gelegen, auf der direkten Linie, welche die Vereinigten Staaten mit Australien verbindet, besteht die Gruppe aus 8 Inseln, welche sich in einer Kette nach N.-N.-W. fast 100 Meilen lang erstrecken. Alle Inseln sind hoch und bergig, mit fast steilen Küsten. Die östlichen sind vulkanisch, so sind auf der größten Insel, Hawaii, drei vulkanische Bergkolosse, welche noch jetzt in Thätigkeit sind. Die Bewässerung ist nicht reichlich. Das Klima ist angenehm und gesund, in Honolulu durchschnittlich bei Tage 19° R., in Lahina 14—24° R. Nach Dr. Emil Jung*) umfaßten die Inseln:

	Qu.-Kilom.	Bevölkerung.
Hawaii	12620	17034
Maui	1966	12109
Molokaii	468	2581
Lanai	468	214
Oahu	1822	20236
Kauai	2010	5634
Niihau	308	177
Kahulaui	94	—

Zusammen 19756 Qu.-Kilom. 57985 Bewohner.

Von den Bewohnern waren i. J. 1878 34,103 männlichen, 23,882 weiblichen Geschlechts. Der Nationalität nach bestand die Bevölkerung aus 44,088 Eingebornen, 5916 Chinesen, 3420 Mischlingen und 4561 Weißen, darunter 1276 Amerikaner, 883 Engländer, 436 Portugiesen, 272 Deutsche, 81 Franzosen ꝛc. Seitdem ist aber die Zahl der Chinesen durch jährliche Schiffsladungen von Kulis auf über 12,000 gestiegen, welche auf den 72 Zuckerplantagen beschäftigt sind. Da sie ohne Frauen kommen, so entsteht hierdurch eine große Gefahr; auch traten 1881 die durch die Chinesen eingeführten Blattern in bedrohlicher Weise auf. Dem gegenüber nimmt die Zahl der Eingeborenen sehr schnell ab; 1872 noch über 49,000, waren sie 1878, wie oben angegeben, 44,088 — und dieser bedenkliche Umstand war der Grund der vor einigen Jahren von dem höchst praktischen Könige der Hawaii-Inseln Kalakaua I. unternommenen europäischen Reise, — er suchte persönlich Stimmung für sein Reich zu machen, um durch eine zahlreiche Einwanderung seine Staaten zu bevölkern. Nach europäischem Vorbilde geriert er sich übrigens als konstitutioneller Herrscher. Dem Könige zur Seite steht ein Geheimer Rat, bestehend aus den Ministern und aus vom Könige ernannten Mitgliedern (Eingeborenen und naturalisierten Fremden). Das Parlament besteht aus einem Herrenhause von 20 vom Könige auf Lebenszeit ernannten, und einem Abgeordnetenhause von 24 bis 42 auf 2 Jahre gewählten Mitgliedern. Die Verhandlungen werden in der Sprache der Eingebornen und im Englischen geführt. Das stehende Heer zählt nur 75 Mann, dazu 400 Mann Freiwillige, doch kann der König sämtliche Eingeborenen zu den Fahnen einberufen. Diese sind schon seit 100 Jahren allen übrigen Polynesiern an Bildung und Fertigkeiten weit voraus, ein reichbegabter Volksstamm, dessen Dahinschwinden ihrem Herrscher wohl Sorge machen muß. Sie betrieben den Landbau überaus eifrig, indem sie in kunstvoll angelegten und mit vieler Mühe bewässerten Terrassen Taro, Bataten, Bananen, Zuckerrohr u. a. zogen; auch als Fischer und Schiffer zeichnen sie sich aus. Seit der Ankunft der Europäer sind große Zucker-, Reis- und Kartoffelpflanzungen angelegt worden, man hat Schafe und Rinder eingeführt, welche jetzt die bedeutendsten Ausfuhrartikel liefern. Dazu kommt das zum Füllen von Kisten dienende, von den Farnbäumen gesammelte Pulu, getrocknete Pilze für den chinesischen, Orangen für den nordamerikanischen Markt.

Die Aufmerksamkeit des deutschen Publikum wurde nun neuerdings auf die Hawaii-Inseln dadurch gelenkt, daß im Dezember v. J. im Gothaischen Tageblatt eine Annonce eines dortigen Auswanderungs-Agenten mit dem Inhalt erschien:

> „300 kräftige Landarbeiter sowohl mit, wie ohne Familie werden ab Gotha bei gänzlich freier Passage und lohnendem Verdienst (64 bis 72 Mark pro Monat) von dem Unterzeichneten für die Sandwich-Inseln sofort zu engagieren gesucht. Julius Anschütz in Gotha."

Alsbald wurde in demselben Blatte redaktionell über diese Expedition einiger Aufschluß gegeben, die Bedingungen mitgeteilt und daran eine Warnung vor der Beteiligung geknüpft, in Hinweis darauf, daß der geringe Verdienst keine Ersparnisse zur dereinstigen Rückfahrt zuließe, daß das tropische Klima den Thüringern keineswegs zusage und jede Garantie fehle, daß die Unternehmer, die Firma H. Hackfeld & Co. in Bremen, ihre den Arbeitern gegebenen Versprechen pünktlich einhalten. Das genannte, wohlangesehene Haus hat nun darauf hin eine rechtfertigende Auseinandersetzung veröffentlicht. Der für die Werbung gültige Kontrakt lautet nach dem Prospekt wie folgt:

„Dem Arbeiter wird für sich und Familie freie Ueberfahrt nach den Sandwich-Inseln zugesichert. Die Ab-

*) „Geograph. Handbuch zu Andree's Handatlas", 1882.

fahrt erfolgt von Bremerhaven oder Geestemünde in einem in jeder Beziehung guten Schiffe ungefähr am . . . .

Der Lohn ist festgesetzt:

für Arbeiter über 18 Jahre
Dollar 16 per Monat für das erste Jahr,
„ 17 „ „ „ „ zweite Jahr,
„ 18 „ „ „ „ dritte und vierte Jahr,

für Arbeiter im Alter von 15—18 Jahren
Dollar 14 per Monat für das erste Jahr,
„ 15 „ „ „ „ zweite Jahr,
„ 16 „ „ „ „ dritte und vierte Jahr,

anfangend an dem Tage, an welchem sie auf der Besitzung ihres Arbeitgebers auf den Sandwich-Inseln ankommen. Der verheiratete Arbeiter erhält von seinem Arbeitgeber eine abgeschlossene Wohnung für sich und Familie, Bettstellen, Strohmatratzen, Tisch, einige Stühle oder Bänke und Kochgelegenheit, ½ Morgen Land zum Gemüsebau zur unentgeltlichen Benutzung, ferner unentgeltliche ärztliche Hilfe im Krankheitsfalle, während der Dauer des Kontraktes. Die Ehefrau des Arbeiters kann Arbeit auf der Besitzung des Arbeitgebers verlangen und erhält für 10 Stunden Arbeit täglich einen Lohn von 40 Cents = 1,60 M. Die Kinder derselben im Alter von über 15 Jahren sollen nach deren Arbeitsleistungen bezahlt werden. Weder die Ehefrau noch deren Kinder sind zur Arbeit verpflichtet und sollen nur auf deren Wunsch beschäftigt werden. Der ledige Arbeiter erhält freie Wohnung und unentgeltliche ärztliche Hilfe während der Dauer des Kontraktes. Für Beköstigung haben sämtliche Arbeiter nach Ankunft auf den Sandwich-Inseln selbst Sorge zu tragen und ist der in Aussicht gestellte Lohn vollständig ausreichend, um dem nüchternen, sparsamen Arbeiter von seinem Verdienste Ersparnisse zu ermöglichen.

Diejenigen Arbeiter, welche Rationen von dem Arbeitgeber zu empfangen wünschen, erhalten per Woche: 12 Pfund Weizen-Mehl, 10 Pfund Rind- oder Hammelfleisch, 2 Pfund rohen Zucker, ½ Pfund Thee oder Kaffee und werden für diese Lieferungen 6 Doll. per Monat von ihrer Gage in Abzug gebracht. Jedem Arbeiter steht es frei, die Auflösung des Kontraktes nach Ablauf von 2 Jahren, nach Ankunft am Bestimmungsorte, zu verlangen unter der Bedingung, daß vorher eine sechsmonatliche Kündigung stattfindet, und daß er die für ihn und seine Familie wirklich ausgelegten Passagegelder im Verhältnis der unabgelaufenen Kontraktsfrist zur ganzen Kontraktsdauer an seine Arbeitsgeber, jedoch ohne Zinsen, zurückerstattet. Wer 4 Jahre im Dienste verbleibt, hat von den Passagegeldern nichts zurückzuerstatten.

Verbleibt der Arbeiter 4 Jahre im Dienste, so trägt der Arbeitgeber die gesetzlichen Steuern des Arbeiters auf den Sandwich-Inseln, während der Dauer des Kontraktes. Jeder Arbeiter erhält auf sein Verlangen am Bestimmungsorte einen Barvorschuß von 20 Dollar = 80 Mark, um die ersten notwendigen Anschaffungen für Haushaltgeräte, Provisionen rc. bestreiten zu können. Dieser Vorschuß ist ohne Zinsen an den Arbeitgeber in monatlichen Raten von 1 Dollar = 4 Mark zurückzuerstatten resp. von dem verdienten Lohn zu kürzen. Der Arbeiter ist verpflichtet, während des Kontraktes treu und redlich zu dienen, die ihm zugewiesene Arbeit nach besten Kräften zu verrichten, wie es einem guten Arbeiter geziemt und den gesetzmäßigen Befehlen seines Arbeitgebers oder dessen Verwalter unbedingt Folge zu leisten. Ein Monat soll aus 26 wirklichen Arbeitstagen bestehen und 10 Stunden Feldarbeit oder 11 Stunden Arbeitsverrichtung in der Zuckerfabrik sollen einen Arbeitstag ausmachen. Während solchen Tagen, an welchen die Berieselung der Felder stattfindet, jedoch nicht mehr als zwei Mal wöchentlich, sollen 12 Stunden einen Arbeitstag ausmachen. Die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf den Sandwich-Inseln sind gesetzlich geregelt; der Arbeitgeber ist genau denselben Gesetzen unterworfen wie der Arbeitnehmer, körperliche Mißhandlungen oder sonstige Ueberschreitungen der Gesetze werden streng geahndet. Die Wohnungen der Arbeiter unterliegen gesetzlicher Kontrole, um Ueberfüllung oder Unreinlichkeit zu verhindern; kontraktliche Verpflichtungen können nicht einseitig gelöst oder verändert werden. Die Kontrakte haben nur Gültigkeit für die darin benannten beiden Parteien und sind daher an eine andere Person oder Gesellschaft nicht übertragbar. Der Arbeiter ist also nur gehalten für den im Kontrakte namhaft gemachten Arbeitgeber und auf dessen Besitzung zu arbeiten. Die Uebertragung des Kontraktes von einem Arbeitgeber auf den andern ist gesetzlich nicht gestattet. Für Arbeiter unter 20 Jahren sind die Kontrakte durch deren Väter oder Vormünder mit zu unterzeichnen.“

Hackfeld & Co. verwahren sich nun in ihrer öffentlichen Erklärung dagegen, daß sie aus eigennützigen Absichten die Aussendung deutscher Landarbeiter für die dortigen von ihnen verwalteten Zuckerplantagen nach den Sandwich-Inseln unternommen; — nur um die kleinen Anfänge deutscher Kolonisation auf jenen Inseln zu kräftigen und den übersiedelnden Arbeitern eine bessere Existenz als ihnen unter gleichen Lebensverhältnissen in Deutschland möglich sein würde, zu bereiten, machten sie vor 2 Jahren den ersten Versuch mit 110 Personen, dessen günstiger Verlauf sie im vorigen Jahre zu einer zweiten Expedition mit 200 Köpfen und zu der jetzt zur Ausführung gelangenden größeren Expedition veranlaßte. Die besten Berichte lägen über die deutschen Eingewanderten auf den Sandwich-Inseln vor; sie seien zufrieden, legen Ersparnisse zurück, bauen Kirchen und Schulen, ziehen Verwandte und Freunde nach sich. In bezug auf das Klima stimmen wir der Firma Hackfeld & Co. vollkommen bei: die vorherrschenden nordöstlichen Passatwinde machen dasselbe zu einem der angenehmsten und gesundesten der Welt, die Temperatur der auf 19—22° 15 Min. nördl. Breite gelegenen Inselgruppe ist im Sommer selten über + 20 Grad, im Winter selten unter + 14 Grad Reaumur. Diesen Tausch gegen ihr heimatliches Klima werden sich unsere Landsleute wohl gern gefallen lassen. Anders aber ist es mit dem folgenden Passus: „Sollte es einigen Leuten dort nicht gefallen, so liegt Kalifornien und Oregon nahe, in welchen Staaten für Landarbeiter die höchsten Löhne der Welt (?) bezahlt werden. Der Verkehr zwischen Honolulu und San Francisco wird durch Dampfer und eine große Anzahl Segler vermittelt, die Passage kostet etwa 80 Mark pro Person rc.“ Diese Art der Zusicherung einer glücklichen Zukunft klingt wie eine Verheißung auf das himmlische Leben. Wenn die Unternehmer glauben damit die schweren Bedenken gegen ihre Expeditionen zu entkräften, welche jeder unparteiische und humandenkende Sachkenner der geographischen Lage der Hawaii-Inseln hegen muß, so irren sie sich, im Gegenteil, wir halten es geradezu für verwerflich den deutschen Arbeitern solche Luftschlösser vorzuspiegeln. Wozu denn auch dann der vieltausendmeilige Umweg nach den Weststaaten der Union über die Sandwich-Inseln und die vorhergehenden Enttäuschungen, Sorgen und Leiden der Geworbenen!

Diese Hackfeld'sche Expeditionen haben daher auch den Deutschen Reichstag in den Debatten über den Schutz des Auswandererwesens beschäftigt. Vor Allem war es Friedrich Kapp, welcher auf das entschiedenste gegen diese Art der Verschleppung deutscher Arbeiter nach jenen fernen Südseeinseln Protest einlegte. Nochmals kam er in der Sitzung vom 14. Febr. hierauf zurück. „Ich will die Firma nicht persönlich angreifen,“ rief er, „sie hat das berechtigte Streben, für ihre ausgedehnten Plantagen Arbeitskräfte zu gewinnen, in den Kontrakten aber, welche die Firma mit den Arbeitern schließt, müssen sich diese verpflichten, für den gezahlten Vorschuß und für die freie Passage eine Zeit lang zu dienen. Sie verpflichten sich also zu einer Art von Sklaverei. Der materielle Vorteil kann den sittlichen Nachteil eines solchen Dienstes nicht aufwiegen. Dadurch, daß diese Arbeiter mit Chinesen und Negern arbeiten müssen, wird ihre Arbeit erniedrigt. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn einzelne Auswanderer auf eigene Gefahr hin dort auswandern. Aber unsere nationale Ehre erfordert, diese organisierte Auswanderung nicht gutzuheißen, sondern sie als das zu bezeichnen, was



Der stille See.

Aus: „**Bei den Patagoniern.** Von Lady Florence Dixie.“ Leipzig, Ferdin. Hirt & Sohn.

sie ist. Ich will die Regierung heut noch nicht auffordern, ein direktes Verbot jenes Menschenhandels auszusprechen, aber ich möchte sie bitten, durch ihren Konsul in San Francisco an Ort und Stelle nähere Erkundigung über die Lage der Dinge einziehen zu lassen; der Deutsche Konsul auf den Sandwich-Inseln scheint mir als einer der Associés von Hackfeld & Co. weniger hierzu geeignet. Wir können einer solchen Freiheitsberaubung nicht zustimmen, sondern müssen verlangen, daß die deutsche Flagge nie eine Ladung decken soll, welche unsere Landesangehörigen zu Arbeitsgenossen der Kulis, der Schwarzen und halbzivilisirten Völkerschaften erniedrigt, sondern daß sie nur über freien, wenn auch armen, aber stets uns vollbürtigen Deutschen weht."

Wenn der Bundeskommissar sich dann beeilte, „um das Mißverständnis auszuschließen, als vollzöge sich unter den Augen der Regierung ein Menschenhandel, den sie ruhig mit ansähe," die Versicherung zu geben, „daß die Kaiserliche Regierung schon längst diejenigen Maßnahmen in Erwägung gezogen habe, zu denen die Auswanderung nach Honolulu Veranlassung geboten," so wird die öffentliche Meinung im Interesse für unsere nach den Sandwich-Inseln geworbenen Landsleute, die weiteren Schritte und Eröffnungen unserer Regierung mit Spannung erwarten. Den Anschauungen Friedrich Kapp's müssen wir uns aber voll und ganz anschließen. Der Kontrakt erhellt es ja, daß der Arbeiter erst nach Ablauf von 2 Jahren über sich verfügen kann, daß eine sechsmonatliche Kündigung (!) vorausgehen und, daß er sich bis dahin soviel erspart (!), haben muß um dem Arbeitgeber die Hälfte des Passagepreises, somit 150 Mark pro Erwachsenen, zurückzuerstatten; dann erst ist er freier Mann und kann nun nach „Kalifornien und Oregon weitersegeln, wo die höchsten Löhne der Welt bezahlt werden," — vorausgesetzt, daß er sich nebenbei auch noch die Mittel zur Weiterreise beschafft hat. Wenn sich nun auch die in der amerikanischen Presse nach lügnerischen Angaben zweier von Hawaii nach San Francisco desertierten norwegischen Arbeiter verbreiteten Darstellungen glücklicherweise als falsch erwiesen haben, daß nämlich die Kontrakte der europäischen Arbeiter auf andere Plantagenbesitzer ohne ihr Befragen oder ohne ihre Zustimmung übertragbar seien, so ähnelt doch das Verhältnis der deutschen Geworbenen denen der chinesischen Kulis, welche sich gewissen Unternehmern so lange überlassen, als bis sie ihr Passagegeld und sonstige Auslagen abgearbeitet haben, so sehr, — ist die Gleichstellung unserer Landsleute in ihrer 11—12 stündigen Arbeitsleistung mit solchen Kulis und Negern (wenn sie auch auf den Hackfeld'schen Plantagen vielleicht nicht mit ihnen zusammen arbeiten) so in die Augen springend, daß wir mit Friedrich Kapp eine derartige Verdingung für deutsche Arbeiter, welche doch auf einer höheren sittlichen Stufe stehen als jene niedrigen menschlichen Werkzeuge, für entwürdigend halten. Auch daß die durch die Firma Hackfeld & Co. Geworbenen keinen Grund zur Klage haben, kann unsere prinzipiellen Bedenken keineswegs heben. Denn wie der Vorschuß der Reisekosten die verderblichste Form der Verleitung zur Auswanderung ist, weil er erst in Leuten die Lust zur Auswanderung erweckt, an die früher in Ermangelung von Mitteln diese Frage nie herangetreten, so heißen wir hiermit wieder ein System gut, welches im vorigen Jahrhundert zu einem vollständigen fluchwürdigen Gewerbe sich herausgebildet und die Deutschen als Ware, unter derselben Vorschußweise des Passagegeldes, über den Ozean zu vielen Tausenden beförderte. Wenn hier nun unter den Augen der Reichsregierung deutsche Pflanzer deutsche Landarbeiter unter derartigen Bedingungen für die Südsee-Inseln gewinnen dürfen, wie will man später mit Fug und Recht anderen deutschen Pflanzern, deren Ruf weniger Bürgschaften gibt, oder vielleicht amerikanischen und englischen Pflanzern entgegentreten, welche ein ähnliches vorteilhaftes Geschäft machen wollen, — durch welche Mittel will man all die Fallen und Versuchungen unwirksam machen, welche alsdann den armen Deutschen gestellt werden? —

Vor allem möchten wir uns aber tadelnd dahin aussprechen, daß Hackfeld & Co. ihren Werbungen dadurch ein Prestige zu geben suchen, „daß sie damit die Bestrebungen im deutschen Volke, wie sie im Deutschen Kolonialverein in Frankfurt a/M. einen erneuten Ausdruck gefunden haben, mit schwachen Kräften ihrerseits zu verwirklichen suchen." Grade vom deutschen nationalen kolonialpolitischen Standpunkte aus muß diese truppweise Verschleppung deutscher Auswanderer nach den fernsten Erdteilen als ein Verlust an Kraft ohne jedwede dereinstige gewinnbringende Rückwirkung für Deutschland angesehen werden. Grade derartige Versprengungen unserer auswanderungslustigen Landsleute nach entlegenen Staaten, wo sie als „Kulturdünger" dienen ohne Macht und Einfluß, ohne Nutzen für das verlassene Vaterland, sind es ja, wogegen alle einsichtsvollen und patriotischen Deutschen ankämpfen! R. L.

Die Jurisprudenz der Weltwirtschaft.

Die juristische Fakultät, wie sie heute auf unsern Universitäten besteht, ist im wesentlichen eine theoretische Vorbildungsschule für die Technik des praktischen Lebens; sie erzieht uns Rechtsanwalte, Richter, Verwaltungsbeamte und kann auch dem Gesetzgeber eine willkommene Vorbereitung bieten. Insofern in dieser Fakultät außerdem die Pflege der Wissenschaft betrieben wird, ist sie unter die „historischen Wissenschaften" zu klassifizieren oder, wie man im Gegensatze zu den „Naturwissenschaften" wohl besser sagen sollte, unter die „Kulturwissenschaften". Das Beste und am allgemeinsten Anerkannte, was die „Rechtswissenschaft" bisher aufzuweisen hat, sind historische Untersuchungen und mehr oder weniger umfassende Darstellungen geschichtlicher Entwicklung. Dieselben beschränken sich aus naheliegenden Gründen auf die Gebiete des antiken, vorzugsweise des römischen Staats- und Rechtslebens und auf die ältere, neuere und neueste Rechtsgeschichte der modernen, europäischen Völker, wobei fast jedes dieser Völker sich meist auf seine eigene Entwicklung zu konzentrieren pflegt und nur wir Deutschen, wie gewöhnlich international, möglichst auch die Gebiete unserer Nachbarvölker geistig mit zu umfassen bestrebt sind. Das Bedeutendste und im eigentlichen Sinne des Wortes „Wissenschaftlichste", was unsere Rechtswissenschaft bisher geleistet hat, sind diejenigen Darstellungen, in welchen die Entwicklungsgeschichte

der Rechtsanschauungen eines Volkes in ihrem geistigen Kausalzusammenhange veranschaulicht wird. Es genügt hier, auf Jherings „Geist des römischen Rechts“ hinzuweisen.

Daß sich solche Darstellungen bei uns hauptsächlich auf römische und deutsche Rechtsgeschichte beschränken, hat seinen guten Grund darin, daß diese für unsere Vorbildung zur Praxis den meisten Wert, ja bisher ausschließlich Wert haben. Bisher —, denn mit dem Wachsen des praktischen Horizontes und des kulturellen Wirkungskreises unserer Nation bedarf auch die Praxis unseres Rechtslebens mehr und mehr einer weiteren, breiteren Basis. Andere Völker, deren Wirkungskreis seit Jahrhunderten über Europa sich hinauserstreckt, sind uns auf diesem Wege vorangegangen und haben die Entwicklung der Rechtsanschauungen auf der weiten Basis auch überseeischer Völker und verschiedener Rassen des Menschengeschlechts untersucht, haben dabei das Gebiet der historischen Ueberlieferung verlassen und sind in die Anfänge sozialer Entwicklung hinabgestiegen, wie wir dieselben heute noch im Leben der Naturvölker erhalten sehen. In erster Linie sind hier Werke britischer Gelehrten zu nennen, so vor allem diejenigen des Sir H. S. Maine („Ancient law“, „Village communities“, „Early history of institutions“ und anderes). Wie aber diese allgemein-menschliche Basis recht eigentlich die geistige Domäne unseres bisher in allen Dingen nur garzu sehr zur Internationalität neigenden Volkes ist, so ist es nicht zu verwundern, daß auch in Deutschland zuerst der Versuch gemacht worden ist, das Material zu einer alle Gebiete des Rechtslebens umfassenden Entwicklungs-Geschichte der prähistorischen, auch außer-europäischen Anfänge des Staats- und Rechtslebens der Menschheit zu sammeln, nach vergleichender Methode zu sichten und zu klaren, festen Gesichtspunkten zu gestalten.

Dies ist die wesentliche Bedeutung der Arbeiten des Bremer Gelehrten Dr. Alb. Hermann Post*) von denen die beiden letzten und umfassendsten oben genannt sind. Er zieht die Rechtswissenschaften von dem Boden der Geschichte auf den der Völkerkunde hinüber; seine erfolgreichen Untersuchungen sind nicht ausschließlich historisch, sondern hauptsächlich ethnologisch. Was Professor Jhering für das römische Recht geleistet hat, das hat Dr. Post für die Rechtsanschauungen des Menschengeschlechts zu liefern unternommen. Neben ihm sind Versuche auf gleicher Basis in Deutschland auch von Professor Ad. Bastian („Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde“), von Dr. Rich. Andree („Ethnographische Parallelen und Vergleiche“) und Anderen gemacht, von Keinem aber in so umfassender und klar bewußter Weise durchgeführt worden. Dr. Post wurde dabei, obwohl im Gebrauche des vorhandenen Materials durch persönliche Umstände wesentlich beschränkt, doch immerhin dadurch begünstigt, daß die deutsche Wissenschaft schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eifrig und mit Erfolg bemüht gewesen ist, neben dem historischen auch alles mögliche ethnographische Material zu sammeln.

In der ersteren der beiden unten genannten Schriften gibt Dr. Post eine allgemeinere Zusammenstellung des ihm vorliegenden Materials, geordnet in 7 Büchern, deren je eines die Grundlagen und Anfänge des Familienrechts, des Verfassungsrechts, des Erbrechts, der Standesunterschiede, des Strafrechts, des Gerichtswesens und des Vermögensrechts darstellt. Schon aus diesen ersten Zusammenstellungen wird in auffallender Weise ersichtlich, wie unzweifelhaft eine sich gleichbleibende, allgemein-menschliche Entwicklung der Rechtsverhältnisse und Rechtsanschauungen bei den verschiedensten, weit von einander getrennt wohnenden Völkerschaften zu erkennen ist. Diese leitenden Grundzüge abstrahiert der Verfasser in einer mehr ausgearbeiteten Form in seinen „Bausteinen für eine allgemeine Rechtswissenschaft“, deren erster Band außer einem sehr wertvollen allgemeinen Teil die Anfänge des Familien- und Eherechts, sowie des Straf- und Strafprozeßrechts behandelt.

Es würde schwer sein ein Ende zu finden, wollte man aus der hier gebotenen Fülle des Interessanten und der völlig neuen, klar erfaßten Gesichtspunkte des Verfassers auch nur das Wichtigste hervorheben. Allen Freunden der Kulturforschung sei daher die selbständige Lektüre dieser Werke auf das Wärmste empfohlen. Ein ganz besonderer Wert aber, den diese Arbeiten Posts für unsere Nation haben, darf hier doch nicht unerwähnt bleiben.

Die bisher existierenden Lehrbücher über die verschiedenen Rechtsmaterien und die historischen Darstellungen römischer und deutscher Rechtsentwicklung sind für unsere inländischen Rechtsgelehrten teils für ihre alltägliche Praxis, teils zur Vorbildung für dieselbe von mehr oder weniger Wert. Erweitert sich aber der nationale Wirkungskreis unseres Volkes, wie es jetzt den Anschein hat, will Deutschland endlich einmal anfangen, auch an der praktischen Lösung der großen, weltwirtschaftlichen Aufgaben einer solidarischen Zivilisation des Menschengeschlechts Teil zu nehmen, so sind Untersuchungen und Darstellungen der Rechtsanschaungen auf ethnologischer Basis ganz unentbehrlich. Vor allem sind sie dies für die Vorbereitung auf eine der größten und wichtigsten dieser Aufgaben, die Kultivation unerschlossener Tropenländer und die Kultur-Erziehung der Naturvölker. Nur auf ihrer eigenen Kulturbasis können diese niederen Rassen sich lebensfähig entwickeln; wollen wir denselben dazu helfen, so müssen wir deren Basis vorerst kennen und verstehen lernen. Als Handbücher daher, welche uns bei der Organisation, der Jurisdiktion und der Administration in solchen Kulturleistungen unterstützen können, bieten sich bisher keine so umfassenden in irgend einer Sprache als eben die erwähnten Werke von Hermann Post.

Hübbe-Schleiden, Dr. J. U.

*) Post (Dr. Alb. Herm.). „Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens“. (C. Berndt und A. Schwartz). Oldenburg 1878, 306 S. 8° und „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft“, Erster Band. (C. Berndt und A. Schwartz) Oldenburg 1880, 352 S. 8°.

Der amerikanischen Westküste entlang,

eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

4.

Wenn die Pflanzer auf einer so kurzen Strecke die letzterwähnte Fracht bezahlen müssen, dann suchen sie am Schlusse des Jahres vergeblich einen Nutzen aus ihrem Betriebe herauszunehmen, denn auf den Weltmärkten werden ihnen deshalb keine höheren

Preise für ihre Produkte bezahlt, weil sie weniger günstig situiert sind, wie ihre Konkurrenten in Ländern mit entwickelteren Verkehrsmitteln. Es fehlt also der Sporn zur Arbeit und die reiche Bodenkraft bleibt unbenutzt. Man denke sich nur den Gegensatz: unsere schnellsegelnden Dampfschiffe, unsere zwei-, drei- und viergleisigen Eisenbahnen und die zentralamerikanischen Ochsenkarren, die nur auf den Hauptverkehrsstraßen, während der trockenen Jahreszeit schneckengleich dahinschleichen. Neben diesen primitiven Karren, welche von den Spaniern eingeführt worden, besteht in Guatemala das einheimische, uralte Verkehrsmittel der zentralamerikanischen und mexikanischen Indianer fort: die Trägerkarawane. Da kommen sie den steilen, schlüpferischen, scharfkantigen Saumpfad herunter — gelbbraune Männer und Knaben im zartesten Alter mit je einem Packen auf dem Rücken, der mit einem breiten Bande, das über die Stirn des Trägers läuft, gehalten wird und ein Gewicht besitzt, gleich einer Maultierlast. Mitleid regt sich im Herzen beim Anblick dieser ernsten, schweigsamen Menschen, die mit dem Alpenstock in der Hand, nach vorne gebeugt, in glühender Hitze, langsam, vorsichtig mit den Füßen nach einem Halt suchend, die Steile herunterklettern, auf der ihnen kein Esel folgen könnte und dann in der Ebene an uns vorüberkeuchen, wo wir den Bestand ihrer Lasten prüfen können: Holzblöcke, Kaffee, Mais, Zucker, irdenes Geschirr und vielleicht auch etwas Cochenille, — das sind die Waren, welche sie nach der nächsten Stadt zu Markte tragen. Geduld! ihr armen Packträger, Geduld! Die Zeit naht, wo auch euch die modernen Verkehrsmittel Erlöser sein werden von qualvoller Arbeit!

Wir segeln nun den Golf von Tehuantepec entlang und kommen zu der Küste von Mexiko, die von den einen als eine Wüste, von den andern als ein reiches Gefilde geschildert wird. Beide Parteien haben bis zu einem gewissen Grade Recht, denn hier berühren sich die Extreme. Die öde Kaktuswüste stößt hier an reichen Alluvialboden, der mit einer üppigen Pflanzenwelt bestanden ist. Sodann ist dieses Küstengebiet noch wenig erforscht und nicht ohne Einfluß auf das Urteil des Reisenden bleibt, ob er dieses Land vor oder kurz nach der Regenzeit sieht. Aber auch hier sind die Eisenbahnleute schon geschäftig: sie bauen eine Bahn über die Landenge von Tehuantepec, welche der Panamabahn Konkurrenz machen soll und setzen den Hafen Guaymas mit dem nordamerikanischen Eisenbahnnetz in Verbindung. Da wird denn auch diese Küste bald aufhören ein „stilles Eckchen der Erde" zu sein, denn wo die Lokomotive pfeift, da hat das ruhige Traumleben sein Ende erreicht. Vorläufig besorgen noch die Schiffer den Verkehr zwischen den Häfen und den fremden Märkten. Und wenn es Sommer ist, der hier von Dezember bis Juni währt, da segeln sie gern in diesem schönen, ruhigen Gewässer und verweilen mit Vorliebe in den gesunden Häfen. Anders aber, wenn der Winter im Anfang Juli einsetzt und bis zu Ende November seine Herrschaft übt. Da kommen schwere Stürme, schauerliche Regengüsse und was als merkwürdig verdient hervorgehoben zu werden: Gewitter, die an Furchtbarkeit auf der ganzen Erde nicht übertroffen werden. Merkwürdig deshalb, weil an der nördlichen Fortsetzung der Küste, von da, wo das Staatsgebiet von Kalifornien beginnt, bis hinauf zu der Mündung des Kolumbia Gewitter eine nahezu ungekannte Erscheinung sind. Jahrelang lebe ich nun schon in dem bezeichneten Gebiete ohne ein richtiges Gewitter erlebt zu haben. Einigemal nur sah ich es am fernen Horizont wie Wetterleuchten flammen — das war alles. Aber da unten an der mexikanischen Küste, da rasen zuweilen Gewitter, die aller Beschreibung spotten. Wenn die Wolken sich ballen und tief herniederhängen, dann hörst Du ein Klatschen, ein eigentümliches Rasseln, ein Zischen und Tönen als ob Metallplatten zusammenschlügen; dann siehst Du einen Riß in den Wolken, aus dem blaue Feuergarben fallen und dann folgt ein Krach, ein Geschmetter, als flögen Himmel und Erde in Atomen auseinander. Zu derselben Zeit schlängeln sich die Blitze ununterbrochen aus dem schwarzen Gewölk und blenden mit ihrem grellen Lichte alle Wesen, die Augen haben. Vervollständigt wird diese Szene noch durch eine Sündflut aus den Wolken, durch scharfe Windstöße und hohe Wogen, die landwärts rollen, zuweilen auch noch durch den gefürchteten „Cordonazo", der verheerend über die Küste zieht und den Ozean peitscht, bis er schäumt und zischt und unheimlich brüllend seine Opfer sucht: gebrechliche Schiffe, die er auf die Klippen wirft, wo sie hoffnungslos zerschellen.

Die Westküste von Mexiko, von ihrer äußersten Südgrenze bis nach San Blas ist geschmückt mit dem tiefen, üppigen Grün der tropischen Pflanzenwelt, hier und da leuchten auch hellere und ganz helle Farben hervor: das sind Wälder von Mangrove, Mahagony, Zedern und Campecheholz. In der Nähe von Mazatlan wird die Flora ärmlicher und nackte, zackige Felsen springen weit in die See vor, an ihrer rauhen, zackigen Brust zerschellen die nimmer ruhenden Wogen, die gierig nach dem Lande streben. Etwas mehr nach Norden, da, wo der Piastlafluß mündet, verschwindet die Vegetation ganz um weißen, glitzernden Sanddünen und niedern, kiesigen Buchten mit ödem Hinterlande Platz zu machen. So geht es fort bis in die Nähe von Guaymas, wo die Küste sich wieder zur stattlichen Höhe schwingt, aber pflanzenlos bleibt. Dann wird sie immer öder, zerrissener, bald steigt sie zu hohen Klippen auf, bald fällt sie zur flachen Sandbank ab und wird an der Mündung des Colorado zum öden, niedrigen Wüstensaum.

Manche Häfen und Rheden liegen zwischen Tehuantepec und Guaymas. Aber die hauptsächlichsten sind und bleiben doch: Acapulco, Manzanillo, San Blas und Mazatlan. Acapulco ist einer der besten von der Natur gegebenen Häfen der Erde, dem gewiß eine bedeutende Zukunft bevorsteht, hat er doch an der Westküste seines gleichen nicht. Aus einer vielmeiligen Entfernung ist sein Felsengürtel schon sichtbar, der, zur Zeit als die nautische Wissenschaft noch in den Windeln lag, das Auge der ansegelnden Seefahrer entzückte. Von hier segelten die spanischen Gentlemen mit ihren reichen Ladungen nach der östlichen Welt und die Schiffe von China, Ostindien und Peru kamen hierher, um diesen prächtigen Hafen zu ihrem geschäftlichen Mittelpunkt zu machen. In dem nahen Felsengeklüft lauerten aber auch die falkenäugigen Buccaniers, bereit zu kämpfen für „Oro" und „Plata". In seinen Blütetagen hatte dieser berühmte Hafen 20,000 Bewohner, die aber auf ein Fünftel zusammengeschmolzen sind.

Manzanillo ist der Verschiffungsplatz der mexi-

kanischen Staaten Jalisco und Colima und hat nur deshalb einige Bedeutung gewonnen, weil hier die regelmäßigen Postdampfer einlaufen. Sonst ist von dieser Stadt noch zu sagen, daß sie aus einem Zollhaus und einigen rohen Hütten besteht. Nun umsegeln wir Kap Corrientes und kommen in die Valle de Banderas Bay, in welche sich der Piginto ergießt. Da liegt nun ein wunderschönes Landschaftsbild vor unseren Augen: malerisch, brillant, reich an Formen und Farben — ein Hügelland mit den riesigen, zackigen Bergen der Sierra im Hintergrund, auf deren gewaltigen Schultern, wie ein von Feenhand gewobener Gazeschleier, das zarte schimmernde Aetherblau des nördlichen Mexiko liegt. Und zu diesem landschaftlichen Reize stimmt es, daß auf dem Grunde der klaren Bai kostbare Perlen ruhen. Hier und in dem Gewässer von La Paz sind die altberühmten Perlenfischereien, mit deren Produkten sich schon die Aztekenfürsten schmückten und deren Quelle zu suchen Cortez eine Expedition ausrüstete. Fünf Kaufleute und tausend waghalsige Taucher betrachten es als ihre Lebensaufgabe, die Märkte von London, Paris und New York mit den kostbaren, schwarzen Perlen zu versorgen, die sich nirgends in größerer Vollkommenheit finden, als an der Küste von West-Mexiko. Die Perlenaustern werden in einer Entfernung bis sechs Meilen vom Lande in einer Tiefe von acht bis zwanzig Faden gefunden. Die Taucher werden auf Anteil gesetzt, da die Kaufleute fanden, daß bei einem solchen Vertragsverhältnis mehr Perlen zu Tage gefördert wurden, wie bei fester Tageslöhnung. Boote, Taucherapparate, Provisionen, überhaupt die ganze Ausrüstung wird von den Kaufleuten unter der Bedingung bestritten, daß ihnen alle entdeckten Perlen zu einem bestimmten, vereinbarten Preis verkauft werden müssen, mit andern Worten, daß sie den Verkauf aller gefundenen Perlen in Anspruch nehmen können. Die Taucher schließen sich in Partien von sechs Köpfen zusammen, die in Segelbooten von fünf Tonnen Last in den Monaten Mai bis November ihrem gefährlichen Gewerbe obliegen. In einer glücklichen Saison liefern sie eine Ernte ab, die, zu ihrem ersten Kostenpreis berechnet, einen Wert von einer halben Million Dollars repräsentiert. Gewöhnlich zerfällt sie in zehn Prozent weiße, in vierzig Prozent blaue und fünfzehn Prozent schwarze Perlen. Die blauen haben wenig Wert, die schwarzen sind am gesuchtesten, sie gehen größtenteils über London nach St. Petersburg, wo sie in den russischen Adeligen, die sie den anderen Perlensorten vorziehen, willige Käufer finden. Die Preise der Perlen werden von ihrer Größe und Reinheit bestimmt, doch werden nur selten einzelne, ausgezeichnete Exemplare über 5000 Dollars bezahlt. Gewöhnlich schwanken die Preise für seine Ware zwischen 1000 bis 5000 Dollars, die kleinen Perlen von der Größe eines Stecknadelkopfs bis eines Schrotkorns werden nach dem Gewicht verkauft. Die glatten, brillanten, in allen Farben des Regenbogens glänzenden Schalen der Perlenaustern werden gesammelt, bis sie sich zu einer Schiffsladung angehäuft haben, die dann um das Kap Horn nach Hamburg gesandt wird, wo sie als Perlmutter verkauft und später in den Industriebezirken zu Knöpfen, Messerstielen und tausend andern Artikeln verarbeitet wird. Da in neuerer Zeit auch in den Vereinigten Staaten, namentlich in Boston, eine Perlmutterindustrie entstanden ist, so dürfte eine Verteuerung des Rohmaterials nicht ausbleiben, sie würde vielleicht schon eingetreten sein, wenn nicht die stets auf dem Lugaus stehenden Chinesen entdeckt hätten, daß sich ein recht profitables Geschäft machen ließe, wenn man die an der Küste von Südkalifornien in so seichtem Wasser, daß das Schleppnetz zur Anwendung kommen kann, vorkommenden Austern fischt. Der Perlengewinn ist zwar beinahe gleich Null, allein die Schalenernte lohnt diesen genügsamen Menschen in zufriedenstellender Weise Mühe und Arbeit. So sorgten diese gelben Menschen bislang dafür, daß nicht allein das Defizit der immer mehr zurückgehenden Perlenfischerei in der Bai von Panama, sondern auch der Mehrbedarf in den Vereinigten Staaten gedeckt wurde. Die Perlenfischerei ist ein Lotteriespiel, ein weit gewagteres noch wie der Bergbau. Monatelang mögen die armen Taucher täglich in die feuchte Tiefe steigen, ohne Belohnung zu finden und dann, am Schlusse der Saison, in den letzten Tagen wird vielleicht ein Fund gemacht, der der ganzen Bootsmannschaft zur Wohlhabenheit verhelfen könnte, wenn sie nur ihr Glück zu tragen wüßte. Allein es geht diesen Tauchern wie den Goldsuchern und allen Glücksjägern, denen nur der Zufall einen Reichtum in die Hände spielt: er wird verjubelt, damit die vielen enttäuschungsvollen Stunden einmal gründlich ausgeglichen werden und außerdem: kann nicht schon morgen dasselbe Glück noch einmal lächeln? Man sagt, daß die westmexikanischen Taucher die geschicktesten der Erde seien, sie sollen am tiefsten ins Wasser gehen und am längsten ausharren. Seit sie die amerikanischen Taucherapparate benutzen, kommt kaum noch ein Unglücksfall vor, bei Anwendung der englischen Apparate verlor vor einigen Jahren in einer Session eine bedeutende Anzahl das Leben. Die französischen Apparate werden für schlechter als nutzlos gehalten. So vorzüglich aber auch der Apparat sein möge, das Tauchergeschäft bleibt immer gefährlich und außerordentlich beschwerlich. Die Wasserschichten in einer Tiefe von achtzehn bis zwanzig Faden sind selbst in den Tropen sehr kalt und der Druck ist immens. Da wird das Blut dick und kalt, die Muskeln ziehen sich zusammen und die Glieder werden steif. Nur starke Konstitutionen vermögen diese Strapazen zu ertragen und auch diese ziehen sich schon nach einigen Jahren von dem Berufe zurück, um Heilung zu suchen von dem rheumatischen Leiden, das unzertrennlich ist von dem Leben des Perlfischers. Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte eines deutschen Diamantengräber in Südafrika.

4.

Seit Anfang November befinde ich mich wieder in Kimberley. Es hat mir am River beim diggen, trotz harter Arbeit, nicht gelingen wollen, der launischen Göttin Fortuna auch nur ein einziges Lächeln abzugewinnen. Bei Landsmann Oswald Richter habe ich Quartier genommen und mein Nachtlager auf dessen Billard aufgeschlagen. Dasselbe ist so groß, daß es der Lichtensteinschen Armee als Paradeplatz dienen könnte. Manch armer stellenloser Deutscher hat dort sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, auch Schweizer, Schweden,

Schotten u. s. w. haben sich darauf ausgestreckt. Nachtlager gewährt unser Landsmann gratis, er füttert oft noch die Stellenlosen obendrein. Im großen Ganzen verhalten sich die Deutschen, welche etwas „gut ab“ sind, dem armen Landsmann gegenüber sehr zugeknöpft.

In der letzten Zeit will man bemerkt haben, daß die Kaffern von ihrem Lohne nicht so viel, wie gewöhnlich ausgeben. Man glaubt, daß dieselben unter dem Einfluß ihrer Häuptlinge handeln, um so viel Geld als möglich zu sparen, um im Falle eines Krieges gegen das Gouvernement Munition kaufen zu können. Ein neuer Basutokrieg scheint auch wieder bevorzustehen. — Auch die Bauern in Transvaal hauen sich in neuester Zeit wieder einmal mit den Kaffern herum. Aber diesmal haben die siegreichen Boers gleich zu Anfang des Krieges von ihren schwarzen Gegnern eine tüchtige Schlappe erhalten. Die Boers wollten nämlich den Mörder des Häuptlings Secocoenis gefangen nehmen. Derselbe, ein Häuptling Namens Mampoer, wurde jedoch von dem Häuptling Mapoch in Schutz genommen, der sich weigerte denselben an die Boers auszuliefern. Es kam zum Gefecht, wobei die Bauern den Kürzeren zogen und sich bald nach einem Verluste von 300 Mann zurückziehen mußten. Außerdem sind die Bauern unter sich selbst nicht einig, der Süden verweigert dem Norden Transvaals seine Unterstützung in diesem Streite.

Das Klima Südafrikas, das als ein sehr gesundes gepriesen wird, hat auch seine Schattenseiten; der schnelle Wechsel der Temperatur, welcher hier oft eintritt, kann der Gesundheit unmöglich dienlich sein. So hatten wir am 5. November tropische Hitze, der Binnenlandwind strich erstickend heiß über das Land. Den 6. und 7. wehte der Wind eisig kalt und den an Wärme gewöhnten Körper überlief es mit kalten Schauern.

Seit Oktober erscheint in Kapstadt ein deutsches Blatt: die Süd-Afrikanische Zeitung. Es war auch die höchste Zeit, sonst würden uns die Kaffern und Fingoes in Port Elisabeth zuvorgekommen sein, mit Herausgabe ihres Blattes. Sie wollen ein Blatt in ihrer eigenen Sprache herausgeben, welches ihre Interessen vertreten und den Namen Umhlobo Waba Ntsunda (Freund der Eingeborenen) führen soll. Ist das noch keine Zivilisation? Auch der Häuptling Mankorane weiß die Erfindung Guttenbergs wohl zu würdigen. Derselbe hat große Plakate in englischer und holländischer Sprache drucken lassen, welche an den Farmen und Shops ausgehangen wurden. Mankorane warnte in dieser Bekanntmachung die Holzlieferanten davor, ohne seine Erlaubnis in seinem Territorium Holz zu schlagen. Des großen Häuptlings eigenhändige Unterschrift bestand aus ××××, der bequemste Ausweg aller Nichtschreiber. — Bald wird sich nun Kimberley an dem klaren Wasser des Vaalflusses erfreuen können. Die 17 englische Meilen lange Wasserleitung wird in nicht zu langer Zeit fertiggestellt sein. Einhundert Galonen sollen für den Preis von 1 sh. 3 d. abgegeben werden. Das ist eine Wohlthat für Kimberley, denn das Wasser der Brunnen schmeckt oft ganz miserabel. Kurz nach Entdeckung von Diamanten war Wasser natürlich hier sehr rar. So kam es nicht selten vor, daß ein Digger, der sich danach sehnte, sich einmal zu waschen, für 3—4 sh. ein paar Flaschen Sodawasser kaufte, um sich Hände und Gesicht waschen zu können. Die Brunnengräber haben zu dieser Zeit viel Geld verdient. Es gibt Brunnen hier, wo man für 1 Fuß zu graben 14 £ (280 Mk.) gezahlt hat, die meisten der Brunnen sind dabei sehr tief. Grünes Gemüse war zu dieser Zeit fabelhaft teuer. 1873 wurde ein kleiner Krautkopf in Kimberley mit 19 sh. 6 d. (19 Mk. 50 Pf.) bezahlt. Es war der einzige am Markt und eine Meute Hotelkeeper machte darauf Jagd, um ihren Gästen etwas „Grünes“ vorsetzen zu können.

Die „Südafrikanische Zeitung“ in Kapstadt erhebt ihre Stimme für die deutschen Emigranten in Hex River, welcher Ort an der Bahn nach Beaufort West, nicht weit von Worcester entfernt liegt. Diese Emigranten haben sich vor ungefähr 5 Jahren angesiedelt und nach unsäglichen Mühen und unermüdlichem Fleiße wäre nun endlich die Zeit gekommen, wo sie die Früchte ihrer Arbeit genießen könnten, wenn nicht Wassermangel das Geschaffene unbarmherzig zu zerstören drohte, oder zum Teil schon zerstört hat. Die Emigranten haben ziemlich viel Wein angepflanzt. Regen bleibt ja in diesem Lande oft für lange Zeit nur ein frommer Wunsch, und so bezogen denn die Deutschen das Wasser zur Berieselung ihrer Felder aus dem Els River, bis mit einem Mal die alten Bauern, welche sich schon Afrikaner nennen, den Fluß abdämmten und somit die armen Deutschen aufs Trockene setzten, trotzdem man denselben den freien Gebrauch des Flusses garantiert hatte. Die Bauern der Umgegend sehen mit Neid auf die sorgsam gepflegten Felder der Deutschen. Diese Afrikaner, welche fast nie selbst arbeiten, scheinen vergessen zu haben, daß auch ihre Väter oder Vorväter einst als Emigranten ins Land gekommen sind. Dieselben sehen die fleißigen, strebsamen Deutschen nicht gern, denn wollen sich die Afrikaner nicht ganz überflügeln lassen, müssen sie sich aus ihrer Lethargie reißen und der alte Schlendrian ist ihnen lieber. Zum Arbeiten haben sie ihre Kaffern oder Hottentotten und im übrigen spielen die Afrikanders den Baas. Eine Beschwerde an das Gouvernement von seiten der Deutschen hat bis dato zu keinem Resultat geführt. Mit denselben Widerwärtigkeiten haben auch die Deutschen am Jan du Toit River zu kämpfen.*)

Man spricht so viel von der Biederkeit und Gastfreundschaft der holländisch-afrikanischen Bauern. Das gerade Gegenteil will ich nun auch nicht behaupten, trotzdem die Boers der Kapkolonie, der Karroo, des Oranje Frei-Staats u. s. w. mir sehr wenig von ihrer Biederkeit und Gastlichkeit gezeigt haben. Viele Bekannte und Freunde von mir haben dieselbe Erfahrung gemacht. Ein Hauptzug der Boers ist großes Mißtrauen gegen jeden Fremden. Kommt man zu Fuß nach einer Farm, wird man vom Bauern in 10 Fällen 9 mal für einen Vagabunden gehalten. Mag man noch so hungrig sein und für Geld und gute Worte um etwas Brod und Fleisch bitten, die Thür wird vor der Nase zugeschlagen; man ist gezwungen den Weg hungrig weiter zu gehen, von wütend bellenden Hunden oft noch ein gut Stück begleitet, um sein Glück an der nächsten Farm, d. h. ein Marsch von vielleicht 15 oder 20 Meilen, zu versuchen. Kommt jedoch Einer zu

*) Hier wäre für den Deutschen Kolonialverein Gelegenheit zum Schutze deutscher Ansiedelungen aufzutreten.
D. Red.

Pferde angesprengt, dann ist die Sache anders. Der Angekommene ruft sofort nach den Boy (farbigen Diener), welchem er die Zügel seines Pferdes zuwirft. Dann tritt der Reitersmann ins Haus und reicht Alt und Jung die Hand. Weiß nun der Fremdling recht ungeheuerliche Dinge zu erzählen, dem Bauer und der Bäuerin recht nach dem Munde zu sprechen, so ist er gut aufgehoben, auch sein Pferd wird gut verpflegt, von Bezahlen ist dann selten die Rede. Manchem Bauer kann man es übrigens auch nicht verdenken, wenn er Abneigung gegen Fußreisende empfindet. Als ein Boer in Faure Smith in dem Oranje-Freistaat eines Tages beschäftigt war, ein wildes junges Pferd zu bändigen und der Bauer bereits einige Mal abgeworfen worden, hatte ein Fremdling höhnisch lächelnd zugeschaut. Dies verdroß natürlich den Farmer und als der Reisende fragte, ob er es nicht einmal mit dem Gaule versuchen solle, gab ihm der Bauer das Pferd, vielleicht denkend: na, Dir kann einmal Herunterfallen auch nicht schaden. Der Fremde gelangte mit Mühe in den Sattel und jetzt lächelte der Bauer höhnisch, der im Sattel Sitzende aber verschmitzt. Nach einigen Bocksprüngen geht das Pferd mit den Reiter durch, „Da reitet der arme Teufel in den Tod," schreit der Bauer, und richtig — Pferd und Reiter kehrten niemals wieder. Der Bauer sah im Geiste Beide mit gebrochenem Genick in einer Schlucht liegen und hörte sogar im Traume das Krächzen der Aasvögel, welche über der Schlucht schwebten und Beute witterten. Nach einiger Zeit erfährt er jedoch, daß der Fremde damals direkt nach dem nächsten Ort gesprengt war und daselbst das feurige Roß für einen ansehnlichen Preis versilbert hatte. Der Pferdebändiger hatte lange Jahre in der berittenen Grenzpolizei gedient. — Die Zustände in Transvaal sind nichts weniger als glänzend, Handel und Wandel liegen darnieder durch den Krieg mit den Kaffern, denn letztere wollen den Boers keine Taxe zahlen. Die Kaufleute wagen nicht ihre Güter den Transportriders anzuvertrauen, da die Straßen unsicher sind. Norden und Süden Transvaals sind nicht einig, Post und Telegraphenwesen liegt im Argen. Unwillkürlich drängt sich jedem Unparteiischen die Ansicht auf, daß die Boers nicht fähig sind, sich selbst zu regieren. Wenn ich auch der englischen Annektiersucht das Wort nicht rede, so muß ich doch sagen, daß unter englischer Herrschaft in Transvaal bessere Zustände herrschten. Vor allem möchte ich Jedem abraten für jetzt nach Transvaal auszuwandern. Außerdem steht ein neuer Basutokrieg zu erwarten. Dieser, sowie die Pocken, wirken lähmend auf den Handel der Kolonie ein. Die Malayen Kapstadts haben von den Pocken am meisten zu leiden gehabt.

In neuerer Zeit kommt es wieder häufig vor, daß Weiße von Eingeborenen insultiert werden, hauptsächlich in der Nähe East Londons, wo Weiße von Kaffern ermordert wurden. In Dalportshope am Vaal wurde sogar ein Kind von einem Kaffer wegen einer halben Flasche Brandy ermordet. Man hatte den Kleinen in die Canteen gesendet um Brandy zu holen. Ein des Wegs kommender Kaffer bemächtigte sich des Brandy und schlug das Kind tot. Otto Uhlemann.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879—81. Nebst Anhang: Eine Reise ins Innere von Sumatra von Georg Seelhorst, Dr. philos." Augsburg 1882, Verlag der K. B. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel.

Wir haben zwar keinen Mangel an Werken über Australien, immerhin müssen wir das vorstehend erwähnte als einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Landes bezeichnen. Der Verfasser, welcher dem deutschen Reichs-Kommissar als Chef-Sekretär während der Weltausstellung in Melbourne beigegeben war, hat in erster Linie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse dieses Unternehmens, wie der vorangegangenen Ausstellung zu Sydney zu beurteilen und uns ein lebenswahres Bild dieser für die Kulturentwickelung Australiens so wichtigen Ereignisse zu entwerfen. So werden in den zwei ersten Abschnitten des Buches die Weltausstellungen in Sydney 1879—1880 und in Melbourne 1880—1881 behandelt. Bei aller Objektivität, gestützt auf reiche Erfahrungen und Kenntnisse, thut es außerordentlich wohl, in dem Verfasser einen Mann zu finden, dem ein warmes Herz für sein deutsches Vaterland im Busen glüht, und der vor allen Dingen bemüht ist das Ansehen der deutschen Nation in jenen Gegenden zu heben, um dadurch dem materiellen Vorteil unseres Vaterlandes in jenem Weltteil Vorschub zu leisten, namentlich durch eine rein sachlich gehaltene Darstellung der deutschen Industrieverhältnisse und durch Förderung und Unterstützung der deutschen Handelsbeziehungen mit Australien. Zugleich soll das Buch die offiziellen Berichte über die Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne, da von seiten der Deutschen Reichsregierung, die doch in erster Linie die Verpflichtung dazu hatte, — wir wissen nicht aus welchem Grunde — die Berichterstattung unterblieben ist, ersetzen, und wir können hinzufügen, daß wohl keiner hierzu berufener war als der Verfasser. Weiter erhalten wir eine lebenswahre Schilderung von Land und Leuten, in welcher der Verfasser sowol seine eigenen Beobachtungen wie seine gründlichen Studien über Australien und zwar nach der geographisch-ethnographischen wie auch nach der geschichtlichen Seite niedergelegt. So werden nach einer allgemeinen Beschreibung des Kontinents von Australien noch die einzelnen Kolonien Neu-Süd-Wales, Victoria, Tasmanien, Süd-Australien, West-Australien, Queensland, Neu-Seeland und Fidschi besonders behandelt und namentlich nach ihrer Geschichte, nach ihrer Ausdehnung, nach ihrem Klima, ihren Kulturprodukten und nach ihren sozialen Verhältnissen, wie in bezug auf Industrie und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Handel und Lohnverhältnisse und dergleichen mehr geschildert. Wohl nirgends dürfte man über diese Verhältnisse so zuverlässige und so reiche Data finden wie in dem Seelhorst'schen Buche, wenn auch hier und da, was ja bei der großen Menge von zu bewältigendem Materiale nicht zu verwundern ist, kleine Irrtümer unterlaufen sind; so beträgt die Zahl der gegenwärtig in Australien lebenden Weißen nicht ungefähr 2,000,000 sondern genau 2,835,954. Daß der Verfasser, speziell Naturforscher, auch für die Naturgeschichte jener Ländergebiete ein offenes Auge gehabt hat, brauchen wir wohl kaum hervorzuheben, aber

unerwähnt dürfen wir nicht lassen, daß die Darstellung in dieser Beziehung eine ebenso anziehende wie belehrende ist, die sowohl die Frische und Unmittelbarkeit der eigenen Anschauung, von der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Studien bekundet. In einem besonderen Abschnitte wird der Handelsverkehr mit Australien und die Auswanderung dorthin behandelt. Hier zeigt sich der Verfasser auch als Meister in der Beurteilung nationalökonomischer Verhältnisse, wie das auch schon aus den früheren, namentlich aber aus den beiden ersten Abschnitten hervorgegangen ist. Zunächst bespricht er die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte und welche Schwierigkeiten wir bei der Geltendmachung derselben zu überwinden haben, da natürlich England auf dem Markte seiner eigenen Kolonien die Hauptrolle spielt. Dennoch sind die australischen Kolonien als ein Absatzgebiet für deutsche Waren beachtenswert. Vor allen Dingen muß aber vor sanguinischen Vorstellungen gewarnt werden. Es kauft uns niemand um unsertwillen ab, sagt Seelhorst, sondern jeder hat dabei seinen eigenen Vorteil im Auge. Er wird sich mit seinen Einkäufen dahin wenden, wo er den größten Vorteil für sich zu finden meint. Eine Modifikation erfordert dies Gesetz nur dadurch, daß der Engländer doch stets lieber vom Engländer kauft als vom Deutschen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß man uns im Auslande nicht liebt. Früher achtete man uns gering, jetzt fürchtet man uns und wenn man uns nachgerade nicht haßt, so hat man doch am liebsten nicht mit uns zu thun. Daß die deutsche Industrie unter solchen Verhältnissen einen schweren Stand auf dem Weltmarkt hat, ist einleuchtend, doch derselbe kann überwunden werden, wenn wir bessere oder wenigstens eben so gute Ware wie die Konkurrenz zu bieten vermögen. Was die Auswanderung nach Australien anbelangt, so vermag Seelhorst dieselbe nicht anzuempfehlen. — Eine Reise ins Innere von Sumatra wird in einem Anhange zu dem Werke über Australien geschildert und dabei sowohl die Reiseerlebnisse wie die Beobachtungen und Studien auf Java, Singapore und Sumatra gegeben. Obgleich an letzter Stelle sich befindend, möchten wir diesen Abschnitt ganz besonders der Beachtung empfehlen, weil er viel Neues darbietet und bedauern nur, daß es uns nicht vergönnt ist, hier näher auf denselben eingehen zu können. Alles in allem, das Buch Seelhorsts ist eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über Australien wie der zuletzt genannten Länder. Mit einem offenen Auge und scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, bekundet der Verfasser ein eingehendes Studium und reiche und gründliche Kenntnisse der Verhältnisse und Zustände, womit er ein gesundes und gerechtes Urteil verbindet, sodaß das Buch in jeder Beziehung wertvoll ist.

O.

Echo aus allen Weltteilen.

Louis von Baumbach

ist am 26. Januar im Alter von 84 Jahren als Deutscher Konsul in Milwaukee, der Hauptstadt Wisconsins, gestorben. Die dortigen Blätter sind einstimmig in seinem Lob und widmen ihm gleich den übrigen großen nordamerikanischen Zeitungen die ehrenvollsten Nachrufe. So schreibt der „Herald“ u. A.: „Mit Louis von Baumbach schied einer der edelsten Menschenfreunde, das verehrte Haupt einer angesehenen Familie, ein hochgebildeter und durchaus fortschrittlich gesinnter Mann. Bis fast zur letzten Stunde seines Lebens nahm der hochbetagte Mann mit beinahe jugendlichem Interesse an allen Tagesereignissen der Politik wie des gesellschaftlichen Lebens Teil. Kaum 14 Jahre alt, ging er begeistert in den deutschen Freiheitskampf gegen den französischen Riesen. Als Hauptmann nahm er seinen Abschied vom Militärdienste und widmete sich der Bewirtschaftung der Familiengüter. 1833 wurde er in die kurhessische Stände-Versammlung gewählt und fand Gelegenheit, besonders in Militärangelegenheiten ein klares Urteil und Sachkenntnis zu bewähren. Der März des Jahres 1848 sandte ihn neuerdings in die Ständeversammlung, die ihn zum Präsidenten wählte. Am 23. November 1848 trat er in das Frankfurter Parlament und gehörte demselben bis 16. Februar 1849 an. Die Verhältnisse Deutschlands, zumal seines engeren Vaterlandes Kurhessen, erfüllten den weitschauenden Mann mit tiefem Schmerze. Er sah die kommende verschärfte Reaktion voraus, und da faßte er den Entschluß, dessen Ausführung ungeheueres Aufsehen erregte. Er veräußerte seine Güter und wanderte im Juli 1849 mit seiner zahlreichen Familie nach Amerika aus. Er begab sich zuerst nach Ohio und kam 1857 nach Milwaukee, wo er erst als Konsul für Bayern, Württemberg, Baden, Nassau und Mecklenburg, und dann als Konsul des deutschen Reiches wirkte. Ein schmerzloser Tod endete das Leben des fast 84jährigen, aber noch verhältnismäßig rüstigen Mannes. Vier seiner Söhne, Moritz, Wilhelm, Ernst und Karl v. Baumbach wohnen als hochangesehene Bürger in Milwaukee; ein fünfter, Friedrich v. Baumbach, bekleidet seit Jahren den Vertrauensposten eines Staatssekretärs in Minnesota.

Aus Argentinien.

Der „Deutsche Hülfsverein“ in Buenos Aires (Präsident: A. Schäffer, Kassierer: E. Nolte) veröffentlicht seinen zehnten Jahresbericht. Die Mitgliederzahl ist seit 1881 von 106 auf 113 gestiegen, eine schwache Zunahme im Vergleich zum Wachstum des deutschen Elementes in Argentinien. — Die Einnahmen bestehen in: Jahresbeiträge 22,183, Geschenke 1742, Extra-Sammlung 1750, Ertrag einer vom Verein „Germania“ gegebenen Theatervorstellung 8162 und Ertrag eines Konzerts der „Deutschen Singakademie“ (halber Anteil) 11,027 Milreis m/c. Dazu der Kassasaldo auf 1. Januar 1882 6272, zurückbezahlte Vorschüsse 290 und Zinsen 1807 Milreis m/c. Der Reservefond beträgt 40,000 Milreis m/c. — Verausgabt wurden: Regelmäßige monatliche Unterstützungen an 15 Personen 29,780; einmalige Unterstützungen an 148 Personen 12,587; Nachtlager und Verpflegung für 157 Personen 3346; drei Beerdigungen 1350; drei Passagen 4086 Milreis m/c. Saldo blieb in Kasse Ende Jahres 2085 Milreis m/c. — Bei diesem Anlasse wird den auswärts wohnenden Deutschen eindringlich ans Herz gelegt, dem Hülfsvereine nicht nur Hülfsbedürftige, wie es nur zu häufig zu geschehen pflegt, zuzuweisen, sondern auch Geldbeiträge zufließen zu lassen — ein jedenfalls sehr berechtigtes Ansinnen.

Deutscher Kolonialverein.

Das Generalsekretariat des Deutschen Kolonialverein zu Frankfurt a./M. hat seit kurzem Herr Dr. Emil Jung übernommen, welcher durch geographisch-wissenschaftliche Arbeiten in weitesten Kreisen bekannt. Sein langjähriger Aufenthalt in Australien, wo er Schulinspektor war, hat ihn tiefe Einblicke in die dortigen Kolonisationsverhältnisse zumal gewinnen lassen. Wie verlautet, geht der Deutsche Kolonialverein mit der Absicht um, als ersten Schritt an der Westküste Afrikas auf der kleinen im Busen von Guinea gelegenen Insel Fernando Po, welche gute Ankerplätze besitzt, eine Handelsstation zu errichten, vielleicht in der Hoffnung, diese Insel von Spanien erwerben zu können. An einen Kolonisationsversuch ist jedenfalls hier nicht zu denken, da die ungefähr 6 Qu.-Meilen große vulkanische, gebirgische und wasserreiche Insel, welche von ungefähr 1700 Negern bewohnt ist, sich der tropischen Hitze und der Sümpfe wegen wahrlich für europäische Ansiedler nicht eignen dürfte. — Der als interimistischer Generalsekretär des Kolonialverein fungierende Sekretär des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export, Herr Dr. Timotheus Fabri, ist nach Düsseldorf zurückgekehrt, da die mit seinem Amte verbundene Thätigkeit ihn dort ganz in Anspruch nimmt. Unter seiner Redaktion erscheint als Organ des Westdeutschen Vereins fortan eine „Colonialpolitische Correspondenz“, welche sich zur Aufgabe stellt, die öffentliche Meinung immer mehr und mehr über die Ziele des Vereins zu unterrichten und das Interesse dafür in alle Schichten zu tragen.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Beurteilungen von „Ueber's Meer",

Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer, Herausgeber: **Richard Lesser** und **Richard Oberländer;** Weltpost-Verlag, Leipzig.

Der Deutsche Reichskommissar für das Auswandererwesen schrieb an den Verfasser des I. Bandes, Herrn Richard Lesser u. A.: „Ew. Wohlgeboren erlaube ich mir meinen verbindlichsten Dank für Zusendung des I. Bandes von „Ueber's Meer", des „Wegweisers von der alten zur neuen Heimat" auszusprechen und wünsche ich herzlich, daß das Werk den wohlmeinenden Absichten entsprechenden Nutzen schaffen möge."

Casseler Tageblatt vom 7. Februar 1883.

„Nachdem die Auswanderung mit der Zeit, und insbesondere wieder seit zwei Jahren, sich zu einer Art modernen Völkerwanderung gestaltet hat, ist wohl jeder Gedanke an eine Zurückdämmung dieser Bewegung als aufgegeben zu betrachten. Damit sind aber auch alle jene Bedenken, welche in Belehrungen für Auswanderer eine direkte Förderung des Stromes zu erblicken glaubten, geschwunden und an ihrer Stelle hat sich die direkte Forderung auf solche Belehrung geltend gemacht und zwar um so dringender, als auch auf diesem Felde der Geist der Ausbeutung durch irreleitende Publikationen ꝛc. Einkehr gehalten. Auf diesen Grundgedanken ist der Ursprung des in Rede stehenden Unternehmens zurückzuführen. Und schicken wir es gleich voraus: was Sachkenntnis, verbunden mit unermüdlichem Fleiß und uneigennützige Liebe zur Sache zu leisten vermögen, das ist hier geleistet. Dafür bürgen schon die Namen der Herausgeber. Mit unbedingtem Vertrauen mag der Auswanderer diesen Führern sich überlassen; er wird wohl fahren. Der Preis von einer Mark pro Band bei einem so gediegenen Inhalt ist wahrlich nur ein Beitrag zur Deckung der Kosten. Im wesentlichen kann man dies mühselige und zugleich gewagte Unternehmen als ein Geschenk an das deutsche Volk betrachten, ein Geschenk, von dem wir wünschen, daß es recht Vielen zum Segen gereichen möge.

Daß dies Unternehmen ein mühseliges, dafür wird gewiß Niemand einen Beweis fordern, anders mag es sich mit dem in der Sache liegenden Wagnis verhalten. Im Programm sagen die Herausgeber: „Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß Niemand weniger geneigt ist, Belehrung anzunehmen, als die gerade, die sie am allernotwendigsten gebrauchen könnten — die Auswanderer. Haben sich dieselben erst einmal mit dem Plane zur Auswanderung vertraut gemacht, so glauben sie auf einmal alles, was das fremde Land betrifft, so genau zu wissen, daß ihre Vorstellungen sich gar nicht mehr beseitigen lassen und nur der noch bei ihnen Glauben findet, der ihnen die Zukunft mit noch rosigeren Farben schildert, als sie sich diese ausgemalt."

Das Wagnis liegt also in der Möglichkeit, daß der Auswanderer vielleicht kalt und ablehnend an dem Unternehmen vorbeigehen werde. Daß dies bei Vielen in der That der Fall sein wird, daran ist nicht zu zweifeln. Aber obige Voraussetzung paßt doch nicht auf alle Auswanderer. Mit der Auswanderung verhält es sich genau so, wie mit dem Heiraten. Viele heiraten ja nur so in den Tag hinein, eine gute Anzahl thut es aber in dem Sinne: „erst wägen, dann wagen". Ein gewisses Maß von Leichtsinn gehört zu diesen Schritten: zum Heiraten wie zum Auswandern, immerhin. Es wird aber schon viel gewonnen sein, wenn nur ein Teil derjenigen, die sich jenseits des Ozeans eine neue Heimat gründen wollen, die Hand nach den hier gebotenen Belehrungen ausstreckt. Dieser Teil aber — davon sind wir überzeugt — wird der Same sein, von dem die Frucht vielfältig aufgehen wird, denn jeder Auswanderer, der sich Rat und Belehrung aus diesen Wegweisern geholt hat, wird nicht umhin können, sie dem angehenden Schicksalsgenossen zu empfehlen, durchdrungen von dem Grundsatz der Herausgeber, „daß nur durch sachgemäße Belehrung dem regellosen Ueberfluten des Auswanderungsstromes Einhalt geboten und derselbe in ein für unser Vaterland wie für den Ausziehenden gedeihlicheres Bett geleitet werden kann."

Der erste Band, betitelt: „Wegweiser von der alten zur neuen Heimat" von Richard Lesser, beschäftigt sich mit der Auswanderung und den Auswanderungszielen im allgemeinen, spezieller mit Nordamerika als dem überwiegend wichtigsten. Er zerfällt in einen beratenden und einen belehrenden Teil und wir glauben ihm keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben zu können, als daß wir das Wichtigste aus seinem Inhalte aufführen ꝛc." A. Schroot.

Saale-Zeitung, vom 19. Januar 1883.

„Band I. Wegweiser von der alten zur neuen Heimat von Richard Lesser." — Dieses kleine, bequem in die Tasche zu steckende Bändchen im Preis von einer Mark kann mit gutem Gewissen allen denjenigen als Ratgeber anempfohlen werden, welche gesonnen sind, dem großen Strom der deutschen Auswanderung sich anzuschließen, ohne doch ziel und hilflos in ihm treiben zu wollen. Zur eigenen Entscheidung über die immer so schwierige Frage nach dem Wohin der Auswanderung werden in unparteiischer, gründlicher und doch gemeinverständlicher Weise die einschlägigen Verhältnisse derjenigen überseeischen Länder vorgeführt, welche bei ihrem Mangel an Arbeitskräften, ihrem der Gesundheit des Deutschen förderlichen Klima und ihrem gemeinverheißenden wirthschaftlichen Zustand die gedeihlichsten Ziele für unsere Auswanderung darstellen: die amerikanischen Gebiete natürlich am ausführlichsten, daneben die australischen und das außertropische Südafrika. Der größere Teil des inhaltreichen Bändchens bezieht sich aber auf die Praxis der Reise in die neue Heimat selbst, auf die zweckmäßigste Reiseroute, die mitzunehmenden und nicht mitzunehmenden Habseligkeiten, Anweisung des Verhaltens und Verfahrens während der Ueberfahrt, dann am Landungsort, endlich auf die etwaige Weiterfahrt ins Landesinnere. Ein erschöpfend ausführliches Register macht das sehr preis-

würdige Buch vollends geeignet seinem Zweck zu dienen wie kaum irgend ein anderes, zumal es in jeder Beziehung auf die frische Gegenwart gemünzt ist."

Prof. Alfr. Kirchhoff.

Volkszeitung, Berlin, v. 10. Febr. 1883:

„Die Auswanderung und ihre neueste Litteratur.

„Die Uebervölkerung Deutschlands ist eine Thatsache", dieser Satz ist leider unwiderleglich, es müssen daher für den von Jahr zu Jahr wachsenden Strom der Auswanderer geeignete Ländereien zur Ansiedelung in's Auge gefaßt werden, nur dürfen dieselben nicht gleichbedeutend mit Staatsunternehmungen (staatliche Kolonien) sein. Wer einmal sein Vaterland verläßt oder, wie in den meisten Fällen, verlassen muß, der will auch dann von diesem möglichst unabhängig sein, höchstens darf noch ein ethisches Gefühl zwischen ihm und der alten Heimat die Brücke bilden. Eine der letzten Reichstagssitzungen hat dieses haarscharf bewiesen. Unsere Aufgabe kann es natürlich nicht sein, unter dem Striche näher darauf einzugehen, allein wie Vater und Mutter dem heranwachsenden Kinde, seinem Verständnis gemäß, Regeln und Begleitworte ins Leben mitgeben, so geziemt es auch einer wohlwollenden, freisinnigen und unabhängigen Presse, den auswandernden Landeskindern eine möglichst gute, uneigennützige Ratgeberin zu werden. Wir freuen uns darum umsomehr, unsern meist durch die Macht der Verhältnisse zur Auswanderung gezwungenen Landsleuten heute ein paar Werke, die auf die Auswanderung direkt Bezug nehmen, ganz besonders empfehlen zu können.

Im dritten Jahrgange bereits erscheint die „Weltpost" (Herausgeber Richard Lesser, Leipzig), welche in halbmonatlichen Heften Berichte und Korrespondenzen aus allen Weltteilen bringt und nach dem Spruche „audiatur et altera pars" die Licht- und Schattenseiten eines jeden zur Ansiedelung empfohlenen Landes prüft, resp. dem Leser zur Selbstkenntnis anheimstellt. Näher auf die Einzelheiten dieses in seiner Art vielleicht einzig in Deutschland dastehenden Werkes einzugehen, gebricht es uns leider an Raum, allein für den billigen Preis von $1\frac{1}{2}$ Mk. vierteljährlich (6 Hefte) vermag sich Jedermann von der Güte dieser ausführlichen Länderrevue zu überzeugen.

Trotz Reichsstatistik und Fürst Bismarck wird die wirkliche Auswanderung aus den gelobten deutschen Landen stetig zunehmen und täuschen sich die Herren, die in dem momentanen, winzigen Rückgange der Auswanderung des letzten Jahres ein Aufblühen der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie erblicken, vollkommen — es war dies nur eine kleine Stagnation, die jedoch wiederum einzig und allein auf interne, d. h. Polizeimaßregeln zurückzuführen war — im Gegenteil wird die Auswanderung — man kann beim besten Willen nicht einmal sagen „leider" — stetig zunehmen. Diese Voraussicht schärfte auch den Blick zweier in dieser Frage ganz besonders kompetenter Männer — Richard Lesser und Richard Oberländer in Leipzig — und sie entschlossen sich in folge dessen einem wirklichen Mangel in der deutschen Literatur abzuhelfen und gründeten eine Taschen-Bibliothek für deutsche Auswanderer unter dem Titel „Ueber's Meer", weil kein Auswanderer etwas von einer Ansiedelung in fernen Teilen Europa's wissen mag, sondern gern, wenn er schon wandert, übers Meer geht; — das vielgepriesene Bosnien und die Herzegowina haben denn doch zu wenig Anziehungskraft. Aus dem weiter unten angegebenen Inhaltsverzeichnis der ersten Serie dieser Taschen-Bibliothek wird sofort die Kompetenz dieser beiden Männer klar. Wir sind aber heute schon in der Lage, über die drei ersten Bände berichten und dieselben Jedermann empfehlen zu können. Den Reigen eröffnete einer der Herausgeber (Richard Lesser) selbst und betitelte den 1. Band „Wegweiser von der alten zur neuen Heimat." Keine Schmeichelei, keine unnütze Wortklauberei wird darin gemacht — Lesser schildert in möglichst kurzen Sätzen die Vorbereitungen zur Reise, die verschiedensten Dampferlinien samt Menu und Ueberfahrtspreisen, die Reise selbst (inkl. Seekrankheit), Ankunft im Hafen, Weiterbeförderung auf dem fremden Boden, die deutsche Presse in fremden Weltteilen &c. Auf ca. 200 Seiten wird eine solche Fülle des wissenswertesten Stoffs geboten, welche selbst den besten Kenner solcher Sachen unbedingt frappieren muß. — In schneller Folge sind bereits Band 2 und 3 erschienen. Band 2 ist der von Ernest Haynel sorgfältigst verfaßte englische Dolmetscher und genügt jedem Auswandernden vollständig. Zuerst finden wir eine kurze leicht faßliche Grammatik, dann ein kleines dem Zweck genügendes Lexikon und zum Schluß eine Fülle von Gesprächen, die über jede Schwierigkeit im fremden Lande hinweghelfen, — besonders hervorzuheben ist hierbei, daß jedem englischen Gespräch ein deutscher Text vorangeht und eine möglichst der deutschen Zunge angepaßte englische Aussprache der Gespräche folgt. Wer die Schwierigkeiten eines solchen Werks kennt, wird gewiß, auch vom Standpunkt des Gelehrten, der Haynel'schen Arbeit seinen Beifall zollen — ohne gerade mit allem einverstanden sein zu müssen. Der dritte uns vorliegende Band ist der erste der Länderbesprechungen. — Wisconsin — der deutscheste Staat der nordamerikanischen Union — von Heinrich Lemcke. Der dorthin Auswandernde wird sicherlich eine Fülle des Wissenswertesten darin finden, wenn wir uns auch, nachdem wir schon manches aus der Feder Lemcke's gelesen haben, nicht ganz mit seiner Einteilung einverstanden erklären können, und möchten wir ihm bei der zweiten Auflage eine mehr auf das allgemeine zielende Umarbeitung empfehlen. — Aber soweit wir jetzt die Taschenbibliothek „Ueber's Meer" beurteilen können, glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, daß es ein der deutschen Nation ehremachendes Unternehmen ist und hoffen, daß es überall ungeteilten Beifall finden wird. Wir werden in der Zukunft — bei der Fortsetzung der Bände Gelegenheit nehmen, auf dieses höchst interessante Werk des öftern zurückzukommen, und wünschen den Herausgebern heute schon den besten Erfolg bei ihrem dankenswerten Unternehmen." R. S. A.

Der Bildungs-Verein, Zeitschrift der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin, am 24. Januar 1883.

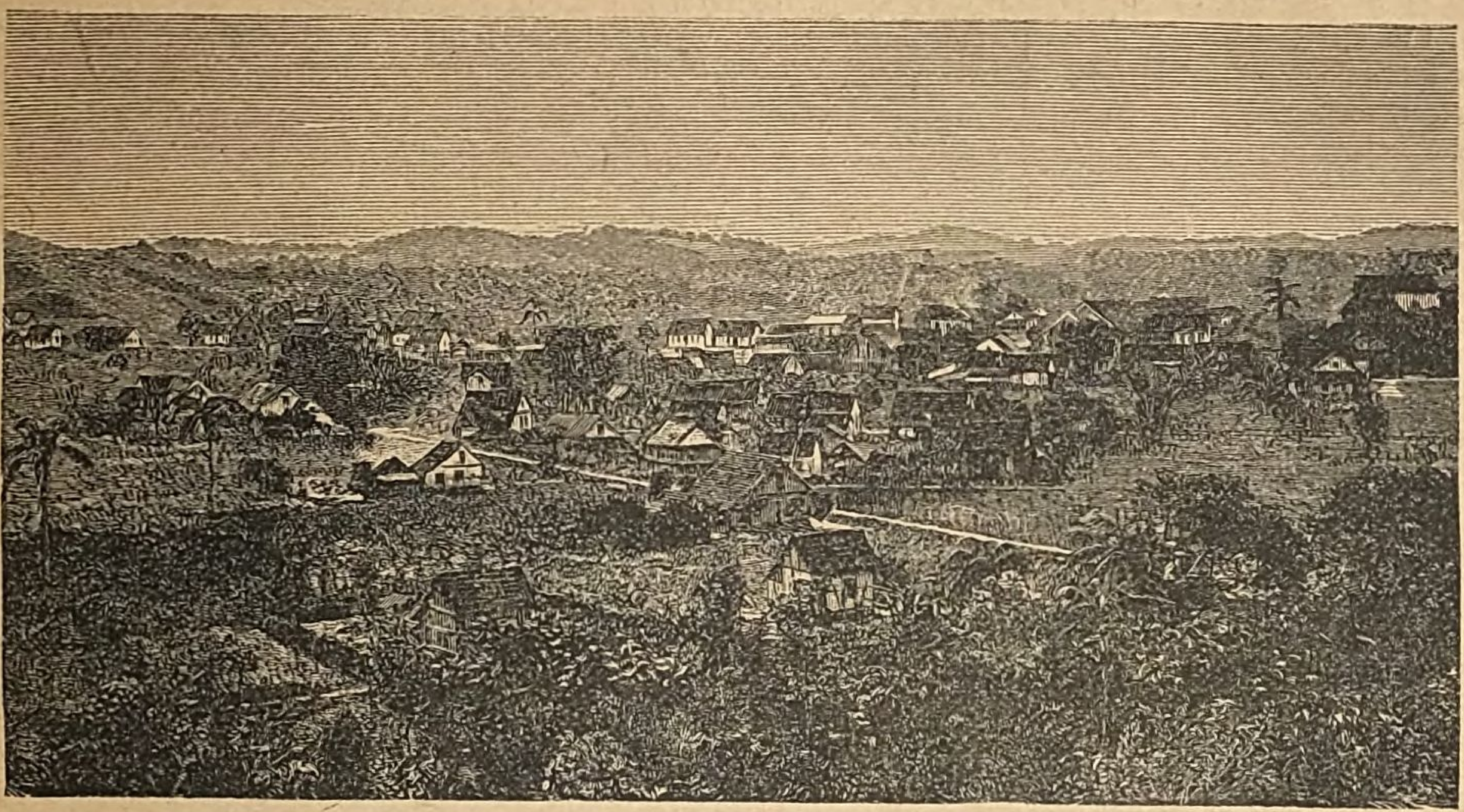
„Wegweiser von der alten zur neuen Heimat, von Richard Lesser." Die Korrektheit

des Einzelnen zu prüfen, vermögen wir nicht, aber das Ganze macht den Eindruck der Objektivität. Es ist keine Agitationsschrift für die Auswanderung, sondern in der That ein Ratgeber in all den vielen Fragen, über die sich ein Auswanderer Auskunft verschaffen muß, sowohl inbezug auf das Geographische der jenseitigen Länder, wie inbezug auf Reise und Ausstattung. Außerdem empfiehlt es bequemes Taschenformat und zweckmäßige Ausstattung."

Allgem. Evangelisch=Lutherische Kirchenzeitung, Leipzig, vom 2. Februar 1883. „Ueber's Meer, Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer" ist eine Serie kleiner Bände für Auswanderer nach allen Teilen der Welt, die allen denen, welche genaue Instruktionen über alle Verhältnisse der betr. Länder zu haben wünschen, empfohlen werden kann. Die Redaktion liegt in den Händen von Richard Lesser, dem Redakteur der „Weltpost", und Richard Oberländer; es arbeiten tüchtige Kräfte, erfahrene Kolonisten und gründliche Kenner überseeischer Verhältnisse mit an dem Unternehmen, und nach dem, was wir davon gesehen haben und von der tüchtigen Redaktion der „Weltpost" erwarten dürfen, können wir bestätigen, daß „Ueber's Meer" „unparteiische und gediegene" Arbeit liefert. Der erste Band ist ein „Wegweiser von der alten zur neuen Heimat" von Rich. Lesser (214 Seiten mit Illustr. und Karten). Band 2 ein englischer Dolmetscher für Auswanderer, Band 3 behandelt den Staat „Wisconsin nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen" von H. Lemcke (142 Seiten m. 1 Karte). Bis Frühjahr sollen noch erscheinen Texas, Argentinien, Kanada, Florida, Kalifornien, Oregon, Kansas, späterhin andere nord- und südamerikanische Staaten, ferner ein spanischer Dolmetscher, eine Gesundheitslehre für Auswanderer, eine Anleitung, amerikanischer Farmer zu werden ꝛc. Das ist mannichfaltig genug und entspricht in der That einem Bedürfnisse. Wer es z. B. in New York selbst mit angesehen hat, in welcher Ratlosig- und Unwissenheit über ihre neue Heimat Hunderttausende nach Amerika gehen, hat ihnen schon längst in dieser Weise einen Ratgeber gewünscht. Freilich hat man ja schon s. g. Ratgeber für Auswanderer die Fülle; aber sie enthalten nur ganz kurze Notizen, sind eigentlich nur Begleiter auf die Reise und orientieren nur sehr dürftig über Land und Leute. „Ueber's Meer" thut dies sehr gründlich. Das von H. Lemcke in New York verfaßte Bändchen über Wisconsin enthält eine sehr gute Karte und eine durchaus zuverlässige Beschreibung der einzelnen Counties des Staates. Diese Beschreibung ist so gründlich, daß ein Auswanderer sich schon in Deutschland genau genug informieren kann, um mit Sicherheit den Punkt auszusuchen, der ihm in seinen Verhältnissen zur Niederlassung der wünschenswerteste ist. Für die Zuverlässigkeit der Angaben garantiert die Quelle, aus welcher Lemcke seine Notizen nahm, der Bericht, welchen kürzlich die Staats-Einwanderungsbehörde veröffentlicht hat. Dieses Bändchen „Wisconsin" ist ein gut gelungener Anfang des Unternehmens, dem wir ebenso guten Fortgang wünschen. Nicht unterlassen wollen wir übrigens, bei dieser Gelegenheit das Hauptunternehmen desselben Verlags, die „Weltpost, Blätter für deutsche Auswanderung und Kolonisation" bestens zu empfehlen. Es ist eine monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift, welche zum Teil sehr unterrichtende und interessante Artikel über deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr bringt (viertelj. 1. 50; jedes Heft ist auch à 30 Pf. besonders zu haben). Reisebeschreibungen, Bilder von Land und Leuten, Statistisches, wird in großer Mannichfaltigkeit geboten und macht das Blatt nicht nur zu einer Quelle der Belehrung, sondern bietet auch allen, welche eine edle, interessante Lektüre suchen, reichen Stoff."

Berliner Fremdenblatt vom 2. Febr. 1883: „Bereits vor Monatsfrist haben wir das Erscheinen des I. Bandes „Wegweiser von der alten zur neuen Heimat" bekannt gemacht und können heute mit Genugthuung konstatieren, daß derselbe selbst in den sonst so exklusiven Gelehrtenkreisen gerechte und würdige Kritik d. h. Belobigung findet. — Wenn ein solches Werkchen mit einer so eingehenden Empfehlung des Prof. Kirchhoff in Halle seine Laufbahn beginnt, so ist ja der glanzvolle Weg schon bestimmt. Allein die Lesser'sche Arbeit verdient in jeder Hinsicht volles Lob. Auf 200 Seiten hat der Verfasser nicht nur dem Auswanderer, sondern Jedermann, der sich für die Auswanderungsfrage interessiert, ein anschauliches Bild von den Vorbereitungen der Reise — dieser selbst und der Weiterbeförderung im neuen Heimatslande gegeben. Man glaube aber ja nicht, daß nur das Land des almighty dollar in betracht kommt — nein die ganze Welt — soweit sie noch neu- resp. mehr bevölkert werden kann, ist berücksichtigt worden."

Leipziger Tageblatt vom 21. Febr. 1883. „... Angesichts dieser Thatsache tritt an uns die Aufgabe heran, die deutschen Auswanderer bei ihrem schweren und oft gewagten Unternehmen nach Kräften zu unterstützen und ihnen beizustehen, andernteils die Auswanderung so zu leiten, daß dadurch dem Vaterlande kein Verlust erwachse, ja noch ein Gewinn daraus entstehe. Dieser Gedanke war es, welcher seinerzeit die „Weltpost" ins Leben rief, die in frischer Kraft soeben ihren dritten Jahrgang angetreten hat; dieser Gedanke war es aber auch, welcher das obenerwähnte Unternehmen schuf, zu welchem sich der bewährte Herausgeber der „Weltpost", Richard Lesser, mit dem bekannten geographischen Schriftsteller Richard Oberländer verbunden hat. Als Aufgabe haben sich die beiden Herausgeber die Unterweisung des Auswanderers hingestellt, jede spekulative Absicht dabei ausschließend. Zu dem Zweck beabsichtigen sie, sorgfältig das neueste, beste, zuverlässigste Material zu prüfen und zu sichten, und in gedrängter Kürze, in leichtverständlicher Schreibweise dem Leser die Kenntnis des betreffenden Landes in geographischer und klimatischer Hinsicht, in seinen Boden- und Verkehrsverhältnissen, seinen Hilfsquellen überhaupt, in seinen Licht- und Schattenseiten objektiv zu ermitteln. Wir lassen es heute bei dieser kurzen Mitteilung über das Unternehmen, das wir nach Tendenz wie Ausführung bestens empfehlen können, bewenden und behalten uns vor, auf die einzelnen Publikationen zurückzukommen."



Joinville, Kolonie Dona Francisca, Provinz Santa Catharina.
(Aus „Die Deutschen im Brasilischen Urwald von Hugo Zöller.")

Die argentinische Provinz Tucuman.

1.

Eine Wanderung durch die Provinz.

Wenn man unterm 27° südlicher Breite von dem rechten Ufer des die Provinz Santiago del Estero durchströmenden, salzhaltiges Wasser führenden Rio Juramento, auch Rio Salado genannt, kommend, die Richtung nach Westen einschlägt, so gelangt man nach einem Ritt von zwei Tagen durch eine mit dornigem Buschwald besetzte salzhaltige Ebene zur Ostgrenze der Provinz Tucuman, die, wenngleich die kleinste aller argentinischen Provinzen, nicht mit Unrecht der Garten der Republik genannt wird, da die Natur über dieses Land die Fülle ihrer Gaben mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgeschüttet hat.

Schon von dem Punkte an, wo die politische Grenze gezogen ist, haben Boden und Vegetation ein viel frischeres Aussehen angenommen, als auf dem bisher durchrittenen Terrain. Die Gräser stehen dichter und sind mit hellerem, saftigerem Grün geschmückt, da der Salzgehalt des Bodens fast vollständig verschwunden ist. Der Wald, wenn gleich nur ein Schatten von dem im westlichen Teile dieser Provinz befindlichen, zeigt unter seinen fast ausschließlich mit Stacheln besetzten Bäumen eine größere Mannigfaltigkeit, wie der zu Santiago del Estero gehörende, und Schilfhütten sowohl, wie auch kleine weißgetünchte Kamphäuser, mehren sich auffallend zu beiden Seiten des Weges, als sicherer Beweis eines wohlbevölkerten Landes.

Bestand der spärliche Anbau der bisher durchreisten Gegend fast nur aus Zapallos,*) Mais und Alfalfa,**) so finden wir jetzt ab und zu kleinere Zuckerrohrpflanzungen. Während der Monate Mai, Juni und Juli verkaufen die Bauern das reife, saftige Rohr an die Fabrikbesitzer, oder sie fahren es zur Stadt, wo es reißenden Absatz findet, da dasselbe nicht nur von der unteren Bevölkerungsschicht als ein gesundes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel mit Vorliebe gekaut, sondern auch von den höheren Gesellschaftsklassen als Erfrischungsmittel gern genossen wird.

Zwischen Zuckerrohrfeldern und Orangenplantagen fortreitend, lenkt bald ein langgestreckter, etwa zehn Fuß über dem Erdboden auf Pfeilern sich erhebender Bau aus Ziegelsteinen, der sich einige hundert Schritt vom Wege in schnurgrader Linie hinzieht, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Was kann das sein? Doch nicht etwa Überreste einer jener großartigen Kunststraßen der Incas, die vor länger denn drei Jahrhunderten die staunende Bewunderung spanischer Konquistadoren erregten? Nein, es ist einfach eine mehrere Kilometer lange Wasserleitung, die der Besitzer einer Zuckerfabrik mit bedeutenden Kosten errichten ließ, um aus einer Lagune die zur Bewegung seiner Wassermühle notwendige Kraft zu erlangen. Seit zwei Jahren ist die Anlage überflüssig geworden, da jetzt nicht nur die Mühle mit Dampf getrieben, sondern auch der Saft des Rohrs mittelst Dampf gekocht und eingedickt wird. Dort ist auch das erste große Zuckeretablissement und weiter zurück ragt der hohe Schornstein eines zweiten empor, umgeben von Dörfern von Schilfhütten, den Wohnungen der Peone. — Eine halbe Legua von der Stadt Tucuman entfernt, gelangt der Reisende zum Rio Sali, dem Hauptstrom der Provinz, über den eine große, für Rechnung der Nationalregierung, aus Holz konstruierte Brücke führt, die aber zum größten Teil auf trockenem, mit Gebüsch bewachsenem Boden steht, da der Fluß fortwährend sein sandiges Bette ändert. Er ist in der Regel so seicht, daß man ihn bequem durchreiten kann, wobei das Wasser den Pferden kaum bis an die Knie reicht. Während der Regenzeit, oder wenn in der Sierra de la Frontera, der Geburtsstätte des

*) Zapallo ist eine Art Kürbis und ein Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bevölkerung.
**) Luzerneklee.

Flusses, im Frühjahr der Schnee schmilzt, und dann der Strom mit überraschender Schnelle anschwillt, braust er freilich mit so außerordentlicher Wildheit daher, daß dann eine Passage zu Pferde durch denselben mit höchster Lebensgefahr verbunden ist.

Über diese Brücke reitend, sieht man von derselben die 20,000 Einwohner zählende Stadt Tucuman, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, in einem Meer von grünen Orangenblättern vor sich liegen. Die Sonne ist im Untergehen begriffen. Ihre Strahlen übergießen die Spitzen der im Hintergrunde befindlichen nahen Sierra de Aconquija mit glühendem Rot, von dem ein Wiederschein auf die weißgetünchten Türme und Kuppeln fällt, wodurch diese in rosigem Licht erstrahlen.

Der Reisende ist während der zurückgelegten letzten 40 Leguas nach und nach 300 Meter empor gestiegen, denn die Stadt Santiago del Estero liegt nur 160 Meter, die Stadt Tucuman dagegen 450 Meter über dem Meeresspiegel. — —

Ganz anders aber sieht die Gegend im westlichen Teile der Provinz aus. In einer Entfernung von ein und einer halben Legua von der Stadt nimmt die bewaldete Falda ihren Anfang und bald darauf betritt der Reisende das trockene, mit Steinen besäete Flußbett des Rio Seco, an dessem westlichen Ufer sich das von zahllosen bewaldeten Schluchten zerrissene majestätische Gebirge, die 5—6000 Meter hohe Sierra de Aconquija erhebt. Aber nur der untere Teil des Ostabfalles der prächtigen Sierra ist dicht mit uralten tropischen Bäumen besetzt, während der westliche, zur Provinz Catamarca gehörende Teil kahl und steil in die dort sandige, dürre Ebene abfällt. Hier am Ostabfall aber sind Lorbeer- und Nußbäume, sowie mächtige, mit Schmarotzerpflanzen dicht bedeckte Zedern die vorzüglichsten unter den riesigen Waldbäumen, deren Äste häufig durch strickartige Lianen mit einander verbunden sind. Außerdem finden wir hier den Cebil, Lapacho, Tala, Quebracho, den wilden Orangenbaum u. a. m., deren auch im Winter dicht belaubte Zweige jedem Sonnenstrahl den Zutritt zum ewig feuchten Boden verwehren. — Nur wenige steile Pfade führen auf die wellige, mit saftigen Gräsern bestandene Hochebene, die Meseta, auf der, 1300 Meter über dem Meere, von den Bergbewohnern Rindviehzucht betrieben wird. Die Tiere gedeihen sehr gut und ist namentlich der hier bereitete Käse von so ausgezeichneter Qualität, daß er in Buenos Aires, wohin er zum größten Teil gesandt wird, vielfach dem Schweizerkäse vorgezogen wird.

Weiter nach Westen zu erheben sich die Kuppen und Spitzen des hohen Gebirges bis weit über die Wolken, während ein nordwestlich laufender, beschwerlicher, an manchen Stellen sogar gefährlicher Pfad zu einzelnen lieblichen, fruchtbaren Thälern führt, von denen die bekanntesten: San-Xavier, Ciambon, Juntas, Cienaga, Tafi, Moye und Amaicha sind.

Im Thale von Tafi befinden sich noch zwei mit Skulpturen bedeckte Säulen aus der Incazeit, von denen jede 11 Fuß hoch ist und etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hat. Einige Leguas südlich von Amaicha trifft man mitten im Gebirge auf die noch wohlerhaltenen Überreste einer alten aus Gebirgssteinen errichteten Incaburg, wie man solche auch in der Nähe von Anillaco (in der Provinz Catamarca), sowie an verschiedenen Punkten von Bolivia, Peru und Ecuador findet und die mit dem der Quichua-Sprache entnommenen Worte „Pircas“ bezeichnet werden.

Als die in den heutigen Provinzen Jujuy, Salta, Tucuman, Catamarca, Rioja u. a. m. wohnenden Quichua-Indianer, um das Jahr 1300, sich freiwillig dem achten Herscher der Incadynastie, Ripac Viracocha, unterwarfen, sorgte dieser sogleich in väterlicher Weise für seine neuen Unterthanen, indem er Lamas zur Zucht, Getreide und Sämereien unter sie verteilen, Landstraßen und, an den Eingängen zu den Gebirgen, starke Festungen erbauen ließ, damit, bei Annäherung eines Feindes, sich die Quichuas mit ihren Herden in die befestigten Gebirge zurückziehen konnten, um dort so lange in Sicherheit zu leben, bis ein Armeecorps der Incas zu ihrem Entsatz heranrückte. — Die Quichuas zerfielen in verschiedene Stämme, von denen die Calchaquis, Andalgalas, Quilmes, Lules und Humahuacas die wichtigsten und tapfersten waren.

An dem Ostabhange, auf den Hochebenen und in den Thälern der Sierra de Aconquija wohnten die Lules, welchen Namen noch heute ein Departement südwestlich von der Hauptstadt trägt. Als im Jahre 1565 Diego de Villaroel von Peru aus diese Gegenden eroberte, leisteten ihm die Lules, unter Führung ihres tapferen Häuptlings Tucu-Uma (Feuerkopf), in der Burg unweit des Thales von Amaicha, den hartnäckigsten Widerstand und erst nach bedeutenden Verlusten an Zeit und Menschenleben gelang es den Spaniern die Festung mit Sturm zu nehmen, bei welcher Gelegenheit Tucu-Uma seinen Tod fand. Getrieben von dem ihm innewohnenden ritterlichen Sinn und die Tapferkeit des toten Gegners würdigend, gab Villaroel dem eroberten Lande den Namen des im Kampf gefallenen Häuptlings der Lules und nannte es Tucuuma, woraus im Laufe der Zeit der Name Tucuman geworden ist. —

Man sagt, daß die Sierra de Aconquija Gold, Silber, Kupfer, Blei und andere Mineralien enthalte, doch wird bis jetzt kein Bergbau betrieben. —

Der nördliche Teil der Provinz ist der am wenigsten fruchtbare. Wenn man von der Stadt Tucuman aus den nördlich nach Salta führenden Camino real*) benutzt, so gelangt man unmerklich steigend, anfänglich durch angebaute Felder, später durch Wälder dahin. Schon drei Leguas von der Stadt, bei dem Dörfchen Nogales, sind Orangenbaum und Zuckerrohr verschwunden, trotzdem dieser Ort nur 20 Meter höher wie Tucuman liegt. Von hier aus überschreitet man, der oft grundlosen Hauptstraße über Berg und Thal folgend, die Sierra de Tucuman, einen bewaldeten Ausläufer des Aconquija-Gebirges, worauf man das auf einem Berge liegende Dorf Tapia erreicht. Hier befindet der Reisende sich auf einer interessanten Wetterscheide. Wenn es während der Sommermonate südlich von diesem Dorfe wochenlang in Strömen regnet, so bleibt der kleine Ort selbst, sowie die nördlich von ihm belegene Gegend, leider fast stets ohne Regen, kaum daß sich hier drei- oder viermal im Jahre das wohlthätige Naß der Wolken auf die durstige Erde ergießt.

Von Tapia aus nimmt auch der bis dahin üppige Wald ein einförmigeres Aussehen an. Die großen schönen Bäume, wie der stolze Nogal, der

*) Auf Kosten der Nationalregierung angelegte Landstraße.

umfangreiche Laurel, der für die Gerbereien so hoch geschätzte Cebil, dessen Rinde etwa 13% Tannin enthält, der eisenholzige Quebracho, der für die hier betriebene Färberei wichtige Coronillo, dessen Holz und Rinde einen roten Farbstoff enthalten, den die Argentiner „tinta punzó" nennen, der Chañar u. a. m. sind verschwunden und haben das Terrain zum größten Teil dem Espinillo, auch Ñandubay genannt, dessen Früchte und Knospen, ihres Tanningehaltes wegen, zum grau- und schwarzfärben benutzt werden, dem Algarrobo und anderen mit Stacheln besetzten Bäumen überlassen. Der letzterwähnte Baum bietet viel des Interessanten dar. Es existieren von ihm zwei Arten: der Algarrobo negro und der Algarrobo blanco, die man nur durch ihre schotenartigen, schwarzroten Früchte von einander unterscheiden kann, indem die des Algarrobo blanco kürzer und dicker wie die des Algarrobo negro sind. Das Holz beider Arten ist von außerordentlicher Dauerhaftigkeit und widersteht den Einflüssen der Witterung ganz vortrefflich. Ihre Blüten sind weiß. Für Menschen und Vieh sind die Früchte ein sehr gesundes Nahrungsmittel. Da die in ihnen enthaltene Süße aus Traubenzucker besteht, der leicht in Gährung übergeht, so bereiten die Bewohner dieses Landes sich aus den Früchten des Algorrabo negro, die sie in Wasser maceriren lassen, ein bierähnliches berauschendes Getränk, das, unter dem Namen „Aloja", von ihnen leidenschaftlich gern getrunken wird, während der Europäer demselben in der Regel keinen Geschmack abzugewinnen vermag. Die Früchte des Algarrobo blanco werden durch Zerstampfen in großen hölzernen Mörsern zu einer Art Mehl verwandelt, aus dem dann ein gesundes, nahrhaftes, süßlich schmeckendes Gebäck bereitet wird, das, „Partai" genannt, mit Vorliebe von den Eingeborenen gegessen wird. An manchen Stellen findet man große Strecken Landes mit einem 4—5 Fuß hohen, cypressenähnlichen Strauch bedeckt, der, Jume genannt, insofern von großer Wichtigkeit ist, als man die Asche desselben, welche 41 bis 42 Procent Soda enthält, zum Seifekochen benutzt.

Während die Bevölkerung sich hier ausschließlich mit der Kultur von Mais, an einigen Stellen auch Weizen, verbunden mit Ziegen- und Federviehzucht, beschäftigt, treiben die Bewohner der zahlreichen fruchtbaren Thäler außer Ackerbau, auch Rindviehzucht, wozu sie weite Strecken mit Alfalfa besäen, da die üppigen Weiden, wie solche auf den Mesetas der Aconquija und im Süden der Provinz sich vorfinden, hier fehlen.

Fünf kurze aber ziemlich breite Nebenflüsse kreuzen bis zur Grenze der Provinz Salta den Camino real, um sich weiter östlich in den Rio Sali zu ergießen. Während des größten Teils des Jahres sind ihre mit Steinen angefüllten Betten fast trocken und deshalb für den Reisenden leicht zu passieren, dafür aber hindern sie während der Regenzeit häufig den Verkehr. Ihre Namen sind: Tapia, Vipos, Alduralde, Acequiones und Trancas.

Drei Leguas jenseit des Rio Trancas überschreitet der Reisende den Rio Tala oder Sali, der bei seiner Mündung den Namen Rio Dulce führt und in seinem oberen Lauf die Grenze zwischen Tucuman und Salta bildet.

Der zwanzig Leguas lange Weg, von der Stadt Tucuman bis zum Rio Tala ist nach und nach vierhundert Meter emporgestiegen. —

Einen ganz anderen Anblick dagegen gewährt der südliche Teil der Provinz, der am wohlbewässertsten und daher auch am reichsten und fruchtbarsten ist. Seine Grenze wird durch den Rio San Francisco, 25 Leguas von der Stadt entfernt, gebildet und liegt 150 Meter niedriger wie die Stadt Tucuman. Saftgrüne, mit zahlreichen Viehherden bedeckte Weiden, ausgedehnte Zuckerrohr- und Tabakspflanzungen wechseln ab mit dichten Wäldern und in sumpfigen Distrikten angelegten Reisfeldern. Wohin der Tourist auch kommt, überall findet er, oft neben einem unscheinbaren Schilfrancho, in regelmäßigen Reihen angelegte Orangenhaine, die im Monat September, besonders des Abends, die Luft weithin mit dem lieblich berauschenden Duft ihrer schneeweißen Blüten erfüllen, welche vom Winde herabgeschüttelt, den kurzen grünen Rasen zollhoch bedecken, wie frisch gefallener Schnee im fahlen Licht des Mondes aussehend. Wohin das Auge auch blickt, überall trifft es auf üppigen, dem fruchtbaren Boden entwuchernden Pflanzenwuchs. Zahllosen Strömen und Flüßchen, die vom Gebirge kommend sich durch die Ebene schlängeln, um sich dann in den Rio Sali zu ergießen, ist der Hauptanteil an dem frischen Aussehen der Felder und Wälder zuzuschreiben, da sie eine leichte Bewässerung des Bodens durch Anlage von Acequias*) gestatten. Die hauptsächlichsten dieser Flüsse sind die Rios: Lules, Famailla, Monteros, Seco, Gaston, Medina, Chico, Graneros und San Francisco.

Die kleine, nur 750 geographische □Meilen große Provinz zählt gegenwärtig 120,000 Einwohner, worunter sich nur wenige Fremde befinden, da man die Einwanderung nicht gern sieht. Die Ausländer werden mit mißtrauischen Blicken betrachtet, trotzdem man ihnen mit der größten Höflichkeit begegnet. Sie sind nach der Ansicht der Landeskinder sämtlich „gringos masones**), die, laut den dem Volke von seinen Seelsorgern gewordenen Aufklärungen, sämtlich geschworene Feinde der einzig wahren römisch-katholisch-apostolischen Religion sind, welche die Segnungen derselben verspotten, an die Heiligen und ihre Wunder nicht glauben, über die frommen Zeremonien lachen und das Volk dem Christentum abspenstig zu machen suchen. Daß derartige Belehrungen die Bevölkerung nicht sehr für die Fremden einnehmen können, liegt klar auf der Hand. Am beliebtesten sind noch die Franzosen, da sie es ja sind, welche die Haarkünstler und die neuesten Moden, für welche man hier lebhaft schwärmt, nach hier bringen, weshalb die Tucumanos auch die Franzosen (selbstverständlich nach den Argentinern) für das zivilisierteste Volk der Welt erklären. Für „á la moda de Paris" gibt jede hiesige Schöne ihr Alles hin

Aber die Zeit hat schon manches geändert, wenigstens ist der Fanatismus bei dem männlichen Teil der Stadtbevölkerung so ziemlich verschwunden und ist überhaupt hier der Einfluß der früher allmächtigen Geistlichkeit in merklicher Abnahme begriffen. Als vor vier Jahren die Eisenbahn, welche Tucuman mit Cordoba verbindet, vollendet wurde, wodurch der Handel und namentlich die Zuckerindustrie einen nie geahnten Aufschwung erhielten, wurde das Heranziehen von Fremden durchaus notwendig, da man einsah, das man ohne dieselben nicht fertig werden würde.

---

*) Rieselungen.
**) Freimaurerische Fremdlinge.

Der Exporthandel besteht aus: Zucker, Spiritus, gegerbten Häuten, Salzhäuten, Reis, Tabak, Nutzholz, Knochen und Orangen. Aber auch der Import- sowie der Speditionshandel, letzterer mit Salta, Jujuy und Bolivia, sind lebhaft. Beispielsweise kamen aus der letztgenannten Republik vom 1. Januar bis zum 30. Juni 1881 Silberbarren zur Weiterbeförderung nach Tucuman, deren Wert 6,400,000 Pesos bolivianos (gleich 19,200,000 deutschen Reichsmark) betrug.

Seit acht Monaten hat die Nationalregierung mit dem Bau der Verlängerung der Eisenbahn von Tucuman über Salta nach Jujuy hin begonnen, um dem Lande nicht nur den direkten Handel, sondern auch den Zwischenhandel mit Bolivia zu erleichtern und zu sichern.

Was die Witterung betrifft, so ist diese von der Mitte des Monat Mai bis gegen Ende Oktober, also während der kälteren Jahreszeit, durchweg trocken, dagegen fallen während des übrigen Teils des Jahres fast täglich mehrstündige Regenschauer, häufig begleitet von heftigen Gewittern. Stürme herrschen höchst selten, da die Provinz durch ihre Gebirge und Wälder hinreichend gegen dieselben geschützt ist. Im Sommer ist die Hitze erdrückend; das Thermometer zeigt dann bisweilen 38° Cels. im Schatten und Alles erwartet mit Ungeduld den Ausbruch des Gewitters. Im Winter kommen einige wenige kalte Tage vor, an welchen das Quecksilber des Morgens bis 4° unter Null (Cels.) sinkt, doch ist solche Kälte selten. Im ganzen ist das Klima gesund; doch kommen unter den Eingeborenen, in folge ihrer unregelmäßigen und schmutzigen Lebensweise, häufig Wechselfieber vor, von denen jedoch die Europäer, des besseren Lebens wegen, das sie führen, nur wenig zu leiden haben.

Leichte Erdstöße, begleitet von unheimlichem, unterirdischen dumpfen Geräusch, werden bisweilen verspürt, doch sind sie in der Regel so leicht, daß sie während der 4 Jahre und 7 Monate, die Schreiber dieses bis jetzt hier zugebracht hat, nie ein Unglück verursacht haben. —

Noch soll schließlich erwähnt werden, daß sich außer der Stadt Tucuman nur noch eine, aber bedeutend kleinere Stadt, die ihre eigene Gemeindeverwaltung hat, Namens Monteros, in der Provinz befindet, alle übrigen Orte, die auf den Spezialkarten angegeben sind, florieren kaum als Dörfer, die direkt unter der Provinzialregierung stehen und von dieser durch die von ihr eingesetzten Jueces de paz (Friedensrichter), ihre Polizeikommissare und ihre Kommandanten de la Campaña verwaltet werden.

Albert Amerlan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahnen Süd-Amerika's.

Fast alle Staaten des südamerikanischen Kontinents haben, was Verkehrswesen anbetrifft, im letzten Dezennium einen bedeutenden Aufschwung genommen. Jeder Staat besitzt jetzt Eisenbahnen und Telegraphen, und mit Ausnahme Boliviens sind alle Staaten dem Weltpostverein beigetreten. Die Wege und Straßen lassen zwar noch manches zu wünschen übrig, und auch an den Chausseen wäre öfters eine Reparatur nötig, aber dafür ist der Eisenbahnbau in den meisten subäquatorialen Ländern desto erfreulicher vorgeschritten. Man denke nur ein wenig zurück. Friedrich Gerstäcker spricht offen seine Verwunderung aus, als er zum ersten Male im Jahre 1860 von Callao nach Lima durch das Dampfroß geführt wird; und heute? — Heute kann man in Peru ca. 2500 klm Eisenbahn zählen. Es verlohnt sich deshalb wohl der Mühe, einen Blick auf diesen, für die Entwickelung Süd-Amerika's so wichtigen Kulturfaktor zu werfen; doch muß ich gleich bemerken, daß ich nicht auf die absolute Länge der Schienenstränge das Hauptgewicht legen will, da sich diese ja fast mit jeder Woche ändert, sondern daß ich mehr die wichtigsten Bahnen und deren Nutzen dem Leser vorzuführen beabsichtige. Wir wollen mit der Republik Venezuela beginnen. Diese besitzt nur 126 klm Eisenbahnen, und auch diese sind kaum für den Personenverkehr berechnet. Es besteht die Linie von dem Hafen Tucacas bis zu den Minen von Aroa, 113 klm, welche einer englischen Gesellschaft gehört und von ihr zum Transport des Kupfers benutzt wird. Außerdem ist noch eine kleine Linie von Puerto Cabello bis Palito vorhanden, 13 klm, welche aber noch leicht verlängert werden könnte. Schon öfter ist daran gedacht worden, den Hafen La Guayra mit der Bundeshauptstadt Caracas zu verbinden, doch schreckten bisher immer die bedeutenden Terrainschwierigkeiten ab, da es vom Hafen durch zerklüftete Berge nach Caracas steil bergauf geht.

Viel besser ist es in der Nachbarrepublik Kolumbien auch nicht; doch besitzt sie die bekannte, äußerst wichtige Panamabahn, 75 klm lang, die von Nordamerikanern mit furchtbarer Arbeit, kolossalem Aufwande von Geld und Menschenleben erbaut ist, sich aber gut verzinst. Es besteht außerdem noch eine Verbindungsbahn von dem Haupthafen Kolumbiens Sabanilla mit der Handelsstadt Barranquilla, 28 klm; von dort aus werden die Waren den Magdalenenstrom hinauf für Bogota per Dampfer geschafft. Im Innern existiert noch eine nicht ganz unwichtige Bahn von Cucuta bis Altaviente, 79 klm lang. Bogota selbst ist ohne jede Bahnverbindung; es ist allerdings schon öfter das Projekt aufgetaucht, es mit dem nächsten Hafen des Magdalenenstromes, etwa Bodegas oder Honda, zu verbinden, jedoch müßte dazu erst mit großen Geldopfern ein Zug der Kordilleren überschient werden. Bis jetzt vermitteln Maultiere den Verkehr.

In Ecuador ist erst ziemlich wenig für Eisenbahnen gethan; die fortwährenden Revolutionen hemmen jede Entwickelung. Es bestehen die Strecken Pueblo Nuevo bis Milagro, 41 klm, und Milagro bis zum Rio Chimbo, 81 klm. Projektiert ist schon lange die Fortsetzung der ersteren bis Guayaquil und eine kurze Strecke bei Quito. Die wichtigste und rentabelste Bahn möchte wohl Quito-Guayaquil sein, wo jetzt nur eine von dem Präsidenten Garcia Moreno erbaute Straße besteht, aber sie würde wegen Uebersteigung der hier besonders hohen Kordilleren ungeheure Kosten verursachen, die Ecuador wohl nie tragen könnte.

Außerordentliche Fortschritte im Eisenbahnbau hat Peru gemacht. Die wichtigsten Städte sind verbunden, und das innere Land wird immer mehr dem Handel erschlossen. Unter den verschiedenen Bahnen ist die Lima-Oroyabahn ein wahres Wunderwerk von Eisenbahntechnik. Den Grund zu allen Bauten hat der Präsident Balta gelegt, der Peru,

trotz der ungünstigen Finanzlage, von einem Eisenbahnnetz überzogen zu sehen wünschte. Er berief den Nordamerikaner Meiggs, welcher allein 7 Staatsbahnen erbaute, und dabei betrog er den Staat nicht um das geringste, und das will in Peru viel sagen. In welchem Umfange das peruanische Eisenbahnnetz, welches bis 1868 nur in den kurzen Anfangsstrecken Lima-Callao (1849), Lima-Chorillos (1851) und Arica-Tacna (1857) bestand, im Jahre 1878 eine Ausdehnung von 1852 klm und 1881 von 2510 klm gewann, sich entwickelt hat, zeigt die nachstehende Uebersicht der von Norden nach Süden aufgezählten, größtenteils im Betriebe befindlichen Linien: 1) Paita-Piura, Staatsbahn, 103 klm, sie ist bis Limon am Marañon projektiert. 2) Pimentel-Chiclayo, Privatbahn, 73 klm, mit einer Abzweigung nach Lambayeque. 3) Eten-Ferreñafe, Privatbahn, 84 klm. 4) Pacasmayo-Magdalena, Staatsbahn 152 klm, sie ist projektiert bis Cajamarca. 5) Salavery-Truxillo, Staatsbahn, 12 klm, die Strecke wird noch bis zu 140 klm verlängert. 6) Chimbote-Huarez-Recuay, Staatsbahn, 280 klm, welche bis zu 3379 klm Höhe steigt. 7) Cerro de Pasco nach den Silberminen, Privatbahn, 24 klm. 8) Huacho-Sayan, Staatsbahn, 58 klm. 9) Lima-Chancay, Staatsbahn, 70 klm, eine Küstenbahn, die bis Huacho weitergeführt werden soll. 10) Callao-Lima-Chorillos, Privatbahn, 28 klm, die einträglichste Bahn Peru's. 11) Lima-Oroya, Staatsbahn, 204 klm. 12) Lima-Pisco, Privatbahn, 236 klm. 13) Pisco-Ica, Staatsbahn, 78 klm, diese Bahn ist an eine Gesellschaft verpachtet. 14) Cuzco-Juliaca, 375 klm, ist bis Sicuany (127 klm) fertig; ihr höchster Punkt wird 4420 Meter hoch sein. 15) Mollendo-Arequipa-Puno am Titicaca-See, Staatsbahn, 534 klm, vermittelt durch Dampfer den Verkehr mit Bolivia in einer Seehöhe von 4237 Met. 16) Ilo-Moquegua, Staatsbahn, 103 klm. 17) Arica-Tacna, Privatbahn, 64 klm. 18) Iquique-Noria, Privatbahn, 60 klm. 19) Pisagua-Sal de Obispo, Privatbahn, 56 klm, diese Bahn ist für den Salpeterhandel von größter Wichtigkeit und soll bis Ica fortgeführt werden. Außer diesen bestehen noch mehrere kleinere Küsten- und Gebirgsbahnen. Verschiedene größere Linien sind noch projektiert, doch ist vorläufig der Krieg mit Chile dem weiteren Eisenbahnbau hemmend entgegengetreten.

In Bolivia fehlen gute Verkehrswege fast gänzlich. Die Flußschiffahrt auf den Nebenflüssen des Amazonenstroms ist ziemlich unbedeutend. Der Madeira hat in seinem oberen Laufe bei San Antonio gewaltige Stromschnellen, so daß er für Dampfer nur bis dorthin befahrbar ist. Diese zu umgehen, faßte ein Nordamerikaner, Oberst Church, den Plan, eine Eisenbahn von San Antonio bis Guajara Mirim zu bauen. Er erhielt auch von der bolivianischen Regierung die Konzession und begann 1872 ungesäumt die ersten Erdarbeiten. Schon waren den Amazonas und Madeira herauf Dampfer mit Baumaterial direkt aus Liverpool eingetroffen, als die bolivianische Regierung die Konzession zurückzog. Das Unternehmen geriet ins Stocken, und Oberst Church ist dadurch ruiniert. Die Linie Tocopilla-La Paz, deren Erbauung einer chilenisch-englischen Kompagnie konzediert war, konnte des Krieges mit Chile wegen noch gar nicht einmal begonnen werden. — So bestehen nur die Linien Antofagasta-Salar, 50 klm., in die Salpeterdistrikte und die Strecke Mexillones, einem kleinen Hafenort, bis in die Minen von Caracoles, 80 klm. Der Bau einer großen Bahn von der bolivianischen Hauptstadt Chuquisaca (Sucre) bis Arica, einem bedeutenden peruanischen Hafen, war schon früher einmal ins Auge gefaßt.

In Chile haben sich die Verkehrswege glänzend entwickelt, trotz des Mangels an schiffbaren Flüssen. Ueberall wird an Straßen und Eisenbahnen gebaut. Letztere hatten im Jahre 1880 eine Länge von 1689 klm, davon waren Staatsbahnen 951 klm, Privatbahnen 738 klm. Gegenwärtig beläuft sich die Länge aller Schienenstränge auf ca. 1780 klm, es wird aber fortwährend rüstig weitergebaut. Die wichtigste Bahn ist Valparaiso-Santiago, 187 klm; sie setzt sich nach Süden fort, über Curico, Talca, Chillan bis Concepcion und ist im Bau über Arauco nach Valdivia, wenn auch erst ein ziemlich kleines Stück fertig ist. Ferner sind folgende Linien zu nennen; 1) Von San Rosendo, einer Station der vorigen Bahn, bis Angol, mit Abzweigung bis Los Angeles. Jedenfalls wird diese Bahn nach Lanquihue und Puerto Montt weitergeführt, so daß sie dann ganz Süd-Chile durchschneiden und die entferntesten Provinzen mit der Hauptstadt in Verbindung setzen würde. Es besteht alsdann: 2) die Bahn Caldera-Copiapo, fortgesetzt nach Süden bis Juan Godoi. 3) Concepcion-Talcahuano, 7 klm. 4) Coquimbo nach dem Innern. 5) Ovalle-Lingua de Vaca. 6) Eine Abzweigung von der Bahn Santiago-Valparaiso nach der argentinischen Grenze zu bis Santa Rosa. Später soll ein Anschluß an die argentinischen Bahnen stattfinden. Es bestehen nun noch verschiedene Küstenbahnen, wie auch kleinere Zweigbahnen, die nicht wichtig genug sind, um sie einzeln aufzuzählen.

Chile und Peru vollkommen zur Seite im Eisenbahnbau stellt sich Argentinien. Dieser Staat hatte 1878 2317 klm im Betrieb, 1881 2590 klm und noch immer wird rüstig weitergebaut. Die fruchtbarsten Gegenden werden dem Ackerbau erschlossen, und der Handel nimmt deshalb immer größere Dimensionen an. Die wichtigsten Bahnen sind folgende*): 1) Die Südbahn; von Buenos-Aires geht sie einerseits nach Ayacucho, projektiert die Fortsetzung nach Tandil und Wiedervereinigung mit Azul, andrerseits über Azul nach Olavarria, von dort wird sie nach Bahia Blanca fortgesetzt. 2) Die Westbahn verbindet Buenos Aires mit Chivilcoy und Bragado, von sie nach Nueve de Julio fortgeführt wird. Sie geht auch von Lujan nach Pergamino und wird von dort bis nach San Nicolas und Tortugas verlängert werden. Die Bahn nach Lobos wird über Saladillo oder über Monte mit einer Station der Südbahn in Verbindung gesetzt werden. Auch die neue Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, La Plata, wird in das Eisenbahnnetz aufgenommen werden. 3) Die Nordbahn nach Tigre. 4) Die Bahn nach dem Hafen Ensenada. 5) Buenos Aires nach Campana und weiter nach Zarate. 6) Die Ostbahn in der Provinz Entre Rios, sie verbindet die Stadt Concordia mit Monte Casero. 7) Eine kleine Ver-

*) Nach den Angaben des Herrn Konsul Carl Beck-Bernard.

bindungsbahn zwischen der Stadt Gualeguay und ihrem Hafenort Puerto Ruiz. Ihre Fortsetzung ist über Tala nach Villaguay in Aussicht genommen. 8) Die Zentralbahn; sie ist fertig von Rosario bis Cordoba. 9) Die Zentral-Nord-Bahn von Cordoba bis Tucuman; sie ist im Bau nach Salta und Jujuy bis zur bolivianischen Grenze. Eine kurze Zweigbahn wird nach Santiago del Estero gehen. Eine größere Seitenlinie soll Catamarca und Rioja berühren. 10) Von Villa Maria geht die transandinische Bahn aus, sie berührt Rio Cuarto und San Luis und ist bis vor Mendoza fertig. Sie wird später im Passe von Uspallata an die chilenische Bahn Anschluß haben. Projektiert sind im ganzen noch etwa 2700 klm und auch schon teilweise im Bau. Besonders soll eine direkte Verbindung von Buenos Aires mit Chile hergestellt werden, zu welchem Zweck sich eine Aktiengesellschaft bildet. Auch im Staate Santa Fé, wo es noch keine Bahnen gibt, soll die Hauptstadt Santa Fé mit Rosario verbunden werden. Man sieht, daß die Argentinische Regierung dem Eisenbahnbau ihre vollste Aufmerksamkeit widmet.

In Uruguay, dem Nachbarstaate, geht der Eisenbahnbau nur langsam vorwärts, im Jahre 1880 379½ klm, gegenwärtig ca. 400 klm. Die wichtigsten Bahnen sind: 1) Montevideo-Durazno mit Zweigbahnen nach Panda und St. José. Für die projektierte Verlängerung dieser Bahn, welche das ganze Innere erschließt, muß erst eine längere Zeit vollkommener Ruhe für dieses Land vergehen. 2) Die Linie Salto-Santa Rosa, außerdem bestehen einige kleine Privatbahnen.

Noch schlimmer steht es um die Eisenbahnen in Paraguay, es besteht nur die Linie Asuncion-Paraguary, 72 klm lang, dieselbe ist schon im Jahre 1859 unter der Regierung des Diktator Lopez erbaut worden. Um die finanziellen Verhältnisse zu regeln (die Ausgaben übersteigen bedeutend die Einnahmen), verkaufte die Regierung im Jahre 1877 diese einzige Bahn an eine Privatgesellschaft für 1 Mill. P. in Titeln der innern Schuld und 80000 P. in Geld. Dieselbe hat nun die Bahn bis Villa Rica traciert. Einigermaßen ersetzt werden die fehlenden Eisenbahnen durch die Dampfschiffahrt auf dem Paraguay und Paraná und deren Nebenflüssen, welche das ganze Land durchziehen und teilweise schiffbar sind.

In Brasilien steht der Eisenbahnbau in voller Blüte, besonders in den Küstenprovinzen wird das Netz immer dichter. Folgende Daten zeigen, welchen Aufschwung Brasilien in dieser Hinsicht im letzten Jahrzehnt genommen hat. Im Jahre 1854 wurde die erste Eisenbahn Rio de Janeiro-Petropolis dem Verkehr übergeben, im Jahre 1867 bestanden 6 Linien von 651 klm Gesamtlänge, 1874 schon 1039 klm, 1876 22 Linien mit 1660 klm, 1878 2753 klm, 1879 bereits 3058 klm, welche sich auf 30 Linien verteilen, gegenwärtig sind 4027 klm Eisenbahnen im Betrieb und 2851 im Bau begriffen.*) Von diesen sind die wichtigsten folgende: Die Dom Pedro II. Staatsbahn, die größte, ihre Hauptlinie verbindet Rio de Janeiro mit Sitio in der Provinz Minas Geraes. Seitenzweige gehen nach Santa Cruz, Macacos, São Paulo, Porto Novo und anderen Orten. Im Jahre 1881 waren davon 683 klm im Betrieb, wovon 420 klm auf die Hauptlinien und 283 klm auf die Seitenlinien kommen. Eine sehr wichtige Bahn ist die, welche von Santos über São Paulo nach Jundiahy und weiter nach Campinas führt, mit Abzweigungen von São Paulo nach Ypanema und Rio, von Jundiahy nach Rio Claro, von Cordeiro nach Bethlém do Descalvado, von Jundiahy nach Itu und von Campinas über Mogy-Merim nach Casabranca und Amparo. Außer diesen Bahnen sind folgende im Betrieb: In der Provinz Pará: Belem-Nazareth, 132 klm. In der Provinz Ceará: 1) Fortaleza-Baturité, 109 klm, 2) Camocim-Sobral, Staatsbahn, 107 klm. In der Provinz Rio Grande do Norte die Bahn Natal-Nova Cruz, fertig davon 40 klm bis São José; in der Provinz Pernambuco 1) die Recife-São Francisco-Bahn ca. 652 klm, 2) die Recife-Limoeiro-Bahn, 92 klm, 3) die Recife-Cachanga-Bahn und die Recife-Olinda-Berberibe-Bahn. In der Provinz Bahia: 1) die Bahia-São-Francisco-Bahn, Staatsbahn, im Jahre 1881 waren davon 110 klm dem Verkehr übergeben, die ganze Länge bis Joazeira wird 571 klm betragen. 2) Die Zentralbahn von Cachoeira bis Chapada-Diamantina, von welcher 129 klm dem Verkehr übergeben sind, die ganze Länge wird 347 klm sein. 3) Die Bahia-Nazarethbahn, 8 klm. In der Provinz Rio de Janeiro: 1) die schon oben besprochene Dom Pedro II. Staatsbahn und 2) die Staatsbahn Rio de Ouro, 53 klm, 3) Macahé-Campos, Privatbahn, 97 klm, 4) Campos-Carangola, 150 klm, 5) Campos-Sao Sebastião, 20 klm, 6) Rezende-Ares, 29 klm. 7) Araumabahn, 41 klm, 8) Valencianabahn, 74 klm, 9) Santo Antonio de Padua, 34,6 klm, 10) die Cantagallobahn, 263 klm, 11) von Porto Maua nach der Serra da Estrella, 19,15 klm, 12) Santa Izabel do Rio Preto, 24 klm 13) Commercio nach Porto das Flores, 46 klm, 14) Rio Bonito nach Juturnahyba, 6,5 klm. In der Provinz Minas Geraes: 1) Die Leopoldina-Bahn, von Porto Novo da Cunha bis zur Serra do Presidio, 204 klm, 2) die Bahn von Santa Anna nach Pirapetinga, 31 klm, 3) die Westbahn von Minas Geraes, 100 klm, 4) die Union-Mineira-Bahn, 82 klm. In der Provinz Paraná: die Bahn vom Hafen Dom Pedro II. nach Curityba. In der Provinz Santa Catharina: Thereza-Christina-Bahn, 112 klm, im Bau begriffen. In der Provinz Rio Grande do Sul: 1) Von São Jeronimo nach den Kohlenminen von Arroio dos Ratos, Privatbahn, 19 klm, 2) die Bahn von Porto Alegre-Neu-Hamburg, 66 klm, 3) die Staatsbahn von Porto Allegre nach Caciquy, 387 klm, ist erst bis Rio Pardo im Betrieb. 4) Rio Grande nach Bagé, im Bau begriffen. 5) Die Bahn von Caciquy-Uruguayana, 280 klm. 6) Die Linie Quarahim-Itaqui. — Viele dieser Bahnen werden noch verlängert, und neue Zweigbahnen gebaut, damit die wichtigsten Städte Brasiliens miteinander verbunden sind.

In Guiana, welches nur noch übrig bleibt, besitzen allein die Engländer eine Bahn, von Georgetown eine Strecke an der Küste entlang,

*) Nach dem Buche „Das Kaiserreich Brasilien von A. W. Sellin“, 1882.

32 klm, nach ihrer Vollendung bis New-Amsterdam wird sie eine Länge von ca. 96 klm haben.

Werfen wir noch einen Rückblick auf das Ganze, so tritt hervor, daß in den südlich vom Aequator gelegenen Ländern und Provinzen der Eisenbahnbau tüchtig vorwärts schreitet, vor allem in Peru, Chile, Argentinien und Süd-Brasilien und zwar sind dies gerade die Länder, welche mit Hinzurechnung Paraguay's sich am besten für deutsche Kolonisation eignen. Im Verhältnis zu dem ungeheuren Flächenraum der Staaten ist zwar die Zahl der vorhandenen Eisenbahnen immer noch gering, nimmt man aber das Verhältnis der Einwohner, oder noch besser der zivilisierten Bewohner, wie es eigentlich richtig ist, so tritt uns ein ganz anderes, bedeutend günstigeres Ergebnis entgegen, und wir sehen, daß Süd-Amerika sich auch in dieser Hinsicht mehr und mehr vervollkommnet.

Emil Marburg.

Die Deutschen im Brasilischen Urwald.

Auf dem Vorhang des Théâtre français in Paris, der mustergültigen Bühne Frankreichs, stand die Inschrift: „la critique est aisée et l'art est difficile"*). Dieser Mahnung an eine milde und gerechte Beurteilung des Publikums erinnerte ich mich, als ich mannigfachen Angriffen der chilenisch-, argentinisch- und brasilianisch-deutschen Presse begegnete, welche gegen Herrn Hugo Zöller von der Kölnischen Zeitung in folge seiner Schilderungen über Land und Leute in Südamerika gerichtet waren. Durch interessante Reiseberichte von einer 1879 und 80 im Auftrage seines Blattes unternommenen Fahrt „rund um die Erde"**) hat sich Hugo Zöller als journalistischer Tourist einen Namen erworben und die von ihm im vergangenen Jahre in der Kölnischen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe über seine Eindrücke in Südamerika bekundeten wiederum seine hervorragende Begabung, den überaus reichen Stoff, welcher sich dem fremden Beobachter aufdrängt, in fesselnder Form zu veranschaulichen. Wenn nun die deutsche einheimische Presse in den südamerikanischen Staaten in Zöller's Darstellungen verschiedene Einzelheiten kritisch beleuchtet, hier und dort Lücken findet oder irrtümliche Auffassungen rügen zu müssen glaubt, so rufe ich meinen Kollegen in den La Plata-Staaten in Rio und in Chile jene Inschrift des Théâtre français zu. Nehmt Alles in Allem: es war ein Journalist, der mit Liebe zu seiner Aufgabe unter vielen Strapazen Eure Staaten bereiste und unparteiisch, mit Objektivität seine Feder der möglichst eingehenden Charakteristik aller Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner, vor allem aber den deutschen Ansiedlungen wie den deutschen Handelskolonien in Südamerika widmete. Der journalistische Tourist betrachtet Alles, was die fremden Länder charakterisiert gleichsam aus der Vogelschau, und da ist es ganz natürlich, daß seine Wahrnehmungen, die sich über den begrenzten wenn auch vertieften Gesichtskreis der Bewohner des Landes erheben, sich in vielfacher Beziehung von den ihrigen unterscheiden. Daher kammt es, daß den Eingeborenen oft eine Beschreibung flüchtig oder ein Urteil falsch erscheint, während doch die Verschiedenheit des Standpunktes und die besondere Aufgabe eins journalistischen Touristen dies mit sich bringt. Ein besonderes Verdienst hat sich Hugo Zöller durch die eingehenden Schilderungen der Niederlassungen unserer Landsleute in Südbrasilien erworben, welche er zum großen Teil besuchte. Aug' und Ohr offen für Alles, was sein Urteil über die Zustände und Aussichten der deutschen Kolonien in dem vielgeschmähten und vielgepriesenen Lande bilden konnte, hat er all die Eindrücke in äußerst anmutiger Weise nun auch in Buchform getreu wiedergegeben, wofür wir ihm wahrlich dankbar sein müssen. Aus diesem „Die Deutschen im Brasilischen Urwald"*) betitelten zweibändigen Werke mögen nun einige Abschnitte folgen, welche das deutsche Leben in der Provinz Sa. Catharina charakterisieren. Mögen diese Proben unsere Leser anregen, sich mit dem überaus lehr- und unterhaltungsreichen Buche selbst bekannt zu machen, dessen Interesse durch Illustrationen und die Beigabe von Dr. Henry Lange's Karte noch erhöht wird.

„Das Land wäre schön, mehr als schön, das Paradies des europäischen Auswanderers, wenn bloß die Verhältnisse anders lägen," so lautet die ewig und allerorts wiederholte Klage, gleichviel, ob man sich mit einem Kaufmann aus Bahia oder einem intelligenten Kolonisten aus Blumenau unterhält. Handel und Wandel in Brasilien werden durch thörichte Gesetze, durch eine thörichte und egoistische, selbstsüchtige Verwaltung unglaublich erschwert. Wenn das Land trotzdem vorwärts kommt, so zeugt das für eine ungemeine Gunst der natürlichen Verhältnisse. Und mit dem Gesagten will ich durchaus nicht behaupten, daß die Brasilier es etwa schlecht mit den Kolonien meinten. Im Gegenteil; dieselben Verhältnisse walten im Norden, nur kann der Norden sie vertragen. Auch ist nicht zu leugnen, daß die brasilische Regierung nach ihrer Art außerordentlich viel für Kolonisationszwecke gethan hat. Die Leute kolonisieren aber wie die Kinder, welche irgend eine Blume pflanzen und nach zwei Tagen schon nachsehen wollen, ob auch Würzelchen da sind. Nicht weniger als viermal hat man das Kolonisationssystem von Grund aus geändert. Augenblicklich schwärmt man für nordamerikanische Vorbilder und das „laisser faire, laisser aller". Wenn man den leitenden Personen dies oder jenes vorschlägt, so dient es sehr zur Empfehlung, wenn man — mag es nun wahr oder nicht wahr sein — hinzugefügt, genau ebenso machten es die Yankees.

Für solche Verhältnisse mögen ein paar Beispiele hier folgen, die vielleicht übertrieben sind, dafür aber den Vorteil besitzen, daß sie an Klarheit nichts zu wünschen lassen. Bedarf irgend jemand für ein öffentliches Unternehmen 5 Contos (10,000 Mark), so muß er, falls er klug ist, 50 fordern und 45 davon in die Taschen derjenigen Persönlichkeiten gleiten lassen, die ihre Unterschrift zu geben haben. Ein anderes Beispiel ist folgendes: „Wenn", so versicherte mir einmal ein Ladenbesitzer, „ein nichtsnutziger Mensch in mein Haus träte und sagte:

---

*) „Leicht ist die Kritik, schwer die Kunst."

**) Hugo Zöller hat die Erlebnisse und Beobachtungen auf dieser Weltumseglung unter diesem Titel in einem zweibändigen Werke (Du Mont-Schanberg'sche Buchh. in Köln 1881) niedergelegt, welches eine Fülle von interessantem Stoff besonders über die Südsee-Inseln, Australien, die niederländischen Kolonien, Ostindien 2c. unserem Wissen zuführt.

*) Verlag von W. Spemann, Stuttgart.

diese zwei Säcke Kaffee, die dort in der Ecke stehen, sind mein, so würde ich ihm mit aller Ruhe erwidern: Sie sehen doch, mein Liebster, daß die Säcke in meinem Hause stehen, mithin spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie mir gehören. Bliebe aber der Brasilier bei seiner Behauptung, so würde ich ihn abermals und abermals auf gütlichem Wege zu überzeugen suchen. Ginge aber das alles nicht und drohte er gar mit einem Prozeß, so würde ich ihm den Vorschlag machen, einen Sack wegzunehmen und mir den andern zu lassen. Ginge er aber auch darauf nicht ein und wäre ich überzeugt, daß er thatsächlich prozessieren würde, dann, ja dann würde ich ihm wohl beide Säcke geben und eine Kußhand dazu, solange er in meinem Hause ist."

Dieses Beispiel zeigt den Wert des brasilischen Gerichtsverfahrens. Aehnlich ist es mit anderen Dingen.

Die deutschen Kolonien sind wahre Paradiese in der Einöde des brasilischen Lebens, wahre Paradiese nicht des Reichtums und Luxus, wohl aber der Reinlichkeit, des Wohlstandes und Lebensgenusses. Auch hat der Charakter der Leute bei aller kolonialen Freiheit etwas Liebes, Edles, Anheimelndes, Vertrauenerweckendes, ohne eine Spur von der Zudringlichkeit, Renommisterei und geschraubten Smartheit des Yankeedeutschen von Nordamerika. Alles dies fällt umsomehr auf, als Brasilien im Gegensatze zu Nordamerika fast gar keine wohlhabenden Einwanderer aus Deutschland erhalten hat, da die meisten dieser Leute, als sie herüberkamen, blutarm waren. Und da bisher noch kein einziger Italiener Eingang in die Kolonie gefunden hat, so kommen auch keine Raubanfälle und Diebstähle vor, ja, die allgemeine Ehrlichkeit ist derart, daß man die Wäsche nachts ohne Scheu auf der Bleiche läßt und selbst das Direktionsgebäude bloß durch seine leicht einzudrückenden Fensterscheiben vor Dieben geschützt ist.

Eigentümlich stark und vielleicht etwas zu sehr ist das gesellige Leben in J o i n v i l l e entwickelt. Frühmorgens am Sonntag kommen die Kolonisten aus der Umgegend zur Stadt geritten, wobei Frauen und Mädchen, wahrscheinlich wegen Mangels an Frauensätteln, wie die Männer zu Pferde sitzen, was beim Traben und Galoppieren ein bißchen komisch, ja, unanständig aussieht. Nach der Kirche gibt's dann Biertrinken, Scheibenschießen, Billardspielen und „Summs" oder Tanzmusik, wobei die Wirte abwechseln, so daß der eine diesen, der nächste den zweiten Sonntag übernimmt u. s. w. Für die städtische Gesellschaft gibt es gleichzeitig Kaffeegesellschaften, Reitpartien, Konzerte, Bälle und Liebhabertheater, bei welch' letzteren ohne Schmeichelei und Uebertreibung ganz allerliebst gespielt wird. Für all dergleichen Dinge zeigt die junge Kolonisten-Generation ein außergewöhnliches Talent, wie denn z. B., als einmal Kunstreiter im Orte gewesen waren, viele Buben auf dem Pferde stehend zu reiten pflegten. So nun geht es Sonntags zu, aber auch an Werktagen hört man allabendlich das für deutsche Ortschaften charakteristische Donnern der Kegelkugeln und findet die Wirtshäuser bis zu später Stunde besetzt. Und bei alledem sind Unmäßigkeit und Trunksucht selten; die heitere Sinnesart führt selten über die Grenzen des erlaubten Genusses hinaus.

Daß das deutsche Leben weit origineller ist als das brasilische, daran kann wohl kein Zweifel sein; ganz allmählich aber lernen auch die Brasilier von den Deutschen etwas Komfort, und die wenigen, die [unternehmend genug waren, sich in Joinville anzusiedeln, scheinen sich dort recht behaglich zu fühlen. Mit der Ansiedlung jener Brasilier hat es übrigens eine eigene Bewandnis: sie haben den Handel mit Mate (der im größten Teile von Südamerika die Stelle unseres chinesischen Thees vertritt) aufgebracht, einen Handelszweig, der den deutschen Kolonisten bis dahin gänzlich fremd war, obgleich jene Ilex-Art, deren Blätter und Zweige den Mate liefern, allenthalben wild in ihren Wäldern wächst.

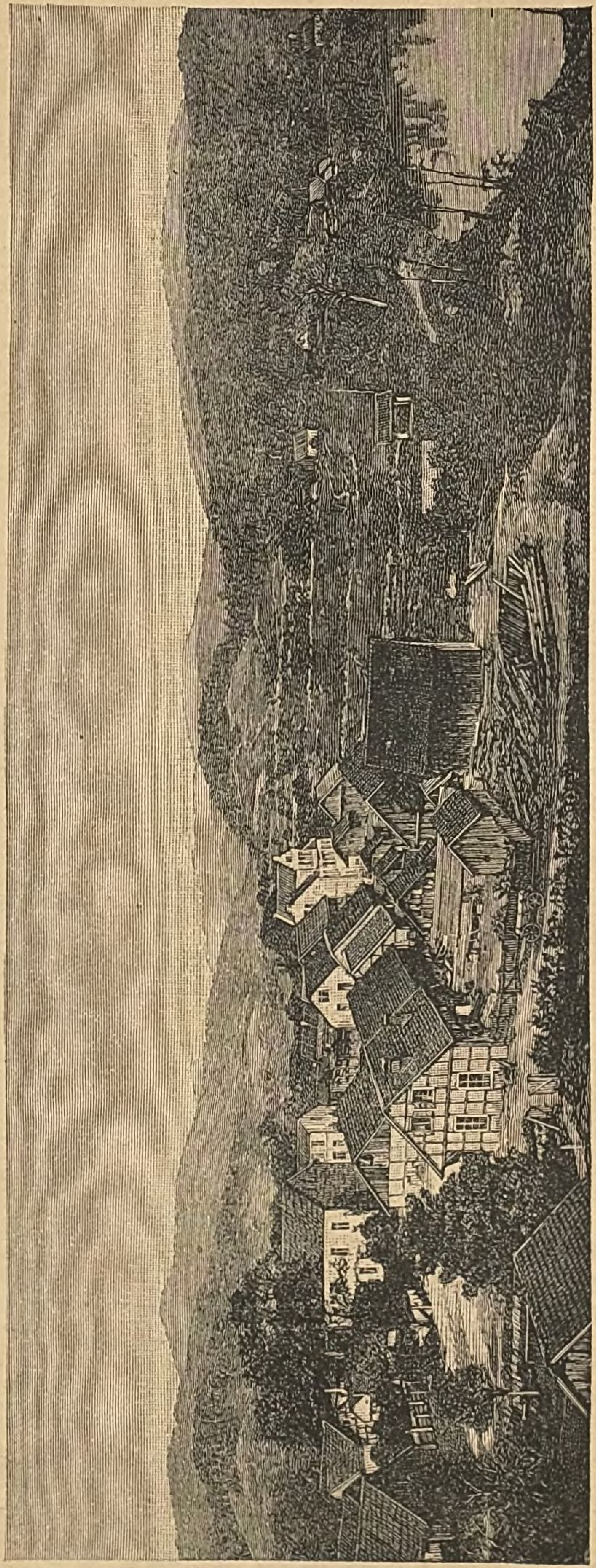
Die materielle Verpflegung ist in den deutschen Kolonien weit besser und, wie alles übrige, mindestens um die Hälfte billiger als im übrigen Brasilien. Ich fand alles reinlich und alle Leistungen gut, soweit man eben unter brasilischen Verhältnissen im stande ist, sich gute Waren zu beschaffen, was namentlich mit dem Wein seine Schwierigkeit hat. Für einen täglichen Pensionspreis von 2 bis 3 Milreis (4 bis 6 Mark) erhielt man außer dem Morgenkaffee drei kräftige Mahlzeiten (um 9 ½ Lunch, um 2 Uhr Mittag- und um 8 Uhr Abendessen) aus brasilischen, aber nach deutscher Art zubereiteten Grundstoffen. In Joinville wird viel Vieh geschlachtet und frisches Fleisch — leider auch Kalbfleisch, was für die Kolonisten ein schlechtes Zeichen ist — fehlt nie, anders aber draußen bei den Kolonisten, und da die Leute sich im Anfang mißtrauisch von Carne Secca und Feijões abwenden, um vielleicht bloß von Kartoffeln zu leben, so leiden sie nicht selten an schlechter Ernährung. Traubenwein wird in der Kolonie nur selten getrunken (wenn einmal, so ist es ein schlechter Bordeaux oder ebenso schlechter Rheinwein), desto mehr aber einheimisches Bier und leider auch Zuckerrohr-Branntwein. Als Eigentümlichkeit wäre alsdann noch der allgemein für den Hausbedarf bereitete Orangenwein zu erwähnen, der als Dessertgetränk nicht übel, aber nichts weniger als „süffig" ist. Die Lebensmittel sind in den Kolonien zwar billiger als in den brasilischen Städten, aber doch in anbetracht der Leichtigkeit, mit der sie produziert werden, zu teuer. Fleisch beispielsweise kostet in Joinville 56 Pfg. und in S. Bento auf dem Hochplateau 48—52 Pfg. das Kilo, Butter aber an beiden Orten 2 Mark 24 Pfg.

Das Deutsch, das man in Joinville zu hören bekommt, ist auffallend rein, trotzdem, oder vielleicht gerade, weil die Kolonisten in bunter Mischung aus allen Teilen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens durcheinander gewürfelt sind. Die flachsköpfigen Kinder namentlich sprechen ein fehlerfreies Hochdeutsch und zeichnen sich auch im übrigen recht vorteilhaft vor den ungezogenen und schmutzigen Rangen der Brasilier aus. Leider wird ab und zu das Portugiesische — dessen Kenntnis von großem materiellen Nutzen ist — auch von den Deutschen im Gespräch unter sich gebraucht, während Engländer oder Franzosen das im gleichen Falle ganz gewiß nicht thun würden. Ich traf zwar auch viele Brasilier, die das Deutsche radebrechten — das komischste war ein Negerknabe, der bloß deutsch und nichts andres als deutsch verstand — der entgegengesetzte Fall aber ist denn doch zehnmal häufiger. Ladenschilder und Visitenkarten weisen neben deutschen Namen fast bloß portugiesische Titel auf; landeinwärts am Rio Negro ist eine seit einem

halben Jahrhundert dort sitzende deutsche Kolonie gänzlich verbrasiliert, und von der Vermischung deutsch-portugiesischer Redeformen enthält man zuweilen die seltsamsten Proben. „Spera, Mariechen“, hörte ich einmal rufen, „tras agua, der Herr will mal beber“ (warte, Mariechen, bring Wasser, der Herr will einmal trinken). Alles in allem jedoch kann in der Kolonie Dona Francisca einstweilen von einer Gefahr für die deutsche Sprache nicht die Rede sein, da sich im Gegenteil durch Zuwanderung und Vermehrung innerhalb der Kolonie ihr Gebiet alljährlich erweitert.

Ob jene kräftigen Pflänzlinge deutscher Kolonisation, wie wir sie gegenwärtig in Brasilien finden, auch ohne Nachschub ihre deutsche Natur dauernd behalten werden, darüber gehen die Ansichten auseinander. Die Antwort wird wahrscheinlich dahin lauten müssen, daß die Brasilier nicht genug Energie besitzen, um selbst das Land vorwärts zu bringen, wohl aber genug, um die Entwicklung durch „Estrangeiros“ (Fremde) zu vereiteln. Auch darf man die Gaben der Brasilier, nicht allzutief anschlagen; sie sind in der Regel gut beanlagt, nur nicht tief, schöpferisch oder ausdauernd. Und schließlich gibt es neben dem faulen Brasilier, der trotz seiner Sklaven hungert, den fleißigen und intelligenten, der bloß etwas häufiger zu sein brauchte, und der sich durchaus nicht scheut, gleich den Mate-Händlern von Joinville, sich mitten unter den Fremden festzusetzen. —

Die Geschichte der Kolonie Dona Francisca ist kurzgefaßt folgende: Bei seiner Hochzeit mit der brasilischen Prinzessin Dona Francisca, Schwester des gegenwärtig regierenden Kaisers von Brasilien, erhielt der Prinz von Joinville als Mitgift u. a. ein Territorium von 35 Quadrat-Legoas im Norden der damals noch sehr dünn bevölkerten Provinz Santa Catharina. Auf Veranlassung einiger Hamburger Kaufleute, die in Brasilien ihr Vermögen erworben, kam zwischen dem neugebildeten „Hamburger Kolonisations-verein von 1849“ und dem Prinzen von Joinville ein Vertrag zustande, wonach der letztere unter der Bedingung, europäische Kolonisten dort anzusiedeln, einen Teil seiner Ländereien unentgeltlich, einen weiteren gegen geringe Entschädigung zur Verfügung stellte. Einen zweiten vom 1. April 1872 auf zehn Jahre gültigen Vertrag schloß der Verein mit der brasilischen Regierung, welch letztere sich verpflichtete, als Vergütung für Straßenbau, sowie Hinschaffung und Ansiedlung von jährlich mindestens tausend Kolonisten einen Zuschuß von 85 Contos (170,000 Mk.), außerdem aber den Unterschied des Fahr-



Stadtplatz der Kolonie Blumenau, Provinz Santa Catharina.
(Aus „Die Deutschen im Brasilischen Urwald von Hugo Zöller.“)

geldes zwischen Hamburg und New York einerseits und Hamburg-Brasilien anderseits zu zahlen. Der Prinz von Joinville verwandte nach und nach bis zu 300 Contos (600,000 Mk.) auf industrielle Anlagen (Sägemühle, Zucker-Branntwein und Zuckerfabrik) in dem ihm verbliebenen ungeheuren Besitz, und als die Last ihm etwas drückend wurde, übernahm sein Bruder, der Herzog von Aumale, die Zuckerfabrik nebst umliegendem Gebiet; von besonderer Wichtigkeit für die Kolonie war jedoch der Bau einer vortrefflichen Straße durch die Serra aufwärts, durch welchen der Kolonie nicht bloß reiche Geldmittel zugeführt, sondern auch ein Teil des Hochlandes dem Unternehmungsgeist eröffnet und dessen Handel nach Joinville geleitet wurde. Diese Serrastraße, die über die Wasserscheide hinaus schon ein gutes Stück im Stromgebiet des La Plata weitergeführt ist, hatte schon lange vor ihrer Vollendung ein weiteres großes Unternehmen im Gefolge. Der Verein nämlich hatte gegen mäßigen Kaufpreis von der Regierung ein ausgedehntes Gebiet auf dem zum Anbau europäischer Cerealien besonders geeigneten Hochland erstanden, und wenn heute, bloß sieben Jahre später, ein blühendes und ausgedehntes Gemeinwesen dort besteht, so ist dies vor allem der kühnen Energie des gegenwärtigen zweiten Vereinsbeamten und Deutschen Konsuls, Herrn Dr. Dörffel zu danken.

Das Hamburger Unternehmen war in erster Linie auf unbemittelte Auswanderer berechnet, deren während der europäischen Sommermonate von etwa 6 Dampfern (es sind das die gewöhnlichen Passagierdampfer der Hamburg-südamerikanischen Linie) je 100 bis 250 herübergebracht zu werden pflegten. Diese Leute erhielten nach eigener Wahl, sei es im Bezirk von Joinville, sei es auf dem Hochplateau in dem von S. Bento, Grundstücke angewiesen, in ersterem meist von 50, in letzterem von 100 bis 150 Morgen (zu etwa 1/4 Hektar), und zwar zum Preise von 3 Milreis bar pro Morgen oder 4 Milreis zahlbar in drei Jahren. Stadtplätze in Joinville werden jetzt selten gekauft, würden aber 50 Milreis pro Morgen kosten. Die Ankömmlinge wurden auf Kosten des Vereins an Ort und Stelle befördert, sie wurden hier einige Zeit in einem Einwandererhause untergebracht und erhielten ihr Grundstück abgemessen und mit Pfählen abgesteckt an einer Straße, bei deren Bau sie jedoch gegen einen Tagelohn von 1200 Reis (240 M.) mitarbeiten konnten. Als Beamte des Vereins fungierten bis zum 1. April 1882 der aus Mühlhausen im Elsaß gebürtige Kolonie-Direktor Herr Brüstlein, der gegenwärtig noch Verwalter des Prinzen von Joinville und des Herzogs von Aumale ist, ferner der Kassirer Herr Dr. Dörffel, ein Sekretär und zwei Feldmesser (die Herren Kröhne und Heeren)."

Zu diesem Zeitpunkt war der Vertrag zwischen den Hamburger Kolonisationsverein und der Brasilianischen Regierung abgelaufen und erst am 30. Dez. v. J. haben die Verhandlungen zu einer Erneuerung des Kontraktes auf weitere 5 Jahre geführt, unter folgenden Bedingungen: Die Hamburger Gesellschaft verpflichtet sich jährlich 1000 Kolonisten einzuführen und sie entweder in Dona Francisca oder an einem andern Ort, nach vorhergegangener Genehmigung des Ministeriums, seßhaft zu machen; — die Kosten des Transports und der Ausschiffung der Einwanderer zu tragen; — auf der genannten Kolonie einen protestantischen, einen zweiten katholischen Geistlichen, einen Arzt, Apotheker und ein Hospital zu halten; in der Kolonie Straßen und Wege anzulegen und zwar dürfen zu diesen Zwecken nie weniger als 20 Contos*) (ca. 40,000 Mark) jährlich verwendet werden. Die Gesellschaft muß stets eine genügende Anzahl vermessener Ländereien für neuankommende Kolonisten bereit haben, sie darf bei Verkauf auf Zeit keine höheren Zinsen als 6% fürs Jahr beanspruchen, wobei die Käufer in den ersten zwei Jahren von jeglicher Zinszahlung frei sind. Die Regierung ihrerseits gewährt dem Kolonisationsverein eine jährliche Subvention von 70 Contos (ca. 140,000 Mark), sowie eine Vergütung von 104 Mark für jeden eingeführten Kolonisten im Alter von 10—45 Jahren, — von 80 Mark für die von 4—10 Jahre alten. Ferner verpflichtet sich die Regierung jährlich 5 Contos zur Verlängerung der Straße von Joinville nach Rio Negro zu zahlen und dem Vereine devolute Ländereien von einem Flächeninhalt von 202 Qu.-Kilom. zum Preise von 1/2 Real für jeden 4,48 Qu.-Meter zu verkaufen.

In Joinville blüht das Vereinsleben in echt deutscher Art. Die dortige von C. W. Böhm herausgegebene, im 20. Jahrgang stehende „Kolonie-Zeitung" gibt uns in jeder Nummer interessante Einblicke hierin. Da gibt es einen „Deutschen Kriegerverein" (Präsident: A. Kalotschke, Ehrenmitglieder u. A. der Deutsche Konsul Dr. O. Dörffel, A. von Altrock, Hauptmann a. D., Emil von Busse, Lieutenant a. D.), welcher nicht versäumte, dem deutschen Kronprinzen zu seiner silbernen Hochzeit seine Ehrfurcht durch ein Glückwunschschreiben zu bezeugen, — einen „Landwirtschaftlichen Verein Dona Francisca" (Vorsitzender: Hauptmann von Altrock), — einen „Schützen-Verein", — den „Deutschen Turnverein", — die „Harmoniegesellschaft", — die Gesangvereine „Helvetia" und „Deutscher Sängerbund", — die „Germania" &c. Auch ein Zweigverein des Berliner Zentralverein für Handelsgeographie ist im Oktober 1870 gegründet. — Für Schulunterricht ist in Joinville bestens gesorgt. Außer einer Gemischten öffentlichen Schule (welche im Jahre 1881 von 388 Kindern besucht wurde, Hauptlehrer Pfarrer Bögershausen) gibt es eine Privat-Sekundarschule von Ernst Bueck (im Genre unserer Realschulen), die Privat-Gewerbeschule von A. Brüning und eine neuerrichtete für den Unterricht in den Elementarfächern in portugiesischer Sprache und in allen weiblichen Handarbeiten von Thereza G. de Souza. — Erwähnen wir noch, daß die dortige (am 29. Dezbr. 1855 gestiftete) Freimaurerloge ein eigenes Tempelhaus besitzt; früher dem Verbande der Gr. Loge von Hamburg angehörig, hat sie sich später dem Gr. Oriente Unido do Brazil angeschlossen. — Wer sich eingehend über die Kolonie Dona Francisca (Joinville und Sao Bento) unterrichten will, dem empfehlen wir die Ende vorigen Jahres erschienene vortreffliche Schrift unseres Konsuls O. Dörffel, welche durch Fr. Förster in Leipzig à 2 M. zu beziehen ist.

R. L.

Die Ergebnisse der letzten Zensusaufnahme in den Vereinigten Staaten.

„This is a great country!" ruft der Nordamerikaner, auf sein Land blickend, mit Selbstgefühl aus. Und in der That, wenn man die riesenhafte Entwickelung der Vereinigten Staaten während der zehn Jahrzehnte ihres Bestehens betrachtet, so muß man die Berechtigung dieses Ausrufs zugestehn. Der vor kurzem veröffentlichte nordamerikanische

*) 1 Conto = 1000 Milreis, 1 Milreis = ca. 2 Mark.

Zensusbericht über die letzten zehn Jahre 1870—80 gibt an seiner Spitze ein anschauliches Bild des Wachstums des Territoriums und der Bevölkerung der Union in einer Zusammenstellung der Ergebnisse der verschiedenen von zehn zu zehn Jahren aufgenommenen Volkszählungen. Es ist höchst interessant, diese Zunahme des besiedelten Länderkomplexes und der Bevölkerung von Dekade zu Dekade zu verfolgen.

Der erste 1790 aufgenommene Zensus ergab ein angesiedeltes Terrain von 239,935 Quadratmeilen in den dreizehn damals zur Union gehörenden Staaten mit einer Gesamtbevölkerung von 3,929,214, was eine Durchschnitts-Dichtigkeit der Bevölkerung von 16,4 auf die Quadratmeile ausmacht. Die Bevölkerung war zu der Zeit fast ausschließlich längs der atlantischen Seeküste, von der östlichen Grenze Maine's bis nach Florida hinab, verteilt. Der nächste Zensusbericht, 1800, weist schon eine ansehnliche Zunahme des angesiedelten Areals und der Bevölkerung auf, nämlich ein Terrain von 305,708 □ Meilen mit einer Bevölkerung von 5,308,483. Der Zensusbericht von 1810 gibt als Total des bewohnten Gebietes der Union die Summe von 407,945 □ Meilen an, mit 7,239,881 Bewohnern, wonach sich die durchschnittliche Dichtigkeit auf 17,7 per □ Meile stellt. So steigert sich die Zunahme der Bevölkerung und des von ihr besiedelten Terrains in rapider Weise und die Zensusaufnahme von 1880 ergab ein zu der Union gehörendes Gesamtareal von 1,398,945 □ Meilen zwischen dem 26° und 49° n. Br. und dem 67° und 102° w. Br. Von diesem Terrain sind folgende Strecken unbesiedelten Landes abzuziehen, nämlich:

im Staate	Maine	12,000	□ Meilen	
„ „	New York	2,200	„	„
„ „	Michigan	10,200	„	„
„ „	Wisconsin	10,200	„	„
„ „	Minnesota	34,000	„	„
„ „	Florida	20,800	„	„
		89,400	□ Meilen	

was eine Summe besiedelten Areals von 1,309,545 übrig läßt. Zu diesem sind noch einige isolierte Besiedelungsstrecken in der Kordilleren-Region und an der pacifischen Küste, zusammen 260,025 □ Meilen hinzuzurechnen, sodaß sich als Gesamtbetrag des besiedelten Areals der Vereinigten Staaten im Jahre 1880: 1,569,570 □ Meilen ergaben. Die Summe der Bevölkerung ist auf 50,155,783 gestiegen und die durchschnittliche Dichtigkeit beträgt 32 auf die □ Meile. Zu der Union gehören im Jahre 1880: 38 Staaten und 8 Territorien.

Werfen wir jetzt einen Blick auf denjenigen Teil des Zensusberichtes, der eine Klassifizierung der Bevölkerung nach den Rassen bringt. Derselbe zeigt, daß im Jahre 1880 von den Bewohnern der Union 6,580,793 der farbigen Rasse (Neger, Mulatten ꝛc.), 105,465 der asiatischen (Chinesen, Japanesen) und 66,407 der indianischen angehören. Die Zahlangabe der Indianer gilt jedoch nur von solchen, die, abgesondert von ihren Stammesverbindungen, gemischt unter den Weißen oder auf den Reservationen leben. Das Verhältnis der Neger zu den Weißen war nach dem letzten Zensus 15,162 Farbige auf 100,000 Weiße. Der Prozentsatz der Verteilung des farbigen Elements in den verschiedenen Staaten und Territorien war folgender:

Süd-Karolina	3/5	der Gesamtbevölkerung
Louisiana und Mississippi . .	1/2—3/5	„ „
Alabama, Florida, Georgia, Nord-Karolina, Virginia und Columbia	1/3—1/2	„ „
Arkansas und Tennessee . .	1/4—1/3	„ „

In Connecticut, Illinois, New York, Colorado, Massachusets, Montana, Michigan, New Mexiko, Newada, Kalifornien, Iowa, Nebraska, Washington, Arizona, Vermont, Dakota, Oregon, Maine, Wisconsin, Minnesota, New Hampshire, Idaho und Utah beträgt die farbige Bevölkerung unter 2 Procent der Weißen. Im Staat New York kommen auf 100,000 Weiße 1298 Farbige.

Was die Asiaten anbetrifft, so leben dieselben zum größten Teil im Staat Kalifornien und zwar haben von den 105,465 in den Vereinigten Staaten sich aufhaltenden Chinesen 75,132 und von den 148 in der Union lebenden Japanesen 76 in Kalifornien ihren Aufenthalt. Ueber das Verhältnis der Eingeborenen zu den Fremdgeborenen sind folgende Angaben als interessant anzuführen. Unter der Gesamtzahl der Bevölkerung von 50,155,783 befanden sich im Jahre 1880 auf 43,475,840 Eingeborene 6,679,943 Fremdgeborene. Hiernach ergibt sich, daß auf 100,000 der Ersteren je 15,364 der Letzteren kommen, während nach dem Zensus von 1870 auf 100,000 Eingeborene je 16,875 Fremdgeborene kamen. Es hat also eine proportionelle Zunahme der eingeborenen Bevölkerung gegenüber der fremdgeborenen stattgefunden.

Zur Orientierung über das Verhältnis zwischen diesen beiden Klassen in den einzelnen Staaten und Territorien dient folgende Angabe:

1) 50 Prozent der Eingeborenen und darüber betragen die Einwohner fremder Geburt in den Staaten und Territorien: Newada, Arizona, Dakota, Minnesota und Kalifornien.

2) Von 25 bis 50% in den Staaten und Territorien: Wisconsin, Idaho, Utah, Montana, Wyoming, Rhode Island, Massachusets, New York, Michigan, Nebraska, Washington, Connecticut, Colorado.

3) Von 10 bis 25% in den Staaten und Territorien: New Jersey, Illinois, Oregon, Iowa, Pennsylvania, New Hampshire, Ohio, Vermont, Kansas, Missouri, Distrikt Columbia.

4) Von 2 bis 10% in den Staaten und Territorien: Maine, Maryland, Indiana, Texas, New Mexiko, Delaware, Louisiana, Florida, Kentucky, West-Virginia.

5) Weniger als 2% der Gesamtbevölkerung bilden die Fremdgebornen in den Staaten: Arkansas, Tennessee, Virginia, Mississippi, Süd-Karolina, Alabama, Georgia und Nord-Karolina.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich das Resultat, daß in keinem Staate oder Territorium das fremdgeborene Element dem einheimischen an Zahl gleichkommt, aber in vielen einen beträchtlichen Prozentsatz des letzteren bildet. In den südlichen Staaten, mit Ausnahme von Florida, Louisiana und Texas, hat das fremdgeborene Element keine praktische Bedeutung (unter 2%).

Als Gründe, warum bestimmte Staaten ein besonders starkes Element der fremdgeborenen Bevölkerung aufweisen, sind in bezug auf die nordwestlichen Staaten das Wachstum der Fabrikindustrie, sowie der Kohlen- und Eisen-Bergbau anzugeben. Hier bilden hauptsächlich Irländer, Deutsche und

französische Kanadier das fremde Element. Im Nordwesten ist es der Ackerbau, der eine große Zugkraft auf die Einwanderung und zwar besonders auf diejenige von Deutschen und Skandinaviern ausübt. Die Staaten des äußersten Westen endlich locken hauptsächlich durch ihre Gold- und Silberminen den Einwanderer an. —

Interessant ist auch der Einblick in denjenigen Teil des Zensusberichtes, der eine Klassifizierung der Bevölkerung nach dem Geschlechte aufstellt. Im allgemeinen ist zu sagen, daß das weibliche Geschlecht in sämtlichen Atlantischen Staaten, mit einziger Ausnahme von Delaware, dem männlichen gegenüber im Ueberschuß ist. Von den Golfstaaten weisen Alabama und Louisiana dasselbe Verhältnis auf. Im nördlichen Teile der Union ist das Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts bedeutend und zwar hat dies seinen Grund in dem Hange der Männer nach dem Westen und in der großen Anzahl von Gewerbs-Etablissements mit weiblicher Arbeit. Im Mississippithale findet ein leichter Ueberschuß auf der männlichen Seite statt. Am auffallendsten aber tritt derselbe zu Tage in den Territorien und neuen Staaten des Westens, was durch die Neuheit der Besiedelung und durch die Beschäftigungen der Bevölkerung, die hauptsächlich im Betreiben von Viehzucht und Bergbau bestehen, erklärt wird.

Von der Gesamtbevölkerung der Union von 50,155,783 des Jahres 1880 kamen 25,518,820 auf das männliche und 24,636,963 auf das weibliche Geschlecht d. i. auf 100,000 Männer 96,544 Frauen. Da die Volkszählung von 1870 auf 100,000 Männer 97,801 Frauen ergab, so hat mithin eine relative Abnahme des weiblichen Geschlechts stattgefunden.

Ein Ueberschuß des weiblichen Geschlechts fand im Jahre 1880 in folgenden Staaten und zu folgenden Prozentsätzen statt:

1) Von 5 und mehr Prozent in Columbia, Rhode Island und Massachusets.

2) Von $2^1/_2$—5% in Connecticut, New Hampshire, Nord-Karolina, Süd-Karolina, New York, Virginia, Alabama.

3) Von weniger als $2^1/_2$% in Maryland, Georgia, New Jersey, Louisiana, Tennessee, Pennsylvania, Maine.

Das männliche Geschlecht aber war in folgenden Staaten überwiegend:

1) In Mississippi, Vermont, Ohio, Kentucky, Delaware, Florida, West-Virginia, Indiana, wo auf 100 Männer 95 Frauen kommen.

2) In Illinois, Wisconsin, Utah, Arkansas, Missouri und Iowa: auf 100 Männer 90—95 Frauen.

3) In Texas, Michigan, Minnesota, Kansas, New Mexiko, Nebraska: auf 100 Männer 80 bis 90 Frauen.

4) In Oregon, Kalifornien, Dakota, Washington und Colorado: auf 100 Männer nur 50—80 Frauen.

5) In Idaho, Newada, Wyoming, Arizona und Montana kommen sogar weniger als 50 Frauen auf 100 Männer.

Aus den angeführten Thatsachen leitet der Bericht folgende Deduktionen ab: „In allen festen, ackerbautreibenden Gemeinden sollten die Geschlechter ziemlich gleich an Zahl sein mit einem leichten Ueberschuß des weiblichen Elementes. Das beste Beispiel von einem solchen gesunden Verhältnis stellen die südlichen Staaten der Union dar. Hier gibt es wenig Großstädte, und es findet wenig Ein- und Auswanderung statt. Das Zusammenfließen der Bevölkerung in Großstädten, das Wachsen der Fabrik- und Bergwerks-Industrie, Einwanderung und Auswanderung, alles das trägt zur Störung des normalen Zahlenverhältnisses der Geschlechter bei. Alle auffallenden Veränderungen in dieser Hinsicht seit 1870 können einfach erklärt werden: In den Neu-England-Staaten hat eine verhältnismäßige Zunahme der weiblichen Bevölkerung stattgefunden, welche durch die Auswanderung der Männer nach dem Westen und durch das Wachstum der Klasse der Textil-Manufaktur, die meist weibliche Arbeit verwendet, verursacht wurde. In den südatlantischen und Golf-Staaten hat eine auffallende Zunahme der relativen Proportion der Männer stattgefunden. Die Ursache dieser Veränderung ist wahrscheinlich hauptsächlich in dem dort lebenden Volke selbst und nicht in äußeren Einflüssen zu finden. Man mag sie mit Zuversicht vornehmlich dem Bestreben der Natur zuschreiben, das normale Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern, das durch den Krieg gestört worden, wieder herzustellen."

Zum Schluß lasse ich noch einige Angaben über die Bevölkerung nach Maßgabe der Temperatur folgen.

Nach einer ungefähren Berechnung kann die jährliche Mitteltemperatur des ganzen Landes auf etwa $9^1/_3$° Reaumur angeschlagen werden, während die Extreme nach oben bis 37° steigen und nach unten bis auf $38^2/_3$° (unter Null) fallen. Als besonders auffallend mag erwähnt werden, daß in der Nähe der Bai von San Francisco der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des Juli und des Januar nur $4^1/_2$° beträgt, während der Unterschied zwischen dem Maximum und dem Minimum im Mississippi-Thale sich auf $34^2/_3$° und in den Kordilleren auf $41^2/_3$° beläuft.

Nicht weniger als 98% der Gesamtbevölkerung lebt zwischen $3^1/_2$° und 17° der mittleren jährlichen Temperatur. Von diesen Gruppen enthält die mit über $10^1/_3$° die ganze Baumwollenregion, die über 17° die Zucker- und Reis-Gegenden, während die zwischen 8° und $12^1/_2$° den größten Teil der Tabakbauenden umfaßt. Die Prärie-Region des Mississipi-Thales liegt gänzlich unterhalb 8°, während die große Weizengegend von Minnesota und Dakota wesentlich eine jährliche mittlere Temperatur von $3^1/_2$° hat. Der heißeste Teil des Landes ist das südliche Ende von Florida und diesem zunächst kommen das südliche Texas und das südwestliche Arizona.

Wenn man näher auf die Unterschiede zwischen der farbigen und der fremden Bevölkerung nach dem Temperaturverteilungsgrunde eingeht, so ergibt sich, daß die große Masse der farbigen Bevölkerung in den Gegenden höherer Temperatur zu finden ist, wogegen das fremdgeborene Element sich auf die Gegenden mittlerer und niederer Temperatur beschränkt, sodaß die beiden Elemente sich gegenseitig trefflich ergänzen. Während jedes dieser beiden Elemente ungefähr 13% der Gesamtbevölkerung ausmacht, befindet sich das fremdgeborene Element in den Gegenden von $3^1/_2$°—$10^1/_3$° mittl. Jahrestemperatur im Ueberschuß, wogegen das farbige in den Staaten mit einer mittleren Temperaturhöhe von $12^1/_2$°—$21^1/_3$°

jenen Prozentsatz weit übersteigt und von 25—47% der Gesamtbevölkerung ausmacht. —

Das sind kurz zusammengedrängt die Haupt-Ergebnisse der letzten Zensusaufnahme in dem großen Kulturlande jenseits des Atlantischen Ozeans.

Arthur Zapp.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemannes.

An der chinesischen Küste.

1.

Es war im Anfang der sechziger Jahre; ich hatte bereits einige Zeit unter Hamburger und auch englischer Flagge als erster Steuermann an der Küste von China gefahren, als mir der Antrag wurde, in Kaiserlich chinesische Dienste und zwar in den Küstenzolldienst einzutreten. Da mir die Stellung zusagte, nahm ich sie ohne weiteres an, denn bei guter Führung war ein ziemlich rasches Weiterkommen mit gutem Gehalte beinahe gewiß.

Nach Ablauf des Krieges, welchen England und Frankreich gegen China geführt hatten, wurden nach dem Friedensvertrage verschiedene Häfen von China dem europäischen Handel eröffnet, welche bisher unseren Schiffen unzugänglich waren. Damit die Kriegsentschädigung, welche China an England zu zahlen hatte, auch richtig und ohne die üblichen asiatischen Winkelzüge entrichtet würde, so wurde von englischer Seite aus ein Zollsystem an der Küste von China eingerichtet, in welchem englische und chinesische Beamte zugleich angestellt waren, wodurch die üblichen Bestechungen und Unterschleife verhütet werden sollten.

Ich erhielt meine Anstellung in dem erst vor kurzem eröffneten Hafen von Swatau (korrumpiert aus Soa-tau, Soa Sand, tau Kopf, weil die Stadt auf einem sandigen Vorsprunge liegt).

Swatau, oder wie in englischen Karten steht: Swatow, liegt für den Handel sehr günstig, indem der Fluß Ham hier eine beträchtliche Breite und Tiefe hat und auch größeren Seeschiffen erlaubt, ihre volle Ladung bis dicht an die Stadt zu bringen. Auf der südlichen, der Stadt gegenüberliegenden Seite des Flusses befinden sich die Wohnungen der meisten europäischen Kaufleute und Konsuln, während die Geschäftslokale auf der Swatowseite liegen. Man fährt in einem Boote morgens ins Geschäft und abends zurück nach Hause.

An der Mündung des Flusses liegt die kleine felsige Insel Ma-szu englisch Dobble Island. Hier befand sich damals die Hauptstation der Zoll-Behörde und die Lootsen-Wohnungen, während für den Hafendienst unweit der Stadt Swatow ein abgetakeltes Schiff den dienstthuenden Steuerbeamten zur Wohnung diente; hier sollte sich meine zukünftige Thätigkeit entfalten. Ein chinesischer Lorcha (spr. Lortscha), mit sechs langen Achtpfünder-Kanonen armiert, gehörte gleichfalls zeitweise zu unserem Dienste. Die Mannschaft bestand aus Chinesen mit einem Europäer als Kommandant.

Es war gegen Ende September, als ich mit dem Lorcha von einer kleinen Kreuzfahrt zurückgekehrt war, ich hatte mich zum Rapport an Bord des Wachtschiffes zu meinem Vorgesetzten begeben, und nachdem das Dienstliche erledigt, kam das Gespräch auf die Witterungsbeschaffenheit. Es war ungewöhnlich still und schwül geworden, obgleich die Sonne bereits untergegangen war. Das Barometer wurde konsultiert, es zeigte einen außergewöhnlich niedrigen Stand. — Nach einer Stunde weiteres Fallen des Barometers.

Jetzt war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ein Cyklon im Anzuge sei; einer jener gefährlichen und verheerenden Wirbelwinde, welchen die Chinesen Tai-fung nennen, woraus die Europäer Tyefoon (sprich Taifuhn) gemacht haben, dessen Ausdehnung oft über Hunderte von Seemeilen beträgt. Wir trafen nun Anstalten, alles was nur dem Winde irgendwie Widerstand bieten konnte, zu entfernen. — Die Sonnenzelte wurden abgenommen, Ankerketten zum weiteren Auslaufen klariert und der zweite Buganker wurde fertig gemacht, um den ersten Anker nötigenfalls halten zu helfen, das Brattspill wurde versichert und abgestützt, die Luken und Pforten geschlossen. — So erwarteten wir die Dinge, die da kommen sollten, indem wir ängstlich das Fallen des Barometers beobachteten. Ich hatte schon ein Mal die Bekanntschaft eines derartigen Orkans auf See gemacht, und wußte daher die Gefahr wohl zu würdigen. Zwar war damals nur die äußere Grenze des Cyklons über uns weggegangen, aber auch schon hierbei war die Gewalt des Orkans eine so gewaltige, wie es sich kaum denken läßt. — Dieses Mal sollte ich Augenzeuge eines solch' großartig schauerlichen Naturereignisses im Hafen sein.

Gegen elf Uhr nachts begann der Wind, erst in leisen Stößen, dann immer lauter und lauter durch das Takelwerk zu heulen. Ich ließ den zweiten Buganker fallen und die Ketten bis auf neunzig Faden auslaufen. Die Arbeiten waren kaum beendet, als ein derartiges Heulen und Sausen durch das Takelwerk begann, daß kein Kommandowort mehr gehört werden konnte, selbst dann nicht, wenn man dicht neben der Person stand, zu welcher man sprach, oder besser gesagt, mit dem ganzen Kraftaufwand von Stimmmaterial schrie. Der Wind war Ost, das Zentrum des Cyklons befand sich also südlich von uns, und wurde die volle Kraft des Orkans wahrscheinlich durch die, auf dem südlichen Ufer gelegenen Höhenzüge, etwas abgeschwächt. Da der Flußlauf von hier ab, bis zur Mündung in gerader Richtung von West nach Ost ist und gar keine Krümmungen macht, so wurden große Wassermassen aus dem Ozean in den Fluß gedrängt. Die Wellen fingen an immer höher zu werden, bis sie den Bug des Schiffes ganz begruben, um in der nächsten Minute das Fahrzeug wieder auf den Kamm einer Welle zu heben, von wo aus es dann, von den Ankern gehalten, wieder in die Tiefe gerissen wurde. — Das gute alte Schiff hielt wacker stand, und wenn nur die Ketten, welche bei dem Heranrollen jeder größern Welle aufs furchtbarste gespannt wurden, ihre Schuldigkeit thaten, und Klüsen, Brattspill und Bug stand hielten, so war für uns weiter nichts zu besorgen, als daß ein anderes Schiff uns vor dem Bug treiben möchte. —

Zuerst fingen die chinesischen Dschunken und Lorchas an zu treiben, welche rund um uns her lagen, und machten uns nicht wenig Sorge, daß eines oder ein paar dieser Fahrzeuge auf uns stoßen könnten, aber glücklicher Weise ging alles gut. Doch die Wellen begannen immer höher und höher zu gehen, sie zogen die Anker nach sich, oder brachen

sie von ihren Tauen los und trieben sie gegen die, welche bisher dem Andrang der Wogen und der Gewalt des Windes Stand gehalten hatten, — oft rissen sie auch diese mit sich fort, oder sanken im heftigen Anprall sogleich unter. Alles ein wildes Chaos von schäumenden Wogen und Schiffstrümmern. Immer noch mehr fiel der Barometer und immer heftiger wurde der Orkan. Gegen ein Uhr fingen auch die großen europäischen Seeschiffe an zu treiben, welche sich nur wie Punkte in der Dunkelheit abhoben. Von dem Unglück, welches dort vor sich ging, war wegen der herrschenden Finsternis nichts zu sehen. Man sah nur wie erst ein dunkler Körper, dann mehrere sich in Bewegung setzten und bald verschwanden.

Noch eine bange Stunde, in welcher das Barometer unausgesetzt fiel; endlich um zwei Uhr war kein weiteres Fallen mehr zu bemerken, obgleich der Orkan in ungeschwächter Kraft fortraste. — Gegen Drei zeigte das Barometer eine kleine Wölbung auf der Säule, auch ging der Wind gleichzeitig mehr nach Süden. Dann folgte rasches Steigen des Barometers mit ebenfalls ziemlich schnellem Umlaufen des Windes nach Südwest und rasches Abnehmen von Windstärke und Seegang.

Erst als die Dämmerung in Tageshelle überging, konnte man sehen, welche Verwüstung der Orkan angerichtet hatte. Die europäischen Schiffe waren, mit Ausnahme von zweien, sehr glimpflich davon gekommen. Das eine Schiff, eine deutsche Brigg, war einem größeren vor dem Bug getrieben und war hier gekentert, so daß das Fahrzeug beinahe Kiel oben lag. Das andere, ich glaube eine englische Bark, war vor seinen Ankern gesunken. Die Klüsen waren gebrochen und die Ankerketten hatten das Schiff bis tief unter das Wasser aufgerissen, welches das rasche Sinken desselben zur Folge hatte. — Menschenleben von Europäern waren zum Glück nicht zu beklagen; Mut und Geistesgegenwart hatten selbst die Frau und das vier Monate alte Kind des Kapitäns der gesunkenen Brigg zu retten gewußt. Aber mit der chinesischen Flotille sah es um so schlimmer aus.

Auf einigen Stellen sah man sechs bis zehn Fahrzeuge in einem förmlichen Knäuel von gebrochenen Masten, halb und ganz gekenterten Fahrzeugen zusammengeballt. Auf anderen Stellen hatte die Sturmflut Dschunken und Lorchas hoch und trocken aufs Land gesetzt. Ueberall sah man Schiffstrümmer und Boote bodenaufwärts treibend.

Hier und da hingen menschliche Gestalten, zum Tode erschöpft, an diesen Trümmern oder umgekehrten Booten. Sobald mit einiger Sicherheit unsere Boote herabgelassen werden konnten, ließ ich dieselben bemannen; doch nur widerwillig folgten die sonst so frisch und willig arbeitenden Chinesen meinen Befehlen, das Flottmachen der Boote ging indes leidlich rasch von statten als die Leute sahen, daß ich Ernst machte, indem ich einen derselben, welcher zu langsam sich an seinen Platz bewegte, an seine Jacke faßte und ihn rascher zur Stelle beförderte, als er gedacht hatte.

Es war nicht ganz gefahrlos das Boot zu Wasser und von der Schiffsseite frei zu bringen, da Ebbe eingetreten und das Wachtschiff quer in den Wellen lag und infolge dessen arg rollte, aber alles ging ohne Unfall von statten, und ich steuerte nun, so rasch meine Leute in dem noch immer ziemlich unangenehmen Seegange zu rudern vermochten, auf das nächste bodenaufwärtstreibende Boot zu, um das daraufhockende menschliche Wesen zu retten.

In meiner Ungeduld, rascher zu den Unglücklichen zu gelangen, feuerte ich die Leute an, ihr Aeußerstes zu thun, da es doch die Rettung ihrer eigenen Landsleute gälte. Der Chinese, welcher als Quartiermeister des Bootes fungierte und mir zunächst saß, fragte in höflicher Weise, ob er mir die Unlust zu dem Rettungswerke erklären dürfe. „Wir Chinesen haben einen andern Glauben als die Europäer, wir sind wahrscheinlich viel schlechter als sie, aber wir halten es nicht für gut, der Vorsehung vorzugreifen. Wenn ein Tai-fung Schiffe zerstört und Menschen dabei ins Wasser kommen, so will die Vorsehung dieses so und nicht anders, und wenn wir die Menschen gegen den Willen des Wasserdämons retten, so könnten wir leicht dessen Zorn erregen. Außerdem ist es hier Sitte wenn irgend Jemand ein Boot oder dergleichen herrenlos herumtreibend findet, so betrachtet er den gefundenen Gegenstand als einen ihm von der Vorsehung zugedachten Gewinn. Wenn sich nun noch ein lebender Mensch darauf befindet, so wird ihm der Gewinn vereitelt und dem Chinesen sein Strandrecht geschmälert.“

Inzwischen hatten wir aber verschiedene arme chinesische Seeleute in unser Boot aufgenommen, soviel als dasselbe zu tragen vermochte und brachten sie an Bord des Wachtschiffes, um unser Rettungswerk selbst gegen den Willen eines rachsüchtigen Wasserdämons fortzusetzen. Der Seegang hatte inzwischen mehr und mehr abgenommen und jetzt kamen auch verschiedene chinesische Boote vom Lande her, vermutlich um das Rettungswerk auszuüben; — oh nein, nur um zu sehen, ob nicht die Vorsehung ihnen einen Gewinn, in Form eines herrenlosen Bootes oder dergleichen zuführen möchte, und wo noch ein halbtodter Mensch darauf klebte, der Vorsehung etwas zu Hülfe zu kommen durch einen Schlag auf den Kopf.

Wir finden hier also dieselben grausamen Gewaltthätigkeiten des Strandrechts wieder, wie es im vorigen, ja vielleicht noch im Anfang dieses Jahrhunderts an einigen Küsten von Europa gang und gäbe war. Ich ließ den Strandräubern durch einen meiner Leute zurufen, wenn sie nicht ihr ruchloses Treiben einstellten, so würde ich sie mit einem Gruß aus meinem Revolver heimschicken. — Um meiner Drohung mehr Nachdruck zu geben, feuerte ich ein paar Schüsse auf das nächste Boot ab, und als die Hallunken die Kugeln dicht neben sich ins Wasser einschlagen sahen, machten sie schleunigst kehrt.

Wir hatten so nach und nach etwa 17 Mann geborgen und dieselben an Bord des Wachtschiffes gebracht, wo sie mit Speise und Trank und trocknen Kleidern versehen wurden. — Als die armen Kerls sich von ihren ausgestandenen Strapatzen und Angst erholt hatten, schickten wir sie zu ihren Freunden ans Land. Die Leute schienen übrigens vor ihrer Rettung sich mit einer stoischen Ruhe in ihr Schicksal zu ergeben und thaten kaum einen Handschlag selbstständig zu ihrer Rettung, wie ich auch bei späteren Gelegenheiten bemerkte, daß die Chinesen einem unabänderlichen Tode oder sonst schwerem Geschicke gegenüber einen Gleichmut bewahren, der ans Tierische grenzt.

Am folgenden Tage kamen drei der geretteten

Chinesen mit einem offiziellen Schreiben der chinesischen Behörde an Bord. Ich war nicht wenig gespannt auf den Inhalt des Schreibens und glaubte schon, man hätte unserem Rettungswerke ein Dankschreiben gewidmet. Aber man denke sich meine Ueberraschung, als mir der Dolmetscher die Uebersetzung mitteilte, welche nach der üblichen längeren Anrede und Titulation einfach die Bitte ausdrückte, daß die von mir geretteten Seeleute nun auch in ihre Heimat durch mich zurück befördert werden möchten, da die Schiffe, auf denen sie gedient hätten, in dem Orkan vollkommen vernichtet wären. — Ich schickte sie mit dem Bescheid zurück, daß dieses Sache der Kaufherren sei, denen die Fahrzeuge gehört hatten, und im Fall diese hier keine Vertreter hätten, die Regierung für ihre Rückkehr zu sorgen habe.

Joh. Römer.

(Fortsetzung folgt.)

In jüngster Zeit ist die chinesische Hafenstadt Swatow in besonderer Beziehung zu Deutschland in der Presse erwähnt worden. Als dieser Hafen etwa 1860 dem auswärtigen Handel geöffnet wurde, erhielten die Deutschen wie die Angehörigen anderer Nationen ein Stück Land angewiesen, welches die Bezeichnung „Deutsche Konzession" erhielt. Von dem Tage der Uebergabe dieses Terrains an verloren die Chinesen nicht nur das Recht, sich dort niederzulassen, sondern auch das der Ausübung irgend welcher Oberaufsicht über dasselbe. Diese Konzession stand aber nur auf dem Papier, denn da ein deutsches Reich nicht existierte, so wußten die damals wenig zahlreichen Deutschen (unter ihnen der hanseatische Konsul Dicks) nicht, wie und unter wessen Namen sie das ihnen überwiesene Gebiet okkupieren sollten. Als ihre Anzahl jedoch später zunahm und sie im Gefühl der Macht des inzwischen begründeten Deutschen Reiches das ihnen zukommende Terrain in Besitz nehmen wollten, da widersetzten sich die chinesischen Behörden unter verschiedenen Vorwänden. Im letzten Monat erbat nun der Deutsche Vizekonsul B. Schratt vierzig bewaffnete Leute von der Deutschen Kriegskorvette „Elisabeth" und pflanzte, umgeben von diesen Truppen, in der Mitte der Konzession einen hohen Mast auf, an dem er die Deutsche Flagge aufhißte, dabei angesichts der erstaunten Chinesen feierlich verkündend, daß das Terrain, auf dem er stehe, von nun an auf ewig Deutsches Eigentum werde. Diesem thatkräftigen Auftreten zollten nicht nur die fremden Kolonisten, sondern die Eingeborenen selbst ihren Beifall. Die chinesischen Behörden sind trotz der ihnen zur Verfügung stehenden Kanonen und der überlegenen Streitkräfte beim Anblick der gut bewaffneten und von einem entschlossenen Mann geführten vierzig Matrosen vor Schrecken starr geblieben. Wahrscheinlich werden der chinesische Kaiser und seine Minister nicht sowohl gegen die Besitzergreifung als gegen das summarische Verfahren bei dem Deutschen Gesandten Protest erheben. D. Red.

Der amerikanischen Westküste entlang,
eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

5.

Einige Meilen nordwärts von dieser schönen Bai liegt San Blas, das einst eine große kommerzielle Wichtigkeit hatte, die aber aus verschiedenen Ursachen auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist. Als die Spanier im Zenithe ihrer Macht standen, errichteten sie hier ihr Hauptarsenal an der Westküste des Vizekönigreichs Neu Spanien und eine Anzahl tüchtiger Kriegsschiffe ist hier vom Stapel gelassen worden. Eine prächtige Allee diente als Schiffswerkstätte, hier schafften die Arbeiter unter dem Schattendache stattlicher Bäume. Die alte Stadt lag auf einem hohen Felsen, der die Bucht beherrschte und war so solid gebaut wie alle Werke der Spanier. Die Stadt liegt nun schon längst in Ruinen, ihre Bewohner sind fortgewandert, mit Ausnahme einer graufköpfigen, mumienähnlichen Senora, die den Eindruck erweckt, als könne sie schon zur Zeit des Cortez gelebt haben. Und diese merkwürdige menschliche Reliquie der einst verkehrsreichen Festung lebt in einem zerfallenden Hause ein augenscheinlich glückliches Einsiedlerleben. Wilde Ranken habe ihre Behausung bekleidet, Farrenkräuter sind vor ihrer Thür aufgewachsen, Schlingpflanzen und geborstene Mauern versperren ihren Weg — sie achtet nicht darauf und legt keine Hand an, die Hindernisse wegzuräumen. Allein, ganz allein in einem Ruinenfeld zu leben — wer hat Lust zu einem gleichen Loose? Wie verschieden ist doch das Werk der Mexikaner, die neue Stadt, welche eine halbe Wegstunde näher an der See liegt. Eine Gruppe primitiver Hütten und einige öffentliche Gebäude aus Lehmsteinen ausgeführt, das ist das neue, das mexikanische San Blas. Während der Regenzeit ist dieser Ort außerordentlich ungesund, und wer dazu imstande ist, der flieht ins Innere, nach der „tierra fria", um erst wiederzukehren, wenn die Tropfen des letzten Regenschauers von der Sonne aufgesogen worden sind.

Weiter nach Norden segelnd tauchen die Kirchtürme, dann die Dächer und schließlich die weißen Mauern von Mazatlan, das nahezu auf demselben Breitegrad wie das Kap St. Lucas liegt, vor uns auf. Es ist nur eine Rhede, kein Hafen, auf der wir Anker werfen müssen, aber wohlthuend berührt uns das geschäftige Treiben, das um uns herrscht. Und Mazatlan hat in der Wirklichkeit einen lebhaften Binnen- und Exporthandel, es kann, mit seinen 19,000 Bewohnern, für die wichtigste Stadt an der Westküste Mexikos angesehen werden. „Alt Mazatlan" war den Schiffern schon im Jahre 1587 bekannt. Cavendish, mit seinem kleinen Fahrzeug, dem Desire, vervollständigte hier seine Mannschaft, bevor er nach den Galleonen kreuzte und Don Sebastian Vizcaino verproviantierte sich in der „Bahia de Mazatlan", bevor er aussegelte, Kalifornien, das sagenhafte Land des Goldes und der Perlen zu entdecken. Die neue Stadt ist etwas mehr landeinwärts wie der alte Ort auf höherem Boden erbaut und gilt für gesund, im Vergleich zu seiner Nachbarstadt San Blas. Von dem Küstensaume aus, macht sie einen recht freundlichen Eindruck, der nur wenig abgeschwächt wird, wenn man seine Straßen betritt.

Nun segeln wir in den Golf von Kalifornien und landen an dessen Ostseite im Hafen von Guaymas, dem einzigen von einiger Wichtigkeit in diesem Gewässer. Es ist sicherer Ankergrund hier, aber der Handelsverkehr ist sehr beschränkt. Voraussichtlich wird er sich aber heben, sobald die Bahn fertig gestellt ist, welche die Verbindung mit dem nordamerikanischen Eisenbahnnetze herstellt. Die zerrissenen, kahlen Hügel, welche die Stadt umgeben, sind von düsterer Farbe, sie zeugen von dem unfruchtbaren Gelände, das sich hinter ihnen ausbreitet. Mehrere Meilen östlich, am Fuße der Sierra Madre, liegt indessen eine reiche Ebene, die Guaymas mit vielen Ackerbauprodukten versorgen könnte. Die Stadt hat nur einige gute Gebäude, im übrigen trägt sie ein ganz verwahrlostes Aussehen, ganz so wie ihre 3500 Bewohner, welche den verschiedenen Rassen angehören, welche man, südlich der ganzen Küste entlang bis nach Chile findet. Der Küstenbevölkerung von Westmexiko sind manche Charakterzüge eigen, die dem Fremden sofort in die Augen fallen müssen. Dahin gehören die zerlumpte Armut der Massen, ihre paradiesische

Sorglosigkeit, der gänzliche Mangel jeglichen, industriellen Sinnes; ferner die einfachen Lebensgewohnheiten und vor allem der klaffende Unterschied in der Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts, denn das letztere wiegt in der Menge bedeutend vor. Das mexikanische Nationalgericht, die Frijoles (Bohnen) sowie die stark gewürzte Suppe werden in rohen irdenen Gefäßen über qualmendem Feuer gekocht, während die Maiskuchen, die berühmten Tortillas, auf Thonplatten, die von den Frauen geformt und an der Sonne getrocknet wurden, in dem Feuerloche gebacken werden. Und auf dem tennenartigen Flur, wird, weil kein Tisch vorhanden ist, morgens und abends, die Mahlzeit aufgestellt, um die sich in ordnungslosem Kunterbunt die Familie lagert und die Aufzehrung vollzieht, indem sich jegliches ein Stück Tortillas abreißt, das solange als Löffel dient, als es für diesen Zweck nicht zu weich geworden ist. Ein Messer ist gewöhnlich nur im Hause, Löffel und Gabeln aber sind ungekannte Dinge. Da kann es nicht ausbleiben, daß statt der Tortillasscheiben gar häufig die Finger, so wie es Arabiens Sitte, viel gebraucht werden. Von frühem Morgengrauen bis in die sinkende Nacht kann man die lebhaften Señoritas durch die Straßen trippeln sehen, um durch Besuche bei Freundinnen ihre Zeit auszufüllen, oder die alten Frauen, die mit demütiger Miene über das holperige Pflaster nach einer Kirche gehen. Vielleicht sitzen sie auch unter dem Dache des Vorplatzes, im einfachsten Traueranzug, den sie um einen angelegt haben, der in einer der vielen Revolutionen um die zeitweilige Herrschaft ehrgeiziger Abenteuerer, das Leben verlor. Wagen wir uns in die Vorstädte der größeren Plätze, dann finden wir manchmal eine Straße verbarrikadiert oder die Position, welche sie beherrscht in irgend einer Weise befestigt. Und am Saume derselben Straße sehen wir einfache Holzkreuze, oder roh behauene, aufrechtstehende Steinplatten: sie zeigen Gräber an, wo Reisende zur ewigen Ruhe gebettet wurden, die unter den Dolchen der Banditen fielen.

So zerfahren aber auch die Zustände, so jämmerlich die Verkehrsmittel und so lässig auch die Menschen sind, so exportiert das westliche Mexiko doch von seinen Häfen ansehnliche Mengen von Silber, Kaffee, Zucker, Reis, feinen Farbhölzern und andere Produkte seines reichen Bodens. Kap St. Lukas, die südlichste Spitze der langgestreckten, mit dem Hauptland parallel laufenden, mexikanischen Halbinsel Unter-Kalifornien; ist, seit Europäer diese Gewässer besuchen, eine wichtige Landmarke der Seefahrer gewesen. Der schon erwähnte Don Sebastian Vizcaino ankerte hier im Jahre 1602 und gab dem Kap den Namen San Barnabe. Keine Kunde sagt uns, wer es für nötig fand, diesen Namen in St. Lukas umzuändern und aus welchem Grunde das geschah. Cavendish, der kühne Freibeuter, landete hier seine spanischen Gefangenen, die ihm während des Jahres 1587, als er die königlichen Galleonen enterte, in die Hände fielen. Es ist nur von mäßiger Höhe, das Kap St. Lukas, aber seine weißen Felsen, die an einer Stelle einen natürlichen Bogen bilden, sind weithin sichtbar. Dieses malerische Vorgebirge hat gar oft den gesunkenen Mut der alten Seefahrer aufgerichtet, wenn sie mit ihren Schiffen von Asien kamen und diesen merkwürdige Wahrzeichen in Sicht bekamen, das ihnen zur sicheren Kursbestimmung nach Acapulco diente, wo Priester und Mönche bei Tag wachten und bei Nacht große Feuer anzündeten, um die müden Schiffer im sicheren Bestimmungshafen zu bewillkommnen. Die Gefahren und Mühseligkeiten dieser alten Seefahrer auf dem Stillen Ozean können wir uns in der Gegenwart kaum vorstellen, wo die Schiffe zu schwimmenden Palästen geworden sind und von Wind und Wetter unabhängig in einem Monat von Kontinent zu Kontinent kreuzen. Die Alten brauchten im günstigsten Falle sechs Monate, bis sie also in den Abfahrtshafen wieder einsegelten, verstrich mindestens ein Jahr. Und dann diese Reise auf dem kleinen unkomfortabeln Schiff, mit der kümmerlichen Takelage, mit den unvollkommenen nautischen Instrumenten, den schier nutzlosen Seekarten und vor allem mit seiner mangelhaften Verproviantierung. Da kam der gefürchtetste Gast der Seeleute an Bord, der Skorbut, der ihnen oft alle ein Grab in der feuchten Tiefe verschaffte, so daß das Schiffchen steuerlos auf dem Ozean umhertrieb und den Vorbeisegelnden Grauen und Entsetzen einflößte. Um so höher aber ist der Mut dieser Pioniere zu achten, welche sich auf die pfadlose Wasserwüste wagten, wo sie den einmal eingeschlagenen Weg trotz ihrer mangelhaften Hülfsmittel stets einhielten und, wie von Instinkt geleitet, richtig ihre Bestimmungshäfen fanden. Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der deutschen Texas-Einwanderung.

2.

Früher und greifbarer machte sich dieser Einfluß der neuen und günstigeren Arbeitsbedingungen in denjenigen deutschen Ansiedelungen geltend, welche der Küste und somit dem Markte näher lagen; sie konnten den wertvollsten Artikel des Texas-Landbaus, die Baumwolle, auf ihrem meist reicheren Boden nicht allein vorteilhafter produzieren, sondern auch mit geringeren Frachtkosten zu Markte bringen und in folge dessen mit größerem Nutzen verwerten, als die ferner abgelegenen Ansiedelungen des Deutschtums im westlichen Texas. Es waren besonders die Counties Harris, Washington, Austin, Colorado und Fayette, in welchen sich die praktischen Wirkungen der neuen Zustände am frühesten und entschiedensten kund thaten und im raschen Aufblühen des deutschen Ackerbaues sichtbar wurden. Von Jahr zu Jahr brachte der deutsche Farmer der genannten Grafschaften, mit teilweiser Hülfe der neuen, ihm zugänglich gewordenen Arbeitskraft größere Bodenstrecken in Kultur. Mit dem Umfang seiner Felder wuchs der Ertrag seiner Ernten und hob sich sein Wohlstand, — mit dem Wachsen seiner Produktion und seines Wohlstandes steigerte sich im gleichen Verhältnis die Bedeutung des deutschen Farmers auf dem Markte, natürlich auf Kosten des alten Pflanzerstandes, dessen Bedeutsamkeit als Produzent und Erzeuger des Nationalwohlstandes von Tag zu Tag im gleichen Maaß zurücktrat. Und — auch die Bedeutung, welche diesem Letzteren der Großbesitz von Grund und Boden noch immer gab, fing bald an durch den deutschen Bauer be-

denklich gefährdet zu werden, da von Tag zu Tag immer mehr Land aus der Hand des früheren Pflanzers in den Besitz des deutschen Bauers überging, — Land, welches dieser mit dem Erlöse aus dem Mehrbetrag seiner Ackerbau-Produktion bezahlte. Der deutsche Fleiß und die Frucht desselben, die stetig steigende Wohlhabenheit des deutschen Farmers schafften diesem mit jedem Jahre eine gesichertere und einflußreichere Stellung und gaben ihm zu gleicher Zeit die Mittel an die Hand, eine frische Einwanderung aus Deutschland herbeizuziehen, welche ihrerseits wiederum ihm durch Sicherung einer weiteren und zuverlässigen Arbeitskraft seinen Wohlstand mehren half und die Nationalwohlfahrt förderte. Der deutsche Farmer fing an, unbemittelte Verwandte und Bekannte auf seine Kosten aus dem alten Vaterlande herüber zu schaffen; er legte das Ueberfahrts- und Reisegeld für sie aus und nahm die Neuankömmlinge dann in den meisten Fällen als Arbeiter oder Pächter in seinen Dienst. Von dem Lande, welches er mit seiner Arbeit erworben hatte, gab er denselben ein schon umgebrochenes und eingefriedigtes Stück, wie es den Arbeitskräften der Familie angemessen war, und stellte ihm außerdem Dach und Fach, Arbeitswerkzeug und das erforderliche Arbeitsvieh, alles das gegen die vom Pachter übernommene Verpflichtung, ein Drittel oder die Hälfte des Ernteertrages als Pachtzins an ihn abzugeben. So machte er das Land, zu dessen Bebauung ihm meistens in der eigenen Familie die ausreichenden Arbeitsmittel fehlten, für sich selbst nutzentragend, zugleich aber auch für den neuen Einwanderer, welcher durchschnittlich in höchstens drei bis vier Jahren auf diesem Lande so viel erwarb, daß er nicht nur das für die Ueberfahrt u. s. w. vorgestreckte Geld zurück erstatten konnte, sondern auch im stande war eine für seine künftigen Bedürfnisse ausreichende Strecke Landes — nicht selten von seinem Pachtherrn — anzukaufen und zur Farm einzurichten. Die Counties Washington, Austin, Colorado und Fayette wuchsen auf diese Weise schon in dem Zeitraum von 1867 bis 70 um mindestens 3 bis 4000 Köpfe, welche das deutsche Element an Zahl, Arbeitskraft und Bedeutsamkeit stärkten. Es würde nicht schwer sein, viele Hunderte von deutschen Familien namhaft zu machen, welche nach dem Jahre 1867 und bis 70 eingewandert sind, ohne nennenswerte Mittel mitzubringen, nicht allein das, — die noch dazu das Ueberfahrtsgeld, welches ihnen durch Freunde oder Verwandte vorgestreckt war, schuldig bleiben mußten; und mit geringen Ausnahmen zählen diese Einwanderer schon seit beinah einem Jahrzehnt zu den unabhängigen Grundbesitzern jener Grafschaften; nicht wenige von ihnen sind zu beträchtlicher Wohlhabenheit gelangt.

Nicht ganz so schnell wie in den erwähnten Landesteilen, war der wirtschaftliche Fortschritt und die Vermehrung des Deutschtums durch einen Zuzug im Westen von Texas. Wurde auch in den beinah ganz deutschen Grafschaften Comal, Kendall, Gillespie und Medina, sowie in den stark von Deutschen besiedelten Bexar, Guadalupe, Dewitt und Victoria im allgemeinen ein wohlbegründeter Wohlstand schon im Jahre 1870 die Regel, so fingen doch erst nach der völligen Wiederherstellung der staatlichen Ordnung und Ruhe, zu Anfang der Siebziger Jahre, die Wirkungen des veränderten Arbeitssystems für die Deutschen dieses Landesteils an in gleich segensreicher Weise zur Geltung zu kommen, wie es früher schon in Mittel-Texas der Fall gewesen. Erst dann war auch der deutsche Farmerstand des westlichen Texas so weit erstarkt, daß er daran gehen konnte, dem alten Pflanzer, (welcher, nebenbei bemerkt, nur in den südwestlichen Grafschaften, bis Guadalupe herauf, Platz gehabt hatte), den für ihn und die Nationalwohlfahrt wertlos gewordenen Ueberschuß an Land abzukaufen. So gingen, um nur ein Beispiel anzuführen, während der Jahre 1871 und 72 in der Grafschaft Guadelupe allein vier große Plantagen aus dem Besitz der früheren Herren, amerikanischer Pflanzer, in deutsche Hände über; die Käufer waren deutsche Bauern, welche mit der Vereins-Einwanderung völlig mittellos in Texas angekommen und ihre Texaslaufbahn als Pächter und Ackerknechte begonnen hatten.

Die langsamere Entwickelung der deutschen Ansiedelungen im westlichen Texas findet ihre natürliche Begründung in der oben bereits angedeuteten Thatsache, daß dieselben weiter ablagen vom großen Markte, welchen der Haupthafenplatz von Texas, Galveston, vermittelt, und daß sie bis zum Anfang des Jahres 1876 keine Verkehrsverbindung mit der Küste durch eine Eisenstraße hatten; erst im Februar des genannten Jahres hat die sogenannte Sunset (Sonnen-Untergangs-) Bahn San Antonio erreicht und für Westtexas den Hafen von Galveston aufgeschlossen. Heute schneidet auch die große Nord- und International Eisenbahn San Antonio und ist in diesem Augenblick schon bis Monterey in Mexiko fortgeführt, somit den ohnedies immer schon bedeutend gewesenen Geschäftsverkehr von Westtexas mit den Nordstaaten von Mexiko erleichternd und dadurch stärkend. Ein weiterer Umstand, welcher die wirtschaftliche Erstarkung des westtexanischen Deutschtums sowie seine rasche Vermehrung durch Zuwanderung früherhin zurückhielt, war, daß mehrere der westlichen Grafschaften, — Gillespie, Kendall, Medina — noch vielfach den Raubanfällen der wilden Indianer ausgesetzt waren und deshalb für den Einwanderer keine besondere Anziehungskraft bieten konnten. Von maßgebendem Einfluß war ferner auch, daß im Westen die ackerbauliche Entwickelung länger als in Zentral-Texas zurückgehalten wurde, und zwar in folge des ausgedehnten Betriebes der wilden Rindviehzucht, welche sogar lange Zeit für den einzigen, in Westtexas möglichen und nutzentragenden Wirtschaftszweig galt. Der Untergang von dieser mehr oder weniger rohen, den Fortschritt beeinträchtigenden Vorstufe der Zivilisation zu den geordneten Verhältnissen des Landbaues mußte erst angebahnt sein, bevor Westtexas auf einen ebenso raschen und entschiedenen Aufschwung seiner Entwickelung rechnen durfte, und ein solcher Uebergang hat sich während des letzten Jahrzehnts, insbesondere seit 1876 in auffallend leichter und eingreifender Weise vollzogen, natürlich mit dem segensreichsten Erfolge. Als ein Beleg für diese Thatsache mögen die Worte eines der angesehensten deutschen Bürger von Texas hier Platz finden, des Herrn S. Küchler, welcher während der Jahre 1870—74 den einflußreichen Posten des General-Land-Kommissars für den Staat bekleidet und späterhin einen großen Teil des Westens vermessen hat. In einem vom 19ten Juli 1882 datierten Briefe an den Schreiber dieses sagt er, — und es sei nochmals bemerkt, daß er, wie nicht leicht

ein zweiter, aus Selbstanschauung der Verhältnisse im Westen kundig ist, — wörtlich: „das Verhältnis zwischen Ackerbau und Viehzucht hat angefangen sich auf natürliche Weise zu regeln; Rindvieh- und Schafzüchter gehen nach den weiter abgelegenen Teilen des Westens, (die ersteren über den Pecos hinaus und in das sogenannte Panhandle) und überlassen Mitteltexas und die angrenzenden Grafschaften von Westtexas dem Ackerbau; die Indianer sind fast gänzlich aus Texas hinausgetrieben und werden es nach der (bald bevorstehenden) Vollendung der Chihuahua-El Paso-Bahn vollständig sein!"

Dr. Th. Hertzberg.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsberichte.

Der Leipziger Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande entwickelt durch öffentliche Vortragsabende eine verdienstvolle Thätigkeit. Nachdem vor kurzem Herr Dr. Schröter über die Bedeutung des Triester Hafens für den deutschen Handel einen interessanten Vortrag gehalten, hat am 1. März der Vorsitzende des Vereins, Herr Direktor Hasse, die handelspolitische Erziehung unserer Jugend als Thema eines überaus anregenden Vortrages behandelt. Ausgehend von der statistisch bewiesenen Thatsache, daß die Zahl der akademisch Gebildeten aller Fakultäten mit Ausnahme der Theologen in Deutschland in einer den Bedürfnissen sehr wenig entsprechenden Weise zunimmt und die Klasse der Arbeitslosen dadurch bedenklich verstärkt wird, daß sich aber dieselbe Ueberfüllung auch in anderen Fächern, hauptsächlich in dem der Ingenieure und Kaufleute zeigt, und zwar auf Kosten der Landwirtschaft und des gewerblichen Betriebes, welche unter Arbeitermangel leiden, seien die Ursachen dieser in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung betrübenden Erscheinung in dem Trachten der Individuen, sich über die ihnen durch Geburt und Gewöhnung gezogenen Schranken zu erheben, zu suchen. Dieses Streben wird einesteils durch die in Deutschland leider so sehr ausgeprägten Standesvorurteile, andernteils durch die Bestimmungen über die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst wesentlich gefördert. Die Eltern glauben es ihren Kindern schuldig zu sein, dieselben selbst bei mittelmäßiger Begabung vom dreijährigen Dienst befreien zu müssen und erlegen sich, um dies durchzuführen (d. h. sie bis zur Ober-Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung gehen zu lassen) oft die größten Opfer auf, ohne aber damit etwas Anderes zu erreichen, als daß ihre Söhne allerdings nur ein Jahr zu dienen brauchen, sich aber für einen Lebensberuf recht wenig geeignet zeigen, da sie sich in ihrer Halbbildung zu gut zur Ausübung des elterlichen Gewerbes halten, für eine höhere Karriere aber nicht im entferntesten die erforderlichen Fähigkeiten besitzen. Der Handel und das Gewerbe leiden durch diese Verhältnisse am allerschlimmsten; denn durch das Ausscheiden der jüngeren Generation aus dem Wirkungskreis der Vorvordern verliert sich jene nicht durch äußere Mittel anzueignende Fähigkeit, welche man Erbweisheit und Erbgeschicklichkeit zu nennen pflegt. Nach dieser allgemeinen Erörterung ging der Herr Redner auf sein eigentliches Thema, die Erziehung unserer kaufmännischen Jugend, über und nach Beleuchtung der mannigfachen Schäden, an welcher dieselbe gegenwärtig krankt, gelangte er zu dem Schluß, daß der zweckmäßigste Bildungsgang für einen jungen Kaufmann der sei, daß nach Absolvierung einer höheren Bürgerschule oder einer Realschule zweiter Ordnung eine praktische Ausbildung des jungen Mannes zu folgen habe, welche nicht nur in der Erlernung des Verkaufes und der vielen untergeordneten Dinge, welche man den Lehrlingen aufzubürden pflegt, sondern auch in der praktischen Erlernung der Fabrikation solcher Handelsartikel, mit deren Vertrieb sich der junge Mann beschäftigen will, bestehen muß, da man sich eine genaue Warenkunde in keiner anderen Weise anzueignen vermöge. Solcher praktischen Ausbildung müsse dann der Besuch der Handelslehranstalt folgen und wäre es wünschenswert, daß in diesen Anstalten außer Englisch und Französisch denjenigen jungen Leuten, welche sich später in Länder russischer, spanischer, italienischer und portugiesischer Zunge zu begeben gedächten, Gelegenheit geboten würde, sich mit diesen Sprachen gründlich bekannt zu machen; denn die Thatsache, daß Engländer und Franzosen nicht so leicht und willig eine fremde Sprache erlernen wie wir, dürfte unsern vorgebildeten Kaufleuten ein ungeheures Uebergewicht über jene in allen Ländern geben, in denen nicht gerade das Englische und Französische Landessprache ist. Würden die jungen Kaufleute aus dem Binnenland für besondere überseeische Gebiete vorgebildet und dann auf Reisen geschickt, um das große internationale Geschäft kennen zu lernen, so könnte eine segensreiche Rückwirkung auf unsere Industrie nicht ausbleiben. Es sei verkehrt, die wohlhabenden jungen Kaufleute zu ihrer Ausbildung nur nach London und Paris zu schicken, denn dort würden sie in der Ansicht bestärkt, daß man sich dieser Plätze als Vermittler des Handels mit den überseeischen Ländern bedienen müsse, was nicht der Fall sein würde, wenn sie sich selbst mit der überseeischen Kundschaft bekannt machten. — Direktor Hasse wies zum Schluß auf den so ersprießlich wirkenden „Stettiner Verein zur Förderung von Handelsbeziehungen mit dem Auslande", welcher junge Leute für überseeische Länder vorbilden lasse und dieselben mit Reisevorschüssen versorge. Durch deren Berichte und überseeische Anknüpfungen habe dieser Verein schon große Vorteile in bezug auf die Hebung des deutschen resp. des Stettiner Handels erzielt. Auch für Leipzig sei es geboten, diese neuerdings auch in Kiel und Stuttgart gefolgten Bestrebungen in die Hand zu nehmen. — Der mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Vortrag wird auf Beschluß des Vereins in Druck erscheinen, somit ist unseren Lesern Gelegenheit geboten, denselben in all seinen geistvollen Ausführungen kennen zu lernen.

R. L.

Deutsch-Amerikanisches Liebeswerk.

II. (Siehe 5. Heft.)

Seit dem 16. Februar d. J. sind ferner beim Reichstag an deutsch-amerikanischen Liebesgaben aus den Vereinigten Staaten eingegangen aus:

46.	Tiffin, O.	Mk. 1,000.—
47.	Dunkirk, N. Y.	„ 2,125.—
48.	New York, 5. Rate	„ 90,000.—
49.	Milwaukee, 2. Rate	„ 5,000.—
50.	Ann Arbor, Mich.	„ 1,700.—
51.	Sandusky, O.	„ 5,800.—
52.	Washington, Ill.	„ 8,000.—
53.	Hazleton, Pa.	„ 1,820.—
54.	Springfield, Mo.	„ 898.50
55.	Sebewaing, Mich.	„ 528.—
56.	Chicago, Ill., 6. Rate	„ 20,000.—
57.	Pyrone, Pa.	„ 847.—
58.	Keokuk, Ia.	„ 1,779.—
59.	Brooklyn, N. Y.	„ 6,034.—
60.	Richmond, Va.	„ 4,873.40
61.	Wheeling	„ 8,100.—
62.	Vincennes, Ind.	„ 206.20
63.	Fort Madison, Ia.	„ 2,482.—
64.	Ottowa, Kanada	„ 1,282.50
65.	Lasalle, Ill.	„ 4,172.—
66.	Grand Rapids, Mich.	„ 4,000.—
67.	Harrisburg, Pa.	„ 1,123.43
68.	Utica, N. Y.	„ 1,623.—
69.	Lancaster, Pa.	„ 4,642.40
70.	Portage, Wis.	„ 625.—
71.	Lincoln, Neb.	„ 1,100.—
72.	Denver, Col.	„ 4,004.—
73.	Indianapolis, Ind.	„ 1,810.—
74.	St. Paul, Min.	„ 1,381.—
75.	Bridgeport, Conn.	„ 833.—
76.	St. Louis, Mo., 4 Rate	„ 22,114.—
77.	Danville, Ill.	„ 957.—
78.	Bucyrus, O.	„ 2,173.14
79.	Wundota, Ill.	„ 383.33
80.	Sharon, Pa.	„ 1,458.—
81.	Detroit, Mich., 4. Rate	„ 270.—
82.	Henderson, Ky.	„ 448.—
		Mk. 215,562.90
	Hierzu den in der letzten Nummer aufgeführten Betrag von	„ 816,086.79
	sodaß die Totalsumme der Gaben bis jetzt erreicht hat die Höhe von Summa:	Mk. 1,031,649.69

Für die notleidenden Überschwemmten in den Vereinigten Staaten

sind uns bis heute zugegangen, worüber dankend quittieren: Richard Lesser, Leipzig, 20 M. — Eine deutsche Frau 1 M. — R. Sienank, Magdeburg, 20 M. — Ernst Keil, Leipzig, 30 M. — C. A. Voigt, Leipzig, 5 M. — Ernest Haynel, Leipzig, 3 M. — F. Volkmar, Leipzig, 20 M. — H. O. H., Leipzig, 30 M. — Fischer & Wittig, Leipzig, 10 M. — Hübel & Denck, Leipzig, 10 M. — Dr. Lionel Baumgärtner, Leipzig, 10 M. — L. A. Kittler, Leipzig, 10 M. — Zierow & Meusch, Leipzig, 5 M. — H. Haessel, Leipzig, 10 M. — Breitkopf & Härtel, Leipzig, 20 M. — Andrich & Richter, Leipzig, 6 M. — Robert Friese, Leipzig, 5 M. — Franz Wagner, Leipzig, 10 M. — B. G. Teubner, Leipzig 10 M. — Bernh. Tauchnitz, Leipzig 10 M. — W. Schuwardt & Co. 5 M. — Meißner & Buch 20 M. — Ein deutscher Arbeiter 50 Pf. — in Summa 270 Mk. 50 Pf. Wir bitten um fernere gütige Spenden, welche durch Vermittelung des hiesigen Konsulats der Vereinigten Staaten dem Präsidenten Arthur übermittelt werden.

Leipzig, 6. März 1883.

Redaktion der „Weltpost".

Echo aus allen Weltteilen.

Studien eines deutschen Malers in den Vereinigten Staaten.

Rudolf Cronau, der als Spezialartist der „Gartenlaube" die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchreiste, ist von seiner zweijährigen ergebnisreichen Fahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean nach Leipzig zurückgekehrt, um seine vielen Skizzen teils für die Gartenlaube, teils für ein größeres Reisewerk auszuführen. Um einen Teil seiner Blätter schon immer dem Publikum bekannt zu machen, hat Herr Cronau eine Auswahl derselben gegenwärtig in Del Vecchio's Kunstausstellung (die bedeutendste permanente Gemäldegallerie Leipzig's) aufgestellt, welche nicht nur durch den interessanten Stoff, sondern durch die geniale Auffassung und künstlerische Behandlung desselben große Anziehung ausübt. Die Territorien Dakota, Montana und Wyoming, — der „große Nordwesten" der Vereinigten Staaten, — sind es zumal, die in ihren gewaltigen Naturformationen (u. A. durch eine Reihe malerischer Darstellungen aus dem Yellowstonegebiet) veranschaulicht sind; Portraitaufnahmen von Indianerhäuptlingen (darunter „Sitting Bull") in vorzüglicher charakteristisch-getreuer Ausführung, zeigen die Typen der Rothäute, deren Lagerstätten mit pittoreskem Hintergrund von Herrn Cronau mit Vorliebe öfter als Vorwurf gewählt sind. Seine geniale Auffassung hat der Maler in den verschiedenartigsten landschaftlichen Szenerien bekundet, deren jede als ein eigenartiges Stimmungsbild den Beschauer fesselt. Hier sind es wilde, nackte Indianergestalten, mit den Füßen im Wasser stehend, beschäftigt mit mächtig geschwungenen Hämmern, andere mit wuchtigen Brechstangen von dem Gestein die gewaltigen Granitschichten loszulösen, unter welchen der weiche Pfeifenstein lagert; dort ist es ein einsames auf Stangen in die Luft ragendes Indianerbegräbnis auf der Prärie in Dakota; ein liebliches Stimmungsbild ist das Grabmal Washingtons zu Mount Vernon, einfach und edel, malerisch zwischen Bäumen gelegen; auch die Städtebilder der Neuen Welt („Sycamorestraße in Milwaukee" „Auf dem Park-Place in New York", „Das Washington-Monument zu Baltimore" 2c.) haben bei aller Treue einen poetisch duftigen Schmelz erhalten. Unser Bericht soll nicht erschöpfend sein. — Mit Spannung wird die im Laufe des Sommers versprochene Ausstellung einer weiteren Serie von Cronau'schen Bildern entgegengesehen, Blätter seiner künstlerischen Ausbeute in Montana, Idaho, Nevada, Utah, Kalifornien, Oregon, Washington-Territorium, Arizona, New Mexiko, Colorado, Kansas und am untern Mississippi.

R. L.

In verschiedenen Blättern findet sich eine Notiz über eine Reise des Guiondampfers „Alaska", in welcher hervorgehoben wird, daß derselbe die Reise von Liverpool nach New York und zurück in 21 Tagen 3 Stunden incl. Aufenthalt in New York 2c. gemacht habe. Wenn dies als eine bedeutende Leistung hervorgehoben werden soll, so ist dazu zu bemerken, daß der Norddeutsche Lloyddampfer „Elbe" meistens seine Rundreise von Bremen nach New York und zurück, incl. Aufenthalt für Löschen und Laden und zweimaligen Anlegens in Southampton, in rund 24 Tagen macht, was also unter Berücksichtigung der größeren Entfernung mindestens eben so günstig ist. Dagegen hat die „Werra", ebenfalls ein Nordd. Lloyddampfer, die „Alaska" entschieden weit übertroffen. Dieselbe ging am 12. Oktober 8 Uhr morgens von Bremerhaven ab und traf bereits am 4. November 1 Uhr morgens, also nach nur 22 Tagen 17 Stunden, wieder auf der Weser ein, obgleich sie in dieser Zeit über 1100 Meilen mehr zurückgelegt hat als die „Alaska".

Der neue Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Fulda" hat auf seiner Probefahrt am 27. Februar trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 17¾ Meilen per Stunde erreicht, und dürfte somit jedenfalls zu den schnellsten Ozeandampfern zählen. Die „Fulda" wird am 14. März von Bremerhaven aus ihre erste Reise nach New York antreten.

— Wir sind in der Lage, die von uns im vorigen Hefte nach der Nationalzeitung u. a. Blättern gebrachte Nachricht, der Deutsche Kolonialverein beabsichtige seine Thätig- auf der Insel Fernando Po zu beginnen, als thatsächlich jeder Begründung entbehrend zu bezeichnen. Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur Richard Lesser, Leipzig. Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Pünktlicher Zusendung

willen ersuchen wir um frühzeitige Erneuerung des Abonnements für das zweite Quartal 1883, zum Preise von 1 Mark 50 Pf. — Die Post-Abonnenten wollen gefälligst beachten, daß bei Bestellungen, welche nach Erscheinen des 1. Quartals-Heftes (Heft 7) erfolgen, die Nachlieferung desselben seitens des betr. Kaiserl. Postamts nur auf besonderes Verlangen des Bestellers und gegen Nachzahlung von 10 Pf. geschieht.

Für's Ausland ist die vorherige Einsendung von Briefmarken des betr. Landes die einfachste und wohlfeilste Abonnementsweise. Die Preise sind auf der Titelseite des Umschlags vermerkt. **Weltpost-Verlag. Leipzig.**

Elegante Einbanddecken
zur
Weltpost,
Jahrgang 1882
(II. Band)
— roth, braun und grün — sind durch alle Buchhandlungen sowie gegen Einsendung des Betrages von 1 M. 25 Pf. franko vom **Weltpost-Verlag, Leipzig,** zu beziehen. — Der „**Weltmarkt**" wird hintenan gebunden.

Brasilianische Reiseerinnerungen.

1.

Die Lage Rio de Janeiro's in einer ziemlich weiten, nur hier und da von kleinen Bergen unterbrochenen Ebene, an der weit gedehnten inselbesäten blauen Bai, begünstigt den Handel, dessen Bedeutung durch die fast tägliche Dampferverbindung der Stadt mit England, Frankreich, Deutschland, Nordamerika, den brasilianischen und anderen südamerikanischen Hafenplätzen bezeugt wird. Dieser Lage in einer angeschwemmten Ebene, die in 2 Meter Tiefe überall Wasser birgt und auf wenig hohen Hügeln, denen noch dazu durch die vorliegenden höheren Berge die luftreinigende frische Seebrise abgeschnitten ist, verdankt aber Rio auch den nur zu sehr begründeten Ruf, dem gelben Fieber das ganze Jahr hindurch als Heimstätte zu dienen. Dank der unverständigen Sitte der Bewohner Rio's, ihre Schlafräume, den Herd ansteckender Krankheiten möglichst sorgfältig gegen die erfrischende Luft abzuschließen, raffen die Lungentuberkeln täglich mehr Menschen weg als das gelbe Fieber durchschnittlich in einer Woche; nur den abkühlenden Regen ist es zuzuschreiben, wenn in der heißeren Jahreszeit nicht Hunderte oder Tausende der heimtückischen Krankheit erliegen, welcher selbst in den kühleren Monaten besonders Fremde zum Opfer werden. Die Vegetation Rio's steht unter dem Einflusse der über die Pampas von Süden her anströmenden kalten Regenwinde, wenn auch die stattlichen Königspalmen in den Gärten Rio's an die Ueppigkeit der heißen Zone erinnern, der jedoch Rio nicht mehr ganz angehört. Sowohl die örtliche Lage, wie die teilweise noch sumpfige Umgebung der Stadt, die an vielen Stellen der Baiufer lagernden in Verwesung übergehenden organischen Stoffe, die noch nicht vollendete Kanalisation der Straßen der Stadt, endlich der Mangel an Reinhaltung in den von den Gesundheitsbehörden nicht genügend beaufsichtigten kasernenartigen Wohnräume der ärmeren Italiener und Portugiesen sind die Ursachen der Epidemie einer Krankheit, welcher die Wissenschaft noch mit keinem absolut sichern Mittel entgegen treten kann.

Rio's Bedeutung beruht auf seinem Export und Importhandel, der sich vorzugsweise in den am Hafen gegenüber der Ilha das Cobras gelegenen Stadtteilen konzentriert. In einiger Entfernung vom Zollhause, der Alfandega, die dem Staat durch die von fremden Fabrikaten erhobene hohe Steuer eine Haupteinnahmequelle liefert, befindet sich der meist reinlich gehaltene geräumige Marktplatz, der stets mit Fleisch, Fischen, Früchten und lebendigem Geflügel reichlich versehen ist. In den der Alfandega und dem Strande parallelen Rua directa, den auf diese mündenden Parallelstraßen, der Rua da Alfandega, do General Camara, Sao Pedro u. s. w., die sich bis zum Garten des Campo Santa Anna eine gute halbe Stunde weit ausdehnen, liegen die wichtigsten englischen, deutschen, portugiesischen, französischen und brasilianischen Importhäuser. Das wichtigste Exportprodukt Brasiliens ist der Kaffee. In der Rua dos Benedictinos und andern Straßen in der Nähe des Hafens sieht man den ganzen Tag über viele tausend gefüllte Kaffeesäcke von schwarzen oder dunkelfarbigen Arbeitern auf die bereitstehenden Wagen verladen und den Magazinen am Hafen zuführen. Ueberhaupt konzentriert sich in den oben erwähnten Straßen der Hauptverkehr der eleganten Welt Rio's; hier finden wir die Buchhandlungen von Lämmert, Keller-Leutzinger, das Bureau des „Journal do Commercio", des besten Journals von Rio; die Rua dos Ourivas, eine Querstraße der Rua directa, zeichnet sich durch glänzende Läden, besonders die der französischen Goldschmiede aus. Die kirchlichen Gebäude Rio's treten jedoch weder hier noch in den links und jenseits des Campo Santa Anna gelegenen Stadtteilen weder durch freie Lage noch durch architektonische Bedeutung hervor. Die reichere Bevölkerung Rio's hat in dem Handelsviertel nur ihre Geschäftshäuser, wohnt aber meist in der von der Bai begrenzten Vorstadt Botafoga, in herrlichen Landhäusern, Chaquaras, die von wohlgepflegten Gärten umgeben sind. Maultierbahnwagen, Bonds nach nordamerikanischer Einrichtung mit vorzüglicher Bespannung, Rio grandenser Rasse, unterhalten selbst in der Nacht den Verkehr zwischen der Handelsstadt und den oft mehrere Stunden entfernten Außenpunkten. Der Campo Santa Anna, der noch zu St. Avé-Lallemant's und Tschudi's Zeit eine Stätte des Unrats war, ist heute ein großer, von einem Eisengitter umschlossener öffentlicher Garten mit Wiesen, Gebüschen, Wasserläufen, künstlichen Grotten und Wasserfällen, Steinbildsäulen u. s. w. Nur noch ein kleineres Viereck zwischen dem Garten, und einer Infanteriekaserne in der Nähe des Bahnhofs der Dom Pedro II-Eisenbahn erinnert durch die üble Ausdünstung der auf ihm verwesenden organischen Reste an frühere Zeiten. Mitunter werden Garten und Bahnhof durch elektrisches Licht erleuchtet, an Sonntagsnachmittagen spielt dort eine ziemlich mittelmäßige Militärkapelle. In der Nähe der Hafens befinden sich noch einige andere freie Plätze mit Bäumen und Bänken, wie der Largo do Rocia mit der Reiterbildsäule Dom Pedro's I., der Largo de Sao Francisco da Paula mit gleichnamiger Kirche, der Largo do Carioca, in dessen Nähe das Theater Dom Pedro II. und eine „Lyceo do Artes y Officios" genannte Abendschule, die ihr Entstehen der Energie eines Privatmannes verdankt und von 2000 Zöglingen beiderlei Geschlechts und Alters unentgeldlich besucht wird. Der Hauptversammlungsort, an welchem sich besonders abends die Bevölkerung bei den Klängen einer guten deutschen Kapelle zusammenfindet, ist der Passeio publico (öffentlicher Spaziergang), ein gut angelegter, ziemlich schattenreicher Garten am Rande der Bai mit schönen Palmengruppen. Für den starken Besuch ist der Garten nicht umfangreich genug, die stark stagnierenden Wasserläufe machen ihn zu keinem hygienisch vorteilhaften Aufenthalt. Auch fehlt dort ein regeres Tierleben, wie überhaupt Rio an Singvögeln verhältnismäßig arm ist. Häufig hört man jedoch in den Wäldern und Gärten der Umgegend den Gesang der Drossel, der an unsere deutsche Schwarzamsel erinnert. Große, prächtig gefärbte Schmetterlinge sieht man in großer Anzahl in den Villengärten; Lampyriden, Weichflügler, trifft man das ganze Jahr, bald im rascheren Fluge durch die Gebüsche streifend, bald langsam sich in geringer Höhe über das Gras hin bewegend; zu Hunderten

sieht man sie leuchten in grünlichem, blitzartigem Glanze. — Innerhalb des geschlossenen Stadtbezirks findet man selten Schlangen, da sie die Nähe des Menschen fliehen; nur die Jararaca preguriosa ist gefährlich.

Neben dem Handel hat sich in Rio Industrie und Fabrikthätigkeit in bedeutendem Maße entwickelt. Die Maschinenwerkstätten, die mit Hülfe von Dampf betriebenen Tischlereien und Sägereien, die durch den Duft der verarbeiteten Hölzer ihre Nähe verraten, einige Baumwoll- und Hutfabriken, u. a. m. werden meist von Fremden betrieben und erfreuen sich der eifrigsten Beförderung und Begünstigung von seiten der Regierung. Die zahlreichen Bildhauerwerkstätten in der Rua da Ajuda werden von Italienern gehalten und leisten Vortreffliches; mehrere Eisfabriken versorgen in der heißeren Jahreszeit die Stadt mit ihren Erzeugnissen, in denen ein erhebliches Konsum stattfindet.

Für die Herbeiziehung nordeuropäischer Arbeitskräfte für den Landbau in den kühleren Teilen der mittleren oder in den südlichen Provinzen, was doch als eine brasilianische Lebensfrage zu betrachten, ist bisher weder durch die Behörden noch durch Private viel gethan. Der unbemittelte europäische Einwanderer, der als Landarbeiter in Rio den Boden Brasiliens betritt, ist dem bittersten Mangel preisgegeben, wenn nicht ein teilnehmender Landsmann ihm vorübergehend Unterkunft gegen die unter der dortigen Sonne nicht leichte Handarbeit gewährt. Hat er ein bestimmtes Ziel im Auge, vielleicht eine der südlichen Kolonien, so befördert ihn die Regierung nur bis zum nächsten Seehafen; von dort aus mag er sehen, wie er die durch ungenügende Verkehrmittel oft schwer zu erreichende Kolonie findet und dort vielleicht Unterkommen und Gewerbe erlangt. Die Regierung hat, weil sie die nordamerikanischen bewährten Einrichtungen zum Wohle der einwandernden Arbeitsklassen ganz aus den Augen ließ, Hunderttausende von Milreis an nicht gedeihende Kolonien verschwendet; augenblicklich thut sie für die bestehenden Kolonien sehr wenig und für Herbeiziehung europäischer neuer Arbeitskräfte wenig mehr als Nichts. Man vermißt dabei eine strenge Beaufsichtigung der Provinzialpräsidenten von Seiten der Zentralregierung. Als z. B. vor einigen Jahren eine Kommission von 7 Deutschen aus dem südlichen Rußland sich unter Leitung eines Regierungskommissars, eines noch in Rio lebenden Deutschen, in der Provinz Paraná herrliche Ländereien für zunächst 2000 eventuell 200,000 ihrer Landsleute ausgewählt und deren Besitz durch vorläufigen Kontrakt gesichert hatte, erklärte die Provinzialregierung denselben unter einem nichtigen Vorwande für ungültig, weil Verwandte des Präsidenten sich im Besitze unbrauchbarer Ländereien befanden, die sie für die Deutschrussen an den Staat zu verkaufen trachteten. Der Erfolg ist bekannt: die 2000 Deutschrussen, empört über die erfahrene Täuschung, wandten der Provinz größtenteils den Rücken; sie zerstreuten sich zum Teil nach den südlicheren Provinzen oder gingen nach Kanada, wo sie sich mit besten Erfolgen angebaut haben.

Dr. Schmidt.

(Fortsetzung folgt.)

Erst neuerdings schreibt Koseritz' Deutsche Zeitung in Porto Alegre: „Mit Kolonisten für unsere Provinz sind von Rio die Dampfer „Victoria“ und „Cares“ abgegangen. Da werden wohl wieder so circa 800—1000 kommen und inzwischen liegen in S. Sebastião mehr als 600 Kolonisten auf der Straße, ohne Unterkommen, ohne Verpflegung und ohne Transportmittel. Die Bewohner von S. Sebastião sind in Verzweiflung; die unglücklichen, ausgehungerten Italiener fallen haufenweise in die Häuser ein, um zu betteln und ihr Elend ist grenzenlos. Die Regierung beschränkt sich darauf zu sagen: „Não ha verba“ (soviel wie: „es ist dafür im Budget nichts ausgeworfen!“) — und der Präsident geht nach Pedros Brancas, badet und genießt die Landluft, ohne sich um weiter Etwas zu kümmern.“ — Hat auch die Brasilianische Regierung vielleicht keine rechtliche Verpflichtung (da sie sich seit einigen Jahren vollständig von der selbstthätigen Kolonisation zurückgezogen hat) für die in solchen Massen ohne jede Subsistenzmittel auf eigene Faust einwandernden Italiener Sorge zu tragen, d. h. ihnen Arbeit und Verdienst zu verschaffen, so hat sie jedenfalls die Pflicht und Schuldigkeit: wenn sie die armen Leute frei von der Hauptstadt nach einem Hafen des Landes befördert, auch dort für ihr vorläufiges Unterkommen und ihre Beköstigung das Nötige einzurichten.

Die Red.

Eine deutsche Auswandererfamilie auf der Fahrt nach Brasilien.

Originalbericht für die „Weltpost“.

1.

Zum großen Teil veranlaßt durch die in letzter Zeit von vielen Seiten veröffentlichten günstigen Berichte über die Lage der in Brasilien eingewanderten Deutschen, entschloß ich mich Deutschland zu verlassen und mit meiner Familie nach Brasilien zu ziehen. Ziel meiner Reise war zunächst die Stadt Porto-Alegre in der Provinz Rio Grande do Sul. Mitte November 1882 reiste ich nun mit meiner Frau und zwei Kindern von 20 resp. 6 Monaten nach Antwerpen, woselbst ich mit dem Agenten Johannes Schulz, Rue Appelmans Nr. 10, den Ueberfahrtsvertrag abgeschlossen hatte. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen erschien mir die Reise nach Brasilien via Antwerpen entschieden die billigste gegenüber allen andern Routen. Die erwachsene Person zahlt nach Rio de Janeiro ab Antwerpen im Zwischendeck 120 Mark, während dieselbe z. B. in Hamburg für dieselbe Reise 180 Mark zahlen muß. Kinder unter 1 Jahr sind frei, Kinder von 1—5 Jahren zahlen 30 Mark und von 6 bis 10 Jahren 60 Mark à Person. Herr Schulz versicherte mir, daß laut einer ihm von der Brasilianischen Regierung gewordenen offiziellen Mitteilung letztere von Rio de Janeiro aus die Beförderung (inklusive Reisebeköstigung) aller Auswanderer nach jedem Punkte von Brasilien, den sie sich zur Niederlassung aussuchten, auf ihre Kosten übernähme. Wie es sich damit verhielt, werde ich später ausführlich berichten. — Unser Dampfer sollte am 1. Dezember abfahren, wir mußten also noch ca. 14 Tage in Antwerpen in einem Gasthaus wohnen bleiben. Hiermit hatte ich es gut getroffen, und kann ich nicht umhin, mein damaliges Logis jedem Auswanderer aufs wärmste zu empfehlen. Es ist dies das „Logement“ von Jacob van Lennep, Dambruggestraat 34, ganz in der Nähe des Bahnhofs. Dasselbe hat ausgezeichnete Einrichtungen für Auswanderer, einfache aber reichliche und kräftige Kost, sowie billige Preise. Die Person zahlt den Tag für Kost, Wohnung und Bedienung Mark 2,40. Die Leute sind freundlich und zuvorkommend, und was mir am meisten gefiel, war die große Sorgfalt, die sie aus freien Stücken auf die Pflege und das Wohl der kleinen Kinder verwandten.

Am 1. Dezember sollte unser Schiff abfahren, am Abend des 30. November begaben wir uns an

Bord. Unser Schiff war der englische Dampfer Halley der Gesellschaft Lamport & Holt in Liverpool. Die Dampfer dieser Linie fahren zunächst von Liverpool nach Antwerpen, um dort die belgische Post in Empfang zu nehmen. Hauptsächlich, weil der Agent in Antwerpen uns versichert hatte, daß diese Schiffe bedeutend besser eingerichtet seien für Passagiere und viel schneller führen als die deutschen Schiffe, lenkte ich meine Wahl auf ein englisches Schiff anstatt auf ein deutsches. Am 29. jeden Monats fährt nämlich von Antwerpen nach Brasilien ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen unter denselben Passagepreisen wie die der englischen Gesellschaft. Ich sollte meine Wahl bitter bereuen. Meine Erlebnisse auf dem englischen Dampfer gebe ich im Folgenden wahrheitsgetreu wieder, ohne jede Uebertreibung und unter Uebernahme der vollen Verantwortung für das, was ich schreibe. Der Leser möge dann selbst urteilen.

Am Abend des 30. November also gingen wir an Bord. Es war eisig kalt, und wies man uns ein kleines Zimmerchen im Zwischendeck, ungeheizt und durch und durch naß und kalt als Aufenthalt an. So gut es ging, richteten wir uns ein und verbrachten die erste unangenehme Nacht in unsern Bettladen, welche im Vergleich zu denen, welche ich auf deutschen Schiffen gesehen, ungewöhnlich schmal waren. Am andern Morgen 7 Uhr sollte das Schiff abfahren. Dasselbe blieb aber noch ruhig liegen bis zum Morgen des 2. Dezember, weßhalb weiß ich nicht. Von der einen auf die andere Stunde vertröstete man uns, daß das Schiff abgehen würde, anstatt daß man uns erlaubt hätte, ans Land zu gehen und uns etwas zu wärmen. Es schneite nämlich den ganzen Tag, das Thermometer zeigte 3 Grad Reaumur, und durch das Schiffsvolk, das fortwährend in's Zwischendeck lief, wurde noch beständig Schnee und Wasser in die Kabinen getragen. Unser Zimmerchen wurde unerträglich feucht und kalt, es roch darin wie in einem alten moderigen Keller, unsere Kleider und Bettdecken waren bereits am Abend des 1. Dezember sämtlich von der Nässe durchdrungen und fühlten sich feucht an. Geheizt wurde auf der ganzen Reise nicht, wiewohl diese Kälte noch 5 Tage anhielt. In allen andern bewohnten Räumen des Schiffes dagegen waren tüchtige Feuer angezündet, selbst in dem Matrosenzimmer. Freilich, die Leute mußten gesund bleiben, wenn das Schiff fahren sollte. Was aber lag den Herren Engländern an den Passagieren, ob die krank wurden. Die hatten ja bezahlt, alles andere war mithin gleichgültig. Wenn nicht ein Paar auf dem Schiffe befindliche deutsche Matrosen sich der Kinder erbarmt und deren Wäsche und Bettzeug in ihrem Zimmer am Ofen getrocknet hätten, so weiß ich nicht, wie es den armen Kleinen am Ende ergangen wäre.

Endlich am Morgen des 2. Dezember wurde unser Schiff durch einen kleinen Schleppdampfer die Schelde heruntergebugsiert. Gleichzeitig mit uns fuhr ein Dampfer der Red Star Line ab, und wunderte ich mich bereits damals, daß, nachdem die kleinen Schleppboote uns verlassen hatten, dieser wenigstens 1½ Mal so schnell fuhr als unser so hoch gepriesenes Postschiff. Gegen 1 Uhr mittags gelangten wir bei zwar kaltem aber sonst hellem und freundlichem Wetter in die offene See. Das Meer war vollständig ruhig, kein Lüftchen regte sich und unser altes Schiffchen dampfte lustig und kühn hinaus in die unendliche Salzflut. Wir alle waren guten Mutes. War es auch kalt, so konnten wir uns doch wenigstens auf Deck aufhalten und uns von der Alles erwärmenden Sonne bescheinen lassen; und munter und vergnügt, lachend über das gefürchtete Gespenst der Seekrankheit, legten wir uns am Abend in unsere feuchten Betten. Doch nur zu bald sollte Alles anders kommen.

Nachts gegen 3 Uhr wurde ich durch einen furchtbaren Lärm aus dem Schlafe geweckt. Es war ein Geräusch, als wenn eine Menge der verschiedensten Gegenstände fortwährend aus einer Ecke des Zimmers in die andere geschleudert würden und als ob der Fußboden voll Wasser wäre, welches wider die Wände klatschte. Gleichzeitig höre ich meine Frau stöhnen und die beiden Kinder schreien. Ich will mich von meinem Lager erheben, aber ein eigentümliches Gefühl, als wenn das ganze Zimmer unaufhörlich in die Höhe gehoben und im Kreise um die Längenachse des Schiffes gedreht würde, sowie eine höchst unangenehme Empfindung von Schwindel und Uebelkeit hindern mich daran. Schließlich raffe ich alle meine Energie zusammen, erhebe mich und zünde Licht an, bei welchem Versuche ich nicht weniger wie dreimal zu Boden geworfen wurde. Schauderhaft sah es in unserem Zimmer aus. Der Boden hob und senkte sich beständig von der einen auf die andere Seite, auf dem Boden lagen durcheinander Blechgeschirre, Tassen, Teller 2c., die zugleich mit einem 100 Pfd. schweren Koffer fortwährend von einer Seitenwand gegen die andere gerollt wurden. Eine große Lache Wasser bedeckte den Fußboden, welches durch das Schwanken des Schiffes in einem fort gegen die Wände und Betten spritzte. Es wurde mir so übel, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen halten konnte; ich konnte hier nichts machen und legte mich wieder nieder. Nach langen bangen Stunden wurde es endlich Tag und der Steward trat ins Zimmer. Mit dessen Hülfe gelang es mir, an's Deck zu kommen, um frische Luft zu schöpfen. Stehen konnte ich nicht, ich mußte mich mit beiden Händen festhalten, um nicht hinzufallen. Aber welch' ein Anblick, als ich an Deck kam, ein Anblick, so schauerlich, und doch wieder so großartig schön, ja beinahe erhaben, daß keine Feder ihn auch nur annähernd zu beschreiben im stande ist. So weit das Auge reichte, sah man nichts, als eine ununterbrochene Reihe von wohl 30 Fuß hohen, dunkelblauen, fast schwarzen Wasserbergen, die vom Winde getrieben sich mit ungeheurer Geschwindigkeit gegen die linke Seite des Schiffes heranwälzten. Dann und wann stürzte auch wohl solch ein Berg in sich selbst zusammen, hoch einen hellblauen Schaum aufspritzend, oder, wenn er gegen die eisernen Wände des Schiffes anprallte, einen Knall wie von einem Kanonenschlag verursachend. Fortwährend stieg die Spitze des Schiffes in die Höhe, wohl um 15 Fuß, sodaß man daneben in einen Abgrund zu blicken vermeinte, um sich gleich darauf wieder zu senken, daß die Wellen darüber hinschlugen. Gleichzeitig neigte es sich unaufhörlich von der einen auf die andere Seite, sodaß der obere Teil des auf dem Schiffe angebrachten Geländers, der vom Wasserspiegel bei ruhiger See wohl 15 Fuß entfernt war, in den Wellen verschwand. Unaufhörlich stürzten die Wellen über das Verdeck, sodaß man sich mit aller Gewalt halten mußte, um nicht umgerissen zu werden. Denkt man sich hierzu das Heulen

des Sturmes in den Tauen, die Komandorufe der Offiziere, das Rufen und Schreien der Matrosen, das fortwährende Krachen der wider das Schiff anschlagenden Wellen, so hat man eine Szene, geeignet auch kräftigeren Nerven als denen der an Bord befindlichen vor Angst fast besinnungslosen Frauen Furcht und Schrecken einzujagen. Merkwürdiger Weise verschwand aber meine Seekrankheit vollständig, als ich einige Stunden in die frische Luft und grade in die Wellen geschaut hatte. Zu letzterem riet mir nämlich einer der Matrosen. Auch meine Frau hatte die Seekrankheit nur einen Tag, das älteste Kind 1 Stunde und das Kleinste blieb ganz verschont davon. Die meisten andern Passagiere hatten sie allerdings 6—7 Tage lang.

Fünf Tage und Nächte dauerte der fürchterliche Sturm. In der letzten Nacht wurde er so stark, daß eine Sturzwelle den Kiel eines Rettungsbootes zerschmetterte, einen eisernen Luftventilator umriß und die wohl 2½ Zoll dicken Latten der am Bug des Schiffes befindlichen Lugaus-Pritsche wie Streichhölzer zerbrach. In unserer Kabine sah es schön aus. Das Verdeck über derselben war nicht mehr dicht und jede Sturzwelle brachte eine Menge Wasser in's Zimmer. Dreimal erschien auf mein Ersuchen der Schiffszimmermann, sah sich die Sache an, änderte aber nichts daran. So mußten wir uns denn in das Unvermeidliche fügen. Der Boden war mehrere Zoll hoch mit Wasser bedeckt, unsere Betten, Kleider, Wäsche und Schuhe durch und durch naß bei eisiger Kälte, ohne daß es den Herren Engländern einfiel, hier Abhülfe zu schaffen, was so leicht hätte geschehen können. Unsere Koffer standen im Wasser und wurden von diesem vollständig durchdrungen. Außer alle den Unannehmlichkeiten ist mir durch das Seewasser auch noch ein ganz beträchtlicher Schaden entstanden. Unser Essen konnten wir während dieser 5 Tage nur in der Weise zu uns nehmen, daß wir uns mit den Füßen und der Schulter zwischen die Wände eines engen Ganges im Zischendeck stemmten und den Teller in die eine und die Gabel in die andere Hand nahmen. Großen Appetit hatte keiner der Passagiere und dieser wurde uns noch genommen durch die erbärmliche und unsaubere Kost auf dem Schiffe.

Nach dem mit Herrn Schulz schriftlich abgeschlossenen Vertrage sollte jeder Passagier wöchentlich erhalten: 2½ Klo. Kartoffel, 2½ Klo. Zwieback oder Brod, ¼ Klo. Gerste, ¼ Klo. Mehl, ¼ Klo. Erbsen und Bohnen, ½ Klo. Reis, ½ Klo. Speck, ¾ Klo. Rindfleisch, ¼ Klo. Butter, 150 Gr. Farinzucker, ⅛ Klo. dürres Obst, ⅛ Klo. Sauerkraut, 20 Centil Essig, 2 Häringe, 70 Gr. Kaffee, 50 Gr. Cichorie, 50 Gr. Sirup, 50 Gr. Käse, 15 Gr. Thee, Salz, Pfeffer und täglich 3 Liter Wasser. Das hörte sich ganz schön an, leider aber war das Essen ein ganz anderes. Morgens 8 Uhr wurde eine schwarze, mit Kochzucker eckelhaft versüßte Brühe verabreicht, die einen starken Beigeschmack von Spülwasser hatte und worin noch keine Bohne Kaffee war. Dazu gab es Zwieback oder Brod mit einer eigentümlichen Sorte Butter. Die schwarze Brühe war so schlecht, daß die meisten Passagiere vorzogen, morgens nur klares Wasser zu trinken. Letzteres thaten sogar zwei arme Bauernmädchen aus Preußisch-Polen, die im übrigen durchaus nicht verwöhnt zu sein schienen. Über den andern Tag wurde dieser Brühe entweder Kartoffeln, Brei von Grütze oder gesalzener Fisch beigegeben.

Das Mittagessen bestand regelmäßig einen Tag wie den andern aus Suppe, gesalzenem Fleisch und Pellkartoffeln ohne jede Zuthat, das Abendessen um 5 Uhr aus Thee, Butter und Brod.

Das war die ganze Beköstigung Tag aus Tag ein, und nun vergleiche man dies mit dem, was uns im Überfahrtsvertrage zugesagt war. In der Suppe schwammen gewöhnlich Stückchen alten Fleisches mit einem recht bedenklichen Haut-gout-Geschmack, und das tägliche Salzfleisch, das einem schließlich so wie so zuwider wurde, fing gegen die Mitte der Reise bereits förmlich an zu stinken. Von all den schönen Sachen, wofür wir doch im voraus gezahlt hatten, wie Erbsen, Bohnen, Reis, Speck, Sauerkraut, dürres Obst, Häringe, Sirup, Käse, Essig und Pfeffer hat keiner der Passagiere während der Reise etwas zu sehen bekommen. Dann bei alledem noch die entsetzliche Unreinlichkeit in allen Teilen. Auf dieses Thema will ich hier nicht näher eingehen. Hier schweigt des Sängers Höflichkeit; denn ich könnte manchen Leser mit der bloßen Schilderung wohl auf Tage den Appetit verderben. Wer sich dafür interessiert, dem stehe ich privatim gerne mit Details zu Diensten. Das Ansehen dessen, was sans gêne vor unsern Augen geschah, hat mich bisweilen gezwungen, auf dem Deck eine Zeitlang zu spazieren, nur um ein aufsteigendes Gefühl von Übelkeit niederzudrücken.

Am 6. Tage unserer Reise legte sich der Sturm. Die Sonne brach hervor, die See glättete sich und von günstigem Winde getrieben, glitt unser Schiff rasch und ruhig dahin. Am 9. Dezbr. bekamen wir die Insel Madeira in Sicht, und am 11. Dezbr. die kleine Insel Palma. Die Tage wurden rasch länger und wärmer und am 14. ds. war es bereits so heiß, daß wir es nur in Hemdsärmeln auf Deck aushalten konnten. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Amerika in Wort und Bild.

Ein Unternehmen, wie es nicht zeitgemäßer ins Leben treten konnte, wo unsere nach Millionen bezifferte Zahl von Landsleuten in der großen nordamerikanischen Republik uns von Neuem ein Liebeszeichen gegeben, welches die Blicke des deutschen Volkes auf seine Stammesangehörigen jenseits des Ozeans in dankbarer Empfindung lenkte, hat mit Erscheinen begonnen. „Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten in Wort und Bild von Friedrich von Hellwald“ betitelt sich ein in circa 50 Lieferungen mit ungefähr 700 Holzschnitten erscheinendes Prachtwerk, im Verlage der Firma Heinr. Schmidt und Carl Günther in Leipzig, welche sich durch Illustrationswerke ersten Ranges bereits einen Ruf erworben hat. Die verdienstvolle Aufgabe, dieses gewaltige jüngste der Weltreiche dem deutschen Volke in allen Beziehungen zu veranschaulichen, jene sich erstaunlich fort und fort entwickelnde Nation, mit der wir durch viele Tausende von Bande verknüpft sind, konnte kein geeigneterer und kompetenterer Schriftsteller übernehmen als Friedrich von Hellwald, der die seltene Gabe besitzt, ein weitschichtiges Gebiet

zu beherrschen und allgemein verständlich darzustellen. Lassen wir den Prospekt selbst sprechen: „Eindringlich wollen wir die in Europa fast so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten dieses Bodens schildern und damit der allgemeinen Vorstellung entgegentreten, welche sich mit wenigen Ausnahmen Amerika als reizlos denkt. Freilich fehlt ihm eine Geschichte in unserem Sinne und damit auch die Poesie der Erinnerung, welche in unserem Erdteile so manche Stätte verklärt. Dafür entfalten sich oft noch drüben die ungeahnten Herrlichkeiten jungfräulicher Gebiete und sind wir dort Zeugen, wie die Umwandlung herrenloser Wildnisse in Heimstätten der Kultur sich vollzieht. Wir durchwandern die Thäler und Schluchten der alten Gebirge, welche die östlichen Staaten schmücken, wir besuchen die gewaltigen Parks der Felsengebirge, die wie ein mächtiges Rückgrat den Leib des Kontinents durchziehen, wir streifen durch die Wunder des Yellowstone-Gebietes mit seinen prächtigen Geisern, heißen Quellen und Becken; wir bewundern die imposanten Katarakten des Yosemitethales und die Riesenzedern des Mariposa-Haines. Aber nicht blos von der äußeren Natur mit ihrem vielfältigen, abwechslungsreichen Zauber lassen wir uns fesseln; auch die Menschen, ihr Thun und Treiben wollen wir kennen lernen. Wir wollen eindringen in ihre Sitten und Gebräuche, in ihre Denkart, ihre Pläne. Nirgends hat sich je aus bescheidenen Anfängen in rascherer Zeit eine mächtige Nation entwickelt, welche die Schätze der Wissenschaft sich dienstbar macht und wie keine andere auf allen Gebieten praktischer Thätigkeit Großes geleistet hat. Nicht ohne Nutzen nehmen wir ihre Städte in Augenschein, studieren ihre verschiedenen Einrichtungen, besuchen Kirchen und Schulen und wandern durch die Werkstätten ihrer Industrie, versenken uns in die Schachte ihrer Bergwerke und ziehen mit der bewaffneten Macht auf den Kriegspfad gegen die rothäutigen Urherrn des Landes. Auch diese, soweit sie von der siegreich fortschreitenden Gesittung noch nicht verdrängt oder aufgesogen sind, geben ein interessantes Objekt für unsere Betrachtung und die wichtige Frage, wie die Zukunft dieser Menschen sich gestalten werde und ob sie der europäischen Zivilisation zugeführt werden können, soll bei Schilderung der dahin abzielenden Versuche nicht unerörtert bleiben.“

Die uns vorliegende erste Lieferung des Prachtwerkes legt ein glänzendes Zeugnis ab von dem Wollen und Können der Herausgeber. Die Abbildungen von Mauch Chunk und Piscahberg in Pennsylvanien, das Hafenbild von New York, die herrliche Illustration „Unter den Niagarafällen auf der kanadischen Seite“, Ansichten von Philadelphia, wie die anmutigen Darstellungen der landschaftlichen Schönheiten Maine's und New Hampshire's fesseln unser Auge durch die künstlerische Behandlung des Stoffes und die vorzügliche Ausführung im Holzschnitt und Druck. Während nun einzelne Illustrationen hier nur eingereiht sind, um die Reichhaltigkeit des Werkes zu zeigen, eröffnet Friedrich von Hellwald den beschreibenden Text mit den Neu-England-Staaten und beginnt unter diesen mit Maine und New Hampshire. In fesselnder Form weiß er dem Leser gleich von vornherein das lebhafteste Interesse für die Geschichte, die Kulturentwickelung und die landschaftlichen Szenerien dieser ältesten Bundesstaaten zu geben, von denen New Hampshire den Namen „amerikanische Schweiz“ wahrlich verdient. — Noch zu öfterem gedenken wir unsere Leser auf dieses uns so sympathische Prachtwerk aufmerksam zu machen, welches dazu berufen ist, die Vereinigten Staaten zur volleren Kenntnis und Würdigung im deutschen Volke zu bringen.

Der Verlagshandlung danken wir es unsere Leser mit einigen Probe-Illustrationen des Werkes noch vor ihrem Erscheinen bekannt machen zu können: „Der Flume-Spalt“ in den Franconia-Bergen gehört zu den Sehenswürdigkeiten der „amerikanischen Schweiz“. Das Brausen eines Wasserfalles tönt an unser Ohr. Über flache, glatte Felsplatten fließt hier der helle farblose Spiegel eines Gebirgswassers. Oberhalb dieser Felsentreppe rinnt dasselbe über ein moosiges, grünes Bett, dessen reiches Farbenspiel mit den darauf fallenden Sonnenstrahlen einen neckischen Tanz aufführt. Endlich öffnet im Hügel sich ein Spalt mit steilen Felswänden zu beiden Seiten; von Fels zu Fels schreitend auf dem schmalen Fußpfad, der die Schlucht hinüber und herüber kreuzt, bald über Geröllblöcke, bald über Baumstämme hinwegsetzend, welche hier die Stelle roher Brücken vertreten, gelangen wir endlich in den engsten Teil des Spaltes. Seine Wände sind hier düster und der kleine Fluß hüpft wie toll zwischen denselben. Smaragdgrünes Moos hängt von den scharfen Kanten der Klippen und der Baumstümpfe herab. Gerade über dieser Stelle ist ein kolossaler Steinblock zwischen den Felswänden eingekeilt und droht scheinbar jeden Augenblick von seinem unsicheren Halteplatz herabzugleiten. Dies ist die berühmte „Flume“. — Das zweite Bild läßt uns den südöstlichsten Staat der Union, Florida, in seiner tropischen Vegetationspracht erscheinen, aber in dieser paradiesisch-üppigen Wildnis lauern Alligatoren, Schlangen und Muskitos, um den Weg dem Eindringling zu wehren, der bei längerem Aufenthalt auch gar bald dem Sumpffieber zum Opfer fallen würde. Unser Bild stellt eine Nachtfahrt auf einem der eigentümlichen Flußdampfer dar, welche auf jeder Seite einen „lookout“ aussetzen, — eine Blechpfanne mit geteertem Holzscheit, — um in der Finsternis zwischen den Cypressenstämmen, welche oft mit wuchernden Schlingpflanzen die Wasserstraße versperren, genügenden Tiefgang zu behalten.

R. L.

Die argentinische Provinz Tucuman.

2.

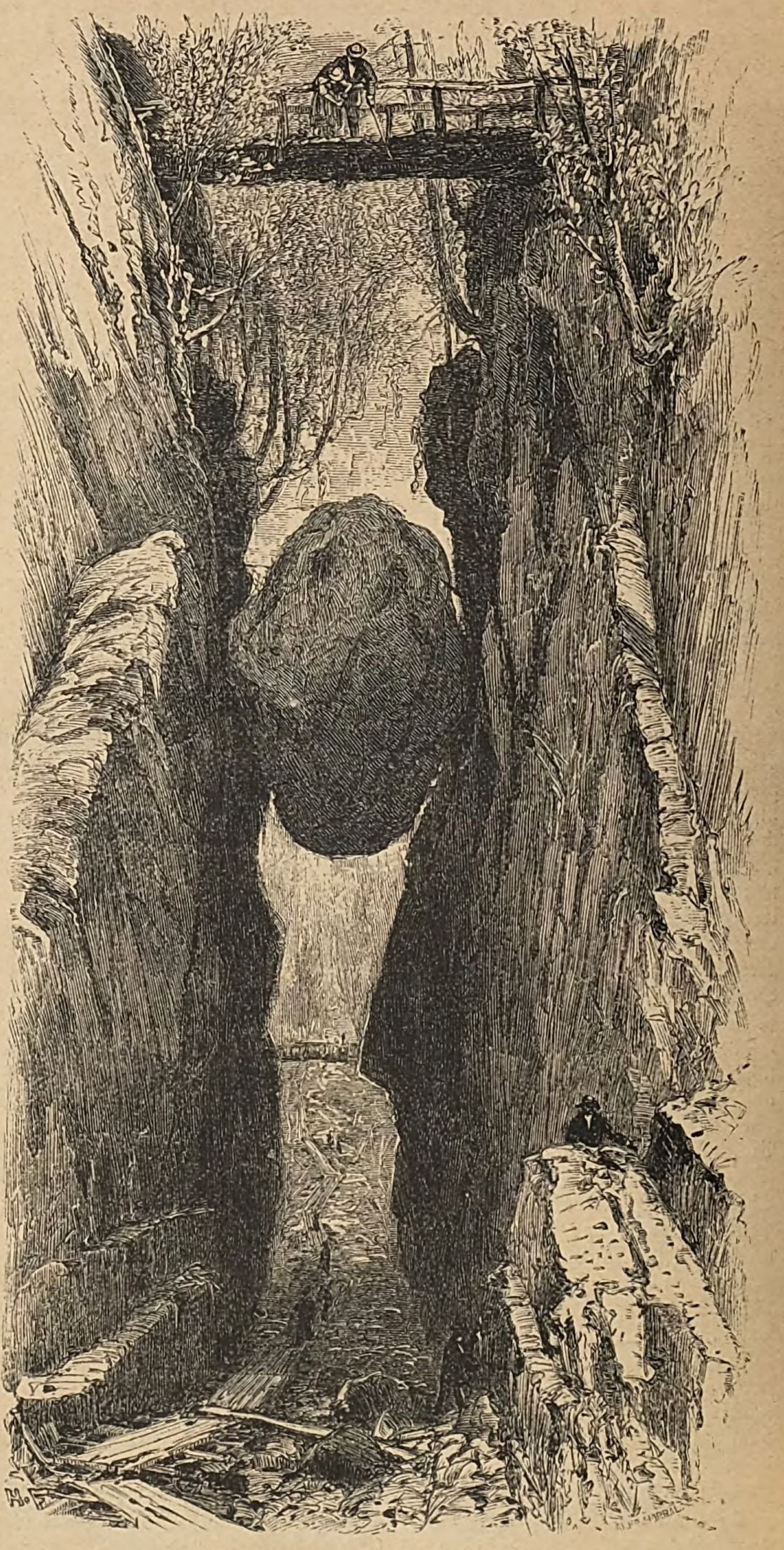
Zuckerindustrie und Zuckerfieber.

Wenngleich die Zucker- und Spritfabrikation, verbunden mit dem Anbau des Zuckerrohrs, den ersten und hauptsächlichsten Zweig der in der Provinz betriebenen Industrie bildet, so konnte derselbe doch trotz des günstigen Bodens, des herrlichen Klimas und der billigen Arbeitskräfte vor der vor fünf Jahren erfolgten Fertigstellung der Zentral-Nordbahn, die Tucuman mit Cordoba verbindet, keinerlei Bedeutung erlangen, da die große Entfernung, welche Tucuman von einer der Küstenstädte trennt, weder die Ausfuhr der erzielten Produkte, noch die Einfuhr der für den Betrieb einer rationellen Zuckerfabrikation notwendigen Maschinen gestattete. Bis zum Jahre 1875 waren etwa dreißig kleine Etablissements vor-

handen, die, auf das primitivste eingerichtet, einen dunkelbraunen Zucker der schlechtesten Sorte bereiteten, von diesem aber auch nur so viel, als in der Provinz und der nächsten Nachbarschaft derselben konsumiert wurde; an Ausfuhr konnte nicht gedacht werden. Rings um jedes einzelne dieser Etablissements, die eher Bauernhöfen, denn industriellen Anlagen glichen, waren zehn bis zwanzig Cuadras*) Land mit Zuckerrohr bepflanzt. Die Mühlen zum Zerquetschen des Rohrs bestanden aus drei horizontal liegenden hölzernen Walzen, die, von Ochsen in Bewegung gesetzt, infolge ihres geringen Gewichts kaum fähig waren, 50% des im Rohr vorhandenen zuckerreichen Safts auszupressen. Nur drei bis vier Etablissements besaßen Wassermühlen mit eisernen Cylindern, die aus der gleichen Menge Rohr das doppelte Quantum Saft wie die hölzernen Mühlen lieferten.

Das weitere Verfahren zur Bereitung des Zuckers war folgendes: Der Saft wurde zur Entfernung des Pflanzeneiweißes und der Pflanzensäure in viereckigen Pfannen mit Kalkmilch versetzt, erhitzt, durch Ruhe geklärt und dann bis zum Kristallisationspunkt eingedampft (alles dies in offenen Pfannen), worauf er in gemauerte Gruben (calicantos) geschüttet wurde. Hier verwandelte der Saft sich in eine braune, aus Zucker und Sirup bestehende Masse, die später in oben weite, nach unten spitz zulaufende Gefäße gebracht und mit einer Schicht feuchten Lehms bedeckt wurde. Jedes dieser Gefäße hatte unten an der Spitze eine Oeffnung, aus welcher der Sirup nach und nach in untergestellte Behälter abfloß, dann, mit Wasser vermischt, in hölzernen Bottichen den Gährungsprozeß durchmachte, worauf aus ihm, mittels eines einfachen Destillierapparats, Sprit gebrannt wurde. Der Zucker, den man auf diese Weise erhielt, bestand aus einem feuchten braunen Pulver, das einen unangenehmen Beigeschmack hatte. Das größte der damals bestehenden Etablissements erzeugte im Jahre 1875 etwa 12,000 Arroben**) solch schlechten Zuckers. Beiläufig sei noch erwähnt, daß 100 Pfund Zuckerrohrsaft im Durchschnitt 10 Pfund Zucker ergeben.

Die Tucumanos wußten sehr wohl, welch reiche

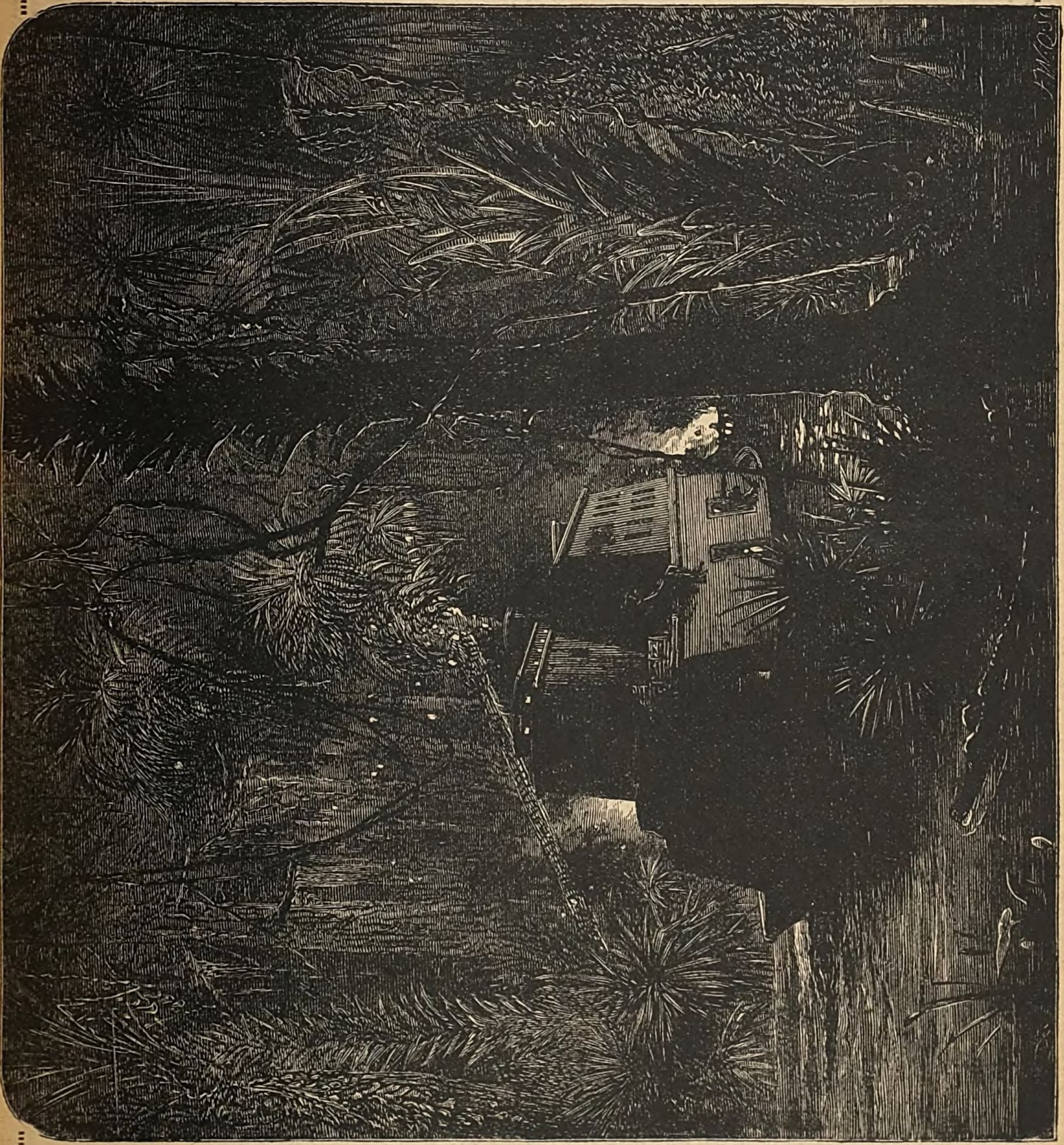


Der Flume-Spalt, New Hampshire.

Einnahmen sie aus der Zuckerindustrie erzielen würden wenn sie erst durch die Eisenbahn mit der zivilisierten Welt in Verbindung gebracht seien, weshalb sie denn auch voll leicht erklärlicher Ungeduld der Vollendung

*) 1 Cuadra = 1,687 Hektar.
**) 1 Arroba = $11^1/_2$ Kilogramm.

des Baues der Zentral-Nordbahn harrten. Weitgehende Projekte von Anlagen riesenhafter Fabriken und einem ausgedehnten Welthandel schwirrten verworren durch ihre Köpfe. Endlich sollte die Sehnsucht der Ungeduldigen in Erfüllung gehen. Am 28. September 1876 langte die erste Lokomotive, vom enthusiastischen Jubel der Bevölkerung begrüßt, auf übernahm, auf Wunsch und für Rechnung des Auftraggebers die etwa für das betreffende Zuckeretablissement nötigen Ingenieure, Zuckermeister und Maschinisten in Frankreich zu engagieren. Das Haus des Herrn Jumel wurde bald von Auftraggebern förmlich belagert. Alle verlangten Zeichnungen und Pläne zu sehen, Preise zu wissen, Aufklärungen jeg-



Nachtfahrt auf einem Flußdampfer in Florida.

dem Bahnhof in Tucuman an. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Bahn hatte die Maschinenbauanstalt von Cail & Co. in Paris einen Bevollmächtigten in der Person des Herrn Gustav Jumel in Tucuman ernannt, behufs Abschließung von Kontrakten zur Lieferung von Maschinen, Apparaten, Utensilien u. s. w., wobei das Haus die Verpflichtung licher Art zu erhalten und oft die naivsten Fragen beantwortet zu hören. Die ersten Aufträge beliefen sich nur auf einige hunderttausend Francs, bald darauf aber gingen dieselben bis in die Millionen jährlich. Neue große Fabrikgebäude wuchsen aus der Erde empor. Die neuen aus Paris gekommenen Maschinen wurden darin aufgestellt und, o Wunder!

sie ergaben die herrlichsten, nie geahnten Resultate. Einen Fehler nur hatten die neuen Maschinen, nämlich den, daß sie das vorhandene Zuckerrohr zu rasch verarbeiteten. Die Fabrikbesitzer mußten deshalb ihre bestehenden Rohrpflanzungen bedeutend vergrößern und außerdem alles Zuckerrohr den kleinen Bauern, von denen jeder nur einige Cuadras Land bepflanzt hatte, zu guten Preisen abkaufen, nur damit die kostbaren Maschinen auch genügend Beschäftigung hatten.

Das Zuckerfieber begann. Der kleine Bauer, ergriffen von dem Verlangen, rasch reich zu werden, begann jetzt, statt wie bisher 2 bis 3 Cuadras, 10 bis 20 Cuadras mit Zuckerrohr zu bepflanzen. Der Ackerboden, der zum Anbau von Zuckerrohr geeignet ist, stieg so fabelhaft im Preise, daß jetzt eine Cuadra Land, die bis dahin 20 bis 25 Pesos kostete, mit 100 bis 150 Pesos*) bezahlt wird. Jedermann wollte Zuckerrohr bauen und dadurch reich werden. Die Fabrikbesitzer kauften deshalb ausgedehnte Ländereien, gaben jedem, der Zuckerrohr pflanzen und einen Kontrakt mit ihnen machen wollte, 30 Cuadras Land für die Dauer von zehn Jahren unentgeltlich, unter nachstehenden Bedingungen:

1) daß der Bauer nach Ablauf der 10 Jahre 20 Cuadras Land mit Zuckerrohr bepflanzt habe.
2) daß er sein gesamtes Zuckerrohr alljährlich an den Fabrikbesitzer zu einem im Kontrakt festgesetzten Preise verkaufen müsse und kein Recht habe, es an einen anderen zu verkaufen.
3) daß nach Ablauf der 10 Jahre die ganze Pflanzung mit allen darauf errichteten Gebäuden an den Fabrikbesitzer übergeht, der Kontrakt erlischt und der Bauer keinerlei Anspruch mehr auf Land, Gebäude und Pflanzung zu erheben hat.

Es fanden sich genug Leute, die auf solche Vorschläge eingingen. Die Zuckerindustrie nahm in der Provinz einen kaum glaublichen Aufschwung. Das bare Geld strömte in überreichem Maße den Fabrikbesitzern zu, sodaß diese ihre Etablissements mit Leichtigkeit nach europäischem Muster einrichten lassen konnten. Nachstehende statistische Angaben geben einen ungefähren Begriff von dem überraschend schnellen Aufschwunge dieser Industrie in unsrer Provinz:

Jahreszahl:	Cuadras mit Zuckerrohr bepflanzt:	Zuckerproduktion in Arrobas:
1876	600	100,000
1877	800	120,000
1878	1000	160,000
1879	1400	500,000
1880	1600	720,000

Für das Jahr 1881 wird der Zuckerertrag auf 1,000,000 Arroben geschätzt.

Es sind dies in der That staunenerregende Erfolge, die in dem kurzen Zeitraum von kaum fünf Jahren erreicht wurden.

Von drei Fabriken liegt der Nettogewinn vom Jahre 1880, nach den eigenen Angaben der Besitzer, vor, den diese durch den Verkauf von Zucker und Sprit, nach Abzug sämtlicher Unkosten, wie: Arbeitslohn, Feuerung, Emballage, Fracht, Spesen, Lagergeld, Kommission u. s. w. erzielt haben. Diese Resultate sind:

die Fabrik von Don Crisostomo Mendez in der Banda: 186,000 Pesos boliv.
die Fabrik von Mendez & Heller in Medinas: 109,000 Pesos boliv.
die Fabrik von Avellaneda & Teran in Los Ralos: 33,000 Pesos boliv.

Der Reingewinn der größten hier bestehenden Fabrik, die der Herren Wenceslav Posse é hijo (W. Posse & Sohn) in Cruz-Alta wird auf 250000 Pesos boliv. geschätzt.

Trotz dieses bedeutenden Gewinnes waren die Herren Zuckerbarone doch noch nicht zufrieden. Sie wollten den Zuckermarkt innerhalb der Grenzen der Argentinischen Republik allein beherrschen, um, nach Ausschluß jeder Konkurrenz, die Preise selbst bestimmen zu können,*) weshalb sie einstimmig, unter dem Feldgeschrei: „Schutz der nationalen Industrie!" vom Kongreß, in anbetracht der allerdings bedeutenden pekuniären Opfer die sie gebracht, und der weiten Entfernung, die sie von den Konsum- und Hafenorten trennt: „Schutzzoll auf Zucker und Sprit" verlangten. Der National-Kongreß wies dies Gesuch fast einstimmig zurück, kam aber den Zuckerindustriellen dafür auf eine andere Weise entgegen, indem er die Eisenbahnfracht auf der Zentral-Nordbahn für Zucker und Sprit sowohl, wie auch für Maschinen und Apparate, die bestimmt sind in Zuckerfabriken Verwendung zu finden, um $^{7}/_{8}$ der gewöhnlichen Frachttaxe herabsetzte.

Welches sind nun die Aussichten, die die Zuckerindustrie in der Provinz Tucuman hat? Im Jahre 1880 wurden außer 720,000 Arroben Zucker noch 600,000 Gallonen Sprit produziert, welcher ebenso schnell wie der Zucker Absatz fand, da er durchschnittlich 33—38° Beaumé stark ist, (82—90% Tralles bei einer Temperatur von $12^{1}/_{2}$° R.) Der Zucker ist nicht von gleicher Güte, wie der aus dem Auslande kommende raffinierte Zucker, (Raffinerien bestehen bis jetzt hier nicht), weshalb dieser von den wohlhabenderen Bewohnern der Städte Buenos Aires, Rosario, Cordoba u. a. m. dem heimischen vorgezogen wird; aber auch letzterer findet mit Leichtigkeit Abnehmer, da im Lande viel Zucker konsumiert wird.

Das statistische Büreau in Buenos Aires gibt den jährlichen Zuckerverbrauch in der Argentinischen Republik auf $20^{1}/_{2}$ Kilogramm pro Kopf an. Argentinien nimmt demnach von allen zuckerkonsumierenden Ländern, nach den vorliegenden statistischen Tabellen, den dritten Platz in der Reihe ein.

Nach diesen Tabellen konsumiert:

England per Kopf	29	Kilogramm jährlich
Brasilien per Kopf	25	„ „
Argentinien per Kopf	$20^{1}/_{2}$	„ „
Vereinigte Staaten N.-A.	$16^{1}/_{2}$	„ „
Frankreich per Kopf	$7^{1}/_{2}$	„ „
Italien per Kopf	4	„ „
Rußland per Kopf	3	„ „
Spanien per Kopf	3	„ „

Alle übrigen, hier nicht angeführten Staaten verbrauchen weniger denn 3 Kilogr. pro Kopf jährlich.

Der Gesamtverbrauch an Zucker, innerhalb der Argentinischen Republik beträgt 40,250,000 Kilogr. pro Jahr. Hiernach muß das Zuckergeschäft für die Produzenten allerdings eine Quelle bedeutenden Reichtums werden. Es grassiert denn auch unter der Bevölkerung der Provinz ein wahres Fieber, da jedermann trachtet, diese Quelle auf irgend eine Weise auch für sich sprudeln zu machen. Die Reicheren errichten Fabriken für eigene Rechnung und Gefahr; andere gründen zu demselben Zweck Aktiengesellschaften und wieder andere, die selbst schaffen möchten, aber die hierzu nötigen Mittel nicht besitzen, gehen für die

*) Peso boliviano = 3 deutsche Reichsmark.

*) Wir Konsumenten bezahlen hier in Tucuman, trotzdem wir an der reichlich sprudelnden Zuckerquelle sitzen, den Zucker teuerer, wie die in Buenos Aires, Rosario und Cordoba wohnenden Konsumenten.

Dauer einer Reihe von Jahren die oben erwähnten Kontrakte mit den Fabrikbesitzern ein. Jeder dieser Pflanzer rechnet, daß er nach Ablauf der zehn Jahre einen Reingewinn von 10 bis 12,000 Silberthalern bar in der Tasche habe. Ob dies aber der Fall, bleibt abzuwarten. Inzwischen drohen die goldenen Hoffnungen der Tucumanos dadurch etwas zu erblassen, daß ihre Nachbarn, die Bewohner der Provinz Santiago, angespornt durch die glänzenden Erfolge jener, seit einigen Jahren ebenfalls angefangen haben, Zuckerrohr zu bauen und Fabriken anzulegen. Unter den bis jetzt dort bestehenden acht Etablissements befinden sich zwei mit allen modernen Maschinen ausgerüstete, von denen das eine während der Nachtarbeit mit elektrischem Licht erhellt wird. Ueberraschend ist die Thatsache, daß an manchen Stellen der Provinz Santiago das Zuckerrohr besser wie in Tucuman gedeiht. Um die in Santiago noch junge Industrie nach Kräften zu fördern, hat der Nationalkongreß, zum großen Verdruß der Zuckerbarone Tucumans, den Bau einer 140 Kilometer langen Eisenbahn angeordnet, welche die Stadt Santiago del Estero mit der Zentral-Nordbahn bei der Station Frias verbinden wird. Die Erdarbeiten hierzu haben bereits begonnen. — Auch in der Provinz Salta treiben die Bewohner des Departements Campo-Santo Zuckerrohrbau und Zuckerfabrikation, doch nehmen die hier erzeugten Produkte ihren Absatzweg größtenteils nach Norden.

Einen harten Schlag erlitten die Zuckerindustriellen am 2. August 1881 durch die strenge Kälte, welche an diesem Tage in Tucuman herrschte. Das Thermometer zeigte am Morgen 4° Cels., eine Kälte, die hinreichend ist das auf dem Felde noch stehende Zuckerrohr arg zu schädigen, da der Frost das zuckerhaltige Mark zersetzt und es dadurch zum größten Teil des Zuckerstoffs beraubt. Die hauptsächlichsten Zuckerrohrdistrikte befinden sich im Departement der Hauptstadt der Provinz, namentlich in der Banda, in Cruz-Alta, Ranchillos und Los Ralos, ferner in den Departements von Lules, Famaillá, Monteros und Medinas.

Zur Zeit der Ernte ist eine große Zahl von Arbeitern auf den Fabriken nötig und trotzdem der monatliche Arbeitslohn nur 11 bis 14 Pesos beträgt, hatte es bis dahin nicht an Peonen gemangelt; erst in diesem Jahre hat sich ein Mangel an Arbeitskräften fühlbar gemacht. Es kann dies nicht Wunder nehmen. Die Leute sind in Tag- und Nachtarbeiter eingeteilt, von denen jede Schicht zwölf Stunden zu arbeiten hat. Während der 24 Stunden, die Tag und Nacht währen, erhalten die Leute nur zweimal eine höchst frugale Kost, locro genannt, die aus gekochtem Mais mit einigen darin umherschwimmenden Fleisch-, Bauch- und Eingeweidestücken vom Rinde besteht. Diese bescheidene Mahlzeit wird in einer Anzahl hölzerner Waschtröge auf den Erdboden gestellt, worauf sich, nach gegebenen Zeichen mit der Glocke, auf jeden Trog zehn Mann stürzen, um mit einer Hast, gleich den wilden Tieren in einer Menagerie, das Essen zu verschlingen; dieß hat seinen Grund darin, daß den Leuten zur Stillung ihres Hungers nur eine Zeit von 15 Minuten gelassen wird, dann ruft die Glocke wieder zur Arbeit. Die Behandlung der Arbeiter ist überhaupt eine unwürdige. Nicht nur, daß der Peon bei dem geringsten Widerspruch gebunden, gepeitscht und für die Nacht in den Cepo*) gelegt wird, nein, am anderen Tage wird er auch noch nach der Stadt geschafft und ins Gefängnis abgeliefert, um darin so viele Tage und Wochen zu schmachten, als es seinem Herrn beliebt. Dieser zahlt an die Polizeibehörde für jede 24 Stunden Gefängnis, die er seinem Peon zuerkennt, $\frac{1}{4}$ Peso Kostgeld. So sind hier in Tucuman die Verhältnisse zwischen Fabrikarbeiter und Fabrikherrn.

Erwähnt soll noch werden, daß sich nach Verlauf einiger Jahre jedenfalls ein Mangel an Brennmaterial für die Fabriken einstellen wird, da die Wälder in der Nähe derselben schon niedergeholzt sind und daher das zur Feuerung nötige Holz, das ja auf jeder Fabrik in ungeheueren Quantitäten verbraucht wird, aus den entfernteren Holzdistrikten geholt werden muß, wodurch dasselbe selbstverständlich den Industriellen von Jahr zu Jahr teuerer zustehen kommt. Schließlich noch einige Worte über die Lieferungen der Maschinen und Apparate. Das Hauptgeschäft macht in dieser Branche das Haus Cail & Co. in Paris, das für viele Millionen Francs geliefert und dafür das bare Geld von hier bezogen hat. Ein englisches, durch Mr. Hill repräsentiertes Haus konnte keine rechten Geschäfte machen, ebensowenig der Nordamerikaner Mr. Roß, der in Rosario eine Maschinenbauanstalt besitzt. Jetzt hat sich auch die Fabrik Hallstrom in Naumburg a/S. an der Konkurrenz beteiligt, welche hier durch die Herren Bode & Ziegner in Salta vertreten wird. Möge es dem deutschen Hause gelingen, den Franzosen mit Erfolg Konkurrenz zu machen und goldene Früchte hier zu ernten, aber zu fürchten ist, daß die Zeit hierzu bereits vorüber, wenngleich zwei Zuckerrohrpflanzer, von denen der eine Deutscher, die Absicht haben nach Deutschland zu reisen, um dort Maschinen und Utensilien für ihre Fabriken zu kaufen.

Noch immer herrscht hier unter der Bevölkerung das Zuckerfieber, doch hat es bereits etwas von seiner ursprünglichen Heftigkeit verloren. Im allgemeinen kann man als sicher annehmen, daß die kommenden Jahre für die hiesigen Zuckerindustriellen wohl nicht mehr so golden ausfallen werden, wie die letztverflossenen fünf Jahre. Albert Amerlan.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der deutschen Texas-Einwanderung.

3.

Den untrüglichsten Nachweis über die Entwickelung des texanischen Deutschtums und für sein numerisches Wachstum liefern die seit dem Jahre 1850 veröffentlichten Zensusberichte der Vereinigten Staaten; ihre Zahlen, wenn auch nicht immer vollkommen genau und richtig, kommen jedenfalls doch der Wirklichkeit am nächsten.

Die erste Zensusstatistik für den Staat Texas, vom Jahre 1850, hat dem Schreiber dieses nicht zur Einsicht vorgelegen; er ist somit außer Stand, die genaue Kopfzahl des deutschen Elements in Texas

*) Ein Block, in dem sich zwei große Löcher befinden und dessen oberer Teil aufgeklappt werden kann, um die Beine des Delinquenten hindurch zu stecken, während der übrige Teil seines Körpers auf dem Erdboden ruht.

für den genannten Zeitpunkt anzugeben. Nach anderweitigen Quellen, welche freilich des amtlichen Charakters entbehren, hauptsächlich auf Grund der Berichte über die Landung deutscher Einwanderungsschiffe im Hafen von Galveston, läßt sich indes mit annähernder Sichheit feststellen, daß unter den 212,592 Einwohnern, welche der Staat Texas im Jahre 1850 zählte, sich kaum mehr als 15,000 aus Deutschland übergesiedelte befanden und unter Hinzurechnung des in Texas geborenen Nachwuchses sicherlich nicht mehr als etwa 20,000 Personen von deutscher Abstammung. Während des Jahrzehnts, welches zwischen den zwei Schätzungen von 1850 und 1860 liegt, hätte sich, wie bereits oben erwähnt worden, die Kopfzahl des deutschen Texas-Elements, bei schwacher Zuwanderung vom Mutterlande her, in runder Summe bis auf etwa 32,000 gesteigert; der Zuwachs von circa 12,000 Köpfen war hauptsächlich auf Rechnung der natürlichen Vermehrung durch Geburten zu setzen. Nach dem Zensusbericht vom Jahre 1870 stellt sich, bei einer Gesamt-Einwohnerzahl von 818,572 für den Staat, die Kopfzahl der deutschen Texaner, welche in Deutschland geboren und von da nach Texas übergesiedelt sind, in runder Summe auf 26,500 heraus. Mit bezug auf diesen Zensus sei die folgende kurze Abschweifung gestattet:

Die gesetzgebende Körperschaft des Staates Texas, die erste, welche nach Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit und Ordnung tagte, und von welcher Schreiber dieses, — als Senator für den bedeutendsten Wahlbezirk von Westtexas, — ein Mitglied war, hatte im Jahre 1871 ein Gesetz zum Schutze und zur Förderung der Einwanderung erlassen, und auf Grund dieses Gesetzes war Schreiber dieses vom Gouverneur zum Staats-Einwanderungs-Kommissar für Deutschland ernannt worden.

Sektion 4 genannten Gesetzes legte dem Vorsteher des Einwanderungsbüreaus die Pflicht auf, „aus allen Quellen, welche ihm zu Gebote stehen, das statistische Material und diejenigen Thatsachen zusammentragen zu lassen, welche am besten geeignet sind, eine richtige Anschauung über die materielle Lage des Staates zu geben und dadurch die Vorteile, welche Texas dem Auswanderungslustigen entgegenbringt, der Wahrheit gemäß und auf Thatsachen begründet zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.“ — Auf Grund dieser klaren Gesetzesvorschrift erachtete der für Deutschland ernannte Einwanderungs-Kommissar es für notwendig, vor seinem Abgange nach dem Orte seiner Wirksamkeit aus den Zensusberichten des Jahres 1870 alle die Notizen zu sammeln, welche ihn in den Stand setzen würden, ein auf Thatsachen und Zahlen fußendes und daher wahrheitsgetreues Bild von dem Zustand der deutschen Texas-Ansiedelungen zu geben. Zu diesem Behuf hat er aus den Original-Zensuslisten der hauptsächlich von Deutschen stark besiedelten Grafschaften umfangreiche und genaue Auszüge gemacht, und diese Auszüge sind es, welche es ihm heute ermöglichen, nicht allein über die Zahlenstärke des deutschen Texas-Elementes im Jahre 1870 zuverlässige Angaben zu machen, sondern auch für die Zahlen des Zensus vom Jahre 1880 aus denselben maßgebende Schlüsse zu ziehen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zum Texas-Zensus zurück. Wie oben gesagt, so ergibt derselbe für den Staat die runde Zahl von 26,500 Einwohnern deutscher Nationalität. Wohlbemerkt: Die genaue Zahl, welche er angiebt, beträgt 23,985.*) Zu dieser müssen aber — für unsern Zweck — die Deutsch-Böhmen, Deutsch-Oestreicher, Deutsch-Schweizer, Deutsch-Lothringer, Elsäßer u. Luxenburger hinzugerechnet werden, welche der Bericht nicht als Deutsche aufzählt, ebenso wie eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl von Solchen, welche bei der öfters mangelhaften Aufnahme des Zensus durch amerikanische, der deutschen Sprache unkundige Zensusbeamte dem Deutschtum genommen worden sind; Schreiber dieses hat für den Distrikt von San Antonio allein aus den ihm vorliegenden Listen zu Schaden des deutschen Elementes eine Unterschätzung von über 300 Köpfen konstatiert. Es dürfte daher eher zu niedrig gegriffen sein, als zu hoch, wenn die auf solche Weise verursachte Verkürzung für den gesamten Staat auf 2500 Köpfe veranschlagt und die wirkliche Zahlenstärke des texanischen Deutschtums, d. h. der in Deutschland geborenen Texaner, für 1870 auf 26500 angesetzt wird.

Der Zensus von 1870 würde mithin, — gegen den vom Jahre 1860 gestellt, — eine Zunahme des deutschgeborenen Elementes um 4500 Köpfe aufweisen, und diese Zuwanderung neuer Ansiedler von Deutschland her fällt, wie bereits oben erwähnt, fast ausschließlich auf die nachkriegliche Periode, also in die Jahre von 1866—70, da während der von 1861—65 reichenden Kriegsjahre eine direkte Einwanderung aus Deutschland ausgeschlossen war.

Um die Gesamtstärke des texanischen Deutschtums 1870 festzustellen, wird es nicht allein erlaubt, sondern geboten erscheinen, zu der aus der Zensusliste sich ergebenden offiziellen Ziffer von 26,500 den deutschen Texas-Nachwuchs hinzuzurechnen. Es tritt somit die Frage an uns heran: wie hoch beziffert sich die Kopfzahl der seit dem Anfang der vierziger Jahre in Texas geborenen Kinder von deutschen Einwanderern und es sind die vorerwähnten, dem Schreiber dieses vorliegenden Auszüge aus den Original-Zensuslisten, welche darauf eine unzweideutige Antwort erteilen. Eine genaue Zusammenstellung aus denselben liefert das Ergebnis, — und eines, das auf untrügerischen Zahlen beruht, — daß die Gesamt-Kopfzahl des deutschen Elements in Texas, die eingewanderten Deutschen sowie deren im neuen Vaterlande geborenen Kinder zusammenbegriffen, sich im Jahre 1870 in runder Summe auf 50,000 Köpfe beläuft.

Bemerkenswert erscheint es, wie genau dieses Ergebnis mit demjenigen übereinstimmt, welches Herr Th. Pösche auf Grund der Zählung von 1870 für die erste in Amerika geborene Generation der gesamten deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten berechnet hat. (Siehe „Weltpost“, 1883, Heft 1, S. 17.) Er stellt fest, das die erste „eingeborene“ Generation nahezu acht Neuntel der Eingewanderten beträgt. — Die deutsche Texas-Einwanderung, deren erste Ansiedelungen bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückreichen, hatte im

*) Es ist wohl kaum nötig zu bemerken, daß die Zensusliste unter der Rubrik „Deutscher Einwohner“ nur solche begreift, welche in Deutschland geboren und von dorther nach Texas eingewandert sind, nicht den in Texas geborenen Nachwuchs deutscher Eltern. Diese in Texas geborenen Kinder deutscher Ansiedler führt sie natürlich als „eingeborene Amerikaner“ auf, während wir dieselben hier mit ebenso unbestreitbarem Rechte für das deutsche Texas-Element in Anspruch nehmen, welchem sie durch Abstammung, Sprache, Sitte :c. zugehören.

Jahre 1870 ungefähr ein Menschenalter hinter sich, eine erste „eingeborene" deutsche Texas-Generation war somit herangewachsen. An der Hand des Texas-Zensus haben wir oben die Zahl der aus Deutschland nach Texas übergesiedelten für den genannten Zeitraum auf 26,500 berechnet. Acht Neuntel dieser Zahl ergiebt 23,500 und beide Zahlen zusammengerechnet eine Totalsumme von 50,000 Köpfen.

Schalten wir hier gleich die Bemerkung ein, daß wie für die Einwanderung so für eine Bevölkerungs-Vermehrung durch Geburtszuwachs das zwischen 1860 und 1870 liegende Jahrzehnt ein nichts weniger als günstiges sein konnte und gewesen ist. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Die überwiegende Anzahl der jüngeren, rüstigen verheirateten Männer, (natürlich auch der deutschen Texaner) diente unter dem Zwange des Konskriptionsgesetzes während der Kriegsjahre in der südlichen Armee; nicht wenige standen als Freiwillige im Heere des Nordens, und wieder andere lebten, um sich dem Kriegsdienste zu entziehen, im Exile meist getrennt von ihren Frauen, welche in Texas zurückgeblieben waren. Die unverheirateten jüngeren Männer befanden sich selbstverständlich in der gleichen Lage und waren in folge dessen daran behindert, eine Familie zu begründen und ihren schuldigen Beitrag zur Vermehrung der Bevölkerung zu leisten. Die Behauptung, daß unter normalen Zeitverhältnissen der Geburtszuwachs für das deutsche Texas-Element ein beträchtlich größerer gewesen sein würde, muß daher als eine gerechtfertigte erscheinen.

Der vollständige Zensus-Bericht für das mit 1880 schließende Jahrzehnt ist noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden, und insbesondere liegen uns die Zählungslisten für die einzelnen Grafschaften des Staates Texas nicht zur Benutzung vor, wohl aber (unter anderen Auszügen, welche das Zensus-Büreau in Washington veröffentlicht hat,) eine Zusammenstellung, welche die Bevölkerungs-Zahl der verschiedenen Unions-Staaten und Territorien, so wie die Kopfzahl des „fremdgeborenen" Elements in jedem derselben gibt. Für den Staat Texas bringt dieser Auszug die folgenden einschlagenden Daten:

Von den 1,591,749 Einwohnern, welche Texas nach der Zählung von 1880 aufweist, sind geboren:

im Deutschen Reich	35347.
in Oesterreich	3474.
in Böhmen	2669.
in Frankreich	2653.
in allen übrigen europäischen Ländern	7658.

Nach einer sicherlich nicht zu hoch greifenden Schätzung, — (sie stützt sich im wesentlichen auf die Zählungslisten von 1870,) sind von den 3474 „Oestreichern" des Zensus 2500 Deutsch-Oestreicher, während der Rest auf mährische und steyermärkische Slaven entfällt; von den 2669 im Zensus aufgeführten Böhmen gehören zum wenigsten 1000 der deutschen Nationalität an, die übrigen dem czechischen Stockböhmentum; von den 2653 Zensus-Franzosen sind mindestens 1500 aus dem Elsaß gekommen, so z. B. die gesamte Urbevölkerung der Grafschaft Medina, welche beinah ausschließlich von Elsässern besiedelt ist und — mit Nachwuchs — im Jahre 1880 gegen 4500 Einwohner zählte; unter den in „allen übrigen europäischen Ländern" Geborenen schließlich befinden sich, gering veranschlagt, 2000 Luxemburger, Deutsch-Russen und deutsche Schweizer, welche letztere besonders wie allerwärts in den Vereinigten Staaten so auch in Texas ein nicht unbeträchtliches Kontingent zur Einwanderung stellen. Die wirkliche Zahl der „fremdgeborenen" Texas-Deutschen beträgt somit im Jahre 1880 in runder Summe 42500 und weist, der Zensus-Angabe vom Jahre 1870 gegenüber, einen Ueberschuß von 16,000 Köpfen auf, — einen Ueberschuß, welcher die deutsche Zuwanderung während des letzten Jahrzehnts repräsentiert.

Wie oben nachgewiesen, schloß die Gesamt-Kopfzahl des deutschen Texas-Elements im Jahre 1870 mit der runden Summe von 50,000 ab. — Es stellt sich nun zunächst die Frage: wie hoch beläuft sich für diese deutsch-texanische Bevölkerung von 50,000 Köpfen der Zuwachs durch Geburten während der zehn zwischen den beiden letzten Zensus-Aufnahmen liegenden Jahre? In Ermangelung der Speziallisten ist es eine Unmöglichkeit, dies durch Zählung festzustellen, wie wir es für die vorhergehende Zensusperiode zu thun imstande waren; aber auf anderweitige Angaben des neuesten Zensus gestützt, vermögen wir es, wenigstens zu einem der Wirklichkeit nahekommenden Resultate zu gelangen.

Die 1,591,749 Köpfe der Texas-Bevölkerung verteilen sich im Jahre 1880, nach einer vom Zensus-Amt veröffentlichten Mitteilung, auf 297,259 Familien, von diesen würden also auf die 50,000 deutschen Einwohner — im Verhältnis — 9340 Familien kommen. Einer weiteren Zensus-Statistik gemäß stellt sich die Durchschnitts-Kopfzahl der Texasfamilie im Jahre 1880 auf 5.35 fest; die 9540 deutschen Familien, jede zu 5.35 Köpfen berechnet, würde daher 49,969, in runder Summe 50000 Personen ergeben.

Rechnen wir nun zusammen:

der Staat Texas zählte beim Abschluß der Zensusaufnahme von 1870	50,000	deutsche	Einwohner,
dazu kamen als natürlicher Nachwuchs durch Geburt während der folgenden zehn Jahre	50,000	„	„
die frische Zuwanderung aus Deutschland während derselben Periode betrug . . .	16,000	„	„
der Geburtszuwachs für diese letzte Einwanderung (über 3000 Familien)	4000	„	„
macht in Summa beim Abschluß der letzten Zensusperiode	120,000	deutsche	Einwohner.

Dieses Ergebnis beruht auf den Annahme von nicht mehr als 5,35 Kindern per Familie, also auf einem Vermehrungsverhältnis, wie es selbst unter wenig günstigen Bedingungen und Umständen erreicht wurde in der Urstandszeit der deutschen Kolonisation, als die Ansiedler mit Schwierigkeiten aller Art, oft mit Mangel und Krankheiten zu kämpfen hatten und während des Kriegsjahrzehnts. Es ist aber eine Thatsache, welche durch die Erfahrung, wie auch durch die Zensus-Statistiker über allen Zweifel hinaus erwiesen ist, daß die „teutonische Fruchtbarkeit" sich auch bei den Texas-Deutschen auf das glänzendste bewährt, besonders auf dem Lande; die Kinderkopfzahl in der deutsch-texanischen Farmerfamilie beträgt, der Regel nach, fünf bis sechs und steigt in nicht seltenen Fällen bis zu acht und zehn. Die Annahme von 4 Kindern als Durchschnittszahl würde daher gerechtfertigt sein und die Gesamtzahl der deutschen Texas-Bevölkerung um mehrere Tausend vermehren. Jedenfalls wird die oben gegebene Zahl von 120,000 Köpfen nicht als eine Ueberschätzung erscheinen.

Seit der letzten Zensus-Aufnahme, welche gegen den Schluß des Jahres 1879 beendigt wurde, sind bis zum Anfang des laufenden Jahres wiederum mehr als drei Jahre vergangen. Für diesen Zeitraum berechnet sich, — das oben gegebene Wachstums-Verhältnis zu Grunde gelegt, — die Vermehrung der deutsch-texanischen Bevölkerung auf 50,000 Köpfe, von denen 45,000 auf Geburtszuwachs und 5000 auf neue Einwanderung kämen. Das Jahr 1882 würde daher für den Staat Texas mit einer Gesamtbevölkerung von 170,000 Deutschen abschließen, — eine Thatsache, die sicherlich Zeugnis dafür ablegt, daß deutsche Thatkraft und deutscher Fleiß in Texas ihren Lohn finden und daß Texas gerechten Anspruch darauf erheben darf, auch in Zukunft ein Zielpunkt für die deutsche Auswanderung zu bleiben.

Dr. Th. Hertzberg.

Der amerikanischen Westküste entlang, eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

6.

Die ganze Westküste der Halbinsel Kalifornien ist eine ununterbrochene öde Wüstenei, die keine andere Abwechslung als ihre Hebungen und Senkungen bietet. An einer Stelle ragen zerklüftete, senkrechte Hügel, an welchen die Brandung hoch hinaufzischt, an der andern ziehen niedrige Dünen, die manchmal weit zurücktreten, eine Bucht bildend, in welcher Fischerboote einen guten Ankergrund finden. Hier und da liegt auch ein kleiner gutgeschützter Hafen hinter Felsen versteckt, der jedoch nicht benutzt wird, denn die Halbinsel hat wohl ein von den Seewinden angenehm kühl gehaltenes Klima, aber der Regenfall ist so gering, daß der Boden nur stiefmütterlich einige Tausend Indianer und Mestizen ernährt, die, ein halbbarbarisches Leben führend, etwas Viehzucht treiben und nebenbei den Schildkröten nachstellen, wenn sie in die seichten Buchten kommen, um im Sande ihre Eier zu vergraben, oder in kleinen Booten dem Fischfange obliegen. Unter-Kalifornien ist in dem mexikanischen Staatenverbande als Territorium aufgeführt, es untersteht also unmittelbar der Verwaltung der Bundesregierung, aber diese bekümmert sich so wenig um die abgelegene Halbinsel, wie um die Bewohner von Yucatan und Tabasco, dieser südöstlichsten Ecke des Reichs, die der Kultur und dem Weltverkehr nicht ferner liegen könnte, wenn sie eine Insel in der Südsee bildete. Aber gesagt muß werden, daß sich um Unter-Kalifornien noch niemand viel bekümmert hat, selbst die glaubenseifrigen Jesuiten nicht, die als die ersten Europäer dieses Land betraten, um die auf tiefster Kulturstufe stehenden Indianer zum Christenthum zu bekehren. Was konnte sie, was konnte ihre Nachfolger auch fesseln? Die barbarischen Heiden, die sich der milden Lehre des großen Nazareners gegenüber schroff ablehnend verhielten, gewiß nicht und ebenso wenig die großen Kaktusfelder und die nackten, öden Gebirge, in welchen nur hier und da einige wenige fruchtbare Thäler eingesprenkelt lagen. Nun schreckten die alten Spanier zu keiner Zeit davor zurück, eine Halbwüste zu besiedeln — ich erinnere nur an das heutige Arizona an der nordwestlichen Grenze von Mexiko — vorausgesetzt, daß „Oro" und „Plata", Gold und Silber, zu finden waren. Auf der stiefmütterlich ausgestatteten Halbinsel konnten die heißbegehrten Edelmetalle aber nicht entdeckt werden, und auch bis heute ist noch kein nennenswerter Fund gemacht worden. Ich fügte da vorsichtig hinzu „bis heute", denn die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben gelehrt, daß in dem westlichen Nord-Amerika in den ödesten Gebieten die wertvollsten Erzfunde, und gerade da gemacht wurden, wo man sie am wenigsten vermutete. Wo schon hundert Mal geschürft und nichts gefunden wurde, da entdeckte ein glücklicher Nachzügler durch Zufall, nicht auf sein geognostisches Wissen gestützt, eine Bonanza, die mit Zauberschnelle eine Stadt mit modernen Verkehrsmitteln hervorrief. Niemand vermag zu sagen, ob nicht eines Tages in den abschreckenden Gebirgen Unter-Kaliforniens ein armer Indianer oder Mestize eine Erzader von reichem Gehalte findet und dann beginnt das Goldfieber unter den allezeit wanderlustigen Minern des Nordens zu grassieren, in hellen Haufen werden sie gezogen kommen und die öde Halbinsel mit Leben erfüllen. Gerne werden dann auch die Seefahrer in den Häfen einkehren, denn dieses Küstengewässer bietet keine Gefahren für die Schiffahrt, weßhalb einst auch die Bouccaniers mit Vorliebe an diesem Gestade Schlupfwinkel suchten.

Eine freundliche Küste erreichen wir erst wieder, wo das Staatsgebiet von Kalifornien beginnt, an dessen südlichstem Grenzgebiet die schöne Bai von San Diego, dieser vorzügliche Hafen von Süd-Kalifornien, liegt. Allerdings hat hier die Natur auch nicht verschwenderisch Gaben ausgestreut, denn das sandige Hügelgelände ragt kahl in die Höhe, aber in den Thälern, die es umschließt, haben fleißige Menschen mit Hülfe künstlicher Bewässerung freundliche Felder ins Leben gerufen und in der Stadt Diego regt sich ein lebhafter Handelsverkehr. Ihr winkt in naher Zukunft eine große Bedeutung, denn sie soll der Terminus einer soeben im Bau begriffenen Bahn werden, welche fast schnurgerade den mexikanischen Golf mit dem Stillen Ozean verbinden soll und die kürzeste Überlandsbahn auf dem Boden der nordamerikanischen Union werden wird. Welches Leben wird sich dann da entwickeln, wo die Jesuitenpadres vor hundert Jahren wähnten, ewig herrschen zu können! Denn am Saume dieser Bai errichteten sie ihr Hauptquartier, von dem sie spanische Truppen unter der Führung von Priestern aussandten, um „Ober-Kalifornien" zu erobern, das nach Norden und Osten keine Grenze hatte. Bald mußten sie ihre Herrschaft an die Franciskaner abgeben und diesen folgten im Jahre 1822 die Mexikaner. Aber so lange Lateiner in Kalifornien regierten, blieb es ein unwichtiges Land, trotzdem man schon das Vorhandensein von Goldsandlagern kannte. Mit fünf Häfen begnügten sich diese lässigen Menschen, während nun, wo die germanische Rasse an dieser Küste herrscht, nicht weniger als achtzig Häfen und Rheden in Benutzung sind, von welchen ein und vierzig südlich vom goldnen Thor, neununddreißig nördlich von demselben liegen. Die Natur gab bis hinauf zur Mündung des Kolumbiaflusses nur wenige gute Häfen, eigentlich nur zwei: die Bai von Diego und diejenige von San Francisko. Was sie aber nicht freiwillig gab, das wurde ihr nach echter Germanenart abgetrotzt und so reiht sich jetzt Anker-

platz an Ankerplatz, wo früher der Schiffer trostlos nach einer Zufluchtsstätte suchte.

Sobald wir San Diego verlassen, wird das Gewässer immer belebter, die Küste jedoch bleibt niedrig, aber einen interessanten Hintergrund gewinnt sie durch die Ausläufer der Sierra Nevada, die nun in ihren nackten, aber malerischen von herrlichem Schimmer umflossenen Formen auftauchen. Sanft geschwungene Linien wechseln mit schroffen, zackigen Gipfeln und verheißungsvoll lockt das zarte Violet, das da wunderbar leuchtet, wo Himmel und Berge sich zu vermählen scheinen. Und wenn wir uns nun verlocken ließen und hinaufstiegen auf einen duftumwobenen Gipfel — würde es sich lohnen? Gewiß! laß uns dort oben weit nach Osten schauen, weithinein in eine öde Kaktuswüste, die am fernen Horizont ebenfalls von violett schimmernden Bergen begrenzt wird. In dieser reinen, trockenen Luft, auf diesem harten, nackten Gestein, erzeugt die Sonne wunderbare Farbenspiele — diesen einzigen Reiz der Wüste, von welchem wir uns geblendet abwenden, um westwärts zu blicken. Da glänzt weitab ein heller Silberstreif: das ist der Stille Ozean, — und zwischen ihm und unsern Bergen da liegt ein Hügelland, sandig, wüstenartig, aber mit unzähligen, schönen Oasen besprenkelt, die ein rühmendes Zeugnis ablegen von dem Fleiße und der Unternehmungslust der Menschen, die sich in dieser Wildnis ansiedelten. Ein weitgereister Naturforscher, der keine Spur von einem Stubengelehrten an sich trug, sagte mir einst in überzeugungsvollstem Tone: es gibt keine Wüste. Und ich habe mit den Jahren gelernt, ihn zu begreifen. Nur das Wollen des Kulturmenschen gehört dazu, um dem Boden überall in irgend einer Weise einen Ertrag abzuringen und da unten zu unsern Füßen liegt ein Beweis dafür. Wer vor dreißig Jahren hier stand, der blickte auf ein Ödland, das außer Kaktusse nur in den niedrigen Lagen spärliches Büschelgras hervorbrachte, denn der Regenfall betrug, wie noch heute, im Durchschnitt nur fünf Zoll im Jahr. Im Frühjahr kamen einige nomadisierende Rinderhirten mit ihren Herden, die das Gras abweideten und dann nach Norden in das weidereichere Gebirge zogen. Niemals wird hier ein Pflug Furchen ziehen, sagten die Spanier und Mexikaner, aber die Germanen waren anderer Ansicht. Unter den Ackerbaupionieren, die sich diese Wüste unterthänig machten, muß in erster Linie eine Anzahl Deutscher genannt werden, welche 1857 die Kolonie Anaheim gründeten. Das freundliche, von Weingärten und Orangenhainen umsäumte Städtchen ist dort, nach Süden, nicht weit vom Ozean, zu sehen. Sie gaben das erste Beispiel, was durch Fleiß, Ausdauer und mit Hülfe künstlicher Bewässerung aus dieser Einöde geschaffen werden könnte. Sie leiteten das Wasser des nahen Anaflusses, der von der Sierra Nevada kommt, sich aber unterwegs halb verliert, auf ihre Felder und bohrten artesische Brunnen, um diesen Zufluß zu vermehren. Wo Wasser hinfloß, da gediehen die Reben, Orangen- und Zitronenbäume bewunderungswürdig und nun gar der Mais; üppigere Felder sah ich nie. Nun blicken wir auf eine prächtige Oase, und die schufen in der fernen Wüste am Stillen Ozean schlichte deutsche Bauern. Sie fanden bald Nachahmung: hier und dort sprangen Oasen auf, immer dichter schließen sich die grünen Punkte zusammen und wer nach andern dreißig Jahren auf diesem Gipfel steht, der blickt gewiß auf ein ununterbrochenes lachendes Gefild. Auch Los Angeles, die Hauptstadt von Süd-Kalifornien, welche dort drüben im Westen liegt und uns mit ihren stattlichen Türmen zu grüßen scheint, hat sich mit grünen Gärten umgeben und ist so stolz emporgewachsen, daß sie von Enthusiasten das amerikanische Damaskus genannt wird, ein Vergleich, der aber stark hinkt.

Sei dem aber, wie ihm wolle, Los Angeles ist lieblich anzuschauen: wie liegt es so schmuck und grün zwischen den gelben Sandhügeln da. Seinen Reiz hat es nicht an letzter Stelle Deutschen zu danken, die hier, wie in ganz Süd-Kalifornien, die eigentlichen Kulturpioniere sind.

Da quält mich immer wieder die alte Frage: wie kommt es nur, daß unsere Landsleute blos in der Ferne eine Unternehmungsfreudigkeit zeigen, die selbst von den Nord-Amerikanern nicht übertroffen wird, wie kommt es nur, daß sie blos fernes „Unland" mit jugendfrischem Mute unter Kultur nehmen, just, als empfänden sie eine Wollust darin, eine Wüste zu einem blühenden Garten umzuwandeln?

Heinrich Semler.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemannes.

An der chinesischen Küste.

2.

Unser Lorcha war in dem Tyefoon derartig beschädigt, daß es sich nicht verlohnte denselben reparieren zu lassen, und da der Behörde zur Zeit eigentlich wenig Nutzen aus dieser Dienstthätigkeit erwuchs, so wurde beschlossen vorläufig keinen Seekreuzer wieder in Dienst zu stellen. Hierdurch wurde auch mein Dienst an Bord des Wachtschiffes beschränkt, welcher hauptsächlich darin bestand, chinesische Beamte an Bord der Schiffe zu stationieren, welche Ladung ein- oder ausluden, und dieselben in ihrer Dienstthätigkeit zu überwachen resp. zu beaufsichtigen. Es befanden sich außer meinem Vorgesetzten und mir noch drei europäische Beamte an Bord des Wachtschiffes, die chinesischen Beamten, Schreiber und Dolmetscher, waren nur während der sogenannten office hours (Büreauzeit) an Bord von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags. Unser Dienst war ein leichter und angenehmer, vielleicht etwas eintönig, denn nur von Zeit zu Zeit ereignete sich ein mehr oder weniger aufregender Zwischenfall; indessen entschädigte uns das herrliche Klima für vieles.

Die in Nähe von Swatow liegenden Dorfschaften hatten unter sich ein Abkommen getroffen, wonach sie sich in den Verdienst, welcher aus der Schiffahrt erwuchs, teilten, und zwar nach der Fähigkeit ihrer Fahrzeuge. So hatten z. B. die Hu-tau-Leute das ausschließliche Privilegium den Kapitän und Mannschaft zu bedienen resp. dieselben an Land und zurück an Bord zu befördern. Eine andere Dorfschaft durfte nur Zucker, eine dritte nur Stückgüter, eine vierte nur Opium verschiffen u. s. w. Die Fahrzeuge letzterer waren wegen des hohen Wertes ihrer Ladung immer stark bemannt und gut armiert. Rei-

bereien zwischen den Dorfschaften waren die Folgen dieses Arrangements, welches allerlei Unzulässigkeiten enthielt und nicht selten zu blutigen und unblutigen Fehden untereinander führte.

Anhänglichkeit an die alte Heimat ist ein hervorragender Zug der Chinesen und jährlich kehren Tausende, welche im Süden, d. h. in Singapore, Malacca, Penang oder Java u. s. w. ansässig oder zeitweise gearbeitet haben nach ihrem geliebten Tung Soa (China) zurück. Es war wiederum ein Schiff, ein stolzer Dreimaster, mit einer lebendigen Ladung von Singapore kommend, soeben zu Anker gegangen. Lebendig genug war die Ladung, das schrie, kreischte und schnatterte durcheinander, daß keiner seine eigenen Worte hören konnte. Ich plazierte ein paar chinesische Beamte an Bord, die Sachen der Ankömmlinge zu revidieren. Diese hatten mich darauf aufmerksam gemacht, daß stets, wenn chinesische Passagiere aus dem Süden anlangten, sich in einiger Entfernung vom Lande verschiedene größere wohlbewaffnete Boote auf die Lauer legten, um die Heimkehrenden in unverschämter Weise auszuplündern, unter dem Vorwande ihnen sicheres Geleit (welches in früheren Zeiten gewissen Wert und Berechtigung hatte) zu geben. Auf diese Weise wurden namhafte Summen erpreßt, weshalb die Chinesen diese Boote sehr bezeichnend in englischer Uebersetzung squeeze boats (Preßboote) nannten.

Auch diesmal legten sich einige squeeze boats nicht weit von dem eben angekommenen Schiffe vor Anker. Als einige Landungsboote voll Passagiere die Seite des Schiffes verließen, steuerten sie direkt auf die squeeze boats zu, um die Insassen einem eigenmächtigen Zollsystem zu unterwerfen. — Hier war das Geschäft im besten Gange, als ich das Deck eines der squeeze boats betrat und durch unsern Dolmetscher Rechenschaft von dem Führer desselben über sein Thun und Treiben verlangte. — Ich ließ ihm das Rechtswidrige seiner Handlung auseinandersetzen und verlangte die Zurückgabe des bereits erpreßten Geldes; als er nicht sogleich Folge leistete nahm ich alles Geld, welches ich vor ihm liegen sah und gab es den erstaunten Ankömmlingen zurück mit dem Bedeuten, daß sie an keine anderen Personen Zoll oder sonstige Gelder zu zahlen hätten, als an die rechtmäßige Behörde. Den squeeze boat-Leuten aber wurde begreiflich gemacht, daß sie bei nächster Gelegenheit schärfer ins Gebet genommen würden; für jetzt sollten sie sich schleunigst davon machen. — Die übrigen Boote hatten schon während der Verhandlung Reißaus genommen. — Als ich mit dem Dolmetscher nach dem Wachtschiff zurückfuhr, drückte er mir seine große Genugthuung aus, daß ich diesen Hallunken und Raufbolden ihr Handwerk zu legen versuchte, jedoch meinte er, würde nur Prügelstrafe bei seinen Landsleuten nützen und gewiß trieben sie, nur versteckter jetzt, von neuem schon wieder ihre Erpressungen. Unverzüglich suchte ich die squeeze boats sogleich wieder auf, welche unschwer zu finden waren, wenn man dem Zuge der Passagiere folgte. Jene waren richtig wieder dabei, hinter einer großen Dschunke verborgen, ihren Landsleuten die Börsen leichter zu machen und so eifrig wurde das Geschäft betrieben, daß man uns nicht eher gewahrte, als bis wir neben ihrem Fahrzeug anlegten. Ich gab die Ordre, die Hauptbeteiligten zu verhaften, aber die Burschen sahen nicht aus, als ob sie so gutwillig mitgehen würden. Der Erste, an den meine Leute die Hand legten, rief seinen Kameraden zu: „Schlagt den Ang-mo (wörtlich Rothaar, von den Chinesen für Europäer gebraucht) tot und alle die ihm helfen!" Dabei gab er meinem Bootsmann einen kräftigen Stoß, daß derselbe ins Boot zurücktaumelte. Dies war das Signal zu einem wilden Durcheinander. Ich schlug den Führer des squeeze boat nieder, um mich wenigstens dieses Hallunken zu versichern, und fuhr mit der andern Hand nach meinem Revolver, in diesem Augenblick erhielt ich einen Schlag auf den Kopf, wobei ich die Besinnung verlor und über Bord fiel.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Verdeck des Lorcha, neben welchem das squeeze boat gelegen hatte, dasselbe war jetzt verschwunden, aber auch von meinem Boot war nichts zu sehen. Man brachte mir ein Schälchen warmen Thee, und als ich den Überbringer näher betrachtete, glaubte ich ihn schon früher gesehen zu haben. Ich fragte ihn, ob er mich aus dem Wasser gezogen hätte, was er bejahte, indem er hinzufügte, daß er und seine Kameraden den Lärm an Bord des squeeze boat hörten und sahen, was folgte. „Wir freuten uns dem Herrn behilflich gewesen zu sein", fuhr er fort, „denn der Herr rettete uns auch vor einiger Zeit das Leben nach dem Tyefoon." Nach kurzer Zeit kehrte mein Boot zurück, indem es sich mühsam mit ein paar notdürftig gelaschten Riemen (Bootruder) gegen den Strom arbeitete, da dieselben bei dem Konflikte gebrochen waren.

Wie ich später erfuhr, verdankte ich meine Rettung zum großen Teil dem Umstande, daß ich durch Menschenhand und nicht durch die Elemente in's Wasser geraten war, denn sonst wäre ich wohl schwerlich herausgezogen worden. Wenn es mir nun auch nicht gelungen war, einen der Raufbolde in Sicherheit zu bringen, so hatte ich doch die Genugthuung, daß die squeeze boats sich für's erste nicht mehr an ihr Handwerk wagten, und die nächste Zeit hindurch konnten die heimkehrenden Chinesen unbelästigt landen. —

Inzwischen war Weihnachten herangekommen, es war verabredet, das Fest bei einem der verheirateten Lootsen zu feiern. Ich benutzte am Mittag des 24. Dezember die Gelegenheit mit dem zur See gehenden Dampfer Feeloong nach Dobble Island zu fahren. Es wehte heute der um diese Zeit herrschende Nordost-Passat ziemlich stark und es waren alle Anzeichen, daß es eine stürmische Nacht geben würde. Bei unserem Gastgeber hatte sich eine gemütliche Gesellschaft von Lootsen und Schiffskapitänen u. A. zusammengefunden und die junge liebenswürdige Frau hieß alle aufs freundlichste willkommen. Die Unterhaltung war bald eine sehr rege. Der alte M—., der einer der ersten Europäer hier gewesen war, wußte manches Interessante von ehedem zu erzählen. Z. B. wie sich der reiche und angesehene Chinese von allen Strafen früher hatte frei kaufen können, selbst von der Todesstrafe, auch hierfür hätten sich arme Teufel gefunden, welche, um den Preis ihres Lebens von 60 bis 200 Dollars ihren armen Verwandten zuzuwenden, für einen Reichen die über ihn verhängte Todesstrafe erlitten. Sei es Stumpfsinn, sei es Fanatismus, Faktum ist, der Chinese niederer Klasse zeigt in den meisten Lebenslagen eine ganz außergewöhnliche Nichtachtung des Lebens. Uebrigens haben die Verwandten eines Verurteilten fast immer Zutritt zu demselben, bevor er zum Richt-

platz geführt wird, und erhält er oft von seinen Angehörigen so viel Opium, daß er schon beinahe bewußtlos dort anlangt und auf dem Richtplatz selbst wird ihm noch immer Opium gereicht, so daß man sagen könnte, er ist schon vor der Hinrichtung durch das Schwert oder die Kreuzigung durch Opium vom Leben zum Tode gebracht.

Ich selbst sah einen den Kreuzestod erleidenden Chinesen, den die Verwandten umstanden und Opium in den Mund stopften um ihm das Sterben zu erleichtern. Das Kreuz bestand in dieser Weise X aus zwei starken Latten, die in die Erde gegraben waren. Es war auf einem freien Platze in Swatow errichtet, in den einige sehr belebte Straßen mündeten, in welchen aber Handel und Verkehr nicht die geringste Störung durch diesen grausigen Vorgang erlitt.

Die chinesischen Gefängnisse bieten gewöhnlich nicht allzuviel Sicherheit gegen das Entkommen von Gefangenen und doch hört man selten oder nie von Fluchtversuchen; der Grund hiervon ist wohl das in China herrschende Bürgschaftsrecht. Würde ein Verbrecher versuchen sich durch Flucht dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, so hätte die ganze Familie mit Gut und Blut für ihn zu haften, und im Fall, daß er entkäme, würde der nächste Verwandte die über ihn verhängte Strafe verbüßen müssen, sollte es auch selbst die Todesstrafe sein. Da aber die Chinesen an allen, was Familienangehörigkeit betrifft, mit großer, ja religiöser Pietät hängen, so kommt es sehr selten vor, daß ein Glied der Familie durch einen Fluchtversuch aus dem Gefängnis die ganze übrige Familie in schwere Not bringt, weit eher tritt der oben erwähnte Fall ein, daß ein armer Teufel sich als Todeskandidat verkauft, um seiner Familie eine für die Verhältnisse erhebliche Summe zuzuwenden. —

Während wir fröhlich beisammen waren, wurde ein Schiff signalisiert. Die Reihe war an unserm Gastgeber das ansegelnde Schiff hereinzulootsen; heute insbesondere kein beneidenswerter Dienst, umsomehr, als die Lootsen zu jener Zeit nur große offene Boote hatten, mit denen sie den Schiffen entgegen fuhren, und immer stärker wehte es steif aus Nordost. Aber die Pflicht rief. — Wir verfolgten das Boot noch lange mit dem Fernrohr, wie es sich langsam gegen den hohen Seegang um jeden Vorsprung des Landes herum dem Schiffe entgegen arbeitete, bis es sich in der Ferne und dem immer mehr hereinbrechenden Zwielicht verlor.

Es war beinahe dunkel geworden, wir konnten nur noch so eben die dunkeln Umrisse des Schiffes sehen, welches sich rasch dem Lande näherte; in einer halben Stunde mußte es herein sein. Inzwischen hatten Wind und Seegang noch mehr zugenommen, und wir alle teilten wohl die Besorgnisse der jungen Frau um ihren Mann, aber keiner wagte denselben Ausdruck zu geben, denn das Drehen des Bootes in der See war wahrlich nichts weniger als gefahrlos. — Da plötzlich ein Aufblitzen, dem der dumpfe Knall einer Alarm-Kanone folgt. — Was war das? fragte einer den andern, sollte — — — doch keinem wollte das Wort über die Zunge. — Aber die junge Frau hatte alles begriffen, mit dem Ausruf: „I shall never see him again!“ (Ich werde ihn nie wieder sehn) brach sie bewußtlos zusammen. Durch den Alarmschuß verlangte das einsegelnde Schiff einen Lootsen, ihr Mann konnte also dasselbe nicht erreicht haben. — Die Hoffnung, daß sich die Besatzung des Bootes durch Schwimmen gerettet haben möchte, wurde leider nicht erfüllt, denn keiner von ihnen kehrte zurück, und später aufgefundene Trümmer des Bootes bekundeten den Untergang desselben.

Joh. Römer.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinsberichte.

Die zweite Generalversammlung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export wurde in Düsseldorf am 7. März durch den Vorsitzenden Dr. Fabri aus Barmen eröffnet. Nach Verlesung des Jahresberichts und des Kassenberichts wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt, darauf fand en bloc die Annahme neuer Statuten, sowie die Annahme eines Antrags des Dr. Fabri jun. statt, durch welchen der Vorstand ermächtigt wird, mit dem Deutschen Kolonialverein in Frankfurt in Verhandlung zu treten behufs organischer Verbindung. Hierzu kann der Vorstand jede geeignete Vereinbarung endgiltig treffen und alle nötigen Statuten-Aenderungen vornehmen, jedoch mit der Beschränkung, daß § 2 der Statuten keinerlei Aenderung erfährt, daß der Beitrag nur um 3 M. erhöht werden darf und daß endlich Rheinland und Westfalen für den Westdeutschen Verein reserviert bleiben und alle Mitglieder des Kolonialvereins in diesen Provinzen an den Westdeutschen Verein abzutreten sind. § 2 der Statuten bestimmt als Hauptzwecke des letzteren die Förderung der nationalen Bewegung für den Erwerb von Ackerbau- und Handelskolonien durch das Reich, die Hebung des deutschen Exports und nationale Verwertung der Auswanderung durch Errichtung von Kolonisations-Vereinen, Anregung von Handels-Kolonien und sonstigen überseeischen Produktions-Unternehmungen. Die Konstituierung des Westdeutschen Vereins als Zweigverein des Deutschen Kolonial-Vereins auf dieser Grundlage steht in sicherer Aussicht. An die Generalversammlung schloß sich eine öffentliche Versammlung an, in welcher Dr. Fabri einen einleitenden Vortrag hielt und Direktor Hasse, Vorsitzender des Leipziger Verein für Handelsgeographie, den zuvor in Leipzig gehaltenen Vortrag über die handelspolitische Erziehung der Jugend (siehe „Weltpost“ 6. Heft) wiederholte. Unter den Anwesenden befand sich auch der Großherzog von Oldenburg.

Für die notleidenden Überschwemmten in den Vereinigten Staaten

sind uns bis heute ferner zugegangen, worüber dankend quittieren: von Schiber, Kön. Bezirksamtmann, Lindau a. B., 25 M. — Eine deutsche Arbeiterin 1 M. — Julius Klinkhardt, Leipzig, 30 M. — H. W. Schöttler, Leipzig, 20 M. — Karl Krause, Leipzig, 10 M. — H. J. Meyer, Bibliogr. Institut, Leipzig, 20 M. — Julius Marx, Heine & Comp., Leipzig, 50 M. — J. Blüthner, Leipzig, 20 M. — Gleuck & Weiße, Leipzig, 10 M. — Oscar Steinbach, Leipzig, 3 M. — J. H. Pflugbeil, Verl. des Anzeiger, Roßwein, 5 M. — O. Grimmer, Gerlebogk, 3 M. — Ein Handwerker 5 M. — Rudolf

Cronau, Leipzig, 5 M. — Dr. J. Pervanoglu, Leipzig, 3 M. — Paul Borrmann, Leipzig, 3 M. — J. Steube, Leipzig, 3 M. — Bruno Reftmann, Leipzig, 20 M. — Transport der I. Liste 270 M. 50 Pf., somit in Summa: 506 M. 50 Pf.

Zu unserer Freude hat unser Aufruf in der deutschen Presse Wiederhall gefunden und viele Zeitungen haben ihre Leser aufgefordert, zu unserer Sammlung nach Kräften beizusteuern. So schreibt das „Leipziger Tageblatt“ u. A. im Hinblick auf die für die deutschen Notleidenden bestimmte Gabenhöhe der Deutsch-Amerikaner: „wahrlich eine gebieterische Aufforderung an uns, auch nach unseren Kräften zur Linderung der Not der Überschwemmten in den Verein. Staaten beizutragen! Möge auch das Ergebnis im Verhältnis zu jener Summe verschwindend klein sein, immerhin aber wird jedes Scherflein segensreich wirken und den Deutschen „drüben“ herzliche Freude bereiten als ein Zeugnis unserer innigen Zusammengehörigkeit.“ Die Berliner „Staatsbürger Zeitung“ schließt ihren hierauf bezüglichen warmherzigen Leitartikel v. 11. März mit dem Hinweis, daß unser erhabener Kaiser seinem Volke auf dem Wege der Mildthätigkeit für die Brüder jenseit des Ozeans vorangegangen ist, indem er denselben 3000 Mark aus seiner Privatschatulle anweisen ließ. „Wir wollen ja nicht in Abrede stellen“, fügt das Blatt hinzu, „daß man mit der Sammelbüchse für die Notleidenden in der letzten Zeit gar oft an unsere Thüren gepocht hat, aber wir meinen auch, daß niemand sich darüber beklagen wird, ärmer geworden zu sein, wenn er nach seinen Kräften und von Herzen gern dazu beigetragen hat, Not und Elend zu lindern. Möge das wahre Humanitätsgefühl, die Opferfreudigkeit für alle, die unserer Hilfe bedürfen, sich auch unseren notleidenden Brüdern in Amerika gegenüber bethätigen.“

Wir bitten um fernere gütige Spenden, welche durch Vermittlung des hiesigen Konsulats der Vereinigten Staaten dem Präsidenten Arthur übermittelt werden.

Leipzig, 17. März 1883.

Redaktion der „Weltpost“.

Echo aus allen Weltteilen.

Der durch seine Forschungsreisen an der Loangoküste zu den hervorragenden deutschen Pfadfindern in Afrika zählende Dr. Pechuel-Lösche ist vor einigen Wochen von seiner jüngsten Mission im Dienste der Wissenschaft nach Leipzig wohlbehalten zurückgekehrt. Er war vom Könige der Belgier, Präsident der „Internationalen Afrikanischen Association“, dazu berufen, Stanlay während dessen Anwesenheit in Europa (Sommer bis Ende vorigen Jahres) am Kongo zu ersetzen und das Kommando über die Expedition an jenem für die Eroberung des schwarzen Erdteils so wichtig gewordenen Stromes zu führen. Ueber seine Eindrücke, sowie über den Wettstreit Stanley's und Brazza's hat er höchst interessante Vorträge in Leipzig bereits gehalten und wird hierüber auch auf dem in Frankfurt a. M. in der Osterwoche stattfindenden Geographentag Bericht erstatten.

In Kalkutta wird am 4. Dezember d. J. unter dem Schutze der Indischen Regierung eine Internationale Ausstellung eröffnet werden. Anmeldungen zur Teilnahme an derselben sind mit thunlichster Beschleunigung an den Sekretär der Ausstellung Mountstuart Jackson Esq., Assistent Engineer in Kalkutta, Public Works Departement, zu richten, welcher auch über alle, auf die Ausstellung bezüglichen Angelegenheiten Auskunft erteilt. Der Kaiserlich deutsche Konsul Bleeck in Kalkutta ist Mitglied der Ausstellungs-Kommission und bereit deutsche Aussteller zu vertreten.

Der „Reichsanzeiger“ schreibt: „Reklamationen anläßlich der egyptischen Wirren sind bis zum 8. Mai bei der Internationalen Entschädigungskommission in Alexandrien anzumelden, entweder direkt bei dem Präsidenten der Kommission oder durch Vermittelung der beteiligten Konsularbehörden. Alle bei dem Amt oder bei dem Deutschen Generalkonsulat in Alexandrien eingereichten Reklamationen Deutscher Reichsangehöriger werden durch das Generalkonsulat angemeldet. Die weitere Vertretung der Reklamtionen vor der Kommission ist Sache des Interessenten. Letzteren wird, wenn sie wegen einzuleitender Schritte weiterer Information bedürfen, das Deutsche Generalkonsulat seine Vermittelung gewähren. Der Deutsche Vertreter in der Kommission ist Graf Marogna, Mitglied des Apellhofes in Alexandrien.“

Als einen Sieg des Deutschtums in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul begrüßen wir die Wahl von Karl von Koseritz unter den drei zu wählenden Deputierten der Provinzialkammer.

Das in Curityba (Brasilien) erscheinende „Deutsche Wochenblatt für die Provinz Parana“, berichtet: „Auch eine Sklaven-„Freigabe“, wie so viele geschehen. In Campinas starb ein Herr Antonio Dias Leite, welcher seiner Sklavin Joanna testamentarisch die „Freiheit schenkte“, mit der harmlosen Bedingung, daß dieselbe den beiden Töchtern des Verstorbenen noch sieben Jahre dienen, oder denselben die Summe von 600 Mil Reis bezahlen soll. Wie hochherzig.“

Briefkasten der „Weltpost“.

Dr. R. O. in Br. Ueber die Südamerikanische Kolonisations-Gesellschaft zu Leipzig sind wir bestens unterrichtet, halten es aber für geboten, alle vorzeitigen Mitteilungen, welche nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der guten von ihr vertretenen Sache schaden würden, zu unterlassen. Nur so viel dürfen wir Ihnen heute schon mitteilen, ohne eine Indiskretion zu begehen, daß das Unternehmen sich in den ehrenhaftesten Händen befindet. Die Gesellschaft ist begründet worden durch hochangesehene Mitglieder des Vereins für Handelsgeographie zu Leipzig und des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export. Alle zweifelhaften und anstößigen Elemente, welche sich heranzudrängen versucht haben, sind von dem Unternehmen fern gehalten worden. Dasselbe hat einen durchaus patriotischen Charakter und eine solide wirtschaftliche Unterlage. Augenblicklich weilt eine von der Gesellschaft ausgerüstete und ausgesandte Expedition in den La Plata-Ländern. Wenn dieselbe zurückgekehrt sein wird, beabsichtigt die Gesellschaft mit ihren Plänen an die Oeffentlichkeit zu treten. Wir werden dann nicht versäumen, unsere Leser rechtzeitig von allen Einzelheiten zu unterrichten.

M., B. & Co., Berlin. Die „Deli-Matschappy“ ruht auf der solidesten Basis und ist eine der bedeutendsten Gesellschaften Holländisch-Ostindiens. Sie begann im Jahre 1868 auf Sumatra (Ostküste) Tabak zu bauen und hat bis dato immense Strecken urbar gemacht und bebaut. Es sind bei der „D-M.“ 60—70 Beamte (Ober-Administratoren, Administratoren und Assistenten) angestellt, von denen die Mehrzahl Deutsche. Beschäftigt werden ca. 6000 Kulis. Ein Neuangestellter tritt als Assistent ein und kann im ersten Jahre wenig nutzen, da er vorerst sich über den Tabakbau, die Planierung des Bodens rc. zu informieren hat. Er hat nur zu sehen, zu lernen. Nach dem wird ihm eine Strecke Landes überwiesen, welche er selbständig zu bebauen hat, und kann er nunmehr seine ganze Thätigkeit entfal en. Gesunder Körper, offener Kopf und praktischer Sinn sind Hauptsachen. — Das Klima ist im großen ganzen gesund, eines der besten in Ostasien. Dysenterie (Ruhr) die einzige Krankheit; mäßige Lebensweise Bedingung. Die Monate der Regenzeit sind unangenehm wie überall in den Tropen. Das gesellige Leben läßt nichts zu wünschen übrig und entbehrt ein Europäer auf Deli nichts. Holländische Sprache sehr erwünscht. Die Reise dahin auf den Hamburger Dampfern (Ende jeden Monats) angenehm und gefahrlos. Von Penang bis Deli muß Gelegenheit gesucht werden, doch gehen auch dorthin verschiedene Dampfer. — Das Gehalt ist anfänglich 200 holl. Gulden monatlich; nach mehreren Dienstjahren, während welcher der Assistent zum Administrator avanciert, bekommt er ein Stück Land zur eigenen Bewirtschaftung. Beamte, welche 10 Jahre auf Deli waren, haben sich ein hübsches Kapital ersparen können und ist es Wille der Gesellschaft, daß sich jeder nach langjähriger Dienstzeit so viel erwirbt, um später davon leben zu können.

Frau **M. T. in Triest; A. M. & Co. in London.** Sie wollen wissen was „Carne pura“ ist? und ob es was taugt? — nun die erste Frage werden Sie in nächstem Hefte eingehend beantwortet finden, da wir die Bedeutung dieses ausgezeichneten Volks-Nährmittel speziell für den Auswanderer und Reisenden darlegen wollen; — die Beantwortung der zweiten Frage geht aus dem Gesagten schon hervor.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.



Karl Schurz.

Deutsche Vorbilder auf fremder Erde.

„Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimat ist's, aus der wir zogen."
Schiller. (Wilhelm Tell.)

Was unsere Väter träumten und wir in unserer Jugend sangen, ein einiges, starkes Deutschland mit einem Kaiser an der Spitze, — es hat auch wie mit einem Zauberschlage all die vieltausendzähligen Landsleute, die in allen Weltteilen zerstreuten Preußen, Bayern, Sachsen, Schwaben u. s. w. in dem Gefühle beseelt: wir, die wir im Herzen stets deutsch gesinnt waren, uns aber, um nicht dem Hohne ausgesetzt zu sein, nicht Deutsche nennen durften, wir fühlen uns trotz Trennung als Glieder, als Stammesangehörige des neuen Deutschen Reiches, dessen Siege die Welt erzittern machten. Und wie sie laut uns zuriefen: „nicht wir hatten das Vaterland aufgegeben, sondern das Vaterland hatte uns aufgegeben!" — und in wahrhaft edler Gesinnung beizusteuern sich beeilten zur Linderung der Not der Verwundeten und der Hinterbliebenen, — da zeigte sich plötzlich den Blicken des deutschen Volkes eine über den Erdkreis sich ausdehnende unermeßliche Kette seiner Söhne, die in Nord und Süd, in Ost und West, in allen Zonen eine neue Heimat gefunden, aber im Herzen dem alten Vaterlande Liebe und Treue bewahrten. Wenn deutsche Arbeit in allen Weltteilen geschätzt und geehrt, wenn deutsches ideales Streben, deutsches Ringen nach Kultur und Bildung auch unter fernen fremden Völkern anerkannt wird, — wenn der deutsche Charakter auch auf neuem Boden sich thatkräftig entwickelt, zum Gedeihen des betr. Landes, so haben wir die Pflicht, die Männer, die den deutschen Namen in weiter Ferne zu Ehren gebracht, gebührend zu würdigen und ihr Leben und Streben, ihr Wirken und Schaffen als Vorbilder dem deutschen Volke zu eigen zu machen.

Die Redaktion.

1.

Karl Schurz.

Ein Lebensbild.

„Lohn mit hoher Ehre ward der Mühen Preis."
Aeschylus.

Die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika datiert (wenn wir von kleineren Gesellschaften absehen, die bereits im siebzehnten Jahrhundert dorthin gezogen sind) aus dem vorigen Jahrhundert, wo der Staat Pennsylvanien mit Hunderttausenden von Deutschen bevölkert wurde; allein nie zuvor und auch nie wieder nachher haben sich so viele geistig hervorragende Männer nach dem freiesten Lande der Welt geflüchtet, als in der Sturm- und Drangperiode von 1848—1852. Wer wollte sie alle nennen die illustren Namen der

Männer, die zu jener Zeit ein Asyl, eine Heimat in der Union gesucht und gefunden? Zum größeren Teil kann das Mutterland noch heute stolz sein auf diese seine Kinder jenseit des Ozeans. Sicherlich der hervorragendste unter allen diesen ist aber Karl Schurz, welcher vom Jahre 1877—81 das höchste Bundesamt, welches an einen Ausländer vergeben werden kann, verwaltet hat.

Karl Schurz (welchen unser Bild im besten Mannesalter zeigt), wurde am 2. März 1829 zu Liblar, einem linksrheinischen Dorfe in der Nähe von Köln geboren. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien bezog er im Herbst 1847 die Universität Bonn. Allein kaum begannen tiefschwarze Wolken den politischen Horizont zu bedecken — kaum begann es im langmütigsten Volke zu gähren, da stand auch schon der feurige, junge Student an der Seite Friedrich Spielhagen's und des Professors Gottfried Kinkel (der nun auch zu den Toten zählt) in den Reihen der Verteidiger der freien Menschenrechte. Schurz nahm Teil am Zeughaussturme zu Siegburg unter Kinkels Führung und als jenes Unternehmen mißlang, eilte er nach Baden, woselbst er zunächst Adjutant des früheren preußischen Offiziers, nunmehrigen Freischarenführers Annecke wurde. Aber es waren bei dem Aufstande keine Lorbeeren zu erringen. Schon in Rastatt wurden Schurz, Kinkel und viele andere gefangen genommen und dem Kriegsgericht überwiesen, nur durch ein Wunder entkam Schurz vermittelst eines Abflußrohrs aus dem Gefängnis und flüchtete sich nach der Schweiz, — während sein Freund und Lehrer Kinkel von dem Kriegstribunal zur Festungshaft auf Lebenszeit verurteilt wurde — die aber vom Könige Friedrich Wilhelm IV. im Gnadenwege (!) zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe (!!) umgewandelt ward. Wer konnte es damals, wer kann es heute begreifen, daß ein hochgebildeter Mann, eine Zierde der Nation, als Gelehrter und Dichter, mit der entehrendsten Strafe, die nur den gemeinsten Verbrecher trifft, belegt wurde — diese Gnade, sie war fürchterlicher als der Tod!

Wir können Kinkel's Schicksale nicht in allen Einzelheiten verfolgen, — nur soweit Schurz mit demselben innig verbunden ist, müssen wir, um des letzteren Charakter und seinen späteren Lebensweg zu verstehen, näher darauf eingehen.

Als Schurz unter unsäglichen Mühen und Drangsalen die Schweiz erreicht hatte, trat er sofort als eifrigster Agitator auf, allein das traurige Schicksal Kinkel's ließ ihn nicht lange im sicheren Asyl. Mit der Paßkarte seines Freundes stud. med. E. Jüssen ausgestattet — den er im Alter, in der Größe und im Aussehen ziemlich ähnlich war — wagte er sich direkt in die Höhle des Löwen — denn im Sommer 1850 ließ er sich an der Berliner Universität immatrikulieren. Er mußte die größte Schlauheit und Verwegenheit anwenden, um den ihm überall nachgesandten Steckbrief von der richtigen Fährte abzulenken. Allein wer da glaubt, daß es Schurz mit dem Studium auf der Berliner Universität ernst meinte, der irrt. Sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, den in der Spandauer Festung Wolle spinnenden Freund, und sei es mit Hingebung des eignen Lebens, zu befreien. Doch Schurz mußte sich auch hier bald davon überzeugen, daß die Gefangenwärter einem Fremdling weder Rede stehen noch zu Diensten sein wollten. Die Befreiung Kinkel's, sie war die erste große That des jungen Studenten und war vielleicht der Wegweiser für seine fernere Laufbahn, — für seine Lebensaufgabe: die Befreiung geknechteter Menschenkinder. Wohl jeder Leser der „Weltpost" kennt das riesige Unternehmen, welches ganz Deutschland in Aufregung versetzte und selbst die ärgsten Reaktionäre zur Bewunderung zwang. War es Schurz auch nicht vergönnt, den Faden zur Befreiung Kinkel's zu spinnen — so war er doch dazu ausersehen, den Gefangenen aus dem Gefängnisse zu holen und ihm in das sichere Asyl zu geleiten. Als er Kinkel außerhalb der Gefängnißmauern hatte, eilte er mit ihm in das Krüger'sche Gasthaus, woselbst die „Maskerade" für die gefährliche Reise vorgenommen wurde; — kaum war diese beendet, da schwangen sich Schurz und Kinkel auf den Wagen, den ein anderer Freund gestellt hatte und selbst kutschierte. Erst in Rostock im Mecklenburgischen war dem Gehetzten Ruhe vergönnt, — hier ließ der Kaufmann Brockelmann eigens zu diesem Zweck ein Schiff ausrüsten, und während die Polizei in ganz Deutschland den Flüchtlingen nachspürte, schwammen diese über die Nordsee nach England. Kinkel machte von hier aus 1851 eine Agitationsreise nach Amerika, welche zwar reichliche Geldmittel ergab, allein auf dem europäischen Kontinente war der letzte revolutionäre Funken in der Asche der Reaktion verglommen und erstickt. Wer von den Freiheitskämpfern jener Zeit nicht gefallen, gestandrechtet oder eingekerkert war, irrte gleich Hecker, Freiligrath, Schurz, Kinkel &c. flüchtig in der Fremde umher. Kinkel trat 1853 eine Professur am Hyde park-College zu London an und siedelte 1866 an das Polytechnikum zu Zürich über.

Bei der Rückkehr Kinkel's nach England trennten sich die Wege der beiden Engverbrüderten, denn Schurz siedelte im Jahre 1852 nach New York und später nach Philadelphia über, bis er 1853 auf längere Zeit nach Watertown im Staate Wisconsin zog. Vor seiner Übersiedelung nach Amerika hatte er sich mit einer hübschen und liebenswürdigen Hamburgerin — einer Schwester des früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Meyer-Forsteck, vermählt. Dieser Ehe ist, soviel mir bekannt, nur eine Tochter, auf welche sich die ganze Liebenswürdigkeit der Mutter und der Geist des Vaters vererbt hat, entsprossen.

Schurz, der bis zu seiner Niederlassung in Watertown fast in steter Aufregung gelebt, — er wurde dort zum zurückgezogenten Privatmann, der seine ganze Zeit auf das Studium der englischen Sprache, der amerikanischen Geschichte und Politik verwendete. Als er nach zweijährigem unermüdlichen Studium zum ersten Male öffentlich zu seinen Mitbürgern in englischer Sprache redete, da wollte es fast niemand glauben, daß er ein Deutscher sei, der erst wenige Jahre im Lande. Schurz beherrschte damals schon die englische Sprache so, daß er mit jedem Engländer, jedem Yankee getrost in die Schranken treten konnte. Bald gehörte er nun zu den hervorragendsten Rednern der republikanischen Partei, die, wenn es im Lande zweifelhafte Distrikte durch feurige Ansprachen zu bearbeiten gab, stets Schurz ins Vordertreffen stellte. Und er stand seinen Mann, — man sprach allerorten von dem körperlich nicht hervorragenden, aber geistig Allen überlegenen Deutschen. Sein Einfluß war nicht nur bei den Deutsch-Amerikanern, nein bei

allen rechtlich denkenden Einwohnern der Union, ein unbegrenzter! Wo Schurz einmal gesprochen, da war jedes weitere Wort unnütz, wen Schurz einmal empfohlen, der konnte sich getrost einem dolce far niente hingeben, denn er war geborgen. Und sicherlich hat Niemand mehr zur Wahl Lincoln's beigetragen, als der Deutsche Karl Schurz. Er bereiste den ganzen Nordwesten und sammelte seine Landsleute und die besseren Elemente aller vertretenen Nationen zu Hunderttausenden unter die Antisklavereifahne und machte damit Lincoln's Sieg zu einem großartigen. Präsident Lincoln vertraute ihm sodann im Jahre 1861 den wichtigen Posten eines amerikanischen Gesandten in Spanien an. Allein Schurz, der vor seinem Heimatslande wie ein Geächteter dastand, es litt ihm nicht in ruhiger Beschaulichkeit seinem Adoptivvaterlande zu dienen. Wie er früher mit Worten diesem seine ganze Kraft geweiht, so wollte er nun bei dem hereingebrochenen Bürgerkriege der lieb gewordenen zweiten Heimat seinen stählernen, oft erprobten Arm leihen und so sehen wir ihn schon im März des folgenden Jahres im Kampfe für die gute Sache unter dem Sternenbanner fechten. Er zeichnete sich in den verschiedensten Schlachten und Gefechten unter Sigel's Oberkommando so aus, daß er am Ende des blutigen, aber für die gute Sache so erfolgreichen Krieges zum General und Divisionär avancierte. Im Jahre 1865, nachdem er sich gänzlich vom Militär und der Politik zurückgezogen hatte, gab er seine seit 1856 gehaltenen Reden unter dem Titel „Speeches“ heraus, die heute noch der amerikanischen Litteratur und Staatswissenschaft zur Zierde gereichen.

1867 finden wir ihn als Chefredakteur der „Westlichen Post“ in St. Louis und hier, möchte man sagen, befand sich Schurz erst in seinem eigentlichen Element. Was das Blatt heute ist, es ist es nur durch Schurz' Leitung geworden. Aber wer zählt die Funken, die er durch die Spalten der „Westlichen Post“ unter das amerikanische Volk geworfen, wer zählt die Brände, die er damit in den Herzen vaterlandstreuer Männer entzündet? Kein Wort des Schurz'schen Geistes ist je verloren gegangen und Tausende von Lesern der „Westlichen Post“ bewahren jene Exemplare, in welchen er etwas veröffentlicht, wie ein Heiligtum auf.

Unter Horace Greeley, dem nachmaligen Gegenkandidaten Grant's, trat Schurz in die Redaktion der New Yorker Tribüne ein und zwar vornehmlich als Washington-Korrespondent. Hier bei den Parlamentsdebatten bildete sich sein staatsmännisches Talent weiter aus und schon im Jahre 1869 war er dazu berufen, dasselbe praktisch zu verwerten, indem ihn in diesem Jahre der Staat Missouri zum Bundessenator in den Vereinigten Staaten-Kongreß wählte. Bogen könnten gefüllt werden, sollten wir auf seine segensreiche Thätigkeit als Parlamentarier näher eingehen. Er war bald nicht mehr der einfache Mitarbeiter, sondern der Leiter der angesehendsten Partei im Kongresse, — der republikanischen Reformpartei. Rücksichtslos, doch mit einer Feinheit in Sprache und Geberde, die bezaubernd wirkte, deckte er die ungeheure Korruption der Grantregierung auf und alles was die Union seit dem Jahre 1869 bis zum Rücktritte Grant's an Geld erspart, an moralischen Ehren errungen, hat sie fast ausschließlich dem mannhaften Auftreten, der bestrickenden Beredsamkeit, der Staatsklugheit von Karl Schurz zu danken.

In diese seine 6jährige Thätigkeit als Bundessenator fällt auch eines seiner kleineren rhetorischen Meisterwerke — die Trauerrede auf den am 11. März 1874 verstorbenen amerikanischen Staatsmann und Senator Charles Sumner!

Nach seinem Rücktritte aus dem Bundessenate, der, wenn ich mich recht erinnere, durch ein trauriges Familienereignis bedingt wurde, machte Schurz eine Reise nach der alten Heimat; — es war ihm endlich volle Amnestie gewährt worden. Die Ovationen, die ihm in allen Städten der Union bei seiner Durchreise zu teil wurden, sie fanden ihren Wiederhall in allen deutschen Gauen. Wohin Schurz kam, überall wurde er mit offnen Armen empfangen, — selbst dort machte man ein freundliches Gesicht, wo doch noch immer einiger Groll gegen den ehemaligen Revolutionär vorherrschte. Er aber war glücklich; fand er auch das Vaterland nicht so vor, wie es ihm seine Jugendträume ausgemalt, — er fand doch ein geeintes Deutschland und söhnte sich aus mit der Thatsache.

Und wieder als die Wogen des Wahlkampfes in der Union hochgingen, in jenem Centennialjahre 1876, da war es abermals Karl Schurz, der die besseren Elemente der republikanischen Partei zur Wahl Rutherford B. Hayes' aufforderte und willig folgten Alle seinem Ruf. Hayes soll, nachdem er den Präsidentenstuhl eingenommen, die Absicht gehabt haben, Schurz zum Gesandten beim Berliner Hofe zu ernennen, allein dort solle man sich der Wahl widersetzt haben; — man denke sich auch einen eigentlich zum Tode verurteilten Revolutionär bei allen Festlichkeiten ꝛc. immer vor Augen haben zu müssen. Mag dies nun auch Dichtung sein, wie einige behaupten — allein etwas Wahres hat denn diese doch für sich. Schurz wurde dafür Minister des Innern.

Viele werden noch nach ihm kommen und gehen, allein wenige werden je so ihres Amtes walten als Karl Schurz. Sein Name ist bei den wilden Stämmen Nordamerikas gesegnet bis in alle Ewigkeit. Was in zwanzig Jahren bei den Indianern nicht gelang, Schurz hat es in 4 Jahren fertig gebracht, — eine große Anzahl bisher unthätiger Rothäute hat sich dem Ackerbau, einer geregelten Thätigkeit hingegeben. Mit gleichem Erfolg ist er gegen das unmenschliche Ausholzen der amerikanischen Wälder aufgetreten und als er mit Hayes aus seinem Amte schied, da mochte wohl mancher mit banger Sorge in die Zukunft blicken: Hätte nicht Guiteau's mörderisches Blei Garfield's edle Brust getroffen, Schurz wäre längst wieder im Amte, — aber unter einer Regierung, wo die Stalwarts und Knownothings wieder mehr denn je das Uebergewicht haben, bleibt einem Mann wie Schurz nichts andres übrig, als abzuwarten und durch Wort und Schrift die besseren Zeiten anzubahnen. Daß für letztere Schurz kein besseres Blatt — als die von dem Nestor der amerikanischen Dichter — William Cullen Bryant bis zu dessen Tode (über 50 Jahre) geleitete freihändlerische New Yorker „Evening Post“ finden konnte, steht fest. Bei jeder Gelegenheit, wo es eine Staats- oder wichtige Lokalfrage zu besprechen gibt, warten Tausende auf das Erscheinen der „Evening Post,“ denn jeder möchte

wissen, „was sagt Schurz darüber?!“ — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So liegt denn dieses thatenreiche Leben ungeschminkt vor uns. Ueber 30 Jahre steht der nunmehr 54jährige Karl Schurz im Dienste der Menschheit — in der Verteidigung freier Menschenrechte. Möge es ihm denn noch lange Jahre vergönnt sein, mit ungeschwächter Kraft darin weiter zu arbeiten — zu kämpfen.

Sein Lohn besteht nicht im eitlen Mammon — er besteht in der ihm gebührenden Bürgerkrone, in dem bedeutungsvollen Worte „Stolz zweier Nationen“. Ja nicht nur das Volk seines Adoptivvaterlandes, nein auch wir Deutschen im Reich müssen und können stolz sein auf den hervorragendsten Vertreter des Deutschtums in Amerika — auf Karl Schurz!

Robert S. Arndt.

Der Ocklawaha-Fluß in Florida.

Die Betrachtung des trefflichen, dem Hellwald'schen Prachtwerke über Amerika entnommenen Holzschnittes: Nachtfahrt auf einem Flußdampfer in Florida, im vorigen Heft der „Weltpost“ rief mir eine unvergeßlich schöne Mainacht meines floridanischen Aufenthaltes in Erinnerung. Ein Blick auf die mit großer Naturwahrheit und ohne die üblichen Urwaldübertreibungen ausgeführte Illustration belehrte mich, daß kein anderer Fluß gemeint sei, als der unbeschreiblich reizvolle und eigenartigste aller floridanischen Ströme: der Ocklawaha, welcher sich etwa 25 Meilen südlich von Palatka (auch Pilatka) in den großen St. Johns-Strom ergießt. Nicht allein die ganze Szenerie deutet darauf hin, — denn kein anderer Strom Florida's bietet in seinen Ufern solch düstere tropische Urwaldbilder, solch träumerische Nachtstille, — sondern vor allem die kuriose Konstruktion des Dampfers, welcher sich durch diese mit moosbehangenen Sumpfcypressen durchwachsene Lagunenkette mühsam hindurchkeucht, gleich einer großen Wasserschildkröte mit gigantischem Höcker auf dem Rücken, — sie zeigt auf den ersten Blick, daß wir es hier mit dem sonderbaren Ocklawaha zu thun haben. Es dürfte nicht nur an sich interessant sein, in wenigen Zügen ein Bild von diesem wunderbarsten Kinde der floridanischen Natur zu geben, sondern es erscheint auch darum zweckmäßig, weil der Leser teils durch jene Illustration selbst, teils durch die wenigen erläuternden Worte des darauf bezüglichen Textes leicht zu der Idee kommen könnte, sämtliche Gewässer Floridas böten ähnliche nachtdunkele, unwegsame Szenerien, innerhalb deren tötliche Sumpfmiasmen und unheimliche Reptilien dem Ansiedler unübersteigliche Hindernisse entgegentürmen. Es sei hier daher ausdrücklich konstatiert, daß der Ocklawaha, vielleicht mit Ausnahme einiger Partien des im übrigen mit herrlichen Seen geschmückten Indian-River-Gebietes eine Ausnahme bildet. Eine besondere Dampferlinie die „Hart-Linie“, deren Schiffe jene eigenartige Konstruktion zeigen, befährt ihn und seine kleinen Nebenflüsse, denn das ringsumliegende weite Land, im Zentrum der Halbinsel ist reich und fruchtbar; schon beginnen Eisenbahnen dasselbe zu durchschneiden und in wenigen Jahren wird allenthalben der schrille Ton der Lokomotive jene stillen Landstrecken aus ihrer Ruhe stören.

Genau genommen ist dieses etwa 340 Meilen lange Gewässer, das seinen Quellenursprung im Sumter- und Orange-County findet, durch vier Counties nach Norden fließt, sich plötzlich östlich wendet und bei Welaka in den St. Johns einmündet, eigentlich gar kein Fluß. Es ist ein seinen Ufern nach nur schwer abzugrenzender Wasserlauf, eine Reihe von Lagunen, überfluteten Sümpfen, langen schmalen Seen und großen Quellwassern — sämtlich miteinander verbunden, durchwachsen von kaum durchdringlichem Dickicht, dessen Baumstämme gespensterhaft aus dem Wasser ragen. Niedrig und flach ist die ganze Region, wohl niemals zu drainieren und keiner Urbarmachung von Menschenhand fähig. Sie wird wohl ewig wild und von der Axt der Kultur unbelästigt bleiben, ein Paradies für all die wunderbaren Reptilien, Insekten, Vögel und Fische, die tief im Innern derselben ein beschauliches Leben führen. Für den Touristen und Jäger, für den Naturforscher insbesondere, bietet das Stromgebiet des Ocklawaha geradezu unendliche Schätze und unvergeßlich wird der Anblick desselben dem sein, der Sinn und Verständnis für die Reize der Urwaldnatur hat, — allein für den Kranken, oder den praktischen Ansiedler, für welche Florida im allgemeinen von so hohem Wert ist, dürfte am Ocklawaha nichts zu holen sein. Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist es dabei, daß wenn man sich auf dem Rücken des kleinen, übrigens recht praktisch und bequem eingerichteten Schildkröten-Dampfers, durch diese Wasserwildnis hindurchschlängelt, man häufig auf Landungsplätze stößt, wo die umgebenden Landpartien sich wie Halbinseln in das nasse Dickicht hineindrängen und gewissermaßen Brücken bilden zu den gesunden und fruchtbaren Regionen des Marion-County u. a. In diesem Sinne ist der Ocklawaha auch nicht unwichtig für die Ansiedelung, indem er eine, an sich freilich unwirtliche Wasserstraße durch reiche und kulturfähige Landstrecken hindurch bildet. Von Sumpffiebern haben übrigens die, welche den Fluß befahren, bisher noch niemals zu leiden gehabt.

Eine Nachtfahrt auf den kleinen Dampfern „Osceola“ oder „Marion“, die zweimal wöchentlich von Palatka den Ocklawaha aufwärts bis zu den herrlichen „Silver-Springs“ (Silberquellen) fahren, bietet geradezu unbeschreibliche Reize. Schon der Eintritt am hellen Nachmittage in die von Bäumen vollständig verdeckte Mündung des Flusses ist überaus pittoresk und eigenartig. Fortan aber wechselt die Szenerie beständig. Bald ist sie düster und fast unheimlich, bald feenhaft reizend und dann wieder malerisch wild. Die mächtigen Bäume sind fast durchgängig von gigantischer Höhe, Eichen, Gummibäume, Cypressen, Magnolien in wildem Durcheinander, durchsetzt mit Palmettos und Palmen, verschlungen in einem dichten Netze von Schlinggewächsen und eingehüllt in lang herabhängendes spanisches Bartmoos, dessen silbergrauer Glanz den monotonen Untergrund bildet zu dem bunten Wechsel vielfarbiger und vielgestaltiger Blätter und Blumen. Eine ungeheure Menge von Vögeln, dem Auge des nordischen Touristen größtenteils unbekannt, mit buntem Gefieder, schneeweiße Störche, Kraniche,

Reiher, Wassertruthähne, Brachvögel beleben die Szene und Schildkröten und Alligatoren staunen neugierig den langsam dahinkeuchenden Dampfer an, um freilich rasch zu verschwinden.

Dabei ist der Fluß im allgemeinen sehr schmal. Oft fährt man durch wunderliche Baumarkaden hindurch, deren Wölbungen von Baumzweigen, dicht verschlungen und moosgeschmückt, gebildet werden, unter denen das dunkele Gewässer aussieht, wie der Acheron des Schattenreiches. Diese dunkeln Bogengänge verfehlen natürlich zu keiner Zeit ihren gewaltigen Eindruck auf den Beschauer. In der Nacht aber, wenn man auf dem schmalen Verdeck des Dampfers, nachlässig gegen das Steuerhäuschen gelehnt sitzt und träumerisch in die nur durch das Keuchen der Schraube gestörte Nachtstille hinausstarrt, wenn die feurige Lohe aus dem Kienkorbe am Schiffsbug die Umgebung magisch erleuchtet — dann ist der Eindruck einfach unbeschreiblich. Das schwarze Wasser, die grellen Schattenrisse des Waldlaubes, die unsicheren Formen der erschreckten Tiere, wie sie sich in's Innere dieses Wasserwaldes zurückflüchten — alles das sind Vorwürfe für den phantasievollen Stift eines Märchenillustrators wie Gustav Doré.

Das gewöhnliche Endziel dieser Fahrt, Silver-Springs, ist einer der interessantesten Punkte des Ocklawaha-Gebietes. Es ist dies ein Quellwasser, etwa drei Acres (ca. $1^1/_4$ Hektare) weit, dessen Zuflüsse an unsichtbaren Stellen aus der Tiefe so ruhig und lautlos entspringen, daß auch nicht die leiseste Bewegung des Wassers zu merken ist. Beugt man sich über den Rand des Bootes, deren mehrere von den Umwohnern für etwaige Touristen auf diesem kleinen See bereit gehalten werden, so sieht man deutlich jeden kleinen Kiesel auf dem Boden, welcher 65 Fuß von dem Auge des Beschauers entfernt ist. Wirft man ein Stück glänzenden Metalles in die Tiefe hinab, so kann man es auf seiner Reise zu dem Boden dieser Silberquelle Zug um Zug verfolgen, bis es sich unten inmitten der weiß glänzenden Steinchen bettet. Diese Silver-Springs, deren flacher Uferrand rings im Kreise von hohen Fichten und dichtem Unterholz besäumt ist, kann mit vollem Rechte als eines der interessantesten Wunder der Natur, an denen der amerikanische Kontinent so überreich ist, bezeichnet werden. Von Silver-Springs aus, wo sich übrigens schon die Kultur in Form eines Werftes, einer Terpentinfabrik, eines „Hotels" und eines „Store" mit allen möglichen und unmöglichen Waren offenbart, gelangt man nach einer Wagenfahrt durch sechs Meilen Fichtenwaldung nach Ocala, der County-Hauptstadt von Marion, das mit seinen 1000 Einwohnern als Zentralpunkt vollendeter und in Bau begriffener Bahnen sich glanzreicher Aussichten für die Zukunft rühmen kann, wenn das ringsumliegende Land, welches gut und unter sorgfältiger Bebauung vielversprechend ist, sich dichter und dichter bevölkert.

Wir konnten dem „geheimnißvollen Fluße" (the mysterious river), wie man ihn dort unten nennt, nur wenige Worte widmen, umsomehr, als er selbst ja für Ansiedelungszwecke nur wenig in Betracht kommt. All' seine Reize aufzuzählen, wäre kaum möglich, denn sie sind unendlich, wie die Fäden des Silbermooses, das von den Laubkronen seiner Riesenbäume herabhängt, unendlich wie die phantastischen Formen und Gestalten, die vor unserm Auge, wenn es in der Nacht diese dunkeln Windungen und labyrintischen Wege verfolgt, gespensterhaft, ewig wechselnd aus dem Gewässer aufzutauchen scheinen.

H. von Kupffer.

Der amerikanischen Westküste entlang,

eine Fahrt von Ecuador nach Kalifornien.

7.

Weiter segelt unser Fahrzeug, immer abwechslungsvoller wird die Szenerie. Das Gebirge tritt hart an den Ozean heran; hier und da öffnen sich kleine Thäler, an deren Mündung gewöhnlich einige düstere Lehmsteinhütten liegen, die im Verschwinden begriffen sind, wie ihre Erbauer, die Mexikaner, die den aufstrebenden Nordamerikanern Platz machen müssen, deren weißangestrichene Holzgebäude im Hintergrunde leuchten. Jetzt können wir schon das Kap Concepcion erblicken, das einmal gesehen, nie mehr vergessen wird, denn es erscheint dem ansegelnden Reisenden wie eine Insel, gekrönt mit einer starken Festung. Erweist sich das beim Näherkommen auch als eine Täuschung, so blickt man doch mit unverminderten Interesse auf die seltsamen Felsformationen, die außerdem für den Seemann besonders wichtig sind, denn sie zeigen ihm bei Tag den Weg in den Kanal von Santa Barbara und des Nachts versichert ihn ihr rollendes Leuchtfeuer, daß er den rechten Kurs genommen hat. Links liegt die Inselgruppe von Santa Barbara, die für den Anthropologen von besonderem Interesse, denn ihre Bevölkerung ist, noch in geschichtlicher Zeit, aus unbekannten Ursachen verschwunden, hat aber viele, interessante Merkmale ihres Daseins zurückgelassen. und rechts, in der Ecke einer weitgeschwungenen Bai, blicken wir auf das amerikanische Nizza, auf die Stadt Santa Barbara, welche ein Höhenzug hufeisenförmig umfaßt. Nur der warme Südwind hat Zutritt zu dem kosigen Eckchen, in dem ein ewiger Sommer herrscht. Kein anderer Ort an der Westküste Nordamerikas erfreut sich einer so gleichmäßigen Temperatur, deshalb wallfahrten auch die Brustleidenden hierher. Mit europäischen Kurorten zwar hält in bezug auf das äußere Gewand Santa Barbara keinen Vergleich aus. Es trägt noch zu viele hinterwäldlerische Züge, die sich indessen jetzt rasch abschleifen.

Immer schöner wird jetzt die Szenerie an der hügeligen Küste, die sich mit saftigem Grün bekleidet, aus dem die weißen Farmhäuser freundlich hervorblicken. Auch der Wald, der richtige Hochwald, tritt jetzt wieder auf, er ist gebildet aus immergrünen Eichen und Fichten, aus welchen einzelne Gruppen riesiger Rotholzbäume, dieser einzigen noch lebenden Brüder der Wellingtonia gigantea, hoch emporragen. Seit wir Mazatlan verließen, sahen wir den Wald nicht mehr, und nun taucht er nach vielen Reisetagen wieder vor unseren Augen voller Pracht auf. Wie das wohlthut, wenn nach langer Fahrt das Auge wieder auf einem herrlichen Hochwald ruhen kann! — Point Pinos ist nun in Sicht und wie wir es umsegeln, liegt die Bai von Monterey vor uns und im Hintergrund sehen wir jetzt auch den Ort gleichen Namens, der früher die politische Hauptstadt Kaliforniens war. Hier wurde zuerst das Sternenbanner aufgehißt, zum Zeichen der

Besitzergreifung des Landes durch die Vereinigten Staaten, — nur wenige Stunden vor dem Eintreffen einer englischen Fregatte, welche die Erwerbung für das nimmersatte Albion vollziehen wollte. Eine kleine Strecke westlich von der Stadt liegen dicht nebeneinander zwei Weiler, die von Fischern bewohnt werden, welche in bezug auf Nationalität wie Beschäftigung Gegenfüßler sind. In der einen Hüttengruppe wohnen waghalsige, geschmeidige Portugiesen, welche den an dieser Küste noch ziemlich zahlreich vorkommenden Buckelwalfisch jagen, in der andern leben furchtsame Chinesen, welche Krabben, Austern und solche Mollusken fischen, die von den Menschen der Mittelmeerrasse stark verabscheut, von den Mongolen aber als Leckerbissen geschätzt werden. Diese beiden Sippen, obgleich Wandnachbarn, könnten nicht abgesonderter von einander leben, wenn sich die Felsengebirge trennend zwischen sie schöben.

Wenig verändert sich fortab die Küste bis zum goldenen Thor, sie wird nur etwas felsiger und lichter beholzt. Je mehr wir uns San Francisco nähern, je mehr gewinnen wir den Eindruck, daß wir einer großen Handelsmetropole zueilen, über deren Nationalität uns leicht Zweifel beschleichen könnten, wenn wir nur nach den uns vor Augen kommenden Erscheinungen urteilen wollten. Denn das erste Fahrzeug, welches uns entgegenkommt, ist ein italienisches Fischerboot mit lateinischen Segeln, genau so, wie wir es an der Mündung der Tiber schwimmen sahen und nun taucht eine chinesische „Hoy“ auf, halb Sampan, halb Dschunke, mit ihrer ostasiatischen Betakelung und gelben Bemannung, die fest an ihrer ererbten Segelmethode hält. Ein kleiner portugiesischer Walfischjäger folgt, sodann Lustyachten, reich bewimpelt, und Schiffe mit den Flaggen vieler Handelsnationen, unter welchen aber das Sternenbanner keineswegs vorwiegt, denn die nordamerikanische Kauffahrteiflotte geht stark den Krebsgang. Doch der Wind hat sich erhoben und wir hören, fast zu unseren Füßen, seltsame, langgezogene Töne, die sich in unregelmäßigen Pausen folgen. Den Schiffern sind diese Töne wohlbekannt: sie entströmen dem Nebelhorn, das hierher gesetzt wurde als Gehülfe des Leuchtturms, da dessen glühendes Auge oft von schwarzen Nebelwolken umflort ist. Die Konstruktion dieser „Sirene“, wie das Nebelhorn häufig genannt wird, hat schwerlich ihres gleichen auf Erden. Es ist eine Riesentrompete, die an ihrem schmalen Ende noch sechs Zoll im Durchmesser hält und geblasen wird von Windstößen, die durch Felsenhöhlen kommen, welche sich nach dem Ozean zu öffnen. Eine der zahllosen Höhlen, welche die Brandung in den harten Fels gebohrt, hatte nach der Oberfläche zu eine Oeffnung, durch welche die heranrollenden Wogen die Luft, welche sie vor sich hertrieben, gewaltsam durchpreßten, und diese kraftvollen Windstöße hat sich die Intelligenz der Menschen nutzbar zu machen gewußt. Das Mundstück des Nebelhorns hat man an dieser Höhlenöffnung angebracht und die mächtige Brandung, die mit einem Anlauf ein Schiff zerschmettern und seine Mannschaft rettungslos in die Tiefe ziehen würde, bläst jetzt das Nebelhorn und warnt den Seemann vor der Gefahr, die sie ihm bei seiner Annäherung bereiten würde. In einer Entfernung von sieben bis acht Meilen können diese eigentümlichen Trompetenstöße gehört werden, die deshalb unregelmäßig sind, weil sie von dem unregelmäßigen Kommen der Wogen und der gleichfalls unregelmäßigen Stärke derselben abhängen. Die Einfahrt in die Bai von San Francisco ist gefährlich, schon manches Schiff scheiterte bei hellem Sonnenschein vor derselben, wenn es unterließ, sich einem geschickten Lootsen anzuvertrauen. Sieh, da ist nun das goldne Thor, diese weltberühmte Einfahrt zu einem der schönsten Häfen der Erde. Die Küste wird hier von einem mäßigen, nur von spärlichem Gras bewachsenen Höhenzug gebildet, den an dieser Stelle eine vulkanische Kraft auseinandergerissen und so eine Schlucht gebildet hat, durch welche sich die Wasser des Ozeans und der Bai vereinigen konnten. In der Mitte der Schlucht tritt eine kleine Landzunge vor und verengt sie an dieser Stelle auf Büchsenschußweite. Es ist daher begreiflich, daß mancher alter Seefahrer diese Küste entlang segelte, ohne das goldne Thor und was gleichbedeutend gewesen wäre, die Bai von San Francisco zu entdecken. Die Ehre der Entdeckung dieser Bai von San Francisco und ihrer Verbindung mit dem Ozean gebührt den einstigen Herren von Kalifornien, den Franciskanermönchen, welche sie von der Landseite aus machten. Als Kalifornien der Union einverleibt war, da trug diese sofort dafür Sorge, daß das goldne Thor gewaltig befestigt wurde, wozu die Natur vorgebaut hatte. So hat man denn Befestigungswerke angelegt, die leicht so widerstandsfähig zu machen sind, daß keine noch so starke Kriegsflotte den Eingang jemals wird forcieren können. Die Besatzung ist jedoch so winzig, daß sie gerade nur ausreicht, um einen Diebstahl der Kanonen vorbeugen zu können.

Da liegt nun endlich die grüne, spiegelglatte Fläche der Bai vor uns, in der alle Flotten der Erde Aufnahme finden könnten. Was Wunder, daß hier die Metropole aufgeblüht ist, die zu unserer Rechten, teils auf Hügeln, teils auf einer Ebene liegt und von einem stattlichen Mastenwald halbmondförmig bekränzt wird. Den Telegraphenhügel, der hier in der Ecke liegt, wo sich der Hafen nach dem goldenen Thore zu rundet, wollen wir besteigen, um Rundschau zu halten auf Stadt und Bai.

Zu unserer Rechten liegt San Francisco, das mit seinen flachen Dächern und weißen Häuserwänden ein ganz orientalisches Aussehen hat. Aber in seinen Straßen herrscht keine orientalische Ruhe, da eilen Fuhrwerke von jeder modernen Bauart nach allen Richtungen, da schieben sich Menschenmassen eilig durcheinander und das Geräusch ihrer lauten Tagesarbeit dringt bis zu uns herauf. Unser Standpunkt ist so günstig, daß wir rechts weit über die Bai und links durch das goldene Thor nach dem Ozean sehen können. Da vermögen wir denn mit den Augen das Kommen und Gehen der zahlreichen Fahrzeuge zu verfolgen. Herein kommt, wie ein Mövenschwarm, eine weißbetakelte Fischerflotille, die in dem langgestreckten, rotbraunen Gebäude, das hier unten zu sehen ist, ihre Beute abliefern will, von wo sie dann nach den verschiedenen Märkten der Stadt verteilt wird. Sieben Millionen Pfund beziffert sich die Ernte der See, welche alljährlich durch dieses unscheinbare Gebäude geht.

Langsam und vorsichtig steuern nun vier Dreimaster ozeanwärts; sie führen die englische Flagge, die in allen Häfen an der Westküste Amerikas überwiegend vertreten ist; befrachtet sind sie mit Weizen, dem wichtigsten Stapelprodukte Kaliforniens. Noch sechshundert Schiffe werden ihnen folgen, um den

reichen Ernteüberschuß nach britischen und französischen Häfen zu führen, denn die Weizenausfuhr repräsentiert einen höheren Wert als die Goldproduktion, die Kalifornien doch einen weltweiten Ruf verschafft hat. Vierundsechszig Millionen Mark beträgt die letztere, achtzig Millionen Mark die erstere und das sind nur zwei Erzeugnisse eines Volkes, dessen Seelenzahl drei viertel Million nicht übersteigt. Legt das nicht Zeugnis ab von einer seltenen Thatkraft, von einem Vorwärtsstürmen ohne gleichen?

Einige kleine Dampfer hasten jetzt aus dem Mastenwald, sie steuern nordwestlich dahin, wo sich die Bai auszurunden scheint. Es ist aber nur eine Täuschung, sie verengt sich dort nur, um sich unter dem Namen Bai von San Pablo wieder auszubreiten. An diese schließt sich in gleicher Weise die Bai von Suisun an, und wenn wir diese drei zusammenhängenden Wasserbecken als eine Bai betrachten, so ist sie größer als die herrlichste Bai der Erde: diejenige von Rio de Janeiro. Während wir noch nach den kleiner und kleiner werdenden Rauchsäulen blicken, ist durch das goldene Thor ein Leviathan hereingedampft, er kommt von Hongkong und bringt volle gelbe Menschenfracht.

An keinem Punkte, den unser Auge erreichen kann, geht es lebhafter zu, als an der Abfahrtsstelle der Fährboote nach Oakland. Alle halbe Stunden stoßen die gewaltigen Fahrzeuge hüben und drüben vom Ufer ab und jedesmal sind sie stark mit Menschen befrachtet. Dieser ungemein rege Verkehr läßt sich vorzugsweise damit erklären, daß die gutsituierten Geschäftsleute von San Francisco es lieben, jenseits der Bai ihren häuslichen Herd aufzuschlagen. Dort haben sie einen Garten vor dem Haus mit Blumen und halbtropischen Gewächsen, die Luft ist milder, denn der scharfe Seewind verliert seine Kraft über den Wassern der Bai, die Nebel sind viel seltener und vor allen Dingen: es ist so dörflich still am jenseitigen Ufer. Da läßt sichs besser ausruhen im Kreise der Familie, da schläfts sichs behäbiger nach des Tages strammer Arbeit, als in der ruhelosen „City", die selbst während der Nacht nicht mäuschenstill werden will. So ist es gekommen, daß man Oakland die Schlafkammer von San Francisco genannt hat, eine Bezeichnung, die es mit Recht verdient.

An jeder Werfte, die aus einer bedeckten, hölzernen Ladungsbrücke, gewöhnlich mit Bedachung, besteht, und von der Hafenfront weit hinausreicht in das Wasser, liegen kleine und große Segel- und Dampfschiffe, welche entladen oder befrachtet werden, aber ob nun das eine oder das andere geschieht, es wird in geschäftiger Hast vollführt. Hier bemerken wir nichts von der träumerischen, gemächlichen Abwickelung der Tagesaufgaben, über die wir im Süden die Köpfe schüttelten, hier ist man sich des Werts der Zeit voll bewußt. Die Sonne scheint hier auch nicht mehr so warm, die frische Seebrise stachelt zur Thätigkeit an, — so mag man sich den klaffenden Abstand erklären. Schön wars „drunten in den Tropen", aber erfreulicher ist doch dieses Bild menschlicher Kraftäußerung.

Nun blicke noch einmal auf das herrliche Panorama, das die scheidende Sonne mit einem Glanze verklärt, der wie das Gold schimmert, das jenseits dieser Berge in der Erde ruht. Was suchen deine Augen? Vielleicht die Flagge unseres Vaterlandes! Sieh, sie weht nur zweimal in dem langen Mastenwalde. So ist es leider und wir wissen diese beiden Flaggen, die manchmal auf geraume Zeit verschwinden, mit der Größe und Bedeutung der deutschen Kolonie dieser Stadt nicht in Einklang zu bringen. Unter den Erbauern von San Francisco ragen die Deutschen an Zahl und Tüchtigkeit hervor, ihre Kolonie setzt sich jetzt aus 30,000 Seelen zusammen, — aber im Hafen wehen nur zwei schwarz-weiß-rote Flaggen, nicht mehr!

San Francisco. Heinrich Semler.*)

(Schluß.)

Finanzlage der Französischen Kolonien

nach dem Kommissionsberichte der Kammer über das Budget von 1883.

Die Ausgaben für den allgemeinen kolonialen Dienst sind auf 33,003,934 Francs veranschlagt (gegen 30,696,507 Francs im Jahre 1882.) Außerdem findet man andere Ausgaben, welche im Interesse der Kolonien gemacht werden, z. B. den Sold der Marine-Infanterie und -Artillerie, sowie die Unterhaltung der Kriegsschiffe und ihrer Bemannung, welche in den Kolonien stationiert sind, nicht auf der Rechnung der Kolonien, sondern auf dem Budget der Marine.

Jede der einzelnen Kolonien hat ihre besondere Verwaltung, deren Kosten aus ihren Einkünften bestritten werden; wenn dieselben nicht genügend sind, wird für diesen Zweck ein Zuschuß vom Staate gewährt; etwaige Überschüsse verbleiben der betreffenden Kolonie; sie werden nach einem Gesetz vom Jahre 1855 in der Kolonialkasse angesammelt, um so einen Reservefond für außerordentliche Ausgaben zu bilden; nur Kochinchina macht eine Ausnahme; diese Kolonie zahlt dem Staate einen jährlichen Beitrag von 2,200,000 Fancs.

Das nach den Vorschlägen der Kommission veränderte Budget beträgt für 1883;

		Francs.
1.	Personal des Zivildienstes	4,605,157.
2.	Personal des Militärdienstes	4,668,439.
3.	Arbeiten am oberen Senegal	360,094.
4.	Reisekosten	857,537.
5.	Für wissenschaftliche Reisen	100,000.
6.	Hospitäler und Lebensmittel	7,330,312.
7.	Bauten und Material.	3,586,577.
8.	Zuschuß für die lokalen Verwaltungen . .	1,212,055.
9.	Tongkin	558,900.
10.	Strafanstalten	8,259,880.
11.	Hafen und Eisenbahn auf Reunion (Rate)	750,000.
		32,288,951.

Für wissenschaftliche Reisen hatte das Ministerium 150,000 Francs gefordert, von denen die Kommission, obwohl dieser Reduktion widersprochen wurde, 50,000 Francs gestrichen hat. Zur Begründung seiner Forderung hat der Minister der Kommission folgendes mitgeteilt: Überall in Afrika, in Asien, in Amerika forschen unternehmende Reisende, die meist den verschiedenen Abteilungen der Marine angehören, und indem sie die eine oder die andere unserer Niederlassungen zu ihrem Aus-

*) In wenigen Wochen wird in der Taschenbibliothek: „Ueber's Meer" der von unserem hüben und drüben, besonders als kompetenten Beurteiler der landwirtschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten hochgeschätzten Mitarbeiter verfaßte Band über „Oregon", den Nachbarstaat Kaliforniens, im Weltpost-Verlage erscheinen. Zugleich werden die Bände: „Kanada" von Rob. S. Arndt und „Argentinien" von Carl Beck-Bernard zur Ausgabe gelangen. D. Red.

gangspunkt machen, dringen sie in unbekannte Gegenden ein. Außer durch ihren geographischen Nutzen flößen diese Unternehmungen auch vom politischen und kommerziellen Standpunkte aus großes Interesse ein. Unsere Offiziere tragen den Namen und die Farben Frankreichs zu den Eingebornen und eröffnen den Unternehmern und der Zivilisation neue Bahnen. So muß man jetzt am Senegal Expeditionen ausrüsten, um den Weg für die Erbauer der Eisenbahn, welche am oberen Senegal angelegt werden soll, zu öffnen. Man muß die unerforschten Gegenden am Gabun und das ungeheure Becken des Kongo untersuchen, diese reichen Länder, welche unserem Handel einen neuen Weg öffnen werden. In Kochinchina, wo wir große Ziele verfolgen, um eine reiche Kolonie zu gründen, sowie in Guyana müssen notwendigerweise ernste Forschungsreisen, welche die besten Hilfsquellen dieser Länder aufsuchen sollen, organisiert werden. Das Ministerium der Marine und der Kolonien, welches jetzt keine Hilfsmittel hierfür besitzt, kann diese Aufgabe nicht in passender Weise lösen. Was den Minister des öffentlichen Unterrichts betrifft, dem die Marine immer gern ihre Mitwirkung leiht, so interessiert er sich besonders für die Unternehmungen, welche einen rein wissenschaftlichen Charakter tragen.

Die Kommission sprach den Wunsch aus, daß der Kammer die Resultate dieser Forschungsreisen fortlaufend mitgeteilt werden möchten.

Die lokalen Ausgaben der verschiedenen Kolonien betrugen für das Jahr:

	Francs.	Staatszuschuß (1883).
1882 in Kochinchina	21,870,698	—
„ in Reunion	5,014,661	—
„ in Guadelupe	4,418,729	15,000
„ in Martinique	3,998,586	—
„ in Neu-Kaledonien.	2,067,940	215,180
1881 in Senegal	2,056,525	75,355
1882 in Guyara	1,759,781	99,250
1881 in Indien.	1,720,700	—
1882 in Ozeanien	1,075,390	101,220
„ in Tongkin (Protektorat) . . .	733,900	—
„ in Kambodscha	450,000	—
„ in St. Pierre und Miquelon .	302,359	45,000
„ in Mayotte	241,000	50,000
1881 in Nossi-Bé	238,000	50,000
1882 in Gabun	233,338	62,050
1877 in St. Marie von Madagaskar	151,123	35,000

Außerdem gibt der Staat allen Kolonien zusammen einen Zuschuß von Francs 505,000, um den Transport von Personen und Gütern durch die lokale Marine ausführen zu lassen, resp. um bestimmte Kommunikationslinien zu sichern.

Die argentinische Provinz Tucuman.

3. In der Hauptstadt.

1.

„Adonde va amigo?“ — „Al pueblo!“*) — Dies die ewige Frage und stereotype Antwort, welche Kampbewohner, die sich auf der Landstraße begegnen, einander zurufen; ganz gleichgültig, ob dieser geistreiche Dialog in einer Entfernung von zwei oder zwanzig und mehr Leguas von der Stadt Tucuman stattfindet, immer ist bei den Kampbewohnern das Wort „pueblo“ gleichbedeutend mit „Hauptstadt der Provinz.“

Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Hispano-Amerikaner, vielen Worten der spanischen Sprache eine andere als die ursprüngliche Bedeutung beizulegen. Das Wort „pueblo“ bedeutet außer „Volk,“ „Bevölkerung,“ auch „Ortschaft,“ doch ist in letzterwähntem Sinne stets nur die nächst gelegene gemeint, während der Tucumano mit dieser Bezeichnung die Kapitale der Provinz, die Stadt San Miguel de Tucuman meint, von der ihm, als Sitz der unter republikanischer Maske bestehenden despotischen Regierung, alles Heil, oder richtiger gesagt, Unheil kommt und wohin sein sauer verdientes Geld, unter dem Namen von Contribucion directa, — Derecho de marcas, — Derecho de carnes muertas, und wie die harten Steuern, die auf den Kampbewohner drücken, alle heißen mögen, wandert, um dort, nachdem es Aufnahme in den Staatssäckel gefunden, unter den Händen der Mitglieder des Regierungskonsortiums und deren Compadres spurlos wieder zu verschwinden. Kein Hahn kräht danach. Es ist hier die natürlichste Sache von der Welt, costumbre del pais*), daß die Regierenden saugen und die Regierten, das souveräne Volk, sich geduldig aussaugen läßt; die Staatsmaschine geht dabei ohne Unterbrechung ihren ruhigen Gang. Viva la libertad!**) —

Was die Stadt selbst betrifft, so liegt diese, rings von duftenden Orangenhainen umgeben, die freundliche Landhäuser und einfache Ranchos beschatten, in einem wahren Meer von saftig grünen Blättern, aus dem die weißgetünchten Türme des Regierungsgebäudes, der Kirchen und Kapellen wie schlanke Säulen hervorragen. Tucuman ist im Jahre 1585 an einer zwei Kilometer vom rechten Ufer des Rio Sali entfernten Stelle, die fünfzig Fuß höher wie der Spiegel des Flusses liegt, genau nach der Vorschrift des Codigo de Indias, wie fast alle Städte des spanischen Südamerika, erbaut. Die gut gepflasterten Straßen durchschneiden einander rechtwinklig und bilden dadurch regelmäßige Häuserkomplexe, sogenannte Cuadras, deren jede Seite 162 Varas***) lang ist. In der Stadt findet man viele elegante Privathäuser mit flachen Dächern, darunter auch mehrere zweistöckige, die saubere, mit üppigen Zierpflanzen geschmückte Höfe umschließen und nach dieser Seite hin mit säulengetragenen Verandas versehen sind. In einigen Häusern trifft man auch gedielte Fußböden, hier eine Seltenheit, da dieselben in der Regel aus Ziegelsteinen bestehen. Das Zentrum der Stadt wird von der mit Gartenanlagen und zwei nicht Wasser speienden Fontänen geschmückten Plaza de Independencia gebildet, in deren Mitte sich eine hohe, aus Ziegelsteinen errichtete, unschöne Freiheitssäule erhebt, an deren Fuß die Schüler und Schülerinnen der Stadtschulen am 24. Mai und 9. Juli den vaterländischen Festtagen, die Nationalhymne singen. Rings um die Plaza läuft eine breite mit Baldosas†) ausgelegte, von dichtbelaubten Orangenbäumen beschattete Promenade, der sogenannte Paseo. Außer zahlreichen eleganten Privathäusern liegt hier auch, und zwar an der Südseite der Plaza, die mit zwei Türmen versehene Hauptkirche La Matriz de San Miguel, ein zwar geräumiges, aber keineswegs durch die Schönheit seiner architektonischen Formen sich auszeichnendes Gebäude, das von dem weiblichen Teil der Be-

*) „Wohin gehst du, Freund?“ — „Zur Stadt!“

*) Landesgewohnheit.
**) Es lebe die Freiheit!
***) 1 Vara = 87 Zentimenter.
†) gebrannte quadratförmige Fliesen.

völkerung eifrig besucht wird. An der Westseite der Plaza befindet sich das weitläufig, mit zweistöckigen Rundbogenhallen vor der Front, erbaute Cabildo, das zum Überfluß durch einen plumpen Turm verunziert wird. In diesem Gebäude befinden sich die Büreaus der Regierung, die Gerichtszimmer, das Polizeidepartement, das Polizeigewahrsam, das Gefängnis für Verbrecher und das Kasernement für die 200 Mann starke Polizeimacht. Von übrigen Gebäulichkeiten sind noch zu erwähnen das Nationalkolleg, die Normalschule und das Posthaus, alle drei Eigentum der Nationalregierung. An das Postgebäude knüpft sich eine historische Erinnerung. Im Jahre 1816 trat hier der erste argentische Kongreß zusammen und proklamierte am 9. Juli desselben Jahres feierlich die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata, wobei er gleichzeitig die Verfassung der Republik beschwor. Das schönste Gebäude aber, durch dessen Errichtung sich Tucuman ein glänzendes Ehrenzeugnis ausgestellt hat, ist das außerhalb der Stadt, neben der Plaza Belgrano, für Rechnung der Stadtbehörde von einem deutschen Architekten, Herrn Börmel, erbaute und im Jahre 1881 vollendete Hospital für Kranke beiderlei Geschlechts. Dasselbe ist nach allen Erfahrungen der Neuzeit konstruiert, mit hohen, hellen, gut ventilierten Krankensälen, in denen etwa 200 Leidende Aufnahme finden können, unter Leitung der Wohlthätigkeitsgesellschaft, die sich aus Damen der ersten Familien der Stadt gebildet hat. Der innere Dienst und die Pflege der Kranken werden von barmherzigen Schwestern versehen, die sämtlich Europäerinnen sind, während die eigentliche Krankenbehandlung sich in den Händen zweier, von der Stadtbehörde hierzu besoldeten Ärzten befindet.

Wie schon erwähnt, liegt das Hospital unweit der in einen reizenden Blumengarten umgewandelten Plaza Belgrano, in deren Mitte sich auf mehreren Stufen ein hoher, aus weißem Marmor errichteter, Obelisk, als Erinnerungszeichen der hier am 24 September 1812 gewüteten Schlacht, erhebt. Früher war der Platz unbebautes, mit wildem Gestrüpp und Unkraut bewachsenes Feld, das den Namen „La Ciudadela“ führte, auf dem an genanntem Tage der argentinische General Manuel Belgrano die unter dem Befehl des General Tristan stehenden spanischen Truppen schlug, diesem dann nach Salta, wohin derselbe sich zurückzog, folgte, ihn dort am 20. Februar 1813 abermals derartig schlug, daß derselbe gezwungen wurde, am folgenden Tage vor seinem siegreichen Gegner die Waffen zu strecken. Hiermit war der spanischen Herrschaft in den Staaten des Rio de la Plata ein Ende für immer bereitet. Die pfiffige Geistlichkeit wußte aber auch von dem Siege des General Belgrano auf der Ciudadela zu profitieren, indem sie mit schlauer Wichtigkeit aussprengte: dem Heere der Patrioten sei die heilige Jungfrau des 24. September, „Nuestra Señora de las Mercedes“ in der Schlacht vorangeschwebt und habe die Bewegungen der siegreichen Argentiner geleitet. Also ein himmlisches Wunder! Noch jetzt wird alljährlich am Tage der Schlacht die lebensgroße Wachsfigur der „Santa Virgen“, welche einen Marschallsstab in der Hand hält, in feierlicher Prozession, unter Kanonendonner und Glockengeläute, zur Plaza Belgrano getragen. Ob Nuestra Señora de las Mercedes auch während einer Reihe von Jahren, wie man es mir von verschiedenen Seiten versichert, den Sold eines Brigadegenerals der Linientruppen von der Nationalregierung bezogen hat, kann ich nicht verbürgen, da mir ein solch etwaiges Verfahren seitens der Regierung zu unglaublich erscheint. Möglich aber ist es; deshalb will ich es nicht bestreiten.

Wenngleich der übergroße Einfluß einer ungebildeten Geistlichkeit während der letzten Jahre, wenigstens unter dem männlichen Teil der hervorragenderen Gesellschaft, in rascher Abnahme begriffen ist, so übt derselbe noch immer auf den gesamten weiblichen Teil und die unteren Volksklassen, trotz Eisenbahn, Telegraphen, Zeitungen, Fremdenverkehr, Aufschwung des Handels und der Industrie, seine verdummende Wirkung aus, die sich hauptsächlich in Aberglauben, Mystizismus und verworrenen Begriffen von Religion manifestiert, über welch' letztere diese Leute keine weitere Vorstellung besitzen, als daß eine Legion von Heiligen, Prozessionen, Beichten, Bußen, Fasten, Weihwasser, Rosenkranz, Bilderküssen u. s. w. unumgänglich notwendig zu einer allein selig machenden Religion sind. Wer diese Dinge aber für überflüssig erklärt, ist kein Christ, sondern ein für alle Ewigkeit verlorener und verdammter mason. — Von Zeit zu Zeit hält ein hier wohnender Priester, der im Rufe ganz besonderer Frömmigkeit steht, Bußübungen ab, zu der sich die Gläubigen massenhaft drängen. Die freiwillig Büßenden werden dann während neun Tagen in ein Kloster gesteckt, mit Fasten, Beten, Exorzismen, Weihwasser, Segnungen und anderen schönen Dingen regaliert, um nach Verlauf dieser Zeit als vollkommen zerknirschte, schneeweiße Unschuldslämmer wieder in die menschliche Gesellschaft einzutreten. Am nächsten Tage werden sie vom Fray Gregorio, so heißt der Wunderpriester, der gleichzeitig Stadtrat ist und stark in Politik macht, durch die Straßen geführt, wobei die Entsündigten aus purer Zerknirschung ein tierisches Geheul und jammervolles Geschluchze ausstoßen, während der mit langen fliegenden Rockschößen voranmarschierende Teufelsbeschwörer stolz erhobenen Hauptes und siegestrunkenen Blickes den Rosenkranz mit einer erstaunlichen Energie abbetet. Daß solch' ein widerliches Schauspiel jeden vernünftigen Menschen, der zufällig Zeuge desselben ist, nur Ekel und Abscheu, mitleidiges Achselzucken oder Hohngelächter erregen muß, liegt klar auf der Hand. Die Christenliebe und Wunderkraft des Fray Gregorio gehen aber noch weiter, denn er erlöst, als moderner Tetzel, auch die Seelen der als Sünder Gestorbenen aus dem Fegefeuer, wenn deren Anverwandte ihm das zur Bestechung des Höllenfürsten nötige Geld bezahlen, damit dieser ein Auge zudrückt und die betreffenden armen Seelen aus dem glühenden Schwefelflammenofen entwischen läßt. Ohne Geld aber keine Erlösung. Trotzdem nun die hier erscheinenden drei Zeitungen: La Razon, Los Debates und El Republicano energisch Front gegen solchen Unfug machen und sogar vom Polizeichef verlangen, die unter Anführung des würdigen Fray Gregorio die Stadt durchziehenden Heulbüßer als Tagediebe und Vagabunden aufgreifen und die Straßen von ihnen säubern zu lassen, so wagt das Polizeioberhaupt doch nicht einzuschreiten, um sich nicht mit den Fanatikern und Ultramontanen, die noch immer großen Einfluß besitzen, zu überwerfen. Fray Gregorio treibt daher nach wie vor sein Wesen und fährt ungestört

fort, die Dummheit der Menge zu seinem eigenen Vorteil gründlich auszubeuten. Stätig näher rückt jedoch dem zelotischen Klerus von verschiedenen Seiten her die Gefahr, die seiner Herrschaft ein Ende zu machen droht. Bereits vor zehn Jahren schon hatte die National=Regierung hier, um den verderblichen Einfluß der fanatischen Geistlichkeit auf die Bevölkerung zu paralisieren, zwei konfessionslose Schulen, das National=Kolleg und die Normalschule, gegründet und tüchtige, aufgeklärte Männer, von denen mehr wie die Hälfte Ausländer, zur Besetzung der Lehrerstellen hergesandt. War letzterer Umstand den Ultramontanen schon ein Dorn im Auge, so kannte ihr Zorn keine Grenzen mehr, als sie erfuhren, daß aus beiden Anstalten der Religionsunterricht ein für allemal verbannt sei; sie boten ihren ganzen Einfluß auf, die Eltern abzuhalten, ihre Kinder nach solchen Teufelsschulen zu schicken, wo diese ihres ewigen Seelenheils verlustig gehen und für immer der Verdammnis anheimfallen würden. Anfänglich schienen auch die Bemühungen der Dunkelmänner von Erfolg gekrönt zu werden, da die wenigen aufgeklärten Leute, welche ihre Kinder trotzalledem diese Schulen besuchen ließen, förmlich in den Bann gethan und von der Gesellschaft gemieden wurden. Die Lehrräume der beiden Anstalten blieben deshalb eine zeitlang fast leer, aber endlich mußten diejenigen, welche ihre Söhne studieren lassen wollten, sie doch in das National=Kolleg, als den einzigen zur Universität führenden Weg, schicken. Durch die Macht der Umstände wurde so dem Fortschritt die erste Bahn gebrochen, die sich, wenn auch langsam, mehr und mehr erweitern sollte. Wahrhaft überraschend waren die glänzenden Resultate des in der Normalschule erteilten Unterrichts, welche die von der Geistlichkeit geleiteten Stadtschulen vollständig in den Schatten stellten und den himmelweiten Unterschied zwischen jener ausgezeichneten Anstalt und diesen Schulen auch dem Befangensten klar machen mußten. Die Folge war, daß jetzt der Andrang zum Besuch der Normalschule, trotz aller Gegenanstrengungen der Ultramontanen, ein so gewaltiger ist, daß die bestehenden Räume die übergroße Zahl der Schüler und Schülerinnen nicht mehr zu fassen vermag und deshalb jetzt das schon geräumige Gebäude bedeutend vergrößert wird. Erwähnt soll noch werden, daß der Unterricht in der Normalschule nicht nur vollständig kostenlos ist, sondern daß den Kindern auch die nötigen Lehrmaterialien, wie Bücher, Atlanten, Papier, Tinte, Federn u. s. w. unentgeltlich geliefert werden.

Aber es kam noch besser. Abgeordnete des „Großen Orient“ in Buenos Aires langten hier an, um Vorbereitungen zur Gründung einer Tochterloge zu treffen. Die plötzlich losbrechende Wut des orthodoxen Klerus über das Auftauchen und ruhige Vorgehen der Freimaurerei drohte in Raserei auszuarten, die sich soweit verstieg, vom Gouverneur Dr. Nougués die Ausweisung oder Einkerkerung der Fremden und der Freimaurer zu verlangen. Obgleich nun der Gouverneur mit ganzer Seele auf Seiten der Ultramontanen steht und hier so unumschränkt wie ein asiatischer Herrscher regiert, so wagte er doch nicht gegen die Konstitution der Argentinischen Nation zu verstoßen, welche in ihrem Paragraph 14 allen Bewohnern der Republik, außer vollständiger Kultus= und Preßfreiheit, auch das Recht der freien Verbindungen ausdrücklich gewährleistet. Da die Provinzialregierung den vor Zorn knirschenden Pfaffen die Hand zur Unterdrückung der Freimaurer nicht bieten konnte, so beschlossen sie selbst den Kampf gegen diese zu beginnen, zu welchem Zweck sie zu dem dümmsten aller Mittel griffen, auf das sie nur verfallen konnten. Sie gründeten unter dem Titel „El Catolico“ eine im Kloster Santo Domingo von fanatischen Mönchen redigierte ultramontane Wochenschrift, die an Borniertheit, plumpen Ausfällen und rohen Schimpfworten ganz Unglaubliches leistet, wodurch das Blatt sich seit seinem ersten Erscheinen derartig zur Zielscheibe eines boshaften Witzes der unabhängigen Presse machte, daß es jetzt, durch zahlreiches Verlieren seiner anfänglichen Abonnenten, rasch dem Tode entgegen eilt. —

Alb. Amerlan.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Reiseerinnerungen.

2.

Der Wohlstand und Reichtum Brasiliens hängt von seiner Kaffeekultur und diese vom Fortbestande der Sklavenarbeit ab. Es ist sehr die Frage, ob durch Benutzung von Maschinen, Befolgung zweckmäßigerer Methoden der Kultur u. s. w. der Ausfall der nach einer bestimmten Reihe von Jahren aufhörenden Thätigkeit der Sklaven gedeckt werden wird. Daher hat man in den kaffeepflanzenden Distrikten wie in Rio, vielfach die Einführung chinesischer freier Arbeiter in Erwägung gezogen und teils befürwortet, teils verworfen. Diese Einführung wird aber notwendig werden, wenn es nicht gelingt europäische, besonders südeuropäische Arbeiter in die Kaffeeplantagen einzuführen und andrerseits in der freien nordeuropäischen, besonders deutschen Landarbeit in den Südprovinzen eine neue Quelle des Nationalreichtums zu begründen. Man befürchtet jedoch, wie es scheint, daß durch eine Erstarkung des germanischen Elementes in den an die La Plata=Staaten grenzenden Provinzen das Gleichgewicht der einzelnen Teile des großen Reiches gestört werden könne, und daß alsdann bei einem späteren, nicht unwahrscheinlichen Konflikte zwischen Brasilien und dem sich stark entwickelnden Argentinien sich die germanischen Bewohner von ihren portugiesisch=redenden Landsleuten trennen oder sich mit den spanisch sprechenden Argentinern vereinigen könnten. Man vermehre die Stärke der Zentralgewalt durch Gewinnung einer ihr ergebenen ländlichen nordeuropäischen, besonders deutschen Bevölkerung in den Provinzen, deren Losreißung man für möglich hält, und man wird nicht nur den Wohlstand, sondern auch die Sicherheit des Staatskörpers in hohem Maße gefördert haben. An den deutschen Kolonisten in Petropolis z. B. besitzt der Kaiser ergebenere Freunde als an vielen seiner Unterthanen portugiesischer Abkunft. Dort, in seinem von hübschen Anlagen umgebenen Palaste, liebt der Kaiser die heißen Monate zu verbringen; die Kolonisten, die ihm für ihre Ländereien und Häuser einen geringen Erbzins zahlen, leben, wenn auch meist nicht in besonderem Wohlstande, so doch in

sorgenfreieren Verhältnissen, als wie ihre oder ihrer Väter frühere Heimat ihnen bieten würde.

Den größeren Teil des Jahres pflegt der Kaiser aber in seiner, von ländlichen Anlagen umschlossenen, einem deutschen Landedelmannssitze vergleichbaren Quinta von Boa Vista zu verleben, die sich zwischen dem Campo Santa Ana und der Tijuca auf hügeligem Terrain erhebt. Der in Rio am Hafen gelegene, gleichfalls nicht sehr ansehnliche Palast dient nur an festlichen Tagen zu den üblichen Hofvorstellungen; in einem seiner Seitenflügel befindet sich die Bibliothek und der Sitzungssaal des historisch-geographischen Instituts, das sich vorzugsweise mit Bearbeitung brasilianischer Geschichte und Geographie beschäftigt und in welchem der Kaiser den Ehrenvorsitz führt. Verdienstvoller als die Arbeiten dieser meist bejahrteren Herren und des Zweigvereins der Lissaboner geographischen Gesellschaft zu Rio, sind diejenigen, welchen sich die Professoren des am Campo Santa Anna gelegenen von Dr. L. Netto geleiteten Nationalmuseums in ihren verschiedenen Laboratorien, öffentlichen Abendvorträgen, (denen der Kaiser häufig beiwohnt), und in einem regelmäßig erscheinenden Jahresberichte unterziehen. Die interessanten Versuche des Dr. Lacerda das Schlangengift durch Injektion von mangansaurem Kali zu neutralisieren, haben sich durch mehrfache Erfahrungen bestätigt. Außer den anthropologischen Vorträgen des Dr. Lacerda verdienen noch Erwähnung die botanischen Vorträge des Dr. Netto, die physiologischen des Dr. Couty, eines französischen Arztes, sowie diejenigen des Dr. Moreira über Nationalökonomie, Agrikultur und Kolonisation. Der reisende Botaniker des Instituts ist ein Braunschweiger, Namens Schwacke. Dr. Couty hat in einer besonderen Schrift seine Beobachtungen und Erfahrungen über den Wert der in den Südprovinzen wie in den La Platastaaten bereiteten Carne secca, das in dünnen Streifen luftgetrockneten Fleisches, für den europäischen Konsum und als Ausfuhrartikel Brasiliens eingehend mitgeteilt; seinem günstigen Urteile über den Nährwert und die Brauchbarkeit der guten Carne secca kann ich mich aus eigener Erfahrung anschließen, in Rio selbst zieht man der billigeren und passend zubereitet, von frischem Fleische kaum unterscheidbaren Carne secca das oft nicht besonders gute frische Fleisch vor. Das Vorurteil gegen Carne secca erklärt sich zum Teil aus dem Umstande, daß die Carne secca mit den üblichen schwarzen brasilianischen Bohnen, Feijão, die Hauptnahrung der Sklaven ausmacht. Auch in bezug auf den Nahrungswert der noch in Petropolis reichlich und wohl gedeihenden Bananen, über die ich A. von Humboldt's günstige Meinung teile, herrschen in den Produktionsbezirken dieser Frucht vielfach ungünstige Ansichten, die sich zum Teil aus Mißbräuchen in der Art ihrer Verwendung erklären. Neben dem Hauptnahrungsmittel: Fleisch, lebt man in Rio mehr von dem aus trefflichem nordamerikanischem Mehle bereiteten Weizenbrode als von den Früchten des Landes; in Petropolis wird daneben eine wohlschmeckende und stets wohlgedeihende große Art von Bataten, weniger süß als die westindische, täglich genossen, da sie billiger, einträglicher und viel nährender ist als unsere in Brasilien gleichfalls angebaute und gegessene Kartoffel.

Die dem Passeio publico gegenüber befindliche Nationalbibliothek mit schattigem, kühlem Arbeitszimmer, besitzt noch die während Napoleons Herrschaft über Portugal aus Lissabon nach Rio geretteten litterarischen Schätze. Uebrigens fehlt der Bibliothek noch ein gedruckter Gesamtkatalog, was ich um so weniger gerechtfertigt finde, als die Anfertigung eines solchen eine würdige Beschäftigung für mehrere der sich recht langweilenden austeilenden Beamten wäre.

Die seit etwa 1820 bestehende Bibliothek und das Lesezimmer der deutschen Gesellschaft „Germania", deren gesellige Abendunterhaltungen mit populären Vorträgen, Gesang-, Konzert- und Tanzvergnügungen den Fremden vergessen läßt, daß er auf südamerikanischem Boden sich befindet, bietet eine so reichhaltige Sammlung von wissenschaftlichen und populären vortrefflichen Büchern, wie sie nicht leicht in einer deutschen Provinzialstadt angetroffen wird. Außer einigen besseren portugiesisch geschriebenen Lokalzeitungen und der in Rio erscheinenden Deutschen Allgemeinen Zeitung, des unter dem Dichternamen Dranmor bekannten Chef-Redakteurs F. Schmidt, einigen englischen und französischen politischen und illustrierten Journalen liegen im Lesezimmer die bekanntesten deutschen Blätter, wie Gartenlaube, Kladderadatsch, Fliegende Blätter, Leipziger Illustrierte Zeitung, Ueber Land und Meer, Ausland, Weltpost, — politische wie die Kölnische- und Weser-Zeitung, die Augsburger Allgemeine Zeitung, das Berliner Tageblatt rc. auf.

Das von mir seiner englischen, französischen, portugiesischen und spanischen Zeitschriften und Werke wegen ziemlich regelmäßig besuchte portugiesische Lesekabinet in der Rua dos Benedectinos gebietet über bedeutende, von der sehr zahlreichen portugiesischen Kolonie gelieferte Mittel.

In den in portugiesischer Sprache erscheinenden Lokalblättern nehmen unter dem bunten Inhalt der Annoncen die Verfolgungen flüchtiger Sklaven und Sklavinnen, mit genauer Personalbeschreibung, stets einen ziemlich ansehnlichen Platz ein. Verkauf, Vermieten von Sklaven wechselt mit Verkauf von Pferden, Maultieren, Klavieren u. s. w. ab. Man glaube nicht, daß den Sklaven ein tiefes Gefühl des Wertes der ihnen versagten Freiheit fehle, wenn sie auch das Glück haben, von ihren Herren gütig behandelt zu werden, gegen deren Willkür sie in den meisten Fällen weniger das Gesetz, als das Interesse der Herren, von ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen, schützt; ich habe mich persönlich vom Gegenteile überzeugt, und Ermordung der Bedrücker ist nicht selten, selten aber gerichtliche Verfolgung der Herren wegen Mißhandlung oder gar Tötung der Sklaven in Aufwallung der Leidenschaft.

An illustrierten satirischen Blättern von sehr mittelmäßigem Werte, die die Person des Kaisers nicht immer sehr rücksichtsvoll behandeln, fehlt es in Rio nicht. Der Existenz eines Schmähblattes „O Corsario", das durch eine Meute schreiender Gamins in den Straßen feilgeboten, wie alles Gemeine und Freche ziemlich begierig gelesen wurde und nur von dem besseren Teile der Bevölkerung die verdiente Zurückweisung erfuhr, machte eine auf Veranstalten der Polizei unternommene Zerstörung der betreffenden Druckerei und zwangsweise Entfernung der Hauptmitarbeiter durch die Polizei ein Ende. Dieser Gewaltakt gegen dieses Schmutzblatt ward von der unabhängigen Presse mit Recht sehr entschieden gemißbilligt. Ein alter Belgier, van

Halle, der den Kaiser in wiederholten Artikeln im Journal do Commercio aus persönlicher Ueberzeugung gegen jene Angriffe warm verfochten, entzog sich persönlichen Mißhandlungen der Corsariopartei in der belebten Rua d'Ouvidor nur durch persönliche Verteidigung, da Polizeihilfe, wie oft in solchen Fällen, nicht zur Hand war und ein Offizier des brasilianischen Heeres ihm sogar den Eintritt in ein Haus wehrte, wohin er sich zurückziehen wollte.

Indianer und zwar solche vom Stamme der Sserentes, die sich mir nach halbstündiger Aufnahme eines Vokabulars und einiger Phrasen als Angehörige der über ganz Brasilien und einen Teil der La Plataländer verbreiteten großen Tupi-Guaranifamilie kundgaben, lernte ich in Rio in einem Gebäude des Campo Santa Anna näher kennen. Es war ein älterer Mann, eine Frau und drei jüngere Burschen, welche sieben Tage lang sich nach der Sonne richtend, von der Provinz Goyaz aus, durch ihre Wälder den Weg bis Rio gefunden hatten, um gegen Uebergriffe portugiesischer Nachbarn ihr Recht zu suchen. Uebrigens sieht man Hunderte, ja Tausende von Indianern oder ihren Nachkommen täglich in den Straßen von Rio, denn für Brasilien gilt dasselbe wie für Nordamerika, daß die Indianer nicht aussterben, sondern durch Rassenmischung trotz anfänglich überwiegend feindlicher Berührung mit den Weißen in deren Menge aufgehen, — daß ihre Sprachen verschwinden, ihre Typen aber in den Mischlingen erhalten bleiben, die nur selbst vergessen, daß sie einer Mischlingsrasse angehören. Derselbe natürliche Mischungsprozeß wiederholt sich stets da, wo verschiedene Rassen Jahrhunderte lang neben oder unter einander leben, und das sogenannte Aussterben der indianischen Rasse ist daher mehr oder weniger ebenfalls nur als ein scheinbares anzusehen. Das lange schwarze Haar und die Gesichtsbildung der Eingeborenen ist in solchem Grade chinesisch, daß ich in Petropolis eines Tags einen Chinesen als Indianer ansah, bis dieser mir seine Nationalität zu erkennen gab; andererseits unterschied sich der unzweifelhafte Sserentesälteste so wenig in seiner völlig europäischen Tracht von seinen sich als reine Europäer betrachtenden Landsleuten von Rio, daß ich mich bei ihm anfangs erkundigen mußte, wo sich die Botokuden, da die Zeitungen sie als solche bezeichnet hatten, aufzuhalten pflegten. Der Unterschied der sogenannten Naturvölker von den zivilisierten Menschen tritt zunächst und vor Allem in ihrem geistigen Leben hervor, das sich bei den jüngeren Sserentes durch einen verschleierten, wie auf das eigene Innere zurückgewandten Blick und durch tief aus der Brust geholte, wie mühsame hervorquellende Sprachlaute, als eine nicht an klare Gedankengestaltung gewöhnte Thätigkeit offenbarte.

Meine Reiseerinnerungen will ich mit einer Legende aus dem reichen Sagenschatze der Indianer schließen, welche dem Munde einer alten Tapuya am Amazonas entstammt. Sie erweckt ein weiteres ethnographisches Interesse, sofern sie an einen fast um die ganze Erde verbreiteten Volksglauben unter verwandter Bezeichnung des Dämons anknüpft.

Als eines Abends eine junge Tapuya, das Haar mit einem Kranze von Vanille und Jasmin geschmückt, aus dem See Marapé auf dem Yamunda allein ihrer großmütterlichen Hütte zuruderte, sah sie plötzlich in einem Kahne neben sich einen jungen Tapuyo, der sie so feurig anblickte, daß sie errötend zusammenschreckte. Behend und kräftig, mit nackten, wohlgebildeten und muskulösen Schultern und Schenkeln, durchschnitt er den Strom und verschwand zwischen Inseln. Seufzend, ohne zu wissen warum, führte sie ihr Boot der Heimat zu, wo die Großmutter bereits auf sie wartete und sie fragte: „Hast du etwa den Boto angetroffen?" Errötend ließ sie den Kopf hängen. „Du bist in deinem Herzen unglücklich, meine Enkelin", sagte prüfend zu ihr die Großmutter. Stumm barg das Mädchen die Stirn in ihrer Maquyra (Hängematte). — Dreimal schon hatte der Uratahy gesungen, als der Mond bleich und melancholisch sich erhob. Alles in der Hütte schien zu schlafen, als plötzlich die Hunde die Ohren spitzten und sich wütend an den Flussesrand warfen, wo die Wasser, von springenden und spielenden Botos aufgeregt, wallten und schäumten. In diesem Augenblicke stieg eilig eine Gestalt in weißen Kleidern die Schlucht hinab; es war die Tapuya, die nicht geschlafen und deren Herz beim geringsten Geräusche der Wasser am Strande aufgeschreckt war. Als ihre Füße den Wasserrand berührten, trat wieder tiefes Schweigen ein, die Botos verschwanden, und ein Nachen, der einen menschlichen Schatten führte, durchschnitt den Strom. Das junge Mädchen erkannte ihn, es war der Pira-yauará (Fischmann oder Boto). Unbeweglich verfolgte sie mit dem Blicke den Nachen, der anmutig dahinschwankte, als der Großmutter Stimme sie überraschte, die von der Höhe der Schlucht her rief: „Wohin willst du gehen?" Eilig füllte sie nun ihre Cuia (Calabassenschale) und stieg seufzend die Schlucht hinauf. Seit dieser Nacht vergingen viele Tage, und der See Marapé blieb Schauplatz der stummen Liebesbezeugungen der Tapuya und des Fischmanns. Das Mädchen ward immer trauriger und träumerischer. Umsonst erwartete die alte Großmutter eines Abends ihre Rückkehr vom Manival (Maniokapflanzung), es war fast Mitternacht und der Suinará (Strix clamator) ließ durch schwirrendes Lachen die Alte erzittern, die an der Hütte Thür saß. Ruhig liefen, durch den Mond versilbert, des Yamunda Wogen, als sie eine von der Strömung getragene weiße Gestalt erblickte, von Tucuchés (aschfarbenen Delphinen) umgeben, deren einige vorausschwammen, während die übrigen in einer Linie sich überschlugen. Wenige Augenblicke darnach vernahm man am Strande die Totenklage der über die Leiche ihrer Enkelin gebeugten Alten. Die Tapuya hatte sich verführen lassen in des Sees Tiefen zu gehen, um des Fischmanns Liebkosungen zu genießen. —

Der Glaube an den Boto, der sich auch in junge Männer verwandelt, um zu seinem Vergnügen die Mädchen bis in ihre Hütten zu verfolgen, ist übrigens noch heut selbst bei Behörden und Geistlichen am Amazonas so fest eingewurzelt, daß erstere, da es sich um einen Boto handelte, einen Vorfall ganz auf sich beruhen ließen, der einem Weißen das Leben gekostet. Man hatte das plötzlich eintretende Abmagern und Bleichwerden einer in ihrer Strohhütte allein wohnenden Tapuya ohne sichtbare Krankheitsursache Botokünsten zugeschrieben, einen Hinterhalt gelegt, den im Hafen aus dem Nachen springenden Weißen unbemerkt auf seinem Wege nach jener Strohhüte begleitet und als man den Ein-

getretenen nach leiser Oeffnung der Wand sich der Hängematte der Tapuya nähern sah, ihn durch einen Schuß niedergestreckt und die Leiche dem Flusse übergeben, im sichern Glauben einen Boto erschossen zu haben. Dr. Ferd. Schmidt.

Zur Berichtigung.

Im ersten Abschnitte, vor. Heft, Seite 117, 2. Spalte oben, muß es heißen: „Ueberhaupt konzentriert sich in der Rua do Ouvidor anstatt „in den oben erwähnten Straßen“ der Hauptverkehr der eleganten Welt Rio's ꝛc. So ist auch die Rua dos Ourivas eine Querstraße der Rua do Ouvidor, nicht der Rua direita. — Die von der Bai begrenzte Vorstadt Rio's heißt: „Botafogo“, nicht „Botafoga“. — Seite 118: Die erwähnte gefährliche Schlange heißt: „Jararaca preguiçosa“.

Hygiene und Volkswohl.

Als eines der wichtigsten Probleme, welches die Lösung der sozialen Frage in ihrem Gefolge hat, darf die Versorgung der niederen Klassen der Bevölkerung mit nahrhafter und billiger Kost gelten. Jeder Versuch, der gemacht wird, um durch praktische Verwertung einer rationellen Ernährung des einzelnen Menschen die Versorgung im Großen durchzuführen und dadurch auch die moralische Gesundheit der Massen zu heben und zu befördern, darf als eine verdienstliche Verbesserung des Loses der menschlichen Gesellschaft bezeichnet werden. Denn ist es nicht zumeist die leidige Magenfrage gewesen, welche die Menschen zur Entzügelung aller tierischen Triebe, die Völker zu Revolutionen trieb, — zur Auswanderung, gleichviel ob sie dadurch ihr Elend nur vertauschten oder verschlimmerten. Das Verdienst dieses Jahrhunderts ist es, die Ergründung und Förderung der Hygiene für das Volkswohl als eine der wichtigsten Aufgaben aufgestellt zu haben, eine um so schwierigere Aufgabe, als es galt die Gewohnheiten der „guten alten Zeit“ zum Besten der Gesamtheit gründlich zu reformieren. Die engen dumpfigen Stuben als Herde epidemischer Krankheiten machten luftigen gesunden Räumen Platz, — gemeinnützige Gesellschaften und humandenkende Fabrikherren schufen für die arbeitenden Klassen Wohnstätten, welche in jeglicher Hinsicht alle Ansprüche der Hygiene erfüllten; für genügende Beschaffung guten Trinkwassers, für öffentliche Bäder, für helle, weite und gesunde Räume für die Volksschule ward gesorgt, endlich traten wissenschaftliche Männer (wie Bock, Reclam, Niemeyer u. a.) als Lehrer des Volkes auf, um das Verständnis für eine rationelle Lebens- und Ernährungsweise in alle Kreise zu tragen. Angesichts der fort und fort steigenden Verteuerung der Lebensmittel, wie andererseits der immer drückenderen Lage der unteren Volksschichten beschäftigten sich ihrerseits Chemiker und Volkswirte mit der Aufgabe wohlfeilere Nahrungsmittel ausfindig zu machen und so entstanden all die Surrogate und Konserven, welche dem Volke wohl billigere und wohlschmeckende Ersatzmittel boten, den wichtigsten Teil der Aufgabe aber: den Nährwert noch ungelöst ließen. Nur einer trat vor einigen Jahrzehnten auf diesem Gebiete als wirklicher Reformator auf, dessen Name auch ohnehin der Unsterblichkeit angehören würde: Justus von Liebig. Mit weittragendem Blick hatte er erkannt, welche Nährschätze für die Menschheit in dem unermeßlichen Rinderreichtum der La Plata-Länder noch der Ausnutzung harrten, wie hier für die darbende Bevölkerung der europäischen Staaten ein Quell zu eröffnen sei und nach vielen Versuchen kam er auf die glückliche Lösung, im Fleischextrakt eine überaus nahrhafte Zugabe für den bürgerlichen Haushalt zu bieten, deren Verwendbarkeit sich aber nur auf die Herstellung einer kräftigen Fleischbrühe beschränkt. In einem in Fray Bentos (Uruguay) ansässigen Deutschen Namens Gibert, fand Justus Liebig nach Aufbringung des nötigen Anlagekapitals einen thatkräftigen Förderer seines großen Gedankens. Der energischen und umsichtigen Leitung desselben ist es nach mehr als zehnjähriger harter Arbeit gelungen den Weltruf der in der Nähe von Fray Bentos gelegenen Fabrik, der Liebigs Fleischextrakt-Gesellschaft zu begründen. Nach Gibert's Tode ging das Direktoriat in englische Hände über und ist es zu beklagen, daß das deutsche Kapital aus eigener Schuld nur teilweise hierbei beteiligt ist. Während der Schlachtsaison sind in dem Etablissement an 500 Arbeiter beschäftigt, unter denen sich etwa 20 meist fest angestellte Deutsche befinden. In Fray Bentos beziffern sich unsere Landsleute nach den jüngst von der Deutschen Admiralität auf Grund der Berichte des Kommandos des Kanonenbootes „Albatros“ veröffentlichten Nachrichten auf nahezu 200, die teils in der Stadt und der Schlächterei, teils als Landwirte auf kleinen Bauernhöfen in der Umgegend ihren Wohnsitz haben. In der Stadt selbst ist eine deutsche Apotheke, eine deutsche Sattlerei, Bäckerei, Tischlerei und Brauerei. Es befindet sich dort eine englisch-deutsche Kirche nebst zugehörigem Begräbnisplatz und eine deutsche Privatschule. —

Ein Forscher wie Justus von Liebig nun, war sich wohl bewußt, daß seine Verwertung des Fleischreichtums Südamerikas nur der erste Schritt war, er sprach es offen aus: „Wäre es möglich, zu einem annehmbar billigen Preise ein Präparat herzustellen, das die Eiweißstoffe zusammen mit den Extraktivstoffen in sich vereinigen würde, so würde ein solches Präparat meinem Fleischextrakt vorzuziehen sein, denn dasselbe würde alle nährenden Bestandteile des Fleisches enthalten.“ Und diese Aufgabe der Wissenschaft, haben wir die Genugthuung, ist heut' wiederum von Deutschen glücklich gelöst, als das Ergebnis langjähriger Versuche des Prof. Dr. Franz Hoffmann und Dr. C. A. Meinert zu Leipzig: in dem Carne pura. Seitens des Vereins zur Förderung des Wohles der Arbeiter „Concordia“ zu Mainz war im vorigen Jahre ein Preis für die beste Beantwortung der Frage: „Wie nährt man sich gut und billig?“ ausgesetzt worden. Es sollte die Schrift so abgefaßt sein, daß jede Hausfrau sich selbst darnach ausrechnen könne, wie unter Berücksichtigung des in den verschiedenen Gegenden abweichenden Geschmackes eine den Ansprüchen der Physiologie genügende Ernährung in der billigsten Weise bewerkstelligt werden könne. Das Preisgericht, bestehend aus Prof. Dr. C. von Voit in München, Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Beneke in Marburg und Prof. Dr. Forster in Amsterdam, erkannte den Preis einstimmig der von Dr. C. A. Meinert eingelieferten Arbeit zu. Diese jetzt im Druck erschienene Schrift*) ist eine

*) „Wie nährt man sich gut und billig?“ Ein Beitrag zur Ernährungsfrage von Dr. C. A. Meinert, Verf. von „Armee- und Volksnährung“, „Speisen- und Nährstoffswandtafeln“, „Fliegende Volksküchen“ ꝛc. Durch E. S. Mittler & Sohn, Berlin à 50 Pfg. zu beziehen.

glänzende Darlegung der Ernährungstheorien, welche den Verfasser zur Auffindung der Carne pura führten. In durchaus gemeinverständlicher Weise behandelt er hierin die Aufgaben der Ernährung, die Nahrungsstoffe, den Gehalt der verschiedenen Nahrungs- und Genußmittel in zahlreichen Tabellen und indem er eingehend das Thema erörtert: wie viel soll die tägliche Nahrung an Nährstoffen enthalten? gibt er 14 tägige Normalspeisezettel für Familien von drei Erwachsenen (Mann, Frau und 2—3 Kinder), zur Beschaffung der pro Kopf und Tag nötigen 100 g Eiweiß, 50 g Fett und 500 g Kohlenhydrate. Solche Speisentabellen (das erste und zweite Frühstück, Mittag, Vesper und Abendbrot umfassend) stellt er für Familien auf, die bei einer Jahreseinnahme von etwa 800 Mk. für die tägliche Ernährung 132 Pfg. auszugeben haben, für solche mit einem Ernährungsbudget von 172 Pfg. pro Tag bei etwa 1100 Mk. Jahreseinnahme — und für eine tägliche Kost zu ca. 2¼ Mk. bei 1500 Mark Jahresgehalt. Wie wissenschaftlich und praktisch Dr. Meinert diese Aufgaben unter Erreichung des Nährgehalts, der Mannigfaltigkeit und des Wohlgeschmacks gelöst, ist wahrlich bewundernswürdig! So manche goldne Regeln für Hausfrauen sind ferner in diesem Buche enthalten, zu dessen weitester Verbreitung jeder Volksfreund beitragen sollte. — Was ist nun Carne pura, welches nach der besprochenen Schrift gerade den arbeitenden Klassen ein überaus wertvolles Nährmittel werden soll? Kurz gesagt, es ist das Fleisch selbst jener in voller Kraft auf den südamerikanischen Pampas weidenden Rinder, — das, nachdem alle Knochen und Fettbestandteile entfernt, gedörrt und fein pulverisiert wird. Es gewinnt dadurch eine unbegrenzte Haltbarkeit, während es ca. 70% animalisches Eiweiß enthält und in seiner Pulverform in mannigfachster Weise als Nährmittel zur Verwendung gelangen kann. So dient Carne pura nicht nur zur Bereitung von ausgezeichneter Bouillon, sondern ist auch von der in Bremen mit Filiale in Berlin begründeten Carne pura-Aktiengesellschaft bereits als Bestandteil von Erbsen, Bohnen- und Linsenmehl, in Präparaten als Fleischbrotsuppe, Fleischgraupen und Fleischnudeln 2c., sowie als Carne pura-Cacao und Carne pura-Biscuits in den Handel gebracht. Wie nun die Carne pura, je wohlfeiler sie wird durch Vergrößerung der Fabrikanlagen (welche auch in Buenos Aires zur Ausführung gelangen), um so mehr dazu berufen ist, als Volksnährmittel von außerordentlicher Bedeutung zu werden, — im Felde, wie bei Ausrüstung von Entdeckungsreisenden und Missionären als ein in geringem Umfang den höchst möglichen Nährwert bietendes Nahrungsmittel von hohem Werte sein wird, — so sollten sich auch die Auswandererfamilien mit den verschiedenen Carne pura-Präparaten versehen. Geradezu unschätzbar werden sie dem Emigranten auf dem Schiffe sein, wenn die Kost ihm nicht mundet, wie nicht minder als Proviant für die ersten Wochen im fremden Lande, wo er mit Sprache und Münze nicht vertraut. In allen Städten sind ja jetzt Verkaufsstellen dieser Präparate, bei Mangel an solchen wende man sich direkt an das Bureau der Gesellschaft in Berlin (Küstrinerplatz 9). Möge diese Anregung recht vielen Auswandererfamilien von Nutzen sein. R. L.

Die Amerikaner der Zukunft.

Unter diesem Titel brachte die Anglo-american Times vor einiger Zeit einen bedeutsamen Artikel, der unsere Leser interessieren dürfte. Anknüpfend an die gewaltige Einwanderung nach Nordamerika, deren gleichmäßige Zunahme sie ständig annimmt, kommt sie auf die Vermehrungsfähigkeit der Angesiedelten zu sprechen. Als Maßstab hierfür führt sie die Ergebnisse des letzten kanadischen Zensus an, welcher die Nationalität und Nachkommenschaft eines jeden Einwohners angibt und nachweist, daß von jedem deutschen Ansiedler in Kanada durchschnittlich 10,8 Personen abstammen. Somit haben sich die Deutschen durch natürliche Zunahme nahezu um das elffache vermehrt, während der Schotte sich dagegen nur um 6¹/₁₀, der Engländer um 5⁴/₁₀, der Irländer um 4¹/₁₀, der Skandinavier um 2¹/₁₀ vermehrte. Der Deutsche in Amerika nimmt hiernach zweimal so schnell als der Engländer und mehr als zweimal so schnell als der Irländer zu. Nach den 250 000 Deutschen, welche sich jährlich nach den Vereinigten Staaten ergießen, um ihre schon daselbst befindlichen Landsleute zu verstärken, gewinnt es daher den Anschein, daß die Vereinigten Staaten in nächster Zukunft in hohem Grade germanisiert würden, mit einem Zusatz keltischer Mischung. Aus dieser Verschmelzung wird in einem andern Jahrhundert das am meisten kosmopolitische Volk der ganzen Welt hervorgehen. Dieses Volk, welches unter dem günstigen Einfluß eines gesegneten Klimas und einer freien Verfassung steht, welche die Ausübung und Entwickelung jeder Art von Denken und Thun gestattet, wird weniger von der Engherzigkeit und Beschränktheit der menschlichen Natur an sich haben und einen weit liberaleren und fortschrittlicheren Charakter annehmen als irgend eine in sich abgeschlossene Nationalität. Erst mit dem 20. Jahrhundert wird die amerikanische Nation ihren permanenten Charakter sich angeeignet haben. —

Dieses Zugeständnis der Germanisierung Nordamerikas seitens eines englischen Blattes wie die „Anglo-american Times", zeigt zur Genüge, daß die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von eingreifendstem Einflusse auf die Formation des noch fort und fort im Werden begriffenen nordamerikanischen Volksstammes ist und wir, je mehr sich dieses mächtige Weltreich entfaltet, eine dort Deutschland am meisten verwandte Nation sich entwickeln sehen werden.

Auch der New Yorker „Sun" nahm jüngst Anlaß bei Besprechung des von den Abkömmlingen der frühesten „Ansiedler" Amerikas gefeierten 262. Jahresfestes der Landung in Plymouth in treffender Weise darauf hinzuweisen, daß das amerikanische Volk durch die neue Einwanderung in ständiger Umwandlung begriffen. Die in Castle Garden zu New York Landenden räumen mit den Vorurteilen Neu-Englands auf und ihre Zahl ist so groß, daß sie auch die Abkömmlinge jener ersten Ansiedler verschwinden lassen, deren Vermehrung so wie so eine geringe ist. In mehreren Staaten des Westens, sagt der „Sun", bilden diese späteren Einwanderer und deren Abkömmlinge bereits die Mehrheit der Bevölkerung; so auch in New York und bald voraussichtlich auch in Boston. Sie ändern nicht blos den

gesellschaftlichen Status in den Mittel- und Weststaaten, sondern auch in Neu-England. Nur der Süden hat ihrem Einfluß widerstanden. Die physischen und geistigen Merkmale der jetzigen Amerikaner haben eine sehr bedeutende Aenderung erfahren, seitdem diese zehn Millionen neuer Einwanderer im Lande sind. Die amerikanischen sozialen Anschauungen, wie die amerikanischen Vorurteile sind durch jene neue Bevölkerung durchaus modifiziert worden. Mit einem Worte: Die späteren Einwanderer stellen sich allmälig an die Spitze. Sie machen die besten Manufakturarbeiten, während der Yankee sich im allgemeinen zu denselben nicht hergibt. Wenn dieser kein „Herr" sein kann, so hat er überhaupt keine Lust, sich mit mechanischen Gewerben zu befassen. Selbst in der Landwirtschaft sind die Deutschen voraus und in Neu-England gehen sehr viele der alten Farmen, welche seit Generationen von Familien der alten Ansiedler bewirtschaftet wurden, in die Hände von Irländern über. Diese und die Deutschen werden wahrscheinlich die Marktgärtnerei, welche für die Zukunft wohl das Profitabelste in dem landwirtschaftlichen Betriebe der dichtbevölkerten Teile Neu-Englands sein wird, zum größten Teil an sich reißen. Vor vierzig Jahren gehörten die Vereinigten Staaten noch den alten Einwanderern und ihren Abkömmlingen. Neu-Englands Ideen und Neu-Englands Energie hatten den dominierenden Einfluß auf das soziale Leben, Handel und Politik, wie Litteratur und Religion. Aber seitdem ist eine ganz neue Sorte Einwanderer angekommen, die ganz entgegengesetzte Ideen haben, und die Union der Zukunft wird nach ihren Anschauungen geformt werden. Dann werden sie auch durch den fortwährend neuen Zustrom von Gleichgesinnten über den Atlantischen Ozean unterstützt werden. —

Es ist äußerst selten, daß ein anglo-amerikanisches Blatt sich über ein solches Thema so rückhaltslos ausspricht und die Segnungen der Einwanderung, namentlich der deutschen, in derartiger Weise anerkennt.

Deutsch-Amerikanisches Liebeswerk.

III.

(Siehe 5. und 6. Heft.)

Der Präsident des Deutschen Reichstages hat in der Sitzung vom 3. April die seit dem 16. Februar d. J. für die deutschen Überschwemmten eingetroffenen Liebesgaben aus den Vereinigten Staaten und Kanada aufgeführt, von denen wir folgende zur Ergänzung unserer früheren Angaben zu verzeichnen haben:

Aus den Vereinigten Staaten:

83.	Watertown, Wisconsin	Mk.	1,619.—
84.	Madison, Wisconsin	„	4,473.51
85.	Denison, Texas	„	207.—
86.	Dubuque, Iowa	„	10,000.—
87.	Waterville, Kansas	„	250.—
88.	Allentown, Pennsylvania	„	601.95
89.	Molline, Illinois	„	1,691.—
90.	Albany, New York	„	18,404.70
91.	Columbus, Ohio	„	15,500.—
	Latus	Mk.	52,747.16
	Transport	Mk.	52,747.16
92.	Leavenworth, Kansas, 2. Rate	„	210.—
93.	Michigan	„	2,100.—
94.	Port Huron, Michigan	„	1,000.—
95.	Wausau, Wisconsin	„	687.—
96.	San José und Santa Clara, California	„	5,984.20
97.	Freemont, Ohio	„	543.70
98.	Buffalo, New York	„	25,000.—
99.	Atchison, Kansas	„	600.—
100.	Reading, Pennsylvania	„	8,718.—
101.	Crestline, Ohio	„	1,400.—
102.	Ackley, Iowa	„	293.20
103.	Massilon, Ohio	„	4,933.—
104.	New Bremen, Ohio	„	946.—
105.	Chilton, Wisconsin	„	450.—
106.	Mansfield, Ohio	„	2,651.86
107.	La Fayette, Indiana	„	2,730.—
108.	Morris, Illinois	„	300.—
109.	Youngstown, Ohio	„	6,795.20
110.	Pittsburgh, Pennsylvania, 2. Rate	„	1,613.—
111.	Greenville, Pennsylvania	„	500.—
112.	Altoona, Pennsylvania	„	2,823.—
113.	Mount Clemens, Michigan	„	470.—
114.	Atlanta, Georgia	„	2,546.—
115.	San Francisco, 5. Rate	„	3,750.—
116.	Sterling, Illinois	„	1,342.—
117.	Newark, New Jersey, 2. Rate	„	2,589.60
118.	Corry, Pennsylvania	„	800.—
119.	Toledo, Ohio, 2. Rate	„	2,076.—
120.	Clinton, Iowa	„	585.—
121.	Racine, Wisconsin	„	2,018.—
122.	Fort Maginnis, Montana	„	42.—
123.	Coshocton, Ohio	„	247.45
124.	Millersville und Rohrestown, Pennsylvania	„	154.—
125.	New Ulm, Minnesota	„	647.—
126.	Portchester, New York	„	315.—
127.	Meriden, Connecticut	„	563.50
128.	Freeport, Illinois	„	616.70
129.	Minneapolis, Minnesota	„	2,550.—
130.	Ashland, Ohio	„	571.—
131.	Waterloo, Iowa	„	2,810.—
132.	Plattsmouth und Cass County, Nebraska	„	1,667.—
133.	Lawrence, Massachusetts	„	904.70
134.	Trenton, Michigan	„	141.—
135.	Wyandot, Michigan	„	407.—
136.	Muscatine, Iowa	„	1,179.—
137.	Jackson, Michigan	„	1,813.—
138.	Oakland, California	„	694.89
139.	Oneida, New York	„	157.—
140.	Rochester, Minnesota	„	2,380.—
141	Junction, Kansas	„	274.—
142.	Oswego, New York	„	830.—
143.	Nashville, Illinois	„	1,400.80
144.	St. Joseph, Missouri, 2. Rate	„	2,520.—
145.	Galion, Ohio	„	2,344.—
146.	Springfield, Illinois	„	3,352.—
147.	County Keokuk, Iowa, 2. Rate	„	532.—
148.	Evansville, Indiana, 2. Rate	„	3,801.25
149.	Fort Wayne, Indiana	„	3,950.—
150.	Centralia, Illinois	„	1,500.—
151.	Galveston, Texas, 3. Rate	„	6,255.45
	Latus	Mk.	183,821.66

	Transport	Mk. 183,821.66
Aus Kanada:		
152. Elmira	„	1,194.10
153. Berlin	„	3,200.—
		Mk. 188,215.76

Durch Kursdifferenzen und Nachträge erhöhten sich folgende bereits im 5. und 6. Hefte der „Weltpost“ gemeldeten Spenden noch um:

37. Sheboygan, Wisconsin	Mk.	20.—
46. Tiffin, Ohio	„	183.—
48. New York, 5. Rate	„	7,359.65
49. Milwaukee, 2. Rate	„	2,680.—
51. Sandusky, Ohio	„	3,478.—
53. Hazleton, Pennsylv.	„	988.50
55. Sebewaing, Michig.	„	324.—
58. Keokuk, Iowa	„	69.—
59. Brooklyn, N. Y.	„	2,348.—
66. Grand Rapids, Michig.	„	733.—
68. Utica, N. Y.	„	51.—
71. Lincoln, Nebraska	„	412.40
73. Indianapolis, Indiana	„	1,265.67
75. Bridgeport, Connecticut	„	1,282.—
81. Detroit, Michigan, 5. Rate	„	7,555.—
	Mk.	216,964.98
Hierzu den im 6. Hefte aufgeführten Betrag von	„	1,031,649.69
sodaß die Totalsumme der Gaben aus Nordamerika nunmehr die Höhe von	Mk.	1,248,614.67

erreicht hat.

Mit dankbarer Anerkennung hat der Präsident des Reichstags zugleich ausgesprochen, daß der Hauptanteil an den auch anderweitig aus edelmütiger Gesinnung zugeflossenen Spenden wiederum auf die Vereinigten Staaten von Amerika fiele, und wenn auch unter den Gebern viele Bürger nichtdeutscher Herkunft seien, so sind es nach den Begleitschreiben besonders unsere alten Stammesgenossen, welche selbst durch die Überschwemmung, die auch Amerika in manchen seiner Staaten heimgesucht hat, sich nicht abhalten ließen, uns von neuem reichliche Gaben zufließen zu lassen. „Ich kann nicht unterlassen“, rief der Präsident aus, „aus einem aus Evansville im Staate Indiana mir zugegangenen Schreiben ein paar Sätze zu verlesen, welche die Gesinnung der Geber in deutlicher Weise kennzeichnen. In diesem Schreiben heißt es:

„Da unsere Stadt am Ohiostrome liegt, indessen so glücklich war, durch ihre günstige Lage mit beinahe 40,000 Einwohnern von Überschwemmungen verschont zu bleiben, so waren unsere Nachbarn um so unglücklicher, und wir mußten diesen zu Hilfe eilen. Aus diesem Grunde wurde diese Einlage schwächer als unsere erste. Sie dürfen sich indessen versichert halten, daß jede Mark mit Liebe und Freundschaft für das alte Vaterland gegeben wurde.“

In der Hoffnung, daß diese Worte vielleicht auch jenseits des Ozeans gehört werden, danke ich im Namen des deutschen Reichstages und im Namen Deutschlands den hochherzigen Gebern.“ — Ein wiederholtes lebhaftes Bravo folgte den Worten des Präsidenten, welches in allen Gauen unseres Vaterlandes, sobald die Kunde des unermüdlichen Liebeswerkes unserer Brüder jenseits des Ozeans von Ort zu Ort getragen sein wird, ein Echo finden wird. —

Leider können wir von unserer Sammlung zu gunsten der Überschwemmten in den Vereinigten Staaten keinen großen Fortgang melden. Nach Absendung des an das Konsulat der Vereinigten Staaten zu Leipzig zur Übermittelung an den Präsidenten Arthur bereits abgelieferten Betrages von Mk. 506.50 liefen ein: Grebe in Schwiedt 3 M., — Dr. Grundemann in Mörz 3 M., — Dr. Carl Wolf in Leipzig 3 M., — Roßweiner Anzeiger, 2. Rate, 8 M. 50 Pf., — E. E. 3 M.; somit im ganzen 527 Mk. Hoffentlich werden wir hiermit unsere Sammlung noch nicht abzuschließen brauchen. Die Nachrichten von „drüben“ melden von der herzlichen Freude, die unsere Stammesangehörigen über jede, auch die geringste Gabe empfinden, welche ihnen zur Stillung der Not, als ein Zeugnis unseres treuen Mitgefühls aus der Heimat zufließt. R. L.

Ein deutscher Pfadfinder in Afrika.

Auf dem Ende März in Frankfurt a. M. stattgefundenen III. Deutschen Geographentag war der dunkle Erdteil unter den zahlreichen gediegenen Vorträgen dreifach behandelt und zwar waren die Redner Männer, deren Namen mit der Erforschungsgeschichte dieses Erdteils für alle Zeiten verknüpft sein werden. Dr. Max Buchner sprach über die Ethnographie Südwestafrikas, auf Grund seiner höchst interessanten Beobachtungen, — Dr. Pechuël-Loesche über den Gebirgslauf des Kongo, von dem er erst vor einigen Monaten zurückgekehrt, und als Dritter im Bunde trat der jüngste der deutschen Afrikaforscher, Lieutenant Wißmann, hier auf, um in seinem Vaterlande zum ersten Male vor einer vieltausendköpfigen Versammlung über seine zweijährige glückliche Durchkreuzung des äquatorialen Afrikas Bericht zu erstatten. Der mit Spannung erwartete und mit Jubel begrüßte Reisende erzählte in frischer, plaudernder und anspruchsloser Weise von seiner mühsamen, gefahrvollen Fahrt, als wenn es sich um eine Promenade mit einigen kleinen, Abwechselung bietenden Hindernissen handelte.

Während Stanley den im weiten nach Süden geöffneten Bogen Afrika durchströmenden Kongo klargelegt hatte, setzte sich die Afrikanische Gesellschaft in Berlin die Aufgabe, durch ihre Gelehrten die südlichen Zuflüsse des Kongo zu erforschen. Mit dieser Aufgabe und von dem Gebiete des Negerfürsten Mudinjamvo's aus weiter nach Osten vorzudringen, wurde im Jahre 1880 Leutenant Wißmann als Begleiter des erfahrenen Afrikareisenden Dr. Pogge ausgesandt. Im November begannen sie ihre Fahrt den Kuanza aufwärts. Glücklich gelangten sie nach Kimbunda, dem äußersten portugiesischen Posten im Innern Afrikas, in dem nur zwei Kaufleute und einige Deportierte das europäische Element vertreten. Hier trafen durch Zufall im Herzen Afrikas sechs deutsche Männer zusammen, die ihre Kräfte der großen Aufgabe der Erforschung Afrikas widmen, außer Pogge und Wißmann Major v. Mechow mit zwei Begleitern und Dr. Buchner, der sechs Monate lang bei Mudinjamvo geweilt hatte. Von dem letzteren erfuhren sie, daß durchaus keine

Hoffnung sei, vom Mudinjamvo nach Osten durchgelassen zu werden, daß vielmehr dieser König all seinen untergebenen kleineren Herrschern Weisung gegeben habe, alle Europäer an seinen Hof zu bringen, wo er sie gründlich aussauge und dann zurückschicke. Dennoch glaubten die Forscher ihrem Auftrage gemäß wenigstens den Versuch machen zu müssen, in der vorgeschriebenen Richtung vorzudringen, welches Vorhaben sie auch begannen, nachdem sie sich innerhalb dreier Monate in Kimbunda mit Tauschartikeln ausgerüstet hatten.

Ehe sie weit gelangt waren, begegnete ihnen ein Portugiese, der von einem Streifzuge mit einem Neger zurückkehrte, welcher nicht nur die Aussagen Buchner's bestätigte, sondern auch mitteilte, daß nach Norden hin auf einem vortrefflichen Wege das Innere mit Leichtigkeit zu erreichen sei. So beschlossen die Forscher entgegen ihrem Auftrage zunächst nach Norden den Luelle und Tschikapa vorzudringen, zumal da Feindseligkeiten zwischen den Negerstämmen ein rasches Vordringen hinderten. Obwohl die Fürsten der hier wohnenden Stämme die Weisung haben, alle Europäer zum Mudinjamvo zu führen, gelang es den Reisenden, im Gebiete einer Fürstin diese Sperre zu durchbrechen, und erreichten so bei Kikassa den Kassai, einen Strom, dessen Wassermasse so groß ist, daß Stanley bei dessen Mündung in den Kongo nicht wußte, welcher als der wahre Stammfluß zu betrachten sei. Einen vollen Tag nahm der Uebergang über den Kassai in Anspruch. Als noch die letzten Leute auf dem westlichen Ufer des Stromes weilten, ließ ein großer Häuptling der Tuschilange, in deren Gebiet sie sich nun befanden, dem Führer der Fähre befehlen, Pogge und Wißmann nicht über den Strom zu lassen; als man aber sah, daß der Befehl zu spät kam, mußte der habgierige Fürst den Thatsachen weichen. So gelangten sie ungehindert zum Lulua, einem Zuflusse des Kassai. Hier herrschten zwei mächtige Fürsten, Mugenge und Kingange, welche in steter Eifersucht gegen einander lebten. Beide luden die Europäer freundlich ein, aber jeder wollte sie allein an seinem Hofe haben. Mugenge, als der ältere, gönnte sie Kingange nicht, welcher aber seinerseits glaubte, die größere Macht zu besitzen. Endlich verständigte man sich, daß Pogge den einen, Wißmann den andern besuchte. Hier kam den Reisenden eine Fabel sehr zu statten, die sich an ihre Personen knüpfte. Die Vorgänger beider Könige waren nämlich nach der Westküste gegangen zu den Kiokos und waren verschollen; wahrscheinlich waren sie totgeschlagen und beraubt worden. Dr. Pogge galt nun für den aus dem Geisterreich als Bleichgesicht heimgekehrten König Kassongo Muneme und Wißmann für Kabassu Babu, die erschienen seien in ihren alten Reichen, um sich über deren Zustand zu überzeugen. Beiden Reisenden wurden demnach wie Fürsten hohe Ehren erwiesen. Der König Tschingenge setzte Lieutenant Wißmann auf einen höheren Stuhl, während er sich selbst niedriger setzte und sich mit Staub bedeckte und Wißmann als Kabassu Babu anredete. Einige Tage später langte auch „seine Mutter", eine alte Negerin an, um ihren wiedererstandenen Sohn zu begrüßen; Wißmann empfing sie selbstverständlich sehr freundlich. Da Küssen bei den Negern nicht Sitte ist, so verehrte er ihr eine breite Perlenkette; sie dagegen versprach ihm seinen Reichtum in möglichst kurzer Zeit zu senden, — derselbe bestand in 40—50 Frauen und etwas Elfenbein. Unser Reisender ersuchte sie, sich nicht zu sehr zu beeilen und seine Schätze vorläufig noch in ihrer Obhut zu behalten. — Als unsere Reisenden endlich weiter ziehen mußten, wollten beide Fürsten ihnen das Geleit geben, doch einigte man sich endlich friedlich, daß Mugenge mit 200 Männern und Weibern sie begleiten solle. Zunächst wurde der fabelhafte See, von welchem schon Ingenieur Schütt und Dr. Buchner gehört hatten und von welchem die Reisenden fortwährend mit Lügen unterhalten wurden, besucht. Der Name des Sees Mukamba drückt aus, er sei so groß, daß ein Vogel ihn nicht überfliegen könne, ohne hineinzufallen; es hieß weiter, es sei unmöglich auf ihm zu fahren, denn Alles würde durch die Macht der Wellen ans Land geschleudert, Tiere wie Flußpferde, Krokodile finde man nicht. Als man glücklich an diesem See angelangt war, zeigte sich die ganze Unhaltbarkeit des Märchens, denn in fünf Stunden wurde er von Wißmann umritten. Kurz darauf erlebten die Reisenden die letzte Meuterei ihrer Träger. Die Unverbesserlichen wurden zurückgelassen, und zwar, wie es ihnen angedroht war, ohne jeglichen Schutz und ohne Existenzmittel. Sollte der Zweck der Reise erreicht werden, so mußte zu solch energischen Mitteln gegriffen werden, denn sonst wäre man jeden Augenblick in die Gefahr gekommen, aufgehalten zu werden. Nun ging es weiter in das Land der Tuschilanges. Ein wilder Stamm, die Männer wild bemalt und prächtig bewaffnet, sodaß sie der Begleitung Furcht einflößten. Zu Tausenden standen die Menschen da und staunten die Weißen an, wie sie auf ihren Stieren ritten, die sie nur als wilde, unbändige Tiere kannten. Wenn die Masse die Fremdlinge etwas unbequem belagerte, so wurde ein Schuß abgegeben, welcher das Zeichen einer panischen Flucht von Tausenden von Menschen wurde. Das gab den Leuten der Reisenden Mut; sie machten sich sogar hin und wieder das Vergnügen, die Strohmatten mit einem Stock auszuklopfen, was einen Knall, ähnlich einem Gewehrschuß, gab, worauf die Menge auseinanderstob. Auf dem Weitermarsche gelangte man nun zu dem Flusse Lubi, wo man auf ein neues Volk, das sich Basonge nennt, stieß. Dasselbe schilderte Redner als außerordentlich hochstehend. Es wohnt in großen, schönen, geräumigen Häusern, in schönen reinlichen Dörfern zusammen, die von Palmen und Bananen umgeben und überschattet sind. Die Bewohner derselben machen einen im höchsten Grade freundlichen, glücklichen Eindruck, sodaß man als erster Europäer, wenn man in diese Dörfer plötzlich hineinkommt, sich manchmal fragt, von welchem Vorteil wohl für die armen Eingeborenen der erste Eindringling der Zivilisation sei? Vergegenwärtigt man sich den Verderb, welchen die Zivilisation in Westafrika im Gefolge hatte, so überschleiche einem ein unheimliches Gefühl. Nach überaus großen Anstrengungen und Gefahren, die mehr als einmal das Leben der Reisenden bedrohten, gelangte die Expedition endlich nach Niankе, wo Pogge umkehrte und Wißmann nach dem Tanjanika-See weiterzog. Den König Mirambo, den Schrecken des gesamten südafrikanischen Ostens, suchte der kühne Reisende in seiner eigenen Residenz auf und dieser nahm ihn außerordentlich freundlich auf. Der Negerfürst erkundigte sich bei zwei Flaschen Champagner, die

derselbe irgend wo erbeutet und nun dem Reisenden vorgesetzt hatte, lebhaft nach dem deutschen Kaiser und trug Wißmann herzliche Grüße für diesen auf. In Donda traf er endlich wieder Deutsche, die Afrikareisenden Reichard und Dr. Böhm; aber der schönste Tag seines Lebens, so schloß Wißmann, sei es gewesen, als er sein Ziel, den Ozean wieder vor sich erblickt habe. — Zu Ehren des kühnen Mannes erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Vereinsberichte.

Der Deutsche Kolonialverein.

Unter dem Vorsitze des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg trat am 31. März der Vorstand des Deutschen Kolonialverein in Frankfurt zu einer Sitzung zusammen. Der Bericht des Generalsekretärs, Dr. Emil Jung, gab ein sehr erfreuliches Bild von der Entwickelung des Vereins, der nach kaum viermonatlichem Bestehen bereits weit über 1950 Mitglieder zählt. Sympathiebezeugungen, sowie bedeutende materielle Unterstützungen sind ihm von vielen Seiten zugeflossen. Schon hat sich eine Gruppenbildung innerhalb des Vereins vorbereitet. In Mannheim sind 131 Mitglieder zu einer Sektion zusammengetreten, und andere Städte, wie Stuttgart, Karlsruhe, Braunschweig, Magdeburg, Oppeln, Wiesbaden, Mainz, planen Aehnliches. Für neuentstehende Sektionen werden die Statuten von Mannheim als mustergiltig empfohlen. Während sich die Mitglieder des Vereins über ganz Deutschland verbreiten, hat sich das lebhafteste Interesse für die Vereinsbestrebungen in Süd- und Westdeutschland kundgegeben. Aus diesem Gebiet hat der Verein jetzt einen neuen Zuwachs an Kraft erhalten. Ueber den Eintritt des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export in den Deutschen Kolonialverein als Glied desselben waren Verhandlungen schon seit längerer Zeit gepflogen worden, welche nun ihren Abschluß fanden. Der Westdeutsche Verein ist fortan Zweigverein des Deutschen Kolonialvereins. Damit erreicht die Mitgliederzahl des letztgenannten großen Vereins die Höhe von 2400. Derselbe übernimmt das bisher von dem Westdeutschen Verein herausgegebene Korrespondenzblatt, welches fortan den Titel „Organ des Deutschen Kolonialvereins“ führt. Die Leitung dieses Blattes wird Dr. Timoth. Fabri übertragen, welcher dieselbe in Uebereinstimmung mit einem zu ernennenden Redaktions-Komitee führen wird. Dieses Blatt soll fortlaufende Mitteilungen über den Entwickelungsgang des Vereins geben und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugehen. Der „Weltpost“ wurde mit Anerkennung gedacht und beschlossen, deren Verbreitung durch Empfehlung derselben an die Mitglieder des Vereins zu einem Vorzugspreise zu fördern. Eine Anzahl dem Vorstande unterbreiteter Projekte fand eingehende Besprechung, wobei mehrere derselben als sehr wohl durchführbar hervorgehoben wurden. Endlich erhielt der Vorstand eine weitere Verstärkung durch die Wahl des Dr. theol. Fabri zum dritten Vizepräsidenten, sowie des Kommerzienrat Weyermann (Leichlingen), Kommerzienrat Friedrichs (Remscheid), Professor Dr. Kirchhoff (Halle), Prof. Dr. Wagner (Göttingen) und Handelskammerpräsident Jobs (Stuttgart) zu Mitgliedern desselben.

Eine sehr energische Thätigkeit entwickelt der Generalsekretär des Deutschen Kolonialvereins Dr. Jung, indem er durch Vorträge in einer Reihe von Städten das Verständnis und Interesse der Gebildeten für die Ziele und Bestrebungen des Kolonialvereins anzuregen sucht. So sprach Dr. Jung am 28. März in Nürnberg auf Einladung des Liberalen Vereins in dem großen dicht gefüllten Saale des „Sächsischen Hofes“ über den Nutzen des Erwerbs von Kolonien für Deutschland. Die Ausführungen des Redners wandten sich zunächst gegen die Einwände, welche von manchen Seiten gegen den Besitz von Kolonien gemacht worden sind und noch gemacht werden, indem er auf das Beispiel Frankreichs und Englands verwies und namentlich die Erfolge des letzgenannten Landes in zahlreichen Beispielen und aus eigener Anschauung erörterte. Nicht sowohl der enge politische Verband sei notwendig, derselbe sei ja zwischen dem englischen Mutterland und den Kolonien ein ziemlich loser, sondern der nationale und wirtschaftliche sei von weittragendster Bedeutung. England behalte in allen seinen Kolonien trotz der auch seine Produkte treffenden Eingangszölle immer die Vorhand. Die Frage, ob von Deutschland zu gründende Kolonien durch staatliche oder private Initiative ins Leben zu rufen seien, glaubte der Redner dahin beantworten zu müssen, daß die eigentliche Kolonisation zwar unbedingt der privaten Thätigkeit anheimzufallen habe, daß man aber stets Fühlung mit der Regierung suchen müsse. Der nötige Schutz würde nötigenfalls nicht ausbleiben und einen solchen Schutz vermöge der Deutsche Kolonialverein schon jetzt durch die Zahl der ihm angehörigen einflußreichen Persönlichkeiten wie durch seine numerische Stärke zu erwirken. Die Aufgaben, welche deutsche Kolonisation ins Auge fassen müsse, seien sehr vielseitig. Es handle sich nicht allein um Erwerb von Handels-Kolonien an geeigneten Orten, um Einrichtung von Ackerbau-Kolonien da, wo Klima und Boden solche Unternehmungen begünstigen, sondern auch um solche Unternehmungen wie Eisenbahnbauten zur Erschließung noch unkultivierten Landes, Hafenanlagen u. dergl., wodurch eine eigentliche Kolonisation angebahnt werde. Immer aber müsse der wirtschaftliche Zusammenhang mit dem ausgesandten Kapital an Geld, Intelligenz und Arbeitskraft festgehalten werden. Auf solche Weise erhalte Deutschland Produzenten der für seine Industrie nötigen Rohstoffe und Deutschlands Industrie ein erweitertes Absatzgebiet. Daraus ergebe sich eine wechselseitige Befruchtung. Indem dann der Redner nachwies, daß für dergleichen Unternehmungen sich noch ein weites Feld biete und namentlich auf die südamerikanischen Staaten als geeignete Gebiete für deutsche Kapitalsanlagen hinwies, führte er aus, welche Aufgabe der Deutsche Kolonialverein sich gestellt habe und lud die Versammlung ein, die patriotischen Bestrebungen des Vereins kräftig unterstützen zu wollen, ein Appell, der mit lebhaftem Beifall und der Beitritts-Erklärung einer Anzahl einflußreicher Männer aufgenommen wurde. — Dieser verdienstvollen Propaganda des Generalsekretärs hat der Deutsche Kolonialverein das jüngste schnelle

Wachstum an Mitgliedern in Süd- und Westdeutschland zu danken.

Leipziger Verein für Handelsgeographie.

Am 30. März d. J. hielt Herr Koloniedirektor a. D. Sellin einen Vortrag über „Paraguay und seine Bedeutung für die Kolonisation“, wobei derselbe nach einer kurzen Schilderung der geographischen Eigentümlichkeiten des Landes diejenigen Verhältnisse, welche bei Beurteilung der Kolonisationsfähigkeit eines Landes besonders in betracht kommen, einer genaueren Prüfung unterzog. Nach dem einstimmigen Zeugnis aller Reisenden und mehrerer englischen Aerzte, welche lange Jahre in Paraguay zugebracht haben, ist das Klima trotz der außerordentlich plötzlichen Temperaturschwankungen durchaus gesund und den Europäern zuträglich. Auch die politischen Verhältnisse haben sich unter der Herrschaft des gegenwärtigen Präsidenten Caballero, dessen Regierungszeit bis zum 25. November 1886 dauert, so günstig gestaltet, daß das durch den Krieg gegen die Tripleallianz entvölkerte Land, besonders wenn es des Segens einer tüchtigen Einwanderung teilhaftig werden sollte, bald seinen, einst sprüchwörtlichen Wohlstand wiedergewinnen kann. Die Verfassung des Landes ist sehr freisinnig und sichert — was bei der Einwanderung von Deutschen ins Gewicht fällt — den Nichtkatholiken völlig freie Ausübung ihrer Religion zu, ja vor zwei Jahren ist für dieselben sogar die Zivilehe eingeführt worden. Zwar sind die naturalisierten Bürger vom passivem Wahlrecht ausgeschlossen; aber diese Bestimmung war auch früher in Brasilien vorhanden, und wie sie dort von den zahlreichen Bürgern deutscher Abkunft durch den Druck, den dieselben mit Hilfe ihres aktiven Wahlrechts auszuüben vermochten, beseitigt worden, so wird auch dies in Paraguay der Fall sein, wenn erst eine beträchtliche Anzahl deutscher Ansiedler daselbst vorhanden sein wird. Redner schilderte die sozialen Verhältnisse ebenfalls als durchaus günstige für die Aufnahme einer strebsamen deutschen Einwanderung. Unter den 300,000 Bewohnern, welche größtenteils aus gutmütigen, aber sehr trägen und bedürfnislosen Guarani-Indianern und deren Mischlingen bestehen, ist in folge der Verluste von Männern durch den Krieg das weibliche Geschlecht, wenigstens bei den Personen über 20 Jahre, so vorherrschend, daß auf 12 Frauen nur 1 Mann kommt, ein Umstand, der für die Einwanderer günstige Aussichten eröffnet, schneller und wirksamer als in irgend einem andern Lande in politischer und sozialer Beziehung ihren Einfluß geltend zu machen und ihre Lage den eigenen Wünschen entsprechend zu gestalten. Nach einer eingehenden Schilderung der artenreichen Naturerzeugnisse Paraguays, welche im wesentlichen denen des südlichen Brasilien entsprechen, beleuchtete der Redner die Produktions- und Verkehrsverhältnisse sowie die agrarischen Einrichtungen, zumal das Kolonisationsgesetz von 1881, welches nicht nur sehr günstige Bestimmungen für spontane einwandernde Kolonisten enthält, sondern auch die Anlage größerer Koloniekomplexe durch ausländische Kolonisationsgesellschaften ins Auge faßt. Solche Gesellschaften können von der Exekutivgewalt Landstrecken von 12 Quadratleguas = 20,916 Hektaren oder ca. 83,664 preußische Morgen Flächeninhalt unter der Bedingung abgetreten erhalten, daß sie auf denselben binnen 2 Jahren 140 Ackerbauerfamilien ansiedeln, jeder Familie mindestens 50 Einadras□ oder 3750 Aren schenken oder verkaufen, denselben auf Verlangen nach einer gesetzlich vorgeschriebenen Taxe Wohnung, Arbeitsgerät, Arbeits- und Zuchttiere, Sämereien und Lebensunterhalt im ersten Jahre liefern, dem Einwanderungsdepartement von den mit den Kolonisten abgeschlossenen Verträgen Mitteilung machen und die Summe von 8000 Mk. als Strafe für etwaigen Vertragsbruch deponieren, wohingegen ihnen das Recht zusteht, die Kolonisten vom Ausschiffungshafen an nach ihrem Bestimmungsort für Rechnung des Staates zu befördern. Nach Ansicht des Redners sind diese Bedingungen im Verhältnis zu den in anderen südamerikanischen Staaten bestehenden Kolonisationsvorschriften sehr günstige und lieh derselbe darum auch seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß gerade in Leipzig die Bedeutung Paraguays als günstiges Kolonisationsgebiet für Deutsche sowohl vom politischen, wie vom wirtschaftlichen Standpunkte aus zuerst richtig erkannt worden sei, und daß sich hier eine Anzahl hochachtbarer Männer verbunden habe, um mit frischer Thatkraft einen Versuch in dieser Richtung zu wagen, der um so berechtigter, als von den in Paraguay ansässigen Deutschen, welche sich im vorigen Jahr am See Ypacaray niedergelassen haben, sehr günstige Berichte eingelaufen seien. — Der auf den gründlichsten Studien beruhende objektiv gehaltene Vortrag des Direktor Sellin wurde von der zahlreichen Versammlung mit großem Beifall aufgenommen.

Echo aus allen Weltteilen.

Die Staats-Einwanderungs-Behörde von Minnesota in St. Paul ist angesichts ihrer erfolgreichen Thätigkeit seitens der Gesetzgebung bis 1. März 1885 rekonstituirt worden und zwar setzt sich dieselbe zusammen aus Gouverneur J. S. Pillsbury, Präsident, Staatssekretär Fried. von Baumbach, Staatsschatzmeister, Ch. Kittleson, S. H. Nichols, Mr. Dillon O'Brien und H. H. Young, Sekretär der Staats-Einwanderungs-Behörde.

In der in Alexandrien seit Ende Februar vorläufig zweimal wöchentlich erscheinenden „Deutsch-Egyptischen Presse“ begrüßen wir eine neue Kollegin, der wir als Organ des auf 7000 Personen starken deutschsprechenden Elements in Egypten bestes Gedeihen wünschen.

Unter Protektion der Gesellschaft zur Beförderung des Wohles der Gewerbe 2c. findet am 1. September d. J. in Boston, Hauptstadt des Staates Massachusetts, eine Ausstellung fremder Erzeugnisse der Manufaktur, Kunst und Gewerbe statt, die drei Monate dauert. Die Vereinigten Staaten selbst begeben sich jeder Mitbewerbung, indem diese lediglich kaufmännischen Interessen dienende Ausstellung ausdrücklich den Zweck verfolgt, die Kenntnis der Fortschritte der ausländischen Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten der Industrie den Amerikanern darzulegen. Dieselbe ist als eine Weltmesse zu betrachten, nach welcher die Amerikaner ihren Import an ausländischen Erzeugnissen regeln wollen, in der That ein bewundernswerter Gedanke, welcher von dem praktischen Gesichtspunkt des „Yankee“ Zeugnis gibt. Für deutsche Fabrikanten bietet sich hier somit eine willkommene Gelegenheit, „Revanche für Philadelphia“ zu nehmen, d. h. den Makel, den unsere Industrie durch das von dort stammende geflügelte Wort: „Billig und schlecht“ erhielt, für immer zu löschen. Das Ausstellungs-Gebäude, dessen Erbauung über eine halbe Million Dollars kostet, bietet für Abladung und Aufstellung der Gegenstände jede nur denkbare Erleichterung und allen Komfort für die Besucher. Die Erleuchtung der Räume wird durch elektrisches Licht bewirkt; hinreichende Dampfkraft ist zur Disposition. Durch einen vom Präsidenten der Vereinigten Staaten erlassenen rechtskräftigen Akt vom 28. Juni 1882 bleiben die Ausstellungs-

Gegenstände während der Ausstellungsfrist von Steuern unbehelligt und wird die Steuer bei dem am Schlusse der Ausstellung stattfindenden Verkaufe von dem Ankaufsbetrage in Abzug gebracht. Raummiete wird nicht bezahlt; nähere Aufklärung, Circulare, alles aufs genaueste enthaltend, werden auf Wunsch im Bureau jedes amerikanischen Konsuls verabreicht. Alle Briefe sind an den Gen. C. B. Norton, Sekretär der Ausstellung für fremde Erzeugnisse, Boston, Massachusetts U. S., zu adressieren. Für eine gemeinsame recht ersprießliche Vertretung deutscher Fabrikanten auf der bostoner Ausstellung hat Herr E. Kohlmann in Leipzig, 85 Brühl, bereits Einleitungen getroffen und empfehlen wir jedem Interessenten sich zu näherer Auskunft an denselben zu wenden.

Briefkasten der „Weltpost“.

W. C. in Calais. — Sicherlich wird die „Weltpost“ über die Amsterdamer Kolonial- und Export-Ausstellung ausführlich berichten und speziell über die dabei vertretene deutsche Industrie. Ihre Bedeutung für Deutschlands Ausfuhr ist nachgerade in letzter Stunde auch vom Reichskanzler anerkannt worden, indem 44,000 Mark dem Deutschen Kommissar überwiesen wurden; so dürfen wir hoffen, daß Frankreich, welches, wie Sie schreiben, große Anstrengungen macht, um in Amsterdam das hinterlistige Deutschland, „l'insidieuse Allemagne“, aus dem Felde zu schlagen, ein wirtschaftliches Sedan dort erleiden wird.

Zur Berichtigung und Ergänzung.

Betr. „Weltpost“, 6. Heft, Seite 106. — Nach der in Joinville erscheinenden „Koloniezeitung“ gaben wir die Einzelheiten des neuen Vertrages der Brasilianischen Regierung mit dem Hamburger Kolonisations-Verein. Die Vergütung für jeden eingeführten Kolonisten im Alter von 10—45 Jahren beträgt aber nicht 104 Mk., sondern 78 Mk., für den 4—10-jährigen nur 60 Mk. Der betr. Passus ist nämlich in Thalern normiert und unsere Quelle ist vermutlich der Meinung gewesen, daß unter Thalern Patacãos oder Piaster zu verstehen seien, welche einen Wert von 4 Mk. haben; es sind aber darunter preuß. Thaler à 3 Mk. verstanden. — Mit dem Mitte April von Hamburg nach Rio de Janeiro ꝛc. abgehenden Dampfer der Hamb.-Südamerik. Dampfschiffahrts-Gesellschaft wird der Kolonisations-Verein die erste diesjährige Expedition von Auswanderern — ungefähr 100 Köpfe stark — nach Dona Francisca (Prov. St. Catharina) auf Grund des neuen Vertrages befördern.

Die Seite 125 im vor. Hefte erwähnte Maschinenfabrik Hallstrom befindet sich in Nienburg a. d. Saale, nicht in Naumburg.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Mexiko als Ziel deutscher Auswanderung.

Schon öfter haben sich kompetente Federn in der „Weltpost"*) mit Mexiko beschäftigt, als ein Land, welches seiner vielfachen günstigen Verhältnisse willen für eine konzentrierte deutsche Kolonisation ins Auge gefaßt zu werden verdient. Unser vor kurzem entschlafene hochverehrte Mitarbeiter Dr. Hermann von Uslar hegte noch bis zum letzten Atemzuge aus Liebe zu Deutschland wie zu Mexiko den Plan, eine mit allen Garantien ausgestattete deutsche Auswanderung nach dem Lande organisieren zu helfen, welchem er während vieler Dezennien als Bürger in öffentlichen Aemtern und in freundschaftlichsten Beziehungen zu Juarez gedient. Heut können wir nun, mit freudigen Hoffnungen auf Erfolg, Mexiko für eine organisierte Besiedlung durch deutsche Ackerbauer in geschlossenen Kolonien als eröffnet ansehen. — Während die Nordamerikaner mit Scharfblick und Energie die zukunftsreiche Nachbarrepublik durch Schienenbänder an sich zu fesseln suchen und große industrielle Unternehmungen mit englischem und amerikanischem Kapital in dem sich erstaunlich entwickelnden Staate im Werke sind,**) — hat die Mexikanische Regierung es als ihre Aufgabe erkannt, die verhältnismäßig geringe Bevölkerung durch Begünstigung europäischer Einwanderung zu vermehren, um die landwirtschaftliche Ausbeute des nun durch Eisenbahnen dem Weltverkehr erschlossenen ausgedehnten Reiches zu erhöhen. Wie Regierungen anderer Staaten hat sie in diesem von besten Absichten geleiteten Bestreben leider anfangs Mißgriffe gemacht, die sie heute zu bereuen hat, — unter günstigsten Bedingungen betraten eine große Zahl italienischer Einwanderer den mexikanischen Boden und erwiesen sich zum größtenteil völlig mittellos, vor allem aber ganz untauglich und unlustig zur Kolonisationsarbeit. Neuerdings nun hat die Mexikanische Regierung verschiedene Verträge mit Kolonisationsunternehmern abgeschlossen, welche beweisen, daß sie gesonnen ist, sich nicht auf italienische Einwanderung zu beschränken, welche bekanntlich auch die südamerikanischen Staaten zu ihrer Schädigung mit schlechten Elementen versorgt hat. Unter diesen Verträgen ist einer, mit einem Herrn del Campo abgeschlossener, welcher uns in hohem Grade interessiert, indem er ausdrücklich die Begründung einer rein deutschen Kolonie von vorläufig 50 Familien bezweckt. Diese Kolonie soll nach den uns gewordenen authentischen Mitteilungen eine Art deutsche Muster- und Mutterkolonie werden, an welche sich bei ersprießlichem Fortgang ein Kranz deutscher Ansiedlungen anschließen soll. Aus dem Wortlaut des Vertrages der Mexikanischen Regierung mit dem Unternehmer, wie aus dem des seitens der Ansiedler zu unterzeichnenden Kontraktes gehen die loyalen, fürsorglichen Absichten der Regierung zur Genüge hervor, — der unten folgende Bericht unseres Korrespondenten, namentlich seine näheren Angaben über das für die deutsche Kolonie ausgewählte Terrain bestärken uns in der Anschauung, daß hier für arbeitsame deutsche Ackerbauer, mit bescheidenen Geldmitteln, eine äußerst günstige Gelegenheit zu voraussichtlichem Wohlstande mit allen staatlichen Bürgschaften geboten sei. Daß sich nur eine so geringe Zahl von 50 Familien an dieser ersten deutschen geschlossenen Ansiedlung in Mexiko beteiligen kann, ist eine Gewähr mehr für den Erfolg, sollen doch diese Kolonisten aus ehrbaren, tüchtigen Bauern bestehen, welche in der ihnen gewordenen Aufgabe von vornherein den Kern und den Keim zu einer umfangreichen deutschen Besiedlung Mexiko's erblicken mögen. Möge die Wahl dieser deutschen Pioniere eine recht glückliche sein. Längst nimmt die deutsche Handelskolonie in Mexiko eine mächtige Stellung ein. In der Hauptstadt selbst ist der größte Teil des Handels in den Händen deutscher Häuser und ihr Einfluß auf die Regierung und die maßgebenden Kreise ist ein überaus vorwiegender gegenüber den übrigen ausländischen Kaufleuten. Der für uns so günstige neue Handelsvertrag zwischen Mexiko und dem Deutschen Reiche, wie ihn die Vereinigten Staaten vergebens bis jetzt angestrebt, ist ein Beweis des hervorragenden Ansehens des deutschen Elements in jener Republik. Umsomehr müssen wir den regsten Anteil an der Bildung und der Entwicklung dieser ersten deutschen Ackerbaukolonie in Mexiko nehmen, und sicherlich werden unsere Landsleute drüben, an der Spitze der dortige deutsche Minister, Freiherr von Waecker-Gotter, wie unsere Konsuln ihre wärmste Fürsorge den zur Auswanderung nach Mexiko entschlossenen deutschen Bauern entgegenbringen. Zu einer tüchtigen Leitung der Kolonie wird sich hoffentlich auch der richtige Mann dort finden lassen. So denn für heut ein herzliches: „Glück auf!"*)

Die Redaktion.

Mexiko, 12. Februar 1883.

Indem ich Ihnen den nunmehr abgeschlossenen Vertrag für Gründung einer deutschen Ackerbaukolonie übersende und Ihnen die zur Beurteilung nötigen Erläuterungen gebe, möchte zum richtigen Verständnis der Sachlage für die Leser der „Weltpost" einen kurzen Rückblick auf die letzten 25 Jahre der Entwickelungsgeschichte Mexikos voranschicken.

Nachdem es der liberalen Partei im Jahre 1857 durch Einführung einer, der Vereinigten Staaten-Konstitution vollkommen nachgebildeten und von der Mehrheit des Volkes angenommenen Verfassung gelungen war, geordnete Zustände herzustellen und die Republik hauptsächlich unter dem Einfluß des gesetzlich erwählten, energischen und freisinnigen Präsidenten Juarez allmählich in die Bahn des Fortschritts gelenkt, war durch die, meistens aus den Großgrundbesitzern bestehende reaktionär-konservative Partei von 1862 an eine gewaltsame Unterbrechung eingetreten. Diese vor keinen Mitteln

*) „Mexiko" von Richard Huste, „Weltpost" 1881, 7. Heft. „Zur Kolonisationsfrage in Mexiko" von Dr. Hermann von Uslar, „Weltpost" 1881, 8. Heft.

**) So geht die Atchison, Topeka, Santa Fe-Bahn, welche ihre Ausläufer u. A. auch nach dem mexikanischen Hafenort Guaymas am Stillen Ozean erstreckt hat, mit dem Plane um, eine regelmäßige Dampferlinie von dort aus nach den Südseeinseln und Australien ins Leben zu rufen.

*) Um an uns sich richtenden weiteren Anfragen zu begegnen, teilen wir mit, daß Herr C. A. Voigt in Leipzig, Ritterstraße 29, in der Lage ist, nähere Auskunft inbetreff dieses Kolonisationsunternehmens zu erteilen. Die Red.

zurückschreckende Partei proklamierte im Bunde mit der ungewöhnlich zahlreichen Geistlichkeit und unterstützt von einer 30,000 Mann starken, vom General Bazaine befehligten französischen Armee den östreichischen Erzherzog Maximilian zum Kaiser. Nach einem 4jährigen blutigen Kampfe zwischen den Truppen der liberalen Partei einerseits und der aus den französischen wie kaiserlichen Truppen, aus zwei aus Belgiern und Östreichern gebildeten Fremdenlegionen und den fanatisierten, jedoch nicht sehr zahlreichen Anhängern der Geistlichkeit zusammengesetzten Armee andererseits, mußte Napoleon III. auf kategorisches Verlangen der Vereinigten Staaten sein schon mehr als dezimiertes Heer aus Mexiko zurückziehen und wurde dann die zusammengeschmolzene Armee Maximilians mit Leichtigkeit besiegt, er selbst aber mit seinen zwei besten Generälen, Miramon und Mejia, hart an der Stadt Queretaro am Fuße des cierro de las Campanas den 17. Juni 1867 standrechtlich erschossen.

Die liberale Partei war nun und ist noch mächtiger denn je. Sie hat zu ihrer Verfügung nicht nur eine enthusiasmierte, dermalen nach europäischem Muster sehr gut organisierte, schlagfertige Armee, sondern auch die weitaus große Majorität des stimmfähigen Volkes und konnte mit der Regierung — zuerst unter dem von der Grenze nach der Hauptstadt zurückgekehrten Republik-Präsidenten Juarez und dann bis zur Stunde unter seinen gleichgesinnten Nachfolgern — im Verein mit den Volksvertretern im Kongreß und Senat zur Ausführung notwendiger Reformen schreiten. Nebst der unter Juarez noch vor dem Kaiserreich erfolgten Aufhebung sämtlicher Klöster, weiblicher wie männlicher, zu Gunsten des Staates, Einziehung der Klöster- und Kirchengüter, Verbot kirchlicher Demonstrationen mit Prozessionen &c. auf den Straßen, betrachtete sie es als ihre Hauptaufgabe, auf Staatskosten durch das ganze Land konfessionslose unentgeltliche Schulen einzuführen und die Unentgeltlichkeit selbst auf die höheren Lehranstalten, wie Polytechnikum, Universität, Maler- und Bildhauerakademie &c. auszudehnen. Kost mit Logis in den ehemaligen Klostergebäuden, wo die öffentlichen Unterrichts- und Staatsanstalten untergebracht sind, wird talentvollen, strebsamen Söhnen armer Eltern zur Vollendung ihrer Studien in den verschiedenen Fächern gewährt. Nächst diesem war es auf materiellem Gebiete eine Hauptsorge der Regierung, den allgemeinen Verkehr durch Erbauung von Eisenbahnen durch das ganze Staatsgebiet zu förden und zwar dadurch, daß sie auswärtigen und einheimischen Eisenbahngesellschaften je nach der Schwierigkeit des Terrains zwischen 5 und 10,000 Pesos (Dollars) pro Kilometer Staatszuschuß erteilte, da sie nicht wie die Vereinigten Staaten eigenes Land zur Abtretung an Eisenbahngesellschaften längs deren Linien zur Verfügung hat. Dieser Umstand führt nun zur eigentlichen Kolonisationsfrage Mexiko's.

Wie angedeutet, befindet sich das ganze, mehr als dreimal größere Land als Deutschland, soweit es kulturfähig ist, in Privatbesitz, und zwar meistens in Händen großer Grundbesitzer, die wohl nicht alle mit regelrechten Titeln versehen sind; nur ein kleiner, in Parzellen zerstückelter Teil ist Eigentum der Mestizen (Mischlinge aus indianisch-spanischem Blut) und der Indianer, welche, im Gegensatze zu den kriegerischen, unstäten Indianerstämmen Nordamerikas, schon vor dem 12. Jahrhundert, als vom Norden her als Eroberer und Unterdrücker die Azteken hereinbrachen, seßhafte Ackerbauer gewesen; auch unter der spanischen Herrschaft und bis auf den heutigen Tag haben sie sich als solche in friedlicher Eintracht mit der übrigen Bevölkerung erhalten.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß die Großgrundbesitzer mit Hülfe schlecht bezahlter Indianer und Mestizen nur einen Teil ihrer großen Ländereien für Anpflanzung und Viehweiden benützen und daß die von Natur aus trägen Indianer wie die mehr zum Roßetummeln und Viehhüten geneigten Mestizen nur soviel produzieren, als sie zu ihrem kärglichen Leben bedürfen. Bei dieser Sachlage und von der richtigen Ansicht ausgehend, daß der Nationalreichtum hauptsächlich auf der allseitigen vollkommenen Benutzung des Grund und Bodens beruhe, und in anbetracht, daß bisher von Europa und Nordamerika aus keine thätigen, an harte, ausdauernde Arbeit gewohnten Ackerbauer freiwillig auf eigene Kosten einwanderten, hat die hiesige Regierung nun endlich ihren bisherigen Standpunkt verlassen, den s. Z. der mexikanische Konsul in Leipzig, Herr Richard Huste, in der „Weltpost“ so treffend dargelegt hat, — und entschlossen, von den Großgrundbesitzern geeignete Ländereien anzukaufen und auf denselben Ackerbaukolonien zu errichten. Auf eigene Kosten läßt sie nun von Europa unbemittelte Ackerbauer bis auf die Kolonie befördern und gewährt ihnen außer dem zugewiesenen Boden das Material zur Erbauung von Wohnungen und das zum Betrieb der Landwirtschaft Nötige, wie Vieh, Ackergeräte, Sämereien &c. Auch einen Barvorschuß für den notwendigen Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte gegen spätere allmählige, in 8—10jährige Raten verteilte Abzahlung des Bodens und der Vorschüsse läßt sie den Ansiedlern zukommen. Anfangs und bis noch vor kurzem versuchte sie es ausschließlich mit Italienern; es hat sich aber herausgestellt, daß die Regierung von dem einen oder andern italienischen Auswanderungs-Agenten getäuscht worden und daß viele der Ankömmlinge vom Ackerbau nichts verstanden und wieder andere als träge, faule Gesellen nach Aufzehrung der Barvorschüsse davon- und im Lande herumliefen. Auch ist nicht zu leugnen, daß durch Unterbeamte nicht immer ergiebiges Terrain für eine Kolonie ausgewählt worden.

Durch solch' schlimme Erfahrungen vorsichtig geworden, geht nun die Regierung von heute an zur Sicherung wirklich erfolgreicher Kolonien in anderer Weise vor, wie dies neuere Verträge ergeben. Namentlich angesichts der Thatsache, daß die Deutschen in Mexiko, so gering sie auch an Zahl*) sind, durch Intelligenz, Bildung, ausdauernde Thätigkeit und charaktervolles, moralisches Benehmen die hervorragendste Stelle im Geschäfts- wie gesellschaftlichen Leben einnehmen, liegt es der Regierung nunmehr vor allem daran, auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft eine deutsche Musterkolonie zur Nachahmung für Andere zu schaffen. Sie will daher ausschließlich nur achtbare, wirkliche Bauernfamilien, nicht einzelne, unverheiratete Leute, durch die von ihr autorisierten, in Deutschland konzessio-

*) In ganz Mexiko leben von ihnen höchstens 800 männliche Erwachsene, wovon etwa 250 auf die Hauptstadt und 50 auf den Seehafen Veracruz kommen; der Rest ist in kleinen Gruppen von 2—20 Köpfen über die zahlreichen Städte des Innern zerstreut.

nierten Auswanderungs-Agenten aufnehmen. Am geeignetsten sind Familien, deren Kinder später bei der Bewirtschaftung helfen können, und die wenigstens soviel Mittel besitzen, daß sie — unentgeltlich auf der Kolonie angekommen — das erste Jahr bis zum Ertrag der Ernte ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten können, da, wie aus dem Vertrag und Formular ersichtlich ist, die Mexikanische Regierung nicht mehr, wie früher bei den Italienern, Barvorschüsse leistet — Bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der klimatischen Verhältnisse und der dadurch bedingten Produktionsfähigkeit des Bodens in Mexiko ist es von höchster Wichtigkeit, die Lage der zu gründenden ersten deutschen Kolonie zu betrachten. In den Niederungen im Osten längs des Mexikanischen, mit dem Atlantischen Ozean verbundenen Golfs und im Westen längs des Stillen Ozeans ist für tropische und halbtropische Gewächse, wie Kakao, Vanille, Cochenille, Indigo, Gummi, und in etwas höherer Lage Kaffee, Reis, Baumwolle, Tabak, Zedern-, Rosen- und Mahagoniholz rc die Fruchtbarkeit eine außerordentliche, kann aber wegen der Hitze — denn es ist die heiße Zone, die terra caliente — und des stets herrschenden, für Europäer tötlichen Wechselfiebers (Malaria) nur von trägen Indianern und Negern in geringem Maßstabe ausgebeutet werden. Von Osten gegen Westen an dem Gebirge (Sierra Madre Oriental) aufsteigend, ist es schon von 1500 Fuß Höhe an gesund und gedeihen da bis zu 4500 Fuß Höhe vortrefflich der Kaffeebaum und das Zuckerrohr, auch Reis, Tabak und Baumwolle. Von hier bei 3000 Fuß Höhe über dem Meere beginnt die gemäßigte Zone — die terra templada —, die sich in westlicher Richtung jenseits der Sierra über die ganze ungeheure von der Nordgrenze bis beinahe zur Südgrenze Mexiko's, selbst manchmal bis zu 10,000 Fuß aufsteigenden Hochebene ausdehnt und auf den höchsten Punkten zur kalten Zone — terra fria — übergeht, in welcher es jedoch auch selbst in der Winterzeit nur selten, rasch vorübergehend gefriert und schneit. In diesen zwei für Europäer geeigneten Zonen gedeihen alle in Deutschland üblichen Feldfrüchte, namentlich die von Mittel- und Süddeutschland, wie Tabak, Hopfen, Reben, Flachs, Hanf, Weizen, Mais, Gerste, Hafer, Roggen, Kartoffeln rc., während auch in den niederen Lagen oder Vertiefungen dieser Regionen noch Reis, Baumwolle und Zuckerrohr bestens fortkommen.

Das vom hiesigen Ackerbauministerium für die deutsche Kolonie angekaufte Terrain liegt nördlich im Staate Durango, nahe der Hauptstadt gleichen Namens, welche die von der nordamerikanischen Grenze aus, resp. von El Paso del Norte an schon zur Hälfte vollendete Eisenbahn im nächsten Jahr erreichen wird, um sich mit der in Betrieb befindlichen Bahn von Veracruz, über die Hauptstadt Mexiko und Leon bis Aguascalientes zu verbinden. Außer der Ergiebigkeit für die in den zuletzt genannten Zonen aufgeführten Gewächse bietet dieses Gebiet den Vorteil, daß auf demselben das Vieh, selbst in der höchsten Winterzeit, das ganze Jahr Tag und Nacht auf der Weide bleiben kann und daß im Falle allenfallsigen Regenmangels gegen geringe Entschädigung Wasser zur Bewässerung vorhanden ist. —

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß die deutschen Handwerker und Tagelöhner in Mexiko keine erträgliche Existenz finden, weil die Indianer und Mestizen, die unter 10 Millionen Einwohnern Mexiko's 8 Millionen ausmachen, um beispiellos geringen Lohn bei kärglicher Nahrung (Mais und Obst) arbeiten und Mestizen wie arme Creolen (Nachkommen der Spanier) in allen Zweigen des Handwerks um sehr geringen Preis die fertigen Waren liefern. -a-

Vertrag

abgeschlossen zwischen dem Minister für Ackerbau, Kolonisation rc., General Carlos Pacheco, in Vertretung der Exekutive der Union, und Herrn J. G. del Campo zur Beförderung der Einwanderung von deutschen Ackerbauern nach der Mexikanischen Republik.

1) Herr del C. wird ermächtigt sich zu dem Zwecke nach Deutschland zu begeben, um für eine deutsche Ansiedelung auf mexikanischem Gebiete zu wirken.
2) Es steht Herrn del C. frei, die ihm gestellte Aufgabe einer anderen Persönlichkeit, unter Vorbehalt der Genehmigung des Ministerium für Ackerbau rc. zu übertragen. Die Ernennung eines Kolonial-Direktors erfolgt sobald die erste Gruppe Ansiedler angekommen ist.
3) Herr del C. macht sich verbindlich innerhalb eines Jahres wenigstens fünfzig Familien, Ackerbau treibende Ansiedler, herüber zu führen, deren Personen-Anzahl der Regierung sechs Monate vorher mitgeteilt werden muß, damit die nötigen Vorkehrungen zu deren Transport hierher getroffen werden können. Gleicherweise muß die Persönlichkeit namhaft gemacht werden, an welche diese Weisungen zu richten sind, und wird als selbstverständlich betrachtet, daß diese Ansiedler auf den Dampfern der transatlantisch-mexikanischen Linie, wenn diese zur Zeit der Einschiffung im Gange sind, befördert werden. Diese Schiffe sind verpflichtet außer in Hamburg oder Bremen auch in einem französischen Hafen, in einem spanischen, in dem von Progreso, Vera Cruz oder Anton Lizardo der Mexikanischen Republik anzulegen.
4) Der Konzessionär muß es als seine Aufgabe betrachten bei der Wahl der Ansiedler namentlich solche zu berücksichtigen, welche keines Geldzuschusses für ihren Unterhalt bedürfen.
5) Die Regierung bezahlt die Ueberfahrt für die Ansiedler und bringt sie bis zu ihrem Bestimmungsorte, wogegen Herr del C. alles Erforderliche für ihre Einschiffung besorgt. – Derselbe hat Abmachungen zu treffen, daß die Beförderungskosten bis nach Vera Cruz oder einem angegebenen Hafen des Golfes 50 Pesos (1 mexikanischer Peso = ca. 3¼ Mark) für einen Ansiedler über 14 Jahre und 30 Pesos für Personen von 7 bis 14 Jahren nicht übersteigen.
6) Die Regierung wird auf ihre Kosten Baracken zur Aufnahme der Ansiedler bei ihrer Ankunft errichten lassen; diese müssen sich dagegen in den ersten 3 Monaten in dem ihnen zugewiesenen Aufenthaltsorte die erforderlichen Wohnräume bauen.
7) Die Regierung überweist den Ankömmlingen in einem guten Klima Ländereien von guter Beschaffenheit, Ackergerätschaften, ein Gespann Ochsen rc.
8) Der Wert dieser Ländereien, welche jeder einzelne Ansiedler empfängt, schwankt zwischen 5—20 Pesos per Hektar, je nach Umfang und Beschaffenheit.
9) Der geringste Grundbesitzerwerb für einen Ansiedler beträgt zwischen 40—50 Hektar, sie sind indeß berechtigt, 100, 200, 500 und bis zu 1000 Hektar zur Bebauung zu beanspruchen, im Verhältnis zu dem Kapital, über welches sie nachweisbar und zwar vor dem Sekretariat für Ackerbau rc. verfügen. Eine Familie, welche 1000 Pesos (ca. 3250 Mark) besitzt, kann 100 Hektar Land erwerben, die von 1500 Pesos Vermögen 200 Hektar; der Besitz von 1800—2000 Pesos berechtigt zu 500 Hektar und mehr als 2000 Pesos gestatten den Erwerb bis zu 1000 Hektar (1 Hektar = circa $3^9/_{10}$ preuß. Morgen).
10) Den Wert für die Ländereien, die Ackergerätschaften und das Vieh tragen die Ansiedler in acht Jahresraten ab, und haben damit mit dem zweiten Jahre ihrer Ansiedlung zu beginnen; sie sind nach Abteilung IV, Artikel 1 des Gesetzes v. 31. Mai 1875 zur Einhaltung der eingegangenen Verträge verpflichtet und müssen sich in streitigen Fällen den Vorschriften dieses Gesetzes und dem Ausspruch der mexikanischen Gerichtshöfe unterwerfen.
11) Der Konzessionär oder dessen Stellvertreter hat die Pflicht die Auswanderer an ihrem Wohnsitze in Deutschland von ihren Rechten und Verbindlichkeiten in Kenntnis zu setzen unter Vorlage eines Vertrages, welcher anbei folgt; er muß ihnen erklären, daß sie dieses Schriftstück unterzeichnen und erfüllen müssen, bei Vermeidung der im Falle der Nichterfüllung eintretenden Strafen; sodaß sie später nicht Unkenntnis vorschützen können.

12) Sobald die Ansiedler ihren Bestimmungsort erreicht haben, fällt für die Regierung die Verpflichtung weiterer Ausgaben weg, mit Ausnahme der Bezahlung für den Direktor, welcher ein genauer Kenner der deutschen und spanischen Sprache, und mit den deutschen und mexikanischen Sitten vertraut sein muß. Die Ansiedler haben dagegen vollen Anteil an den Ueberschüssen und Entlastungen, welche Abteilung III, Artikel 1 des Gesetzes vom 31. Mai 1875 gewährleistet.
13) Die Regierung behält sich das Recht vor, die errichteten Ansiedelungen so oft besuchen zu lassen, als sie es für geboten erachtet.
14) Die Regierung wird während der ersten beiden Jahre Prämien von 25, 50, 75 und 100 Pesos unter Ansiedler aus Gruppen von fünfzig und mehr Familien verteilen, die sich durch ihre Ernten auszeichnen.
15) Die Vertragsdauer ist zwei Jahre von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet.

Mexiko, 31. Januar 1883.

Formular für den seitens des deutschen Auswanderer zu unterzeichnenden Kontraktes:

Vertrag,

zwischen . . . . ., ermächtigtem Agenten durch höchste Verfügung, sowie als Vertreter des Mexikanischen Ministeriums für Ackerbau, und Herrn . . . . ., ansässig in . . . . ., im Alter von . . . . ., zum Behufe seiner Uebersiedlung als Ackerbauer nach der Kolonie . . . . . und dem Distrikte . . . . . des Staates von . . . . .

Abt. I. Verpflichtungen der Regierung.

§ 1. Die Regierung macht sich verbindlich, Herrn . . . . Hektar in der genannten Kolonie zu den folgenden Preisen zu überlassen: in wasserreicher Gegend Doll. 25 per Hektar, in gemäßigter Gegend Doll. 12 per Hektar, im Bergland Doll. 4 per Hektar.

§ 2. Gleicherweise macht sie sich verbindlich gebotenen Falles ein Joch Ochsen oder Maultiere zu stellen, eine Kuh, ein Schwein und die nötigen Gerätschaften für den Ackerbau.

§ 3. Die Regierung wird einen Direktor in der Kolonie anstellen, welcher gleichzeitig die Funktionen des Zahlmeisters derselben übernehmen kann, welchem sich Herr . . . . ., was die Erfüllung dieses Vertrages angeht, unterordnen muß und vor welchem er seine Klagen gegen die Angestellten oder die anderen Ansiedler in Allem, was die Verwaltung berührt, anzubringen berechtigt ist.

Abt. II. Rechte und Verpflichtungen der Ansiedler.

§ 4. Herr . . . . . verpflichtet sich, sich in der nachbenannten Kolonie . . . . . als Ackerbauer niederzulassen, daselbst mit seiner Familie seinen ständigen Wohnsitz zu nehmen, das empfangene Vieh in gutem Zustande zu erhalten und es bis zu dessen vollständiger Bezahlung nicht zu veräußern.

§ 5. Ebenso verspricht er den Grundbesitz, welchen er gemäß dem gegenwärtigen Vertrage erwirbt, zu bebauen.

§ 6. Herr . . . . . verpflichtet sich weiter, der Regierung im Sinne des folgenden Paragraphen und bei Vermeidung gerichtlicher Verfolgung den Wert der Ländereien und des Viehes, welche die Regierung gehalten ist, ihm zu beschaffen, nach Zeit und Form, welche in diesem Vertrage vorgesehen sind, zurückzuerstatten.

§ 7. Die Zahlung, der in dem vorhergehenden Paragraphen gedacht ist, hat ohne Zinsenbelastung innerhalb zehn Jahren, von diesem Vertrage an gerechnet, am Ende eines jeden Vierteljahres und von Beginn des zweiten Jahres an zu erfolgen.

§ 8. Um diese Zahlungen zu erleichtern, soll jede Familie vierteljährlich nur 15—30 Pesos während 3 Jahren abtragen und im Verlaufe der folgenden Jahre 20—40 Pesos, je nach dem Umfange der Schuld des Ansiedlers. Diese Beträge werden an den Agenten oder Beamten, welchen die Regierung ernennt, abgeführt.

§ 9. Die Regierung gewährt dem Ansiedler während eines Zeitraumes, der 6 Monate nicht übersteigen soll, provisorische Wohnung.

§ 10. Herr . . . . . acceptiert für sich und seine Familie alle die Vorteile, welche die Mexikanische Regierung ihm bietet und deren in den vorangegangenen Paragraphen gedacht ist.

§ 11. Er wird sich guter Führung und Gehorsams gegenüber den eingesetzten Koloniebeamten und den vom Staate ermächtigten Vertretern befleißigen und dafür Sorge tragen, daß dies auch seitens seiner Familie geschieht.

§ 12. Herr . . . . . geht die Verpflichtung ein, daß weder er noch seine Familie ohne die Genehmigung des Ackerbau-Ministers die Kolonie vor Ablauf von 10 Jahren, vom Beginn dieses Vertrages an gerechnet, verlassen werden. Sollte er allerdings seine Schuld vor Ablauf von 10 Jahren abgetragen haben, so ist ihm unbenommen, sein Anwesen zu verkaufen und die Kolonie zu verlassen, wann es ihm gut dünkt.

§ 13. Im Fall des Ablebens von einem Familien-Vorstande oder seiner Abwesenheit von mehr als zwei Monaten ohne obrigkeitliche Genehmigung ist die Familie zur Erfüllung dieses Vertrages verpflichtet, aber auch berechtigt, von der Regierung das zu verlangen, was durch denselben gewährleistet wird.

Abt. III. Sonstige Klauseln.

§ 14. Der Wert des Wassers, das der Ansiedler zur Bewässerung seines Landes braucht, wird nach Verhältnis des Gebrauchs bemessen, da solcher in dem für das Grundstück festgesetzten Preise nicht mit einbegriffen ist, dieser dient hierbei selbst wieder bei der Berechnung als Grundlage.

§ 15. Die Ansiedler haben dieselben Rechte wie jeder eingeborene Mexikaner, und dagegen den allgemeinen und besonderen gesetzlichen Bestimmungen der Mexikanischen Republik Gehorsam zu leisten; sie genießen die zeitlichen Privilegien, welche das Kolonialgesetz verbürgt und der Regierung keine anderen Leistungen vorschreibt als die Gestellung von einem Joch Ochsen oder Maultieren, einer Kuh, einem Schwein und der zum Ackerbau notwendigen Gerätschaften. In allen entstehenden Streitfragen haben die Ansiedler sich dem Ausspruche der mexikanischen Gerichtshöfe, mit Ausschluß jeder fremden Einmischung, zu unterwerfen.

§ 16. Der Ansiedler, welcher das ihm zugeteilte Besitztum länger als zwei Monate ohne die Erlaubnis des Ackerbauministers verläßt, verliert die Privilegien und Befreiungen, welche gegenwärtiger Vertrag ihm verbürgt; so auch das Recht auf das Land, und ist verpflichtet der Regierung die gegebenen Vorschüsse zurückzuerstatten, ohne daß diese verpflichtet wäre, ihm seine eigenen Aufwendungen zu vergüten.

§ 17. Die Regierung erläßt den Einwanderern alle Agentur- und Transportspesen von dem Orte seiner Herkunft bis nach Vera Cruz und von diesem Hafen nach der Kolonie, unter der beständigen Voraussetzung, daß er alle Verpflichtungen, welche dieser Vertrag vorschreibt, erfüllt. Im entgegengesetzten Falle muß er der Regierung alle verauslagten Spesen und Naturalleistungen, von seinem Heimatshafen an, zurückerstatten.

§ 18. Die Nichterfüllung der in diesem Vertrage festgesetzten Bestimmungen berechtigt die Regierung Herrn . . . . . aus der Kolonie auszuweisen.

§ 19. Die überwiesenen Ländereien werden der Regierung hypothekarisch sicher gestellt und dürfen nicht weiter belastet werden, solange die hierauf ruhende Schuld im Sinne gegenwärtigen Vertrages nicht vollständig getilgt ist.

§ 20. Am Eingange des gegenwärtigen Vertrages muß der Name, das Alter und die Herkunft des Kontrahenten und der Familienglieder angegeben werden, ebenso der Umfang, die nähere Bezeichnung und der Preis der Ländereien, wie auch der Tiere und Gerätschaften, welche er zu seiner Benutzung erhält.

Die Franzosen in Afrika.

Zwei Mächte sind es, die sich heute um die Herrschaft in Afrika bewerben: Frankreich und England; ersteres von Norden und Westen in das Innere des Landes vordringend, während letzteres von allen Seiten und Richtungen aus sein Ziel zu erreichen strebt. Namentlich verdient aber Frankreich besondere Aufmerksamkeit in seinen Unternehmungen zur Kolonisation und Besitznahme afrikanischen Bodens, die es mit ebensoviel Geschick als Ausdauer und neuerdings auch großem Erfolge ins Werk setzt. Seit der Besitznahme Algeriens im Jahre 1830 hat sich in Frankreich eine Vorliebe für Afrika ausgebildet, die sich zunächst dadurch kennzeichnete, daß man eifrigst und ohne Rücksicht auf den etwaigen Kostenpunkt bemüht war, die wirtschaftliche Lage jenes Landes zu entwickeln. Die Schwierigkeiten, mit denen die neuen Herren des Landes zu kämpfen hatten, waren in anbetracht der fanatischen mohamedanischen Bevölkerung sehr groß und ließen anfänglich zur größten Freude der europäischen Neider keine nennenswerten Erfolge sichtbar werden. Algerien war und blieb Militärkolonie und kostet Frankreich noch heute mehr als es einbringt. Aber ist denn das nicht meist so? Zehn, zwanzig, ja selbst fünfzig und je nach den Umständen noch mehr Jahre gehören dazu, um eine Kolonie nutzbar zu machen, was doch einzig und allein

dadurch möglich wird, daß man anfänglich nur die Entwicklung und das Gedeihen derselben im Auge behält, ohne dabei Opfer zu scheuen. So wirkten die Franzosen in Algerien und sind heute in der Lage, sagen zu können: wir haben anstatt der ehemaligen, meist im wilden Aufruhr befindlichen Kolonie, die zu ihrer Überwachung einer bedeutenden Truppenzahl bedurfte, ein nunmehr von einer friedlichen Bevölkerung bewohntes und unter tüchtiger Verwaltung rasch fortschreitendes Land, das in bälde die verursachten Kosten mit reichen Zinsen zurückerstatten wird.

Die früher öden Gegenden sind jetzt mit Weizen, Gerste und Hafer gut angebaut, von welchen beträchtliche Mengen ausgeführt werden; Orangen, Datteln, Tabak und Öl sind ferner die Hauptlandesprodukte. Der Bergbau wird von den Franzosen energisch und bei dem Mineralreichtum des Landes mit gutem Erfolge betrieben. Das von der Natur reich beschenkte Land kann jede, selbst die strengste Anforderung des materiellen Lebens befriedigen und wird durch das große Netz von Eisenbahnen, Telegraphen und Straßen in seiner wirtschaftlichen Blüte unendlich gefördert. Über die von der französischen Regierung in Algerien ausgeführten öffentlichen Arbeiten berichtet eine unlängst erschienene Schrift „Notice sur les travaux publics de l'Algérie“ sehr ausführlich. Demnach sind 650 km Eisenbahn in Benutzung, 700 in Vorbereitung und über 2000 stehen in Vorschlag. Die Länge der Wege und Chausseen kommt mit ca. 7000 km dazu. Das Telegraphennetz mißt 5000 km Länge bei 216 Stationen. Eine Fläche von 30,000 Hektaren wurde bewässert, und in der Wüste artesische Brunnen gegraben, Leuchttürme, Brücken, Kanäle und Häfen, ganz neue Städte und ein halbes Tausend von Europäern bewohnte Dörfer angelegt. Auch das Unterrichtswesen zeigt große Fortschritte und berücksichtigt in jeder Weise die Eingeborenen, welche, zwar vorsichtig, doch mehr und mehr den Franzosen entgegenkommen und deren wohlmeinende Absichten verstehen lernen. Schon ihre ständig wachsende Zahl beweist dies. Seit der in den Jahren 1872—76 stattgefundenen Abschätzung hat die mohamedanische Bevölkerung um 335,000, die europäische um über 110,000 zugenommen, was also im ganzen für die kurze Zeit eine Zunahme von 445,000 Individuen ergibt. Die Gesamtzahl der algerischen Bevölkerung beträgt heute 3 Millionen, wovon eine halbe Million aus Europäern besteht. Es ist geradezu wunderbar, wie man nach solch' günstigen Auspizien sich erkühnen kann, zu behaupten, Frankreich sei gar nicht kolonisationsfähig, und doch ist diese Behauptung sehr oft aufgestellt worden, ja wird vielleicht noch immer aufgestellt von Leuten, die entweder für die ganze Sache kein Verständnis besitzen oder aber den Franzosen die Früchte ihrer Arbeiten nicht gönnen. Geschah es ja anläßlich der tunesischen Affaire, daß man Frankreich mehr oder minder offen in den Weg trat, während man ihm eigentlich danken sollte dafür, daß es für ganz Europa so energisch in Nordafrika auftrat und zum Nutzen der Schiffahrt im Mittelländischen Meere dem Raubwesen an der afrikanischen Küste ein Ende machte. Hätte das wohl England gethan? Kaum, denn einstweilen wäre außer einem mit vielen Opfern verknüpften militärischen Ruhm nichts zu holen gewesen und der materielle Gewinn ist doch für England die Hauptsache. Andere Mächte hätten das vollends nicht gekonnt, da ihnen hierzu die nötigen Eigenschaften: Ruhmbegier und Opferwilligkeit fehlten. Daß Frankreich kolonisieren kann, zeigt Algier. Sollte es wirklich zum öfteren gefehlt haben, so ist das zu entschuldigen, denn das passiert selbst den besten Kolonisatoren. Ich erinnere z. B. an den Aufstand, den die Engländer seinerzeit durch eigene Schuld in Ostindien hervorriefen. Aber Grund dazu, England kolonisationsunfähig zu nennen, liegt darin noch lange nicht. Ebenso sicher wie in Algier geht jetzt Frankreich in **Tunis** vor, das eine natürliche Ergänzung des Ersteren bildet und dasselbe zu einer dem Mutterlande nützlichen und gesicherten Kolonie gestaltet. Verschiedene in Aussicht stehende technische Unternehmungen machen Tunis zu einem wichtigen Lande, während es bislang in der Welt gar keine Rolle spielte. So ließen sich an verschiedenen Stellen mit Leichtigkeit vorzügliche Häfen anlegen, an denen es ja in Algier sowohl wie in Tunis fehlt. Wenigstens könnten die versandeten tunesischen Häfen dem Verkehr wieder zugänglich gemacht werden und da dürfte man mit **Biserta** beginnen, das durch geringe Arbeit zum Toulon der afrikanischen Nordküste umgeschaffen werden könnte. Biserta liegt am Ausflusse eines Kanals, welcher das Meer mit einem großen Binnensee verbindet. Dieser See würde einer der stärksten und schönsten Häfen des Mittelmeeres werden, wenn man den Kanal, der eine Breite von 2 englischen Meilen besitzt, vertiefte. So dürfte das nächste Ziel der Franzosen sein, in Tunis einen Hafen herzustellen, der von allen Seiten geschützt, groß genug ist, die gesamte französische Flotte aufzunehmen.

Vielleicht ist Tunis schon darum wichtig, als man an seiner und Algeriens Südgrenze ein Binnenmeer anzulegen beabsichtigt und zwar soll das Wasser des Meerbusens von **Gabès** mittels Durchstechung jener Landenge, die den Meerbusen vom großen Salzsee El Fejej (Lacus Tritonis der Alten) trennt, in das Innere geleitet werden. Dieser See liegt unter dem Meeresspiegel und ihm schließt sich von Osten nach Westen eine Reihe von Seen (Schotts) an, von denen ebenfalls behauptet wird, daß solche unter der Oberfläche des Meeres lägen. Es wären also zwei große Becken vorhanden, die durch einen kleinen Kanal verbunden werden könnten. Dieser Kanal würde das Wasser des Mittelländischen Meeres durch die tunesische Sahara tief in das Innere Algiers leiten und ein kolossales Oasengebiet dem Verkehr zugänglich machen. An Stelle des Kameles würde dann das Schiff treten, das, aus Marseille, Triest oder Genua abfahrend, seine Güter inmitten des Landes, vielleicht in Biskra oder irgendwo ausladen könnte. Dieses Projekt ist einem französischen Offizier **Roudaire** entsprungen und erregt schon seit mehreren Jahren große Aufmerksamkeit. Hauptvorteile dieses Binnenmeeres wären nach Roudaire: 1. bedeutende Veränderung der klimatischen Verhältnisse dieser Gegend durch zahlreiche Niederschläge, welche dadurch entstehen, daß vorherrschende Südwinde die Wasserdünste über vorgelagerte Bergketten in das nördliche Algier und Tunis hinübertragen würden. 2. Infolge dieser günstigen klimatischen Änderungen gesteigerte Entwickelung der Bevölkerung und des Ackerbaues. 3. Eröffnung neuer Verbindungswege mit dem Innern. Die zahlreichen Einwendungen, welche von

hervorragenden französischen, italienischen und deutschen Gelehrten gegen den Plan Roudaire's gemacht wurden und zumeist die topographischen und hypsometrischen Verhältnisse betrafen, bewirkten, daß sich die französische Regierung dem Vorhaben etwas vorsichtig gegenüberstellte, und so schien denn der Plan, für den man sich anfänglich sehr erwärmt hatte, wieder vergessen zu sein, bis plötzlich Lesseps für Roudaire Partei nahm. Nun ging die Sache in den Händen tüchtiger Privatunternehmer schnell vorwärts. Lesseps stellte Roudaire 200,000 Francs á fonds perdu zur Verfügung, gab ihm einige seiner besten Ingenieure mit und schickte ihn an Ort und Stelle, um weitere Untersuchungen vorzunehmen, während er selbst infolge günstiger Nachrichten vor wenigen Wochen nachgereist ist. Von dem Gelingen des Werkes ist Lesseps fest überzeugt, wie aus einer Unterredung mit einem Redakteur des Voltaire hervorgeht. Er sagt u. a.: „Wenn unsere Prüfungen die Messungen Roudaire's bestätigen, so sind wir gerettet. Man hat gesagt, daß die Schotts höher lägen als die Oberfläche des Meeres, wir behaupten aber, daß sie 12 bis 13 m tiefer liegen. Man hat behauptet, daß die Kanalisationsarbeiten wegen des felsigen Bodens unmöglich seien, bei unseren Bohrungen — und wir haben bis auf 50 m gebohrt — hat man aber nichts anderes gefunden als Sand. Freilich ist es wahr, daß die durch unsere praktischen Untersuchungen zerstörten Hypothesen von einer amtlichen, aus 82 Gelehrten zusammengesetzten Kommission aufgestellt worden sind. 82 Gelehrte, die disputieren! Gibt es wohl etwas, was dabei nicht herauskommen könnte? Früher hatte ich gesagt, daß das Terrain sehr günstig sei, und ich hatte hinzugefügt, daß früher, vielleicht 1000 Jahre vor Christi Geburt, der See, den wir schaffen wollen, schon bestanden hat und daß sich dort, wo jetzt die Schotts liegen, eine inzwischen versandete Verbindung mit dem Meere befunden haben müsse; ich halte das jetzt noch aufrecht. Ich reise jetzt also ab und meine Reise wird vier Wochen dauern. Ich habe von Abdel Kader einen prächtigen Brief erhalten, wie er für einen wahren Propheten paßt. In diesem Briefe fordert der Emir die Marabuts und Scheiks auf, mich nach Kräften zu unterstützen, und beruhigt die eingeborene Bevölkerung über die Folgen, welche die Schaffung eines Binnenmeeres für sie haben werde; er sagt ihnen, daß ihre Eigentumsrechte geachtet und daß ihre Besitzungen an Wert steigen würden. Um mich kurz zu fassen: wir wollen die Vorbereitungen abschließen und mit der eigentlichen Arbeit anfangen. Die Lösung ist nahe, Sie können es glauben." Soweit Lesseps, der bisher noch immer, was er wollte, durchgeführt hat und der seinen beiden Riesenwerken: dem Suez- und dem Panama-Kanal ein drittes „das Sahara-Meer" zur Seite stellen will. Kommt das Projekt des Binnenmeeres zur Ausführung, so ist damit die französische Herrschaft befestigt und für Algier und Tunis wäre eine neue Zeit angebrochen, die bald auch auf die Nachbarstaaten ihren Einfluß äußern würde. Darum ist dem großartigen Kulturunternehmen der Franzosen der beste Erfolg zu wünschen. Man würde dadurch auch eine Etappe vorwärtsgerückt sein in dem Bemühen, einen Zugang nach dem inneren Afrika zu schaffen und somit die Reichtümer des letzteren zu heben. Nämlich würde man von diesem Meere aus durch das Gebiet der Tuareg einen Schienenweg nach dem Niger zu errichten streben, an welcher Idee man ja trotz des unglücklichen Ausgangs der Expedition des Oberst Flatters und trotz der abfälligen Meinung verschiedener Forscher festhält. Gerhard Rohlfs empfiehlt z. B. als geeigneter eine Eisenbahn von Tripolis nach Mursuk und von da nach Kuka am Tschadsee. In der That ist ja die Verbindung zwischen Tripolis im Nordosten und dem Meerbusen von Guinea im Südwesten die kürzeste und deshalb scheint diese Gegend, die der berühmte Reisende selbst erforschte, sehr gut zur Anlage von Eisenbahnen zwischen dem Mittelmeere und Innerafrika geeignet. Trotz aller Vorteile fand jedoch diese Linie in Frankreich wenig Anklang und zog man jene über Timbuktu vor. Andere Forscher, unter ihnen Soleillet, hielten diesen Weg, um den Niger zu erreichen, für nicht nötig; man könnte das auf eine leichtere Weise vom Senegal aus haben. Nun folgten sich Vorschläge auf Vorschläge. Unter ihnen befand sich das Projekt eines Herrn Gazeau de Vautibault, der in mehreren Broschüren und vielen Artikeln und Reden die transsaharischen Eisenbahnprojekte von Algier nach Timbuktu und vom Senegal nach dem Niger verwarf und dafür eine transkontinentale Eisenbahn zur Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Sudan empfahl. Als Ausgangspunkt wählte er den Golf von Guinea, als erste Station die Quellen des Faro, dann die des Benuë, als die dritte den Schari. Von dort nach dem Bahr-el-Ghasal ist nur ein Schritt und durch diese große Arterie steht man in Verbindung mit dem See Albert-Nyanza und dem ganzen Nilthal. Selbstverständlich wurde das Projekt dieses hitzköpfigen Franzosen, der sich gerade die unbekanntesten Gegenden zu seinen Plänen aussuchte, verworfen und der Verbindung des Senegal mit dem Niger der Vorzug gegeben, an dessen Ausführung man sofort ging. Verschiedentlich wurde die Meinung laut, daß auch dieses Eisenbahnunternehmen nicht ausführbar wäre, da ja die Gegend so ungesund sei, Arbeiter fehlten und andere Hindernisse beständen. Aber die Franzosen ließen sich nicht irre machen und erreichten wirklich ihr Ziel, nachdem sie viele Studienexpeditionen ausgeschickt hatten, die das Terrain aufnehmen sollten und von denen nur wenige ihre Absichten zu erfüllen im stande waren. Manches reiche Menschenleben, mancher kühne Forscher ging für dies große Unternehmen zu Grunde — aber es wurde erreicht. Am 19. September 1882 wurde die Eisenbahn, welche den Senegal mit dem Sudan verbindet, eingeweiht. Guina heißt die erste Lokomotive, welche von der Küste in jene Gegenden des schwarzen Erdteiles hineinbrauste und die zur Einweihung in Menge herbeigelaufenen Afrikaner durch ihr Pfeifen in die Flucht trieb. Vielleicht ahnten sie, daß nun ein anderes Leben beginne, daß in der Folge eine Umwandlung statthaben werde. „Lana turki dow" (das Dampfschiff auf der Erde) nannten sie die Lokomotive. Die erste Eisenbahn in Westafrika ist also vorhanden zum Nutzen jener reichen Gegenden, die nun dem Handel erschlossen sind. Senegambien ist schon seit mehr denn 100 Jahren im Besitz der Franzosen und doch beneidete sie niemand um dieses fruchtbare Land, weil es unglaublich schien, daß aus dieser ungesunden Gegend je etwas werden könne und weil man auch keine Erfolge sah. Frankreich

ließ sich aber die Mühe nicht verdrießen und scheute keine Opfer, wie es selbst seine tüchtigsten Leute nach Senegambien sandte. So war z. B. der General Faidherbe, seinerzeit als Gouverneur der Kolonie thätig und er machte den dortigen unhaltbaren Zuständen durch energisches Handeln ein Ende. Vor allem bemühte er sich, die ganze Gegend wissenschaftlich erforschen zu lassen und die Militärposten den Forschern auf dem Fuße immer tiefer in das Innere des Landes vorzuschieben. Das Land wuchs dadurch größer und größer und ist jetzt bereits in das Quellengebiet des Senegal gelangt. Hand in Hand mit der Vergrößerung ging auch die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie. Ihre Erträge sind während der letzten Jahre im beständigen Steigen gewesen, durch Eröffnung der Bahn wird sich aber der Handel in ganz anderem Maße ausdehnen. Afrikanische Produkte können nun ohne großen Zeit- und Geldverlust aus dem Innern an die Küste gelangen. Europäische Erzeugnisse können jetzt ebenso in großen Massen die Völker des Binnenlandes erreichen. Die Zivilisation hat aber durch die Eisenbahn einen großen Schritt in Afrika vorwärts gethan, dessen nützliche Folgen nicht ausbleiben können. Daß diese Neuerung andrerseits nicht ohne Blutvergießen angenommen wird, ist freilich vorauszusehen. Mußten doch unlängst erst zwei Militärexpeditionen zur Züchtigung von Eingeborenen abgehen, welche sich dem Bahnbau widersetzt hatten. Die erste Expedition unter Oberst Wending rückte in Cayor, südlich vom Senegal, ein, setzte Lat-Dior, der die Durchführung der Eisenbahn von Saint Louis nach Dakar durch sein Gebiet nicht gestatten wollte, ab und einen ergebenen Nachfolger ein, der durch Vertrag das Land unter französische Schutzherrschaft stellte und den Franzosen das Recht erteilte, im Lande feste Plätze, Telegraphen und Eisenbahnen anzulegen. Der Vertrag mit Ahmadi-N'Gue-Fal wurde am 2. Februar in Saint-Louis durch den Gouverneur vollzogen. Schon Faidherbe hatte Lat-Dior entthront, dieser aber die Franzosen wieder vertrieben. Die zweite Expedition unter Oberst Berguis-Desbordes nach dem oberen Niger traf am 16. Januar vor dem Dorfe Daba ein, das nach einer Beschießung mit Sturm genommen werden mußte, wobei die Franzosen mehrere Tote und einige 50 Verwundete, darunter mehrere Offiziere hatten. Vierzehn Tage später erreichte die Expedition Bamaku und pflanzte die französische Fahne am Niger auf. Man sieht also, daß die Franzosen viele Opfer bringen müssen, jedoch große Werke erfordern auch große Opfer.

Außer von Algerien und Senegambien versucht Frankreich auch vom Kongo aus Innerafrika zu erreichen und in Besitz zu nehmen. So hat es neuerdings ein Gebiet am Kongo durch Vermittelung eines Forschungsreisenden Savorgnan de Brazza von einem dortigen Negerkönige erworben. Leutnant de Brazza ist jetzt mit einer bedeutenden Expedition wieder unterwegs nach dem neuen Gebiete und beabsichtigt dort ein Negerheer zu gründen. Zu diesem Zwecke hat ihm der französische Kriegsminister eine große Ausrüstung mitgegeben und zwar 100,000 Perkussionsgewehre verschiedenen Modells, 20,000 Säbel, 100,000 Kilogramm Pulver, 10 Millionen Zündhütchen, 1000 Äxte und 200 Zelte, also die Mittel zur Bewaffnung einer sehr bedeutenden Streiterzahl. Diese soll dazu dienen, den französischen Besitz zu schützen und zu erweitern. Daß dabei nicht allzu rücksichtsvoll mit den Interessen anderer Völker verfahren wird, ist ziemlich sicher. Wer der Schwächere ist, wird unterliegen. Das ist der Kampf ums Dasein, der überall mit derselben Unerbittlichkeit seine Opfer sucht. Als Ausgangspunkt gilt Gabun, oberhalb des Äquators, woselbst die Franzosen eine Handelsniederlassung besitzen, die mit dem Protektorat über einige kleine Negerreiche verknüpft ist. Früher war diese Kolonie unwichtig. Heute hat sie hohe Bedeutung, da sie vermittels des unweit von Gabun mündenden Ogowaï über den Kongo verfügt, während Senegambien dem Niger am nächsten liegt. Kongo und Niger sind aber die bedeutendsten Ströme Innerafrikas und wer die Herrschaft darüber hat, besitzt eigentlich ganz Innerafrika und das ist das Ziel der Franzosen, die überzeugt sind, von der Vorsehung zu dieser hohen Aufgabe, bestimmt zu sein. Wenn dieselben alle verfügbaren Hilfsmittel in Bewegung setzen, die Vorteile auszunutzen, welche Senegal und Gabun bieten, steht ein gewaltiger Fortschritt in der Zivilisation des schwarzen Erdteils zu erwarten. Zwar wird Frankreich noch manche Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm von England und anderen Nationen in den Weg gelegt werden, zu beseitigen haben, vielleicht gar einen Kampf auf Leben und Tod ausführen müssen; immerhin ist aber eine weitere Eröffnung von bisher verschlossenen Ländern in Aussicht, und ein soches Ziel ist jedes Opfer wert. Frankreich rückt jetzt auch in aller Stille von Abessinien aus vor und sucht hier festen Fuß zu fassen.

Wer weiß wie lange es währt, bis das halbe Afrika in den Händen der Franzosen ist und diese bei ihrem Vordringen über den Äquator hinaus nach Süden auf die von ihrer Kapkolonie nach Norden aufwärts gehenden Engländer stoßen, ähnlich wie das in Zentral-Asien zwischen Rußland und England der Fall ist.

Schade nur, daß nicht auch Deutschland Kolonien in Afrika zu schützen und zu unterstützen hat!

Ewald Paul.

Eine deutsche Auswandererfamilie auf der Fahrt nach Brasilien.

Originalbericht für die „Weltpost".

2.

So eine Seefahrt bei ganz ruhigem Wetter hat etwas unendlich Langweiliges an sich. Tagtäglich ist nichts zu sehen als Himmel und Wasser, keine Unterbrechung in dem ewigen Einerlei, als die Schiffsglocke, die zu den Mahlzeiten ruft; dabei die fürchterliche Hitze bei Tage, welche auch nachts andauerte und uns nicht schlafen ließ. Unbeschreiblicher Jubel herrschte daher unter den 14 Passagieren des Schiffes, als wir am 2. Weihnachtsfeiertage morgens 6 Uhr im Hafen von Rio anlangten. Wahrhaft entzückend schön ist der erste Anblick von Rio de Janeiro, und doch wieder so fremdartig für ein europäisches Auge, daß man sich sogleich in eine ganz andere Welt versetzt fühlt. Der Hafen bildet gleichsam einen großen See, ringsum von seltsam gestalteten Felsen und hohen Bergen umgeben, deren Spitzen bis in die Wolken hineinzuragen scheinen. Rund um diesen See, von seinen Ufern aufsteigend

bis hoch in die Berge hinein, ist nun die Stadt angelegt. Unten ist die Geschäftsstadt, oben sind die Häuser und Villas der Reichen, alle umgeben von prachtvollen Gärten und hohen Palmbäumen. In dem Hafen selbst ragen aus dem Wasser hervor eine Menge kleiner, mit Häusern und Gärten bebauter Inseln, letztere zuweilen so klein, daß nur ein Häuschen allein darauf Platz hat. Eine Menge Schiffe lagen in dem Hafen, zwischen denen kleine mit braunen und schwarzen halbnackten Ruderern besetzte Gondeln pfeilschnell dahinflogen.

Noch standen wir da, in den lieblichen Anblick vertieft, als ein kleines Schraubenschiffchen an unsern Dampfer anlegte und zwei Brasilianer an Bord kamen, mittelgroße magere Burschen mit blendend weißer Wäsche und eingetrockneten braunen, nichts weniger als sympathischen Gesichtern. Es waren Beamte der Regierung resp. der Kommission für Einwanderung und Kolonisation. Einer der beiden frug mich in schlechtem Deutsch, ob wir mit ihnen in das Einwandererhaus gehen wollten. Nach kurzer Überlegung mit meinen Landsleuten sagte ich zu, und nachdem die Herren Beamten mit ihren Schiffchen 1½ Stunde auf uns wegen des nötigen Einpackens gewartet hatten, brachen wir auf. In 5 Minuten waren wir am Lande, da aber kein Mensch zu sehen, der uns hätte helfen können, unser Gepäck zu tragen, blieb uns nichts anderes übrig, als auf das Geheiß der Beamten unser Gepäck selbst zu nehmen und es bei fürchterlicher Hitze auf steilem halsbrecherischem Wege nach dem circa 15 Minuten weit entfernten, hoch auf einem Felsen gelegenen Einwandererhause zu tragen. Rücksichtslos eilten die Führer voran, sodaß wir uns abmühen mußten, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Totmüde und naß wie aus dem Wasser gezogen, langten wir endlich oben gegen 9 Uhr morgens an; kein Lüftchen regte sich, glühend heiß brannte die Sonne. Das Emigrantenhaus ist ein großes steinernes Gebäude, ziemlich luftig gelegen und eingerichtet für wohl 2000 Emigranten. In einer Art Vorhalle ließen wir uns total erschöpft nieder und hatten nunmehr, da wir erst um 2 Uhr essen sollten, Muße genug, uns alles anzusehen.

Meine Aufmerksamkeit wurde zunächst erregt durch große an den Wänden befestigte geographische Karten der einzelnen Provinzen von Brasilien nebst Beschreibungen derselben in italienischer, französischer und deutscher Sprache. Aus Langeweile fing ich an zu lesen und mußte unwillkürlich lachen über den unendlich schwülstigen und prahlerischen Stil dieser Schilderungen. Wer mit dem festen Glauben an brasilianische Biederkeit und an die Uneigennützigkeit europäischer Kolonisationsunternehmer dieses las, der konnte nicht mehr zweifeln, daß er einer herrlichen, rosigen Zukunft entgegen ging, wie sie in Europa wohl selten einem Sterblichen gelächelt. Da ich von Natur aus etwas Skeptiker bin, so machten die plumpen, übertriebenen Anpreisungen auf mich gerade den entgegengesetzten Eindruck, als sie beabsichtigten. In diesen Betrachtungen wurde ich unterbrochen durch den Dolmetscher des Hauses, der sich erbot, mir, falls ich Geld zu wechseln hätte, solches bei der Kasse der Gesellschaft zum höchsten Kurs zu wechseln. „Dort unten in der Geschäftsstadt", meinte er, „könnte ich leicht beim Wechseln zum Schaden kommen. Denn dorten jagt alles nur einem und demselben Trugbilde, dem Mammon nach. Wir Beamte hier oben aber", so fuhr der Jüngling begeistert fort, „wir bilden einen engen Kreis edler und uneigennütziger Männer, die sich nur ein Ziel gesteckt haben, nämlich die Erleichterung der armen Auswanderer, so bei uns einkehren, von alle dem, was sie unnötiger Weise drücken könnte."

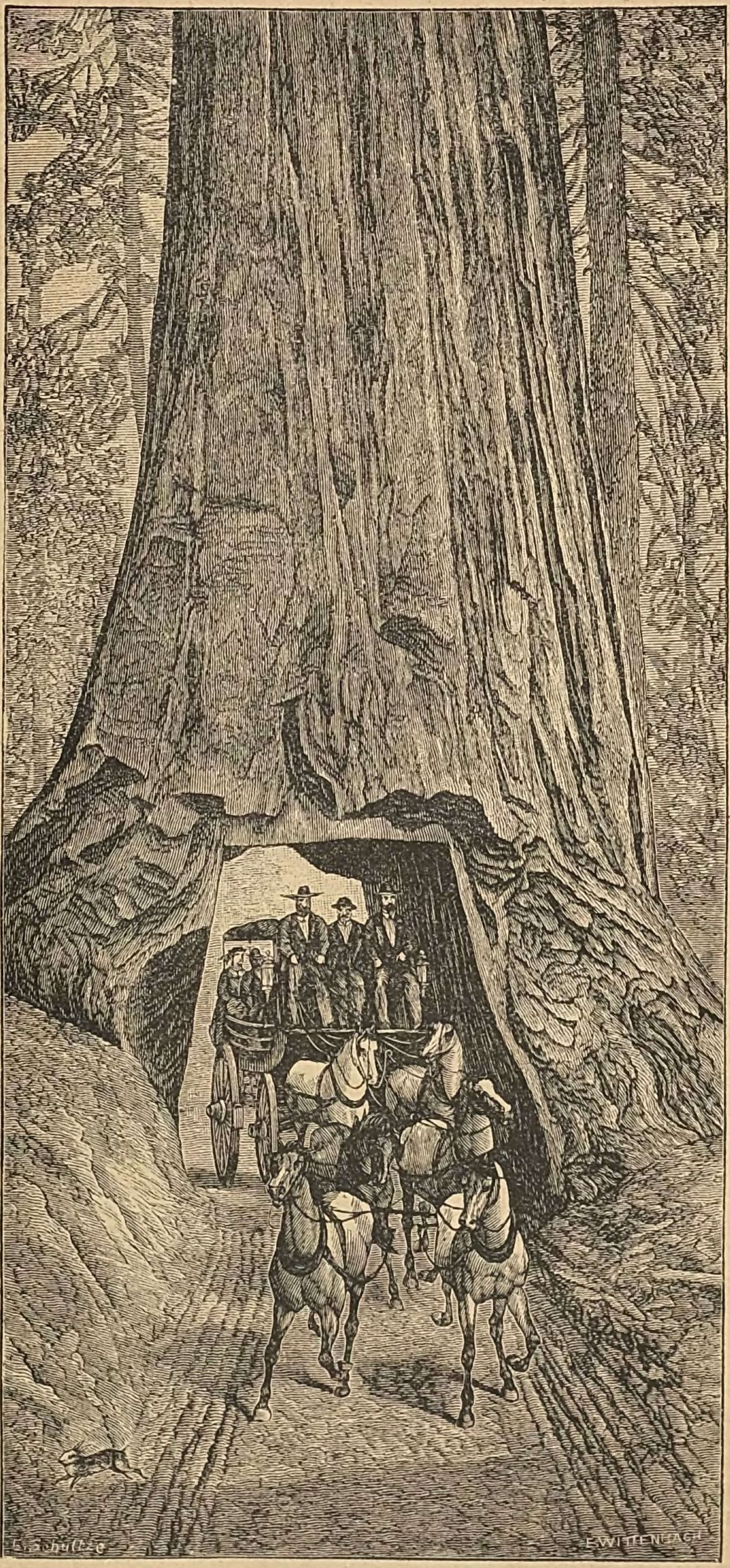
Gerührt über diesen Edelmut wechselte ich, da ich mehrere Briefe zu frankieren hatte, ½ £ in Gold und erhielt dafür netto 5 Milreis. Später wechselte ich verschiedene Male bei Geldwechslern in der Stadt und erhielt regelmäßig für ½ £ **wenigstens** 5 Milreis 650 Reis. Die Uneigennützigkeit des Beamten hatte mich also um 650 Reis = R.-Mark 1,30 „erleichtert." Als ich, um meine trüben Gedanken zu verwischen, kurze Zeit in den Garten hinausgetreten und zur Vorhalle zurückkehrte, trat der dolmetschende Jüngling wiederum an mich heran, um mit begeisterten Worten mir' rosige Bilder der Zukunft auszumalen. „Wohl können Sie, junger Mann," — er war circa 12 Jahre jünger als ich — so hub er an, „den Tag preisen, der Sie in unser herrliches Land geführt hat. Was Sie hier lesen über unser schönes Vaterland, nur elendes Stümperwerk ist es gegen das, was Sie in der Wirklichkeit sehen werden. Doch gibt es auch hier böse Menschen, die in unbegreiflichem Wahne die Güte unserer wohlwollenden Regierung verkennend, unzufrieden sind mit dem glücklichen Lose, welches wir ihnen bereiten wollten. Leider muß ich es sagen, die meisten von diesen stammen aus Ihrem Heimatlande. Den Unfrieden einmal in der Brust, gönnen sie auch andern nicht das künftige Glück und suchen daher ihre Landsleute zur Rückkehr in ihre trostlose Heimat zu bewegen. Wollen Sie Ihr eigenes Glück, sowie das Ihrer lieben Angehörigen nicht leichtsinnig von sich stoßen, so hören Sie nicht auf diese Unglücklichen. Versichern kann ich Ihnen, schenkte man einem jeden dieser Verblendeten einen ganzen der vor uns liegenden Berge mit der einzigen Bedingung, ihn urbar zu machen, noch immer wären sie nicht zufrieden." So sprach der Jüngling; ich aber hörte schweigend das Geschwätz an, bereits stark im Zweifel, ob ich nicht besser gethan hätte, zu Hause zu bleiben.

Mittlerweile war es 2 Uhr geworden und die Tischglocke ertönte. In einem großen Saale standen drei Reihen Tische mit Bänken und auf den Tischen zinnerne Eßnäpfe. Fast sämtliche Plätze waren bereits besetzt, wohl an 400 Personen waren in dem Saale versammelt, meist Italiener und Portugiesen, alle unglaublich zerlumpt und heruntergekommen. Ekel erfaßte uns Deutsche — wir waren zu sechs — vor dieser unsaubern Gesellschaft und wir ließen uns Plätze abgesondert von den übrigen anweisen. Das in der Vorhalle hängende Reglement besagte zwar in § 1: „die Einwanderer sollen untereinander die allergrößte Achtung und Ehrerbietigung hegen" —, aber die Liebe zur Reinlichkeit und die Furcht vor Ungeziefer zwang uns, diesen § 1 bereits zu übertreten und den Leuten unsere Abneigung nicht undeutlich zu erkennen zu geben. — Die Aufsicht in dem Saale führte ein Brasilianer, ein Mann von circa 45 Jahren, mit herrlicher Adlernase und schwarzen üppigem Lockenhaare, der barfüßig und in Hemdsärmeln zwischen den Tischen auf- und abwandelte. Freudig blickte er drein und gerührt zugleich, daß wir armen Auswanderer nach

allen überstandenen Drangsalen nun endlich glücklich in diesem herrlichen Lande säßen, und der Stolz, der aus seinem Auge leuchtete und den wir nur auf das kommende Essen bezogen, ließ uns ein herrliches Mahl erwarten. Nichts schien die behagliche Selbstzufriedenheit dieses Biedermannes zu stören, als eine, wie mir schien, in dem Urwalde seines Haarwuchses angelegte Kolonie kleiner sechsbeiniger Ansiedler. Mit beiden Händen wehrte er sich verzweifelt gegen die Urbarmachung seiner Kopfhaut; doch die Kolonisten schienen das einmal okkupierte Terrain tapfer zu verteidigen. So lange ich ihn beobachten konnte, dauerte der Kampf an, der nur dadurch zuweilen unterbrochen wurde, daß er, wo noch ein Stück Brod fehlte, dies höchsteigenhändig auf den betreffenden Teller legte.*) Während wir so in Erwartung dasaßen, verbreitete sich auf einmal ein pestartiger Gestank wie von faulem Fleisch in dem drückend heißen Saale. Hellauf leuchteten die Augen der Italiener, eine allgemeine freudige Aufregung machte sich unter unsern Tischgenossen bemerkbar; wir aber sahen uns erstaunt an was das bedeuten sollte. Das Rätsel wurde uns bald gelöst. Der fürchterliche Geruch bedeutete den Beginn des Mittagsmahles. Neger und Mulatten trugen auf großen Schüsseln kleingeschnittene Fleischstückchen herein von dem bei den Brasilianern so beliebten Dörrfleisch. Mir wurde es übel, ein Reiz zum Erbrechen stellte sich ein und ich mußte mit meiner Frau an die frische Luft gehen. Nicht anders erging es den andern Deutschen, keiner konnte einen Bissen herunterbringen.

Draußen im Garten, der jetzt frei von Italienern war, saß eine deutsche Familie, Mann und Frau mit zwei Kindern. Es waren Sachsen, ärmlich aber sauber und reinlich gekleidet, mit ehrlichen

*) So sehr wir bemüht waren die realistischen Schilderungen des Verfassers vielfach zu mildern, so schien es uns doch geboten, diese Charakteristik der Wahrheit zu Liebe nicht zu unterdrücken. Die Red.



Ein Waldriese im Mariposa-Hain, Kalifornien,
Rottannen-Art über 3500 Jahre alt, 6500' über dem Meeresspiegel.
(Siehe „Das Yosomite-Thal von Rob. S. Arndt", „Weltpost", 1883 1. Heft.)

deutschen Gesichtern, aus denen jedoch der Kummer und das Elend herausschauten. Sie kamen auf uns zu und sagten, sie seien hier, um zu sehen, ob keine Landsleute angekommen seien. Als sie hörten, daß wir auf eine Kolonie gehen wollten, sagte der Mann zu uns: „Wenn Sie noch irgendwie die Mittel zur Rückfahrt auftreiben können, so rate ich Ihnen, gehen Sie sofort wieder nach Hause, und wenn Sie keinen Pfennig mehr übrig behalten. Das Elend unter den hiesigen Deutschen ist entsetzlich und was drüben in Europa erzählt wird von dem Wohlstand der Kolonisten, das geht entweder von der Brasilianischen Regierung aus oder von solchen Leuten, die hier Land um circa 4 Pfennig den Morgen gekauft haben und ihn zu 3—4 Mark wieder an Auswanderer losschlagen wollen. Wohl gibt es Kolonisten, die sich mit aller Mühe eben durchschlagen, einzelne auch, die sich eines kleinen Wohlstandes erfreuen. Aber im allgemeinen ist das Elend, nicht zum kleinsten Teil durch heimtückische Krankheiten hervorgerufen, groß, und wohl wenige würden zaudern, sofort heimzukehren, wenn sie nur die Mittel sich dazu verschaffen könnten.“ Und nun erzählte uns der Mann, wie auch er sich vor 15 Jahren eine Kolonie gekauft, wie fürchterlich sie während 5 Jahren hätten arbeiten müssen, nur um soviel hervorzubringen, als grade zum Leben notwendig war, wie ihnen 3 Kinder nach einander am Fieber gestorben seien, und er endlich sogar ihre letzten eben entbehrlichen Kleidungsstücke verkauft habe, nur um seine kranke Frau mit den beiden Kindern nach Rio transportieren lassen zu können. Hier arbeite er denn für 2 Milreis täglich in einer Fabrik und verdiene auch nur so viel um nicht zu verhungern. Denn in Deutschland lebe man mit 2 Mark bedeutend besser als hier mit 2 Milreis = 4 Mark. In 10 Jahren habe er nicht so viel ersparen können, um nach Deutschland zurückzukehren. Dies sei der einzige Wunsch, den er noch habe. „Noch einmal rate ich Ihnen, allein wegen Ihrer beiden Kinder, die mir in der Seele leid thun, kehren Sie zurück, ehe es zu spät ist. Immer tiefer werden Sie in's Elend geraten, bis Ihnen nichts übrig bleibt, als das armselige Kolonistenleben, wie so viele, zu führen, d. h. wie ein Tier im Walde zu leben. Dasselbe habe ich bei hundert andern ebenso kommen sehen. Der Trost, den man dann für Sie hat: „Erst müßt Ihr hier zu Lande alles verlieren, um mit nichts anzufangen und dann kommt Ihr vorwärts“, das ist ein sehr schlechter Trost. Von Hunderten, die einmal so weit gekommen sind, mag sich der eine oder andere dann wohl wieder emporarbeiten; neunzig von diesen hundert aber gehen dabei sicher zu Grunde.“

Wie vernichtet stand ich da, als der Mann mir dies in seiner treuherzigen Manier erzählte; meine Frau aber brach in lautes Weinen aus. Um einer sorgenfreien glücklichen Zukunft entgegenzugehen, hatte ich meine sichere Existenz in Europa aufgegeben, und nun stellte mir gleich bei meiner Ankunft jemand, der durch 15jährigen Aufenthalt die Verhältnisse kennen gelernt hatte, statt dessen nichts als Not und Elend in sichere Aussicht. Hatte ich noch Zweifel an den Angaben des Sachsen, so wichen diese vollständig, als ich des Abends noch mehrere Deutsche traf, die mir das Gehörte bestätigten und einstimmig rieten, zurückzukehren. Was ich hier über brasilianische Zustände hörte, ist haarsträubend; ich werde später noch darauf zurückkommen und vorläufig meine Erlebnisse weiter berichten.

Des Abends erhielt jeder Emigrant um 6 Uhr eine Tasse Kaffee und ein trockenes Brödchen, morgens um acht Uhr dasselbe. Des Mittags gab es stets dieselbe Kost wie am ersten Tage, d. h. kleingeschnittenes ekelhaftes Fleisch und dann Bohnen und Reis. Regelmäßig bezeichnete ein Pestgeruch den Beginn des Mittagessens. Ich habe mich zu der Kost nie entschließen können, doch regelmäßig zugesehen, um darüber berichten zu können. Hätte ich Appetit zu der Mahlzeit gehabt, derselbe wäre mir sicher vergangen, als ich die widerliche Gier sah, mit der sich die Italiener über das Essen stürzten. Noch steht mir ein Vater mit seinen 8 zerlumpten und verhungerten Kindern vor Augen. Wie ein wildes Tier fraß er regelmäßig seine Schüssel in aller Eile leer, um dann noch den armen, weinenden Kindern einem nach den andern das ohnehin kärgliche Essen aus den magern Händen zu reißen und herunterzuschlingen. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankenhäuser der Katholischen Schwestern in den Vereinigten Staaten von Amerika.

In immer größeren Dimensionen geht der Auswanderungsstrom nach den Vereinigten Staaten von Amerika und ob auch von verschiedenen Seiten andere Länder in Vorschlag gebracht werden, so ist bis jetzt doch die große Masse der Überzeugung, daß eben Nordamerika das Eldorado der Landwirte und Handwerker sei. In gewisser Weise ist die Lage der Arbeiter eine glücklichere als in Deutschland, d. h. der fleißigen Arbeiter; der Maurer z. B. arbeitet in der Regel nicht unter $4\frac{1}{2}$ bis 5 Dollars pro Tag; für diesen nach deutschen Verhältnissen vierfach höheren Lohn muß er aber auch sechsmal soviel arbeiten als er bisher gewohnt, so daß ein Hausbau, wenn die Rechnung gezogen wird, in Amerika schließlich billiger kommt als in Deutschland. Selbstverständlich kann bei einer solchen Überladung des Einzelnen mit Arbeit auch eine schädliche Folge nicht ausbleiben und es nimmt einen Deutschen, besonders so lange er noch nicht akklimatisiert ist, oft sehr mit. Dabei ist das Wasser im mittleren Teil des Landes meist sehr schlecht, daher Fieber und Ruhr an der Tagesordnung sind. Was thut nun der Deutsche, wenn er in einer ihm gänzlich fremden Stadt krank wird, und ihm, wie das häufig geschieht, auch noch das Geld ausgegangen ist? — In dem City Hospital, das sich in jeder größeren Stadt befindet, wird man nur gegen entsprechende Bezahlung oder den Nachweis aufgenommen, schon zwei Jahre in dem betreffenden County sich aufgehalten zu haben. Die meisten Krankheitserscheinungen fallen aber gerade in die ersten zwei Jahre, infolge der angehenden Akklimatisierung und oft überfällt einen eine Erkrankung, wenn man kaum in der betreffenden Stadt angelangt. Die Verpflegung in den städtischen Instituten läßt oft vieles zu wünschen übrig; ich selbst bin in zwei dergl. Hospitälern gewesen und spreche daher aus eigener Erfahrung. Dagegen kann ich von den Hospitälern, die von den Katholischen Schwestern gehalten

werden, nur Rühmliches sagen. Ich selbst bin Protestant, und liegt mir nur daran meiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben und meinen Landsleuten dienlich zu sein. Die Katholischen Schwestern haben von meiner Empfehlung keinen Vorteil, da die Aufnahme für den weniger bemittelten Patienten unentgeltlich ist, selbst wenn er erst wenige Tage in der betreffenden Stadt sich aufhält, und es durchaus keinen Unterschied macht, zu welcher Konfession er gehört. Wenn die Krankheit ernst ist, so erfolgt die sofortige Aufnahme, ohne alle weiteren Umstände, wo nicht, so hat man vorher zu dem Arzt des Hospitals zu gehen, der dann das Nötige anordnet.

Die Verpflegung, die man hier hat, die Betten, und sonstige Einrichtungen, sind so gut, wie man sich das nur wünschen kann. Einerlei ob Tag oder Nacht, steht jeder Kranke unter sachverständiger Beobachtung, auch wird von jedem Neuangekommenen das vollständige Nationale aufgenommen, um im Todesfalle den Angehörigen sofort die Nachricht zu übermitteln.

Sehen wir uns die innere Einrichtung eines solchen philantropischen Instituts an. Treppen und Korridore sind mit Bastmatten belegt, sodaß man kaum das Gehen hört, im ganzen Hause ist Wasserleitung für Waschgebrauch und geschmolzenes Eis zum Trinken. Das Haus ist mit Wasserheizung versehen, und hat im Erdgeschoß neben der Küche eine eigene Bäckerei. Waschhaus und Leichenhalle liegen in einiger Entfernung vom Gebäude. Im ersten Stock sind dann die Krankenzimmer, die Kapelle, der Verbandsaal, die Apotheke und die Wohnung des Geistlichen. Hat das Haus 3 oder 4 Stockwerke, so liegen im zweiten auch noch Kranke. Die Schwestern, und weibliche Patienten wohnen stets zu oberst.

Die Schwestern selber teilen sich in vier Abteilungen ein: 1. In Krankenwärterinnen, welche auch die Stuben sauber zu halten und die Betten zu machen haben; — 2. in Köchinnen- und Aufwäscherinnen; — 3. in Wäscherinnen, die wahrlich eine erstaunliche Leistung zu vollbringen haben, indem man kaum die richtige Vorstellung von der Masse Wäsche hat, die dort stets zu finden ist; — 4. in Laienschwestern, welche in allem einen gründlichen Unterricht erhalten, dann, nachdem sie sich je nach Begabung für eins der drei vorhergenannten Fächer eignen, hierin vollkommen ausgebildet, und schließlich nach Ablauf von zwei Probejahren eingestellt werden. Die Krankenpflegerinnen haben jeden Tag Instruktionsstunde über Verbandtechnik &c., welche von solchem Erfolg begleitet ist, daß man staunen muß, wie geschickt sie alles handhaben, sei es Knochenbruch, Schuß-, oder Stichwunde, Geschwür oder Verrenkung. Als Vorgesetzte steht der ganzen Einrichtung die sogenannte „würdige Mutter" vor, doch die praktische Leitung der Angelegenheiten übernimmt in der Regel die „head sister", welche auch die Apotheke unter sich hat. Gerade nun in der praktischen Anordnung und der richtigen Verteilung der Kräfte liegt das Geheimnis des großen Erfolges dieser Institute. Zu Wärterinnen sind immer leichte und gewandte Schwestern gewählt, sodaß man selbst beim leisesten Schlaf durch ihren Tritt nicht aufgeweckt wird; für die Waschküche diejenigen von starkem Körperbau und geringerer Bildung. Den Dienst in der Küche versehen die Damen älteren Datums, weil einmal in vorgerückten Jahren eine fremde Sprache sich schwer erlernt und von der Küche aus doch gar kein Umgang mit der Außenwelt stattfindet. Dagegen wird alles, was selbst gemacht werden kann, von diesen bienenartig fleißigen Küchenschwestern ausgeführt, alles Brod für den Bedarf des Hospitals gebacken, und das von den Kranken übrig gelassene Brod für den eigenen Gebrauch noch einmal geröstet. Auch ist es keine Kleinigkeit so viele verschiedene Speisen zur richtigen Zeit fertig zu haben. Den Posten der Thürhüterin, versieht stets eine äußerst weltgewandte Schwester, die nebenbei auch noch tausend andere Dienste thut; so z. B. in Springfield Jll. teilte sie die frische Wäsche aus und nahm die gebrauchte fort, polierte alles im Haus, was von Messing oder Nickel war, spielte Orgel, war Gesang- und Sprachlehrerin für ihre Mitschwestern und half letzteren auch noch die gröbere Arbeit mit verrichten. Ihr Klostername war Paula, und hatte dieselbe bei ihrem Eintritt in's Kloster, — denn solches ist das Krankenhaus, — ihr Vermögen im Betrage von 40,000 Dollars dem Orden vermacht. Dabei war sie nicht etwa weltschmerzlich angehaucht, sondern ein bildhübsches junges Mädchen.

Sieht man sich das Thun und Treiben dieser edlen Menschen an, welche oft glänzende Verhältnisse verlassen, um nun mit der größten Selbstverläugnung und wahren Menschenliebe, ihnen meist völlig unbekannte Kranke, — und was oft für welche! — abzuwarten und bis zur Genesung zu pflegen, blos um Gott wohlgefällig zu sein, so kann man wohl sagen, daß dies der schönste Ausdruck von Frömmigkeit ist. Schließlich sei noch bemerkt, daß ein Arzt alle Tage und ein Chirurg bei vorkommenden Fällen zu erscheinen hat. Dem Hospital steht auch eine gute Bibliothek, sowie allerhand deutsche und englische Blätter zur Verfügung. Es sei daher niemand vor Krankheit in Amerika allzu bange und auf alle Fälle gehe jeder, so bald er sich unwohl fühlt, unverzüglich an die rechte Schmiede, nach dem katholischen Krankenhause.

Schließlich sei noch bemerkt, daß man sich bei Epidemien wie Pocken oder gelbem Fieber den Anordnungen der Polizei unterzuordnen hat, welche den Transport des von der Krankheit Befallenen nach der Quarantaine sofort veranlaßt. Dort haben es die Kranken auch recht gut, was ich aus Erfahrung weiß, indem ich selbst einige Monate Krankenwärter in der St. Louis-Quarantaine gewesen bin, wo ich pockenkranke Neger pflegte. H. C.

Die argentinische Provinz Tucuman.

3. In der Hauptstadt.

2.

Die Tucumanos, Abkömmlinge von Spaniern und Indianerinnen, sind, trotz des in ihren Adern fließenden Indianerbluts, vielfach von der Natur mit schönen geistigen Eigenschaften und hervorragenden Talenten ausgestattet. Sie besitzen eine rasche Auffassungsgabe, eine glühende Phantasie und eine erstaunliche Redegewandtheit, die letztere geht so weit, daß man, um den Eingeborenen richtig zu verstehen, erst durch Übung lernen muß, von seiner Rede eine Menge von konventionellen Übertreibungen und schönen Redensarten abzuziehen,

die auf den eben angekommenen Fremden förmlich betäubend wirken, denn die Tucumanos haben die Phrase bis zum Exceß ausgebildet. In zwei streng geschiedene Klassen scheiden sich die Bewohner der Stadt, in Decentes und Artesanos (Handwerker). Erstere bilden die Aristokratie, doch rechnen sich hierzu nicht allein die wirklich Wohlhabenden, sondern auch alle diejenigen, die, wenn auch ohne jedes Einkommen, stets à la moda gekleidet gehen. Es gehören also zu dieser Klasse auch die hier so zahlreich umherlaufenden praxislosen Advokaten, Studenten (wie sich die Schüler des National-Kolleg nennen), Ladendiener, Kellner, Barbiere und Schneidergesellen, denn wenn letztere auch, der Natur ihrer Beschäftigung nach, zum Handwerkerstande zu zählen sind, so kleiden sie sich doch stets à la moda moderna de Paris, verbreiten einen penetranten Parfümgeruch um sich und tragen das schwarze Indianerhaar so schön frisiert, wie der geschniegelste Stutzer in der Allée de Longchamps. „A la moda!“ Das ist das Zauberwort, das hier stets auf den Lippen sämtlicher Männlein und Weiblein schwebt, denn die Eitelkeit beherrscht die Leutchen bis zu einem wahrhaft lächerlichen Grade und junge wie alte Gecken geben in dieser Hinsicht den hübschen Mädchen und älteren Frauen durchaus nichts nach. Von den Tucumanos kann man mit Recht sagen: die Mode beherrscht sie nicht nur in ihrem Äußeren, sondern sogar bis in die innersten Winkel ihrer Gedanken hinein. Die Damen, die des Morgens in einfachem Kleide, mit weißgepudertem Gesicht, schwarzer Mantilla über den Kopf, unter der die feurigen Augen mit den schön geschweiften Brauen verlangend hervorglühen, dem Betteppich über dem Arm und dem Gebetbuch in der Hand nach der Kirche zur Messe wandern, entwickeln des Abends auf dem Paseo der Plaza eine Extravaganz in der Toilette, die nicht nur in Wahrheit haarsträubend ist, sondern die auch mit der der Pariser Cocotten wetteifern kann. Es ist kaum begreiflich, daß alle diese tucumanischen Damen und Dämchen, unter denen doch viele von der Natur mit wirklicher Schönheit verschwenderisch ausgestattet wurden, von solch krankhafter Sucht befallen sind, sich selbst zu karitieren. Niemand von ihnen frägt danach, ob diese oder jene Tracht, diese oder jene Farbe, diese oder jene Form u. s. w. auch zu ihrem Teint, ihrem Haar, ihrem Körperbau paßt, ob es sie ziert oder verunziert — Gott bewahre, das ist gleichgültig — nur à la moda muß es sein. Wenn man des Abends unter den kühlen Laubgängen des von zahlreichen Laternen erhellten, stark besuchten Paseo umherwandelt, um den Klängen des hier musizierenden, von der Regierung unterhaltenen, gut geschulten Orchesters zu lauschen und dabei, nach der drückenden Hitze des Tages, die frische balsamische Abendluft zu genießen, so könnte man wahrlich glauben, die promenierenden Damen hätten den Einfall bekommen sich samt und sonders zu maskieren. Die kühnsten Kleiderschnitte mit allen nur möglichen Volants, Beuteln und Puffen, frisurenbesetzte Tuniken, glanzlederne Halbstiefeln mit entsetzlich hohen Absätzen, mit Straußenfedern geschmückte Phantasiehüte, deren aufgeklappte Seite des Randes nach dem Monde, die entgegengesetzte, heruntergezerrte aber nach dem Rinnsteine schielt, rauschende Fächer und rastloses Geplapper, hier „konversieren“ genannt, fingerdick aufgetragene weiße und rote Schminke, die dem Gesicht den starren Ausdruck eines Puppenkopfs verleiht, treten dem Beobachter entgegen. Aber noch nicht genug, die Unvernunft geht noch weiter, denn trotzdem die Tucumanerinnen von der Natur fast ausnahmlos mit dichten dunklen Augenbrauen versehen sind, werden diese dennoch mit chinesischer Tusche überpinselt, da solche Ueberpinselung sehr à la moda ist. Da nun das Färben der Lippen mit Karmin auch nicht vergessen wird, so ist die Natur unter einer künstlichen Maske vollständig verschwunden. So die Damen auf den Spaziergängen; ähnlich auch auf den Tertulias,*) nur mit dem Unterschiede, daß dann eine noch extravagantere Toilette gemacht wird. Das Hauptvergnügen der Señoritas besteht in Austausch des Stadtklatsches, geistloser Unterhaltung mit jungen Caballeros, aufgebauscht durch einen erdrückenden Wortschwall, Konversationen über neueste Toilette, ferner in Spazierengehen und Ausfahren, beides zu keinem anderen Zweck als zu sehen und gesehen zu werden, und außerdem in — Heiraten. — Kommt die Señora des Morgens aus der Messe, die zu hören sie nie versäumt, so legt sie sich in ihrem bequemen Morgenkleide auf's Sopha, oder setzt sich gelangweilt in den Schaukelstuhl, den im Hause vorhandenen, zahlreichen, faulen und schmutzigen Chinas**) die Besorgung des Hauswesens und das Waschen und Ankleiden der Kinder überlassend, denn so wenig Madame Lust hat, sich um Hausstand und Küche zu bekümmern, eben so wenig Lust hat sie auch, sich mit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder zu befassen; jenes ist Sache der Chinas, dieses Sache der Schule. — Nach dem Frühstück wird Siesta gehalten, worauf nach Beendigung derselben in der Regel einige Nachbarinnen erscheinen, um beim Mateschlürfen, mit anerkennenswertem Eifer, den Klatsch zu kultivieren, wobei selbstverständlich an keiner der abwesenden Damen der Gesellschaft ein gutes Haar gelassen wird. Tritt dann zufällig eine der so eben auf unbarmherzige Weise Analysierten ins Zimmer, so ist die Freude der Anwesenden unaussprechlich über das unverhoffte Glück, Doña X. in ihrem traulichen Kreise zu sehen, was herzliche Umarmungen und zahlreiche Judasküsse bestätigen. Erst gegen Abend, kurz bevor die Sonne untergeht, wird es für Madame, die bis jetzt im Morgenrock abwechselnd gesessen oder gelegen hat, endlich Zeit, Toilette zu machen, zu ihren Promenaden oder Besuchen.

Was die Kindererziehung betrifft, so ist diese, abgesehen vom Schulunterricht, eine höchst mangelhafte. Niemand gewöhnt die heranwachsende Jugend daran, sich älteren Personen unterzuordnen und ihnen einen gewissen Vorrang einzuräumen. Der Knabe ist im geselligen Verkehr ebenso selbständig wie der Vater und diesem fällt es nicht ein, wenn er reden will, von seinem hoffnungsvollen Sprößling zu verlangen, wenigstens so lange zu schweigen, bis er, der Vater, seine Rede beendet habe. Das sechsjährige altkluge Bürschchen sitzt mit brennender Zigarrette im Kreise der Erwachsenen und bethätigt sich an deren Gesprächen mit allem Selbstbewußtsein eines heranwachsenden freien republikanischen Bürgers. Ist im Hause eine junge hübsche Tochter, so werden dieser von den Besuchern weit mehr

*) Bälle in geschlossenen Gesellschaften.
**) Dienende Mestizinnen.

Aufmerksamkeiten als der Mama erwiesen, die damit aber ganz einverstanden ist und solches vollkommen in der Ordnung findet. Die jungen Männer widmen sich in der Regel dem Studium, und zwar vorzugsweise dem der Jurisprudenz und dem der Medizin. Andere werden Kaufleute, oder erwählen die Militär- oder Marinekarriere, keinem der Studierenden aber fällt es ein, sich einer mehr praktischen Richtung, wie dem Bau- oder Bergfach, dem Maschinenwesen u. a. m. zuzuwenden, denn Architekten, Bergbaumeister und Maschineningenieure sind in ihren Augen nur höhere Artesanos. Mit körperlicher Schönheit, angeborener Eleganz und rascher Auffassungsgabe verbinden die jungen Tucumanos eine gewisse noble Leichtlebigkeit und ein chevalereskes Betragen. Sie sind Freunde von Wettrennen und Reiterkünsten, wie sie auch Musik und Tanz leidenschaftlich lieben. Da es hier momentan seitens der jungen Señoritas zum guten Ton gehört, einen gewissen Grad von Blasiertheit gegen das Tanzen zur Schau zu tragen, und sie deshalb die in Familienhäusern und im Club social arrangierten Tertulias nur spärlich besuchen, so haben die jungen Männer sich entschlossen, ihre Tanzvergnügungen, auf die sie nicht verzichten wollen, nach den Umgebungen der Stadt, den sogenannten Orillas zu verlegen. Hier, wo die ärmere Bevölkerung wohnt, ein reicher Kindersegen herrscht und die braunen Mestizensprößlinge beiderlei Geschlechts bis zu ihrem achten Lebensjahre in paradiesischer Unschuld vollständig nackt umherspielen, wird in einem Rancho oder Kamphause, oder auch im Schatten dichtbelaubter, voll dunkelgoldener Früchte hängender Orangenbäume mit den hübschen Cholas*), die etwas weniger prüde wie die Decenten niñas sind, zu den Klängen einer Harfe oder Guitarre flott getanzt, wobei sich Teilnehmer und Teilnehmerinnen ausgezeichnet amüsieren. Sinn für Theater und Kunst geht dem Tucumano ganz ab, indem das freundliche Theatergebäude bei etwaigen Vorstellungen einer von Buenos Aires gekommenen Schauspieler-Gesellschaft stets eine erschreckende Leere zeigt.

Jeder den besseren Klassen angehörende Tucumano ist, wie überhaupt jeder Argentiner, geborener Politiker, der unter massenhaftem Verbrauch einer Serie von Schlagwörtern wie: Freiheit, Vaterland, Unabhängigkeit, Konstitution, Fortschritt, Aufklärung u. a. m. mit übergroßem Eifer Parteipolitik treibt, nicht etwa des allgemeinen Wohles willen, sondern um seine Partei an das Ruder zu bringen; denn gelingt dies, so ist ihm ja ein einträglicher Posten gesichert, der ihm gestattet, während einer Reihe von Jahren ein behagliches Leben zu führen und während dieser Zeit diverse Gelder für sich in Sicherheit zu bringen. Sonderbar ist es, daß keine der politischen Parteien ein bestimmtes Programm hat, welches besagt, was angestrebt wird; es scheint wirklich, als bestände der einzige Unterschied zwischen ihnen nur darin: daß die eine Partei sich im Besitz der Regierungsgewalt befindet, während die andere hinein zu kommen trachtet. Daher die einander beschimpfenden Zeitungspolemiken und die Reibereien in öffentlichen Lokalen. An solchem Treiben, das man hier „sich um das Vaterland verdient machen" nennt, beteiligen sich die jungen Decenten mit Vorliebe, die sich voller Selbstüberhebung „Jovenes nobles con cara blanca y sangre azul"*) nennen, trotzdem sie gleichfalls mit einem Teil Indianerbluts bedacht sind, was die Hautfarbe ihres Körpers beweist. Die Handwerker, unter denen es viele intelligente Leute giebt, dürfen sich an dieser Art von hoher Politik nicht beteiligen, dazu sind sie nach der altklugen Meinung der jungen Herren, denen kaum der erste Flaum auf Kinn und Lippen sproßt, politisch noch nicht reif genug. Der Handwerker, auch wenn er wohlhabend ist, wird von den Decenten mit Geringschätzung behandelt, da hier die Meinung herrscht, daß derjenige, der sich durch die ehrliche Arbeit seiner Hände ernährt, unbedingt ein beschränkter Kopf sein müsse. Wegwerfend murmelt man etwas von Mulatos y Canallas**) und zuckt verächtlich die Achseln.

Als nun gar ein junger Setzer eine von ihm geschriebene, mit seinem Namen unterzeichnete Arbeit in der Zeitung „Los Debates" veröffentlichte, kannte die Wut der jungen Tageslöwen keine Grenzen über die Frechheit dieses Handwerkers, der es gewagt hatte, für das Publikum zu schreiben. Der arme Ciriaco, so hieß der Setzer, wurde mit einer wahren Flut von Hohn und Spott durch „Eingesandts" seitens der anderen Zeitungen überschüttet, was wiederum einen Teil der hier wohnenden Fremden, empört über solches Verfahren, bewog, die Partei des Setzers zu ergreifen und diesen, gleichfalls durch die Tagesblätter, aufzumuntern, in seinen publizistischen Bestrebungen fortzufahren. Ciriaco liefert jetzt fast für jede Nummer der Debates einen Beitrag, der, wenngleich sein Stil auch überreich an der hier stereotypen Schwülstigkeit leidet, sich dadurch vorteilhaft auszeichnet, daß seine Thematas nie etwas mit der garstigen Politik zu schaffen haben. —

Kurz vor den Wahlen oder bei einer bevorstehenden Mobilmachung ändert sich mit einem Schlage das Betragen der Decenten gegen die Artesanos. Diese werden plötzlich für die besten Freunde der Ersteren erklärt, von diesen umarmt und zu gemeinschaftlichen Kneipereien, verbunden mit Tanzvergnügungen, geführt. Für diese plötzliche Umwandelung bedarf es keiner Erklärung.

Interessante Streiflichter auf die Landessitten wirft eine Mobilmachung. Jeder Argentiner ist von seinem 17. bis 50. Lebensjahre verpflichtet, für die Verteidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen; so besagt es die Verfassung der Argentinischen Nation. Das Land wird von einer Revolution oder einem Kriege bedroht und es erfolgt nun eine allgemeine Mobilmachung. Indianer, Peone, Handwerker und Decente eilen zu den Stellungsplätzen ihrer respektiven Truppenteile. Die Regierung von Tucuman erhält von der Nationalregierung Befehl (wie im Jahre 1880): fünf Infanteriebataillone ihrer Nationalgarde nach Buenos Aires zu senden. In diesen fünf Bataillonen dienen viele Decente, die zwar ungemein für kriegerischen Ruhm schwärmen, denen aber doch gleichzeitig der Gedanke, zur Erlangung desselben ihr zartes Fell dem Risiko, von feindlichen Kugeln oder Bajonnetten durchlöchert zu werden, auszusetzen, einen nicht zu bewältigenden Schauder einflößt. Vater und Mutter,

*) Abkömmlinge von Weißen mit Mestizinnen. Man rechnet zu den Cholas überhaupt alle die weiblichen Mischlinge, die eine höhere Stellung wie Dienerinnen einnehmen.

*) Edle Jünglinge mit weißem Gesicht und blauem Blut.
**) Mulatten und Lumpengesindel.

oder wie man hier als wohlerzogener Jüngling sagt: tata y mama, werden in Bewegung gesetzt und erlangen auch ohne große Mühe vom Gouverneur die Entscheidung, daß aus den fünf zu marschierenden Bataillonen ein sechstes kombiniert wird, welches als Reservebataillon den Garnisonsdienst in der Stadt Tucuman (die sonst weder Garnison noch Garnisondienst kennt) zu versehen hat In dieses Reservebataillon treten nun die jungen, Decenten-Familien angehörenden, voll patriotischen Feuers erglühenden Jünglinge ein, von denen jeder erklärt, ein Horatius Cocles zu sein, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. Das Mittel heiligt hier den Zweck und alle hiesigen Vollblutrepublikaner finden ein solches Verfahren nicht nur vollkommen in der Ordnung, sondern können auch nicht Worte genug finden, die Vorzüge einer auf Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit basierten Republik, wie die ihre, genugsam zu preisen. Dieser Abneigung gegen das Soldatenleben im Felde, von welcher der größte Teil der hiesigen Aristokratie beherrscht wird, ist die merkwürdige Erscheinung zu verdanken, daß mindestens neunzig Prozent aller Offizierstellen von Handwerkern und kaum zehn Prozent von Decenten besetzt sind. Letztere ziehen die Praxis vor, welche lehrt, daß man als Gemeiner viel leichter die Strapatzen des Feldzuges vermeiden kann, wie als Offizier, denn für diesen läßt sich selten ein Grund finden, vom bevorstehenden Ausmarsche sich zu drücken. Darum überläßt die jeunesse dorée den Handwerkern und den angesehenen Kampbewohnern die Offizierstellen mit vielem Vergnügen, nicht nur die Chargen der Lieutenants und Hauptleute, nein, auch die der Stabsoffiziere. —

Schließlich soll noch erwähnt werden, daß der Handelsverkehr der Stadt ein überaus lebhafter ist, namentlich mit Bolivia; 550 Maultierkarren vermitteln den Verkehr mit der Nachbar-Republik.

Albert Amerlan.

(Fortsetzung folgt.)

Handelsverhältnisse in Ostindien.

Es ist bekannt, daß Ostindien eine Perle der Britischen Krone ist und daß von hier die ungeheuren Reichtümer nach Old England strömen, die dasselbe ermutigen, eine so hohe Stellung im Völkerkonzert zu beanspruchen. Aber nicht nur diejenigen Handelsartikel sprechen hier mit von den Diamanten Golkondas und den echten indischen Shawls bis zur Baumwolle herab, die exportiert werden, sondern auch diejenigen, welche importiert werden. Viele haben geglaubt, daß nach dem großen Aufstande unter Hyder Ali und Typo Sahip die Besitzung für England unhaltbar sei; aber England hat klug ganz andere Ketten benutzt als eherne, das Land an sich zu fesseln: Bildung und Zivilisation, und Dank diesen ist der Import heute mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als der Export. Die drei Küstenstriche Konkan im Nordwesten, Koromandel im Südwesten und Malabar im Osten mit ihrem heißen Klima geben dem Handel nicht allein seine Richtung; der größere Verkehr fällt vielmehr auf das gesündere, wohlhabende Hinterland des Plateaus von Dekhan, dessen kolossale Ausdehnung man bedenken wolle. Hier liegen allerdings keine so großen Städte wie Bombay, Kalkutta und Madras, wohl aber zahlreiche wohlhabende Städtchen, die von den Großstädtern als „Sommerfrische“ und klimatische Kurorte aufgesucht werden zu einer Jahreszeit, die an den Küsten eine unerträgliche Temperatur hervorbringt. In früheren Zeiten existierten überall nur Saumpfade für Büffel, deren ganze Karawanen von den Küstenstädten die Ghats hinaufstiegen, nach dem Hinterlande die Bedürfnisse des Lebens, die Erzeugnisse der Zivilisation, die Erfordernisse des Luxus zu transportieren. Man sieht solche Karawanen heute nur noch auf ganz abgelegenen Nebenstraßen und im kleinen Maßstabe; die Büffel, die hier üblichen Lasttiere, künden sich schon von ferne durch Glöckchen an; dann und wann rasselt auch noch ein Karren dahin, schwerfällig und holperig, oder ein Eingeborener von schönem Ebenmaß der Glieder trägt auf einem Holzgestell, Nayghne genannt, welches er auf dem Kopfe balanciert, — wie hier in meiner Heimat die Bardewikorinnen ihre Gemüsekörbe, — Stückgüter in die Bergstädte. Die Regierung ist nicht müßig gewesen und hat vermittelst einer auferlegten Wegesteuer statt der ärmlichen Saumpfade überall schöne Kunststraßen erstehen lassen, vermöge deren man bequem die Städte erreicht, die sich wohl als Haltestationen jener Karawanen einst gebildet haben. Aber ein fühlbareres Zeichen der Zivilisation macht sich noch geltend: die die Welt umklammernde Eisenbahn. Eine solche führt jetzt mit einem größeren Steigungskoëffizienten als die Brennerbahn, von Bombay über das Ghor-Ghat und den Nerbudda nach Norden gen Allahabad und Delhi am Ganges, nach Patna und Kalkutta, südlich aber im Zickzack über Puna und Bidschanopur nach Madras und von dort nach Westen an die Küste Malabar bis Bunpur. Hierzu kommt noch ein Umstand, der die Handelsbeziehungen ungemein vereinfacht: alle Orte von einiger Bedeutung sind durch submarine Kabel mit einander verbunden, sodaß Aufträge schnell gegeben und effektuiert werden können.

Ich beschränke mich hier auf die Handelsverhältnisse der Küste Konkan, welche bekanntlich die Fortsetzung der Küste Malabar ist nach Norden, nämlich südlich von dem portugiesischen Goa bis zur Halbinsel Gudzerat. Diese Konkan-Küste mag ca. 40,000 Quadratkilometer mit 4 Millionen Einwohnern umfassen. Der Haupthandelsort ist Vengurla, fast unter dem 16° N. Breite gelegen. Er breitet sich an einer Bai und am Fuße einer Hügelkette, welche es vor den kalten Nordwinden schützt, aus; die Ausläufer der Hügelkette sind als Basis für zwei Leuchttürme benutzt, die auf 16 Kilometer sichtbar sind, denn die Küste ist wegen der Felsen gefährlich. Dreivierteljahr lang unterhalten die Steamer der British India Steam Navigation Company die regelmäßige Post- und Verkehrsverbindung mit der Stadt, ein Vierteljahr hindurch aber, wenn die Südwest-Monsuns weben, müssen kleinere Küstendampfer den Dienst besorgen. Vengurla besitzt übrigens einen prachtvollen Steinquai und bequeme Treppen, wie Vorrichtungen zum Ein- und Ausladen; ein Zollhaus und verschiedene Lagerhäuser reihen sich daran, die eigentliche Stadt liegt aber einen Kilometer weiter landeinwärts. Sie hat Gasstraßenbeleuchtung, eine Feuerwehr, Markthallen nach europäischem Stil und besonders an Markttagen einen überaus regen Verkehr. Die Einwohnerzahl beträgt nach der neuesten Zählung 16,500,

hierin begriffen sind fast 600 Europäer. Ehe Eisenbahnen und Telegraphen im Lande waren, mußten die großen Häuser Bombays überall in den kleineren Städten, vor allem in Vengurla teure Filialen einrichten und unterhalten. Diese sind jetzt ganz eingegangen. Die Handelsvermittlungen für das Binnenland führt heute der eingeborene Agent oder Dulal aus. Er ist zugleich Dorfkrämer, Banquier und Pfandverleiher, besorgt laut regelrechter eingeführter Musterkarten und Preiskurante gegen eine gewisse Provision die Kommissionen seiner Klienten, führt selbst daheim einen kleinen Vorrat von allerlei Waren und läßt auch großmütig noch dem ambulanten Konkurrenten etwas Verdienst übrig.

Importiert werden Baumwollengarne, Seidengarne, Kupfer- und Eisenwaren, Zündhölzer, Papier, Glassachen, böhmische Schmucksachen, Nelken, Droguen, Farben und Kerzen. Exportiert wird besonders viel Baumwolle — denn Vengurla ist der Ladeplatz für den hinterländischen wichtigen Baumwollendistrikt Belgaum — außerdem Geflechte und feine Matten. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse des Küstenlandes Konkan sehr glückliche. Die Bevölkerung ist wohlhabend und das Glück blüht dem Fleißigen und Arbeitsamen. Für den deutschen Handel wäre hier wie in Malabar und Koromandel noch ein Feld, wenn man Mut und Geschick genug hätte, in Bombay, Kalkutta und Madras Agenten zu suchen, die wieder Dulals vermöge Muster- und Preislisten zu gewinnen wüßten, denn wie in Vengurla, so liegen die Handelsverhältnisse auch dort. Zwei Spekulationen eines deutschen Handels-Großhauses sind seit mehreren Jahren, von Hamburg aus in aller Stille betrieben, vorzüglich geglückt: der Handel mit Eis und deutschem Obst, welche beide Artikel zu vielen Schiffsladungen abgesetzt wurden. Ein hinterländischer Nabob freilich will mit den Weißen nichts mehr zu schaffen haben, seitdem der teuer erkaufte Eisblock unter den Händen der flinkesten Kulis buchstäblich zu Wasser ward; seine Landsleute aber bringen den Händlern ungeschwächtes Vertrauen entgegen und bieten zugleich einen sehr vorteilhaften Tauschhandel an.

Carl Cassau.

Ein brasilianischer Germanophile.

Unter dem Titel: „Estudos Allemães. Primeira Serie, Recife 1883“ hat Tobias Barreto de Menezes in Pernambuco ein Buch veröffentlicht, welches sich würdig seinen früheren Publikationen anreiht und auf jeder Seite von den außerordentlichen Geistesgaben des Verfassers und seiner für einen Ausländer außergewöhnlichen Belesenheit in der deutschen Litteratur, speziell auch in den juridischen Fachwerken, Zeugnis ablegt. Bevor wir auf den Inhalt des genannten Buches eingehen, dürfte es am Platze sein, auf die eigenartige Persönlichkeit des Autors mit wenigen Worten hinzuweisen. Barreto de Menezes ist dem deutschen Publikum kein Fremder mehr. Sowohl die Gartenlaube, wie die Kölnische Zeitung, haben ihm vor etlichen Jahren Artikel gewidmet, und erstere hat in Nr. 42 des Jahrganges 1879 sogar sein Bild gebracht, auf das hier besonders aufmerksam gemacht sein mag. Dasselbe läßt uns auf den ersten Blick einen Mulatten erkennen, der sich aber von dem allgemeinen Typus seiner Stammesgenossen durch eine hohe Stirn und geistvolle Augen sehr vorteilhaft auszeichnet und auf den Beschauer einen durchaus sympathischen Eindruck hervorbringt. Im Jahre 1839 als Sohn unbemittelter Eltern in der brasilianischen Provinz Sergipe geboren, erhielt er mit 17 Jahren eine Lehrerstelle und wurde im zwanzigsten Lebensjahre beurlaubt, um seinem Wunsche zufolge auf einer der Akademien des Kaiserreichs zu studieren. Er bezog zunächst das Priesterseminar in Bahia, welches er aber sofort wieder verließ, weil ihm, wie er mir schrieb, „in dem unreinen Dunst der Scheinheiligkeit, die dort herrscht, der Atem verging“, und setzte dann privatim seine Studien fort. Erst im Jahre 1864 immatrikulierte er sich auf der Hochschule von Pernambuco, um Jurisprudenz zu studieren, für welchen Zweck er sich seine Subsistenzmittel durch Erteilung von Privatunterricht erwerben mußte. 1869 empfing er den Grad als Baccalaureus der Jurisprudenz und ließ sich in Pernambuco, später in Escada als Rechtsanwalt nieder, bis er im vorigen Jahre als Honorarprofessor der Jurisprudenz an die genannte Rechtsfakultät berufen wurde, eine Auszeichnung, deren Bedeutung sich erst dann richtig würdigen läßt, wenn man auf die Thätigkeit von Menezes als philosophischem und juristischem Autor einen Blick wirft. Wie bei den Brasilianern im allgemeinen, so lehnte sich auch seine litterarische Produktion an französische Vorbilder an, bis der Ausgang des deutsch-französischen Krieges ihn darüber belehrte, daß der germanische Geist mächtiger sein müßte, als derjenige, zu dem er bisher bewundernd emporgeschaut, und mit der ihm eigenen Energie suchte er nun das Wesen dieses Geistes zu erfassen. Auf autodidaktischem Wege lernte er zunächst die deutsche Sprache kennen und vertiefte sich dann in unsere klassische Litteratur, welche ihm eine neue Welt erschloß, deren Schönheit ihn ganz gefangen nahm und ihn dazu führte, mit seiner Vergangenheit förmlich zu brechen und mit Nachdruck als Apologet deutschen Geisteslebens unter seinen Landsleuten aufzutreten. Dies that er aber nicht nur in seinen „Ensaios e estudos de philosophia e critica“ (Recife 1875), sondern er gab origineller Weise sogar in Pernambuco unter dem Namen „Deutscher Kämpfer“ ein in korrektem Deutsch geschriebenes Blatt heraus. Selbstverständlich fand er in seiner rein brasilianischen Umgebung nicht den nötigen Leserkreis und mußte das Blatt wieder eingehen lassen; aber was er damit beabsichtigt — die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf ein ihnen bisher fremdes Gebiet zu lenken — das hatte er freilich bis zu einem gewissen Grade erreicht und sorgte durch verschiedene andere Schriften, unter welchen hier nur genannt seien: „Brasilien, in litterarischer Hinsicht betrachtet“ (1876) „Ein offener Brief an die deutsche Presse“ (1878) und „Un discurso em mangas de camisa“ d. h. „eine Rede in Hemdsärmeln“ (1879), dafür, daß der Gegenstand in den litterarischen Kreisen Pernambucos auf der Tagesordnung blieb. Unter der jüngeren Generation fanden sich erst einige wenige geistig Bevorzugte, wie Sylvio Romeiro, gegenwärtig Professor am Collegio Dom Pedro II. in Rio de Janeiro, welche unter dem Einfluß seiner feinen Dialektik in die von ihm vorgezeichneten Bahnen einlenkten; aber ihre Schar

vergrößerte sich in demselben Maße, wie die Schar der der älteren Generation angehörenden Gegner, die sich in ihrer Ignoranz durch das Gebahren des kühnen Germanophilen beunruhigt fühlten und denselben mit nicht immer sauberen Waffen bekämpften und begeiferten. Der Kampf ist nun schließlich zu Gunsten des Neuerers entschieden worden, der die alten Herren so häufig im Gerichtssaal und in der Presse durch Citate aus den Werken hervorragender deutscher Juristen, welche sie nicht kannten, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt hat und nun doch trotz aller Abwehr ihrerseits, aber unter einem beispiellosen Jubel der Studentenschaft zum Professor der Jurisprudenz ernannt worden ist.

Das vorliegende Buch bewegt sich in seinen ausführlichsten Abhandlungen auch auf juristischem Gebiete, über welches mir als einem Laien kein Urteil zusteht, weswegen ich die Besprechung derselben auch einer kompetenteren Feder überlassen muß; doch muß ich erwähnen, daß diese Arbeiten auf der einschlägigen deutschen Fachlitteratur fußen und nach dem Urteil brasilianischer Blätter das Bedeutendste sind, was je in Brasilien auf dem Gebiete juristischer Litteratur geleistet worden. Neben diesen fachwissenschaftlichen Aufsätzen enthält das Buch aber auch noch einige kritische und philosophische Arbeiten, die von der bedeutenden Belesenheit des Autors und seinem klaren Urteil Zeugnis ablegen. Unter dem Titel „Die Seele der Frau“ teilt er seinen Landsleuten den wesentlichsten Inhalt der Schrift Jellinek's „Die Psyche des Weibes“ mit und kommt unter Bezugnahme auf Aussprüche eines Fröbel, Diesterweg, Pestalozzi u. A. zu dem Schlusse, daß der gelehrte berliner Rabbiner zwar ein leidlicher Poet aber kein Philosoph ist und zur Lösung der sehr komplizierten Frauenfrage blitzwenig beigetragen hat. Der vierte Artikel handelt über den Häckelismus in der Zoologie, wobei der Verfasser sich als begeisterter Verehrer des Jenenser Professors zeigt und die Angriffe Karl Semper's und anderer Empiriker gegen diesen als völlig haltlos hinstellt. Im fünften Artikel beschäftigt er sich mit der Gemeindeorganisation in Rußland, im sechsten mit dem Einfluß des Salons, d. h. der Frauenwelt auf die Litteratur, im zehnten mit dem religiösen Leben in Brasilien, und schließlich läßt sich dieser vielseitig gebildete Mann auch noch in drei Artikeln als verständnisvoller Musikkritiker vernehmen. Wenn nun auch diese Themata durchaus nicht erschöpfend behandelt sind, und auch der von dem Verfasser seinen Sujets gegenüber eingenommene Standpunkt nicht gerade überall als der allein richtige bezeichnet werden kann, so muß man seinen Aufsätzen doch nachsagen, daß sie höchst geistreich geschrieben und durch das ihnen zu Grunde liegende Quellenstudium in der brasilianischen Litteratur ganz einzig dastehen.

Als Unikum für Brasilien kann auch ein unter dem Namen „O Industrial“ seit einiger Zeit erscheinendes Blatt bezeichnet werden, an dessen Redaktion Tobias Barreto de Menezes ebenfalls beteiligt ist. Dasselbe verfolgt den Zweck, durch populär geschriebene Artikel zur Hebung von Landwirtschaft und Industrie beizutragen und zu diesem Zwecke den in verkehrter Routine befangenen brasilianischen Gewerbtreibenden durch Erschließung der einschlägigen Fachlitteratur fremder Völker die nötige Anregung und Anleitung zu geben. Möge es das Ziel, welches es sich gesteckt, mehr und mehr erreichen, was unter einer so trefflichen Redaktion und nach Maßgabe der Probenummer wohl nicht bezweifelt werden darf.

Hoffentlich läßt der wackere deutsche Kämpfer von Pernambuco seinen geistreichen Essays auch bald eine zweite Serie folgen, durch welche er seinem Vaterlande in demselben Maße nützt, wie er Deutschland damit ehrt.
A. W. Sellin.

Deutscher Kolonialverein.

In Wiesbaden wie in Darmstadt hat am 23. April die Konstituierung der dort ansässigen Mitglieder zu Sektionen des Deutschen Kolonialvereins stattgefunden. In Wiesbaden sind bereits über hundert Männer der ersten Gesellschaftskreise dem Verein gewonnen. Der Vorstand besteht aus den Herren Bobbert, Dreyfus, Georges, Glaser, Professor Grimm, Kalle, Köpp, Müller, Nötzel, Prange, Schierenberg und Valentims. Auf den nach den Beratungen folgenden fesselnden Vortrag des Herrn v. Müller aus Heidelberg über seine Reise von der Westküste Afrikas durch das Küstenland von Abessinien, die Woina-Dala, bis auf die Höhe des Debra-Sina im nördlichen Alpenlande jenes Äquatorialstaates schloß der Vorsitzende, Professor Dr. Grimm, einen zündenden Appell an die Anwesenden, einmütig nach Schluß der Beratungen mit allen Kräften für die nationalen Aufgaben des Deutschen Kolonialvereins arbeiten zu wollen. Gerade diese Sektion besitzt dazu die vollste Befähigung, da ihre Mitglieder sich zum großen Teile aus solchen Männern zusammensetzen, welche lange Zeit im Auslande gelebt und gewirkt haben, ehe sie mit ihren reichen Erfahrungen in die Heimat zurückkehrten. Wir rufen der neuen Sektion ein freudiges Glück auf! zu.

Redaktionelle Korrespondenz.

Baltimore, 29. März 1883.

Der am 14. März von Bremerhaven abgefahrene Dampfer „Hermann“ vom Norddeutschen Lloyd, Kapitän H. Baur, legte gestern Abend am Pier Nr. 9 der „Baltimore-Ohio-Bahn“ an. Die diesmalige Fahrt war bedeutend angenehmer als die vorige, obgleich der Dampfer am 25. März einen schweren Sturm aus Nord und Nordost mit dickem Schnee- und Hagelschauer, der 18 Stunden anhielt, zu bestehen hatte, — am 27. März einen weiteren 14-stündigen Sturm von Nord und Nordwest und mehrere große Eisberge passierte. Mit Ausnahme dieser stürmischen Tage, von denen der erste am Ostersonntag mit einem solch' hohen Seegange verknüpft war, daß das Kochen der Ostereier, wie mir der Zahlmeister, Herr W. v. Dartelu, mitteilte, fast ein Ding der Unmöglichkeit wurde, war das Wetter stets klar und gab den 786 Passagieren Gelegenheit, sich an frischer Luft zu bewegen. Von 786 Passagieren waren 609 Erwachsene, 124 Kinder und 53 Säuglinge, wovon während der Fahrt am 16. März Paul Lepinsky, ein 5-jähriger Knabe, an Entkräftung und am 21. März G. Westermann, ein 74-jähriger Greis, an Altersschwäche starben. Geboren wurde am 18. März dem Ehepaare Berndt ein kräftiger Junge, welcher Friedrich Wilhelm getauft wurde. In Folge der späten Abendstunde wurde es den Passagieren nicht erlaubt, den Dampfer zu verlassen, und ward mir dadurch Gelegenheit geboten, das Leben und Treiben der Auswanderer auf dem Schiffe näher kennen zu lernen, indem ich als Vertreter der „Weltpost“ einen Rundgang durch die Zwischendecksräume antrat. Ueberall herrschten die größte Ordnung und Reinlichkeit, und jeder einzelne der Passagiere, mit dem ich mich unterhielt, sprach sich lobend über die ihm von Seiten des Kapitäns, sowie der übrigen Offiziere und der Mannschaft zu Teil gewordene Behandlung, über die gewährte, vollkommen hinreichende, nahr- und schmackhafte Kost und die Reinlichkeit und gute Ventilation, welche während der Reise geherrscht, aus. Auch konnte man sich auf den ersten Blick von der Wahrheit der letzten beiden Versicherungen selbst überzeugen. Die Hausfrau einer großen Familie kann ihr Haus nicht reinlicher halten, wie das Zwischendeck des „Hermann“ gehalten wird. O. S.

Verantwortlicher Redakteur Richard Lesser, Leipzig. Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse von Südbrasilien.

Daß in einem Gebiete von der enormen Ausdehnung des Kaiserreiches Brasilien die klimatischen Verhältnisse in den verschiedenen Provinzen sehr ungleichmäßige sein müssen, ist ohne weiteres einleuchtend. Der Fernstehende wird glauben, daß die gegen den Äquator hin immer mehr zunehmende Hitze den Hauptunterschied bedinge. In Wahrheit aber steigt die Temperatur in Rio Grande höher und auch öfter zu bedeutenderer Höhe als am Amazonenstrome, während andererseits wieder eine bis auf 43° C. und mehr sich erhebende extreme Sommerhitze, wie sie in Argentinien sehr oft beobachtet wird, in Rio Grande nicht vorkommt. Die Unterschiede beruhen daher nicht in der absoluten Höhe der erreichten Hitze, sondern in dem Gegensatze zwischen heißem Sommer und kühlem Winter, welcher je mehr gen Süden um so schroffer sich ausbildet, während am Äquator das ganze Jahr hindurch eine nahezu gleichbleibende Wärme obwaltet. Auch in Deutschland steigt im Sommer die Hitze nicht selten ebenso hoch wie in Rio Grande, allein die kühlen Nächte und die erfrischenden Morgenstunden lassen sie leicht überwinden, wogegen bei länger anhaltender Hitze in Südbrasilien die Nächte sich wenig abkühlen und die Hitze schon früh am Tage wieder unbequem steigt. Wenn man die mittlere Temperatur der verschiedenen Monate des Jahres vergleicht, so ist die Differenz zwischen wärmstem und kühlstem Monate am Amazonenstrome nur 2 oder 3° C., in Rio de Janeiro 7°, in St. Catharina 10°, in Rio Grande 12°. Und wie am Äquator eine größere Gleichmäßigkeit bezüglich der Wärmeverteilung besteht, so bleibt auch die Länge der Tage stets annähernd die gleiche. Während in Deutschland die Differenz zwischen dem längsten und dem kürzesten Tage über 9 Stunden beträgt, ist dieselbe in Pernambuco auf weniger als eine Stunde, in Rio de Janeiro auf $2^3/_4$, in Porto Alegre, der Hauptstadt der Provinz Rio Grande, auf ca. $3^1/_2$ Stunden reduziert.

So stellt sich das Klima von Rio Grande als ein schon mehr gemäßigtes und auch dem deutschen Ackerbauer sehr zuträgliches dar, welches mit einem milden Winter, welcher selbst demjenigen des südlichsten Italiens weit vorzuziehen ist, einen nicht allzuheißen Sommer verbindet. Während mehrerer Jahre sah ich das Thermometer nie über 34° C. steigen und es diese Höhe auch nur ausnahmsweise bei Nordwind erreichen. Als ungewöhnlich mußte daher die Hitze des Sommers 1883 gelten, wo im Januar und Februar einigemale 38° und 39° C. um 2 Uhr nachmittags im Schatten beobachtet wurden. Es ist das, so lange in der Provinz meteorologische Aufnahmen gemacht und mitgeteilt sind, die höchste beobachtete Temperatur. Für die Beurteilung der Temperatur in der Provinz Rio Grande liegt bereits eine respektabele Menge von Messungen vor, doch sind einzelne Teile der Provinz, namentlich das zentrale Hochplatau, in dieser Hinsicht erst unvollkommen erforscht. Für dieses letztere bedingt seine bis zu 3000 Fuß steigende Erhebung natürlich wesentlich andere Verhältnisse als sie im Tieflande vorliegen. Dieses besteht einerseits in dem Küstenstriche vor der Serra und den Campos im Süden der Provinz, sowie andererseits in dem Urwaldgebiete, welches den Abfall der Serra gegen das Tiefland hin einnimmt. Für diese letzteren beiden wird man die mittlere Jahrestemperatur annähernd zu 19° C. angeben können, wogegen dieselbe auf dem Hochland sich um 1—2 Grad niedriger stellen wird. Man hat im mittleren Brasilien die Beobachtung gemacht, daß im Verhältnis zur Temperatur des Küstenstriches einer Erhebung um je 202 M. eine Erniedrigung der Temperatur um 1° C. entspricht. Zur Vergleichung der angegebenen mittleren Jahrestemperatur mit jener benachbarter Gebiete seien folgende Daten angeführt. Es ist die mittlere Jahrestemperatur in Buenos Aires 17,1°, im Gebiete der deutschen Kolonien von Rio Grande 19°, in Joinville 20,6°, in Blumenau 21,5°, in Rio de Janeiro 23,1° C.

Hinsichtlich der Jahreszeiten ist für Rio Grande zu bemerken, daß December, Januar, Februar den Sommer und Juni, Juli, August den Winter bilden. Der kälteste Monat ist der Juli, der heißeste der Januar oder der Februar. Im September beginnt das Gras auf den Campos zu wachsen und schon im Oktober herrscht warmes Wetter. Der Mai, welcher das Ende des Herbstes bezeichnet, der sich indessen nicht selten auch über den Juni erstreckt, ist einer der schönsten und zum Reisen empfehlenswertesten Monate. Die mittlere Monatstemperatur ist in Mundo Novo, für welche Kolonie durch Beschoren und mich das relativ ausgedehnteste über ca. 3 Jahre sich erstreckende Beobachtungsmaterial gewonnen wurde, die folgende:

Dezember	23,6 ° C.	Juni . . .	15,7 ° C.
Januar . .	24,3	Juli . . .	13,0
Februar . .	23,7	August . .	13,8
März . . .	22,7	September	16,4
April . . .	18,2	Oktober .	18,7
Mai	15,1	November	21,6

(100 Wärmegrad Celsius = 80 Wärmegrad Reaumur.)

In den einzelnen Jahren kommen natürlich nicht unerhebliche Abweichung vor. Ständig und in besonderem Grade auffallend ist jedoch der starke Abfall der Temperatur vom März zum April, welcher in der Regel zwischen 4—6° beträgt und den Uebergang des Sommers zum Herbst oder „Nachsommer" besonders jähe macht.

Die Urwaldgebiete in den Vorbergen der Serra und die Campos des Tieflandes zeichnen sich, wie bemerkt, durch einen ungemein milden Winter aus, indem das Thermometer nur selten auf 3° oder 4° sinkt, und auch das nur, wenn der kalte „Minuano" die Temperatur unter ihr gewöhnliches Maß herabdrückt. Dieser von Südwest kommende eisige Wind, der meist bei klarem Himmel 3 Tage anhält und dem Pampero Argentiniens entspricht, trägt dem Süden Brasiliens, durch keine Gebirgszüge gehemmt, die eisige Luft von Patagonien und den Gletschern der Südspitze Amerikas zu. Während er in der heißen Jahreszeit die Hitze mildert und die Luft reinigt und erfrischt, wird er im Winter oft recht unangenehm empfindlich, da man weder mit der Kleidung oder den leichtgebauten Häusern, noch gar durch Zimmerheizung auf Kälte eingerichtet ist. Von solchen Zwischenfällen abgesehen, entspricht der

Winter am ehesten dem Mai des deutschen Klima. In minder geschützten Lagen wird in vielen, wie wohl nicht in jedem Winter, an manchen Tagen in der Frühe Reif bemerkt, und dann bedecken sich wohl auch die seichtesten Pfützen mit einer feinen Eiskruste. Aus diesem Grunde ist es in dem Gebiete der deutschen Kolonien im allgemeinen auch nicht möglich Kaffee zu bauen. Daneben fehlt es auch nicht an zahlreichen geschützten Lagen, in denen Zuckerrohr und Bananen niemals durch Frost leiden und an denen daher auch Kaffee gedeiht, ohne indessen systematisch kultiviert zu werden. Am leichtesten leidet die Banane durch die Kälte, doch schlägt sie, wenn ihre Blätter erfroren, stets im Frühjahr wieder frisch aus. Im übrigen entspricht die Bananenzucht, welche in Santa Catharina noch eine so große Bedeutung hat, dem Klima Rio Grandes weniger. Eine Ausnahme in dieser Beziehung machen nur die gesegneten Gegenden am oberen Uruguay, in denen ein herrliches niemals durch Frost gestörtes Klima ebensowohl den Anbau von Kaffee, Baumwolle und Zucker, wie von Mais, Bohnen, Kartoffeln und Tabak gestattet. Diese Gegenden des ewigen Frühlings und Sommers harren nur der Kolonisten, um in ein wahres Paradies umgestaltet zu werden.

Eine gänzlich ungewohnte Erscheinung ist im Gebiete der deutschen Kolonien der Schnee, den die meisten Leute nur von Hörensagen kennen. Es war daher ein vollkommen überraschendes Naturereignis, als in der Nacht vom 26. zum 27. Juli 1871 ein ächt nordischer Schneefall die deutschen Kolonisten an den deutschen Winter gemahnte. Der Schnee fiel fast im ganzen Gebiete der deutschen Ansiedelungen an den Vorbergen der Serra, sowie auf dem Hochlande der Provinz Rio Grande und auch der beiden Nachbarprovinzen, da gleichzeitig auch in Curityba in der Provinz Parana Schnee fiel. Während die Bewohner von Porto Alegre das ungewohnte Schauspiel genossen, die sämtlichen umliegenden Höhen in einen weißen Mantel gekleidet zu sehen, hatte im Städtchen St. Leopoldo, wo der Schnee bis 2 Zoll hoch fiel, die Jugend das Vergnügen sich mit Schneebällen zu werfen, natürlich nur in den frühesten Morgenstunden. Auf der Serra freilich blieb der Schnee, welcher 4—6 Zoll hoch lag, und da die Pferde nicht darin gehen wollten, den Verkehr unterbrach, stellenweise bis 5 Tage liegen zum großen Schaden der Viehzüchter. In derselben Nacht, in welcher auf dem Koloniegebiete der Schnee fiel, erfror auf der Straße in Porto Alegre ein alter Neger, der im Dienste seines Herrn ergraut und erblindet, von diesem als unnütz auf die Straße gejagt war — ein Schatten- oder richtiger Schandbild aus der dahingehenden Kulturepoche Brasiliens, wie sie deren die Geschichte der Sklaverei leider gar manche aufzuweisen hat.

Hinsichtlich der Regenverteilung läßt sich nur schwer ein allgemein gültiges Schema entwerfen, da dieselbe oft in den verschiedenen Jahren eine höchst ungleiche ist. Das gilt namentlich vom Sommer, im welchen manchmal anhaltende Regen und Gewitter vorkommen, indes andere Jahre der Sommer so trocken ist, daß in allen Flüssen der Dampferverkehr erschwert und teilweise unmöglich gemacht wird. Die Hauptregenzeit ist der Winter, namentlich August und September, sodaß zu Ende letzteren Monats fast mit ziemlicher Regelmäßigkeit die Flüsse übertreten und die Inchente (Ueberschwemmung) de San Miguel hervorrufen. Es regnet dann oft längere Zeit anhaltend, wogegen im Sommer die Regengüsse heftiger aber kürzer zu sein pflegen. Die Gewitter, welche das ganze Jahr hindurch, aber nicht sehr häufig vorkommen, zeichnen sich oftmals durch ihre lange Dauer aus, sodaß es dann 1—2 Tage lang fast ununterbrochen blitzt und donnert, und man nicht recht weiß, ob man es mit mehreren aufeinanderfolgenden oder einem sehr verlängertem Gewitter zu thun hat. Und dabei nimmt durch das Gewitter die Schwüle der Luft kaum merklich ab. Ueber die Menge des fallenden Regens liegen keine ausgedehnten Beobachtungsreihen vor. In heißen Sommern richten bisweilen heftige Hagelwetter Schaden an, glücklicherweise immer nur innerhalb eines sehr beschränkten Gebietes. Dieselben sind im Norden der Provinz häufiger als im Süden. Ziemlich sicher läßt sich Regen oder Gewitter erwarten, wenn der heiße Nordwind einige Zeit die Temperatur erhöht, um dann nach Westen umzuschlagen. Des kalten aber die Luft reinigenden Minuanos wurde bereits gedacht. Im gewöhnlichen Leben unterscheidet man nicht streng zwischen Südwest- und Westwind, insofern man beide kalten Winde als Minuano anführt, während eigentlich letztere Benennung dem Westwinde zukommt, der Südwind aber Pampero heißt.

Auf der Serra resp. dem Hochplateau bestehen natürlich einigermaßen andere klimatische Verhältnisse, indem die Sommer wieder heiß sind, dafür der Winter aber rauher ist und fast jedes Jahr etwas Schnee bringt, auch nicht selten eine mäßige Eisdecke über die stehenden Gewässer spannt, aber nur ganz ausnahmsweise auch über die Flüsse, wie am stärksten im Juli 1862, wo bei grimmiger Kälte in Vaccaria und Lages die Orangenbäume bis in die Herzwurzel erfroren, und die Flüsse Pelotas und Lavatudo von einem Ufer zum anderen von einer 2—3 zölligen Eisdecke überzogen waren. Im übrigen gehören solche Eisphänomene, ebenso wie die starken Schneefälle von 1837, 1846, 1858, 1871 und 1879 doch auch auf der Serra zu den Ausnahmen. Zu Passo fundo beobachtete Morsch am 9. September 1879 6° R. unter Null. Gleichzeitig fiel in Vaccaria einige Fuß hoher und an zwei Wochen und länger liegenbleibender Schnee, sodaß die Zahl der von Frost und Hunger umgekommenen Rinder und Pferde nach vielen Tausenden zählte und auch Menschen dadurch umkamen. Ein ähnlicher Schneefall in Lages Ende Juli 1858 kostete über 30,000 Stück Vieh das Leben.

Die abweichende Beschaffenheit des Klimas auf dem Hochlande äußert sich namentlich auch in dem Vegetationscharakter. Die Wälder bestehen größtenteils aus Tannen (Araucarien) und die Orange, welche zwar noch fortkommt, ist schwächer entwickelt und giebt sauere Früchte, während Bananen gar keine ansetzen. Dagegen gibt Korn und anderes Getreide gute Ernten und von Obstbäumen gedeihen Aepfel, Birnen, Pfirsiche und Pflaumen vorzüglich. Erst jenseits des Mato castelhano im Gebiete der Missionen am oberen Uruguay tritt wieder die Orange in den Vordergrund, Frost und Schnee werden unbekannt und das wärmere Klima nähert sich schon eher dem von Paraguay, ohne jedoch dessen lästige Hitze und seine Sumpffieber zu besitzen.

Inbezug auf die Gesundheitsbedingungen bietet überhaupt die Provinz Rio Grande ganz besonders erfreuliche Verhältnisse dar. Die Krankheiten der Tropen, auch Wechsel- und Sumpffieber sind selbst da unbekannt, wo alle Bedingungen dafür vorhanden scheinen. Selbst die Inseln und Niederungen des Guahyba und seiner großen Zuflüsse entbehren völlig der hier noch am ehesten zu erwartenden Fieberkeime, die Küsten sind sandig und frei von jenen schlammigen von Mangrove-Gebüsch bedeckten und zur Ebbezeit freiliegenden Strecken, welche schon in der Provinz Parana die sanitären Verhältnisse der Küstenstriche nachteilig beeinflussen. Daher hat denn auch das gelbe Fieber, welches in Rio de Janeiro endemisch zu werden beginnt, übrigens aber in Brasilien niemals so verheerend erschien, wie in den Südstaaten der nordamerikanischen Union, die Provinz Rio Grande nie berührt. An anderen epidemischen Krankheiten wie Typhus, Cholera, Ruhr, Blattern, Diphteritis und Masern fehlt es in Südbrasilien natürlich so wenig wie in irgend welchen anderen Ländern der heißen oder der kalten Zone, allein sie haben niemals einen besonders verheerenden Charakter angenommen, und namentlich auch im Gebiete der deutschen Kolonien verhältnismäßig wenig Bedeutung erlangt. Im Jahre 1865 raffte eine epidemische Cerebrospinal Meningitis eine beträchtliche Anzahl Kinder der Kolonisten hin, in den folgenden Jahren erlagen viele Kinder der Diphtheritis resp. wohl der Halsbräune. Im übrigen herrschen zumal zu Anfang des Sommers Diarrhöen und Magenkatarrhe, im Herbste Schnupfen, Husten u. s. w. vor. In den größeren Städten sind viele Todesfälle durch Schwindsucht veranlaßt. Nicht selten sind auch rheumatische Affektionen, sowie Hämorrhoidal-Leiden bei Männern und Leukorrhoëen bei Frauen. In der heißen Zeit überwiegen Hautleiden, besonders ein lästiges Ekzem („roter Hund“) und Augenentzündungen, die wohl zumal durch das Arbeiten in der Sommerhitze und ohne Schutzbrillen bei angegriffenen Augen entstehen. Im Gebiete der Urwald-Kolonien ist eine Art von Bleichsucht, meist mit Erdeessen u. s. w. verbunden, nicht selten, welche als „Landeskrankheit“ bezeichnet wird. Sie entsteht möglicherweise durch Parasiten des Darmes, wenigstens könnte dafür die relativ geringe Wirkung der Eisenpräparate, die erfahrungsgemäß günstige Wirkung des stark abführenden Milchsaftes einer wilden Feigenart und der heilsame Einfluß, den mitunter ein Ortswechsel zur Folge hat, geltend gemacht werden.

Der deutsche Einwanderer hat unter diesen Umständen für seine Gesundheit nichts zu befürchten, wie denn auch wohl eine eigentliche Akklimatisation nur in beschränktem Maße erfolgt. So weit meine bezüglichen Erfahrungen reichen, beschränken sich die Anzeichen derselben auf gewisse Hautleiden, namentlich eine Art sehr großen Pustelausschlages an den Beinen, der tiefe mit Borken bedeckte Wunden hinterläßt, welche nur langsam heilen. Da übrigens dieses lästige, erst im zweiten Jahre auftretende Übel ohne besondere Hülfe wieder vergeht, so hat R. Hensel jedenfalls Recht, wenn er vom Klima Südbrasiliens sagt: „Es fehlen im ganzen alle diejenigen Einflüsse, welche erst eine Akklimatisierung des Fremden nötig machen, sodaß das Klima, als ein durchaus gesundes betrachtet werden kann, wie überhaupt der außertropische Teil Südamerikas, sich durch die günstigsten klimatischen Verhältnisse auszeichnet.“

Taquara do Mundo novo,
Prov. Rio Grande do Sul, Brasilien.
Mitte März 1883.
Dr. Hermann von Ihering.

Amerikanische Landwirtschaft.

Unter diesem Titel veröffentlichte im Februar d. J. Herr Geh. Regierungsrat Dr. Thiel in Berlin in der „Deutschen landwirtschaftlichen Presse“ einen ihm zugegangenen ausführlichen Brief eines ungenannten in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen, „welcher vermöge seines längeren Aufenthaltes in Amerika, seiner land- und volkswirtschaftlichen Kenntnisse und seiner Stellung sehr wohl befähigt sei, sich ein eigenes Urteil über die betreffenden Verhältnisse zu bilden und der nach keiner Seite hin in den betr. Fragen interessiert, sondern nur von dem Bestreben geleitet sei, seinen deutschen Landsleuten zu dienen“. Dieser vom Dezember 1882 datierte Reisebericht eines Deutschen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union hat durch die Einleitungen und Schlußfolgerungen des Geheim-Rath Dr. Thiel eine Art offiziöses Gewicht erhalten und dadurch ein wohl verständliches Aufsehen in der deutschen Presse erregt, wie andererseits drüben manchen Staub aufgewirbelt. Als wir mit Aufmerksamkeit jene Verneinung der agrikulturellen Produktionsfähigkeit der Vereinigten Staaten lasen, drängte sich uns der nachhaltige Eindruck auf, daß all die Schwarzfärberei nichts weiter bezwecke, als Wisconsin allein in hellstem Lichte strahlen zu lassen, wie andererseits eine gute Dosis Schlafpulver unserer einheimischen Landwirtschaft bei hohem Getreidezoll zu verabreichen. Wir sind wahrlich die Letzten, welche die vielen Vorzüge des Staates Wisconsin für deutsche Einwanderung leugnen, wie die „Weltpost“ ja zu öfterem dies in Schilderungen bewiesen, aber gegen die überschwängliche Lobspendung eines Staates auf Kosten und unter Verunglimpfung anderer Auswanderungsziele müssen wir entschieden im Interesse der Wahrheit und Unparteilichkeit auftreten. Um die verderbliche Wirkung jenes Artikels nun nach unseren Kräften zu beseitigen, hielten wir es für unsere Pflicht einen kompetenten Beurteiler der landwirtschaftlichen Verhältnisse Nordamerikas, dessen Name in Deutschland von bestem Klange ist, Herrn Heinrich Semler in San Francisco, zu einer Widerlegung der unter des Herrn Geheimen-Rat Thiel's Ägide verbreiteten Anschauungen eines anonymen Briefschreibers aufzufordern. So sind wir denn in der Lage, heut neben der Wiedergabe des Thiel'schen Artikels die Gegenäußerungen unseres verehrten Mitarbeiters zu bringen, — und überlassen dem gesunden Urteil unserer Leser, das Weitere aus Beiden zu folgern.

1.

Amerikanische Landwirtschaft.

Von Geh. Regierungsrat Dr. H. Thiel in Berlin.

Bei der Beurteilung des mutmaßlichen Einflusses der amerikanischen Landwirtschaft auf unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse ist es bekanntlich

einer der Hauptgesichtspunkte, ob man die rapide Entwickelung der landwirtschaftlichen Produktion in Amerika als eine dauernde ansehen muß oder nicht, ob daher auch für alle Zeit eine immer steigende Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus Amerika anzunehmen ist, oder ob das anbauwürdige Land bald besiedelt sein, und ob mit der steigenden Bevölkerung in Amerika selbst ein so großer Konsum sich entwickeln werde, daß in der Ausfuhr von Lebensmitteln ein Beharrungszustand, wenn nicht gar ein Sinken an Stelle des jetzigen Steigens eintreten müßte. Ganz entgegengesetzte Ansichten sind hierüber ausgesprochen und mit anscheinend gleich guten Gründen verteidigt worden. Es ist dies leicht zu erklären aus den widerstrebenden großen Interessen, die hierbei ins Spiel kommen. Und auch für den Nichtinteressierten und ehrlichen Beobachter ist die Gewinnung eines richtigen Urteils sehr erschwert, da es sich um so ausgedehnte Territorien handelt, daß eine gründliche Orientierung und das Ziehen eines richtigen Durchschnitts aus dem Beobachteten nicht gerade zu den leichtesten Aufgaben gehört. Unter diesen Umständen ist es ganz Vertrauenssache, welches Gewicht man den Ausführungen eines Einzelnen beilegen will. Trotzdem wird man die Kenntnis persönlicher Eindrücke nicht für wertlos halten können, so lange an die Aufstellung stichhaltiger positiver Zahlen über die Ausdehnung und die Qualität des noch kultivirungswürdigen, aber bis jetzt noch nicht in Angriff genommenen Bodens nicht gedacht werden kann. Es erscheint daher gerechtfertigt, nachfolgenden Auszug aus einem Briefe eines in Amerika ansässigen Deutschen zu veröffentlichen ꝛc. . . .:

„Ihr Brief traf mich weit im Norden auf einer großen landwirtschaftlichen Explorationsreise, die ich schon seit Jahren geplant. Ich habe mir nun endlich das „beste Weizenland der Welt" mit eigenen Augen angesehen. Ich war zuerst in Iowa, Wisconsin und Minnesota, dann im Red River-Thal, an der Grenze von Dakota, durch Dakota nach Montana bis zum Yellow Stone, später in Nebraska, Kolorado und Kansas. Den großen Westen und Nordwesten habe ich also ziemlich durchstreift. Ich bin doch sehr froh, daß ich Ihnen im vorigen Jahre noch nicht den versprochenen landwirtschaftlichen Bericht geliefert habe. Ich habe meine Ideen über das Land infolge der Reise doch noch sehr modifiziert. Man sieht, wie Alles auf das eigene Sehen ankommt, wie wenig auf Beschreibungen von weitem. Ich hatte doch verhältnismäßig nahe gesessen, hatte mich daran gewöhnt, die Nachrichten aus amerikanischen Quellen immer sehr mit Vorbehalt aufzunehmen und höchstens die Hälfte der Renommistereien zu glauben, aber gleichwohl, die Vorstellung, welche ich trotzdem von diesem besten Weizenland der Welt noch immer bis zu diesem Sommer unterhielt, ist noch immer viel, viel zu glänzend gewesen. Die Freude habe ich, unseren Landwirten die Versicherung geben zu können, daß sie wegen Kansas, Nebraska, Kolorado, Dakota, Montana, wegen des westlichen Minnesota, ja wegen des berühmten Red River-Thals, selbst Iowas, ruhig schlafen, ruhig ihren Weizen weiter bauen können. Es ist ein riesiger Schwindel, der dort getrieben wird, eine ungeheuere Gründung, diese ganze Prärie, und in wenig Jahren, wenn die Wetterverhältnisse im nächsten Jahre nicht so ungewöhnlich gut sind, wie in diesem Sommer oder wie in 1879 und 1880, sogar im nächsten Sommer schon wird und muß der Schwindel zusammenbrechen und aller Welt vor Augen liegen. Ich wundere mich nur, daß das nicht jetzt schon der Fall. Das Vorjahr, 1881, welches ja nur dadurch gegen 1880 und 1882 zurücktrat, daß es nicht auch ein ausnahmsweise günstiges Jahr war, in welchem mehr Regen fiel als sonst, hätte die Gründung beinahe schon entlarvt. Das ganze Geschäft kann sich von dem Schrecken sogar jetzt noch nicht erholen. Lassen Sie noch ein bis zwei solcher Jahre kommen, und sie werden kommen, so sind die Prärien abgewirtschaftet. Wenigstens brauchen wir dann keine Angst mehr davor zu haben. Nur die ausnahmsweise günstigen Umstände, die guten Ernteverhältnisse hier, die schlechten drüben, haben dem Schwindel solche Ausdehnung und solche Festigkeit geben können. Im Grunde ist es nichts anderes, als ein künstliches Geschöpf der großen Eisenbahnen und Spekulanten, die viel Lärm machten, um ihre großen Ländereien an den Mann zu bringen. Und das Elend der armen Leute auf den Prärien! Es hätte mich fast jammern können, wenn ich mich nicht so sehr in die Seele unserer Landwirte hinein beruhigt gefühlt hätte. Alle die erwähnten Ländereien sind regenlose, baumlose Steppen ohne Steine mit Grasnarbe und Humusschicht von etwa 6—15 bis 18 Zoll, durchschnittlich etwa 8—12 Zoll, nein, höchstens 8 Zoll, abgesehen von den schmalen Thalrinnen und Niederungen, wo der Humus, mit Alluvialboden vermischt, zäher und tiefer und auch fruchttragender ist. Alles ist kulturfeindlich auf diesen Steppen; die dörrende Sonne im Sommer, die eisigen Winde im Winter, die Unzahl von schädlichen Insekten, Heuschrecken ꝛc., die den porösen Humus bewohnen und dankbarst die Saaten auffressen, das Unkraut, das sofort aufschießt, sobald die uralte Grasnarbe gebrochen wird und nach wenig Jahren bei dem Mangel an Arbeit nicht mehr zu bewältigen ist, so namentlich die wilden Sonnenblumen in Kansas, die diesem Staate schon den Namen Sunflower State gegeben haben. Kulturfeindlich sind die Platzregen, die ohne Hemmung und Hindernis den leichten gepflügten Boden fortreißen, und namentlich auch die Stürme, Tornados, die die Ackerkrume und die Saat und mit ihr Häuser, Vieh und Menschen selbst mit forttragen.

Wenn nicht eben alles mit in einander verquickt wäre und die Betrogenen selbst immer noch lauter renommierten, wie die ersten Betrüger, nur um wieder verkaufen und fort zu können, so wäre die Sache längst zu Ende. Kansas war für mich ein Bild des Elends, obwohl es dort in diesem Jahre ausnahmsweise stark geregnet hatte. Infolge dessen war die Weizenernte im Mai über Erwarten günstig — nach dortigen Verhältnissen — ausgefallen, im September aber sah ich alles verdorrt; Mais, Bäume, Pflanzen, alles bis an die Thore von Kansas City. Verlassene Farmen, verödete, durch die Spekulation künstlich geschaffene Städtchen, 3 bis 4 Jahr alte Holzruinen traf ich massenhaft. Und dazu die Szenerie, großartig, monoton, wüstenhaft ernst und dann der Jammer dazu. Selten hat mich eine Reise so ergriffen, die Ruhe, Größe der Natur und darin der gemeine Schwindel, das Elend der Menschen.

Nur Wisconsin hat mir gefallen. Da regnet es, da wachsen Bäume, Urwälder

und Klee wie Unkraut. Landwirtschaftlich ist das für mich der beste von allen Staaten. Auch sehen die Wirtschaften dort viel besser und wohlhabender aus und das Deutschtum hat sich dort viel energischer und zäher erhalten. Das Klima entspricht auch möglichst unserem deutschen Klima. Aber Wisconsin ist auch so ziemlich der einzige Staat, wo noch größerer Platz für Ansiedelungen ist. Es geht dort des Waldes wegen langsam und — da viele Städte dort entstehen, welche das Getreide des Staates alles selbst brauchen — ohne besondere Gefahr für uns. Es ist überhaupt nur noch blutwenig guten Landes diesseits der Felsengebirge für die Ansiedelung übrig. In wenigen Jahren ist es ganz fort und die Musik zu Ende. Es giebt dann wohl noch hier und da unbebautes Land in Händen von Eisenbahnen oder Privatspekulanten, aber die verkaufen es nicht billig, und daher ist auch die Produktion darauf nicht mehr so billig. Auf den Prärien ist sogar schon ein Rückströmen bei Ansiedelungen effektiv eingetreten. Die Flutwelle geht nach Osten zurück; dafür schieben aber vom Westen noch die cow boys und die Viehherden. Meine Meinung hat sich befestigt, daß wir höchstens noch für die nächste Zeit einer starken Konkurrenz in Viehprodukten entgegen zu sehen haben. Im Viehgeschäft werden jetzt noch die glänzendsten Geschäfte gemacht; sie gelten als die besten Kapitalsanlagen. Aber es sind Dinge, die nur im Großen betrieben werden können. Daher bilden sich überall große Gesellschaften mit Millionen Kapital und Millionen Acres Weidegrund, welche nach und nach wohl sämtliche Prärien okkupieren und die Farmer von ihnen verdrängen werden. Natürlich werden auch hier Rückschläge nicht ausbleiben. Bange machen gilt auch hier nicht. In einem schönen Sommer wird es kein Wunder geben, das Gras nicht wachsen; in einem Winter wird der Frost das ungeschützte, im Freien lebende Vieh umbringen, Seuchen werden über das Land gehen, die Monopole werden den Fleischpreis hoch halten, wie sie es mit dem Getreidepreis thun, kurz, es werden auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Im Winter vor zwei Jahren sind im Norden durch die Kälte zwischen 30—50 pCt. allen Viehes umgekommen. In Kansas verdurstet es oder stirbt am Fieber. Aber in guten Jahren und bei niedrigen Preisen kann die Konkurrenz uns doch sehr fühlbar werden. Besondere Erwähnung verdienen hier noch die Corned meats. Mit der verbesserten Einrichtung von Refrigerator Cars wird nach dem Osten ein immer größerer Prozentsatz von „dressed meat" geschlachtetem, frischem Fleisch statt lebendigen Viehes geschickt. Es entstehen im Westen in der Nähe der Herden große Schlächtereien. Von ihnen wird das bessere Fleisch nach dem Osten geschickt, die Abfälle aber und das schlechte Vieh zu cornet meat verarbeitet und uns gnädigst zugesandt. Unseren Bourgeois schmeckt es dann aus den schön beklebten Blechbüchsen als „amerikanische Delikatesse" noch einmal so gut. Man sollte dieses Fleisch schon aus Gesundheitsrücksichten verbieten; es würde leicht sein, nachzuweisen, wie häufig schlechtes Fleisch und krankes Vieh dazu verwandt wird."

Soweit unser Gewährsmann. Wenn es hiernach scheinen könnte, daß die amerikanische Konkurrenz in mancher Beziehung überschätzt wird, so ist doch ein Gesichtspunkt durch die obigen Schilderungen nicht widerlegt und sollte auch, wie uns die Ansichten des Briefschreibers bekannt sind, gar nicht widerlegt werden. Es bleibt, besonders bei der ausgezeichneten Organisation des Transports und Handels in den Vereinigten Staaten, immer die Möglichkeit bestehen, daß in einzelnen Jahren, zumal bei dem Zusammentreffen besserer Ernten dort mit schlechteren Ernten hier, durch die Spekulation große Massen von Getreide auf unseren Markt geworfen und dadurch die Preise gerade in Jahren stark gedrückt werden, in welchen der deutsche Landwirt ohnedies wenig zu verkaufen hat. So wertvoll für unsere Landwirtschaft die Möglichkeit eines gleichmäßigen Austausches und die Verhinderung einer zu großen Preissteigerung der unentbehrlichen Lebensmittel, so schädlich kann für die Landwirtschaft es werden, wenn sie plötzlichen, zu starken und in den heimischen Produktionsverhältnissen nicht motivierten Preisstürzen ausgesetzt ist. Die Landwirtschaft bedarf mehr noch wie jede andere Industrie stabiler Verhältnisse; auf excessive Gewinne wird sie gern verzichten, wenn ihr nur Sicherheit vor Schädigung durch ganz unberechenbare Konjunkturen durch die ausländische Konkurrenz geboten wird. Ein Getreidezoll, der die internationale Ausgleichung der Ernten, soweit sie durch das wirkliche Konsumtionsbedürfnis bedingt ist, nicht verhindert oder zu sehr verteuert, wohl aber durch Erschwerung der spekulativen Ausnutzung ausnahmsweiser Konjunkturen den einheimischen Markt stabiler gestaltet, dürfte daher um so mehr gerechtfertigt sein, als er bei schlechten einheimischen Ernten die Wirkung einer Versicherung hat, welche auch keine neuen Werte schafft, wohl aber den Verlust auf weitere Kreise verteilt und damit wirtschaftlich minder schädlich gestaltet . . . .

2.

Entgegnung von Heinrich Semler.

Es ist eine beklagenswerte Thatsache, daß in den weitaus meisten Fällen, die in Deutschland in Umlauf gesetzten Urteile über nordamerikanische Verhältnisse das scharfe Gepräge der Parteilichkeit tragen. Wer sie unbefangen prüft, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein bestimmter Zweck mit ihnen verfolgt wird, — eine Handlungsweise, die, milde gekennzeichnet, kurzsichtig ist. Was kann die Folge sein von rosafarbigen Schilderungen und prahlerischen Uebertreibungen? Doch nur, daß Tausende in einen Wahn gewiegt werden, dem bittere Enttäuschung folgen muß; mit ungenügenden Mitteln, unvorbereitet für harte Arbeit und Entbehrungen und in dem Glauben die Gründung einer Heimat in der Wildnis sei nur eine Spielerei, eilen sie nach dem hochgepriesenen Lande, — um zu finden, daß es, wie jedes andere auf Erden, Schattenseiten besitzt, welche verhüten, daß das menschliche Leben zu einem Lustwandeln auf blumigen Auen wird. Sie sehen sich einer Aufgabe gegenüber, welche sie nicht allein nicht erwartet haben, sondern der sie auch nicht gewachsen sind. Der Entmutigung folgt die Not; — die Verbitterung, von der sie getrieben werden ihre Enttäuschung laut aller Welt zu verkünden, natürlich nicht ohne die Schattenseiten ihrer Umgebung wahrheitswidrig dunkel zu malen. Damit wird jenen Schilderern ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht. Andererseits: was kann es den deutschen Landwirten frommen, wenn sie über die

nordamerikanische Konkurrenz mit den Worten beruhigt werden: „sie ist nur ein Schwindel der bald zusammenbrechen muß?“ Müssen sie damit nicht geneigt gemacht werden, diesen Zusammenbruch in vertrauensseligem Verharren in ihrer dermaligen Lage abzuwarten, anstatt zu gründlichen Reformen zu schreiten, welche sie befähigen diese ernst zu nehmende Konkurrenz abzuwehren? Es ist in der Regel nicht angenehm die unverblümte Wahrheit hören zu müssen; allein ein schlechter Berater ist der, welcher die Verhältnisse absichtlich so schildert, daß sie das Wohlgefallen seiner Zuhörer oder Leser finden müssen. Ein solcher Berater ist beispielsweise der Schreiber des vorstehend abgedruckten Briefes. Er hat sich vorgenommen, die s. g. Prärieststaaten, welche man in jüngster Zeit häufig die zukünftige Kornkammer Nordamerikas genannt hat, in dem abschreckendsten Lichte zu zeigen, ohne in seinem Eifer darauf zu achten, daß ihn die gar nicht wegzuleugnende Thatsache des raschen Aufblühens dieser Staaten widerlegt. Sie wäre glatterdings unmöglich, wenn dort alles, was zu sehen ist, kulturfeindlich ist. Hätte er dagegen gesagt: die in Umlauf gesetzten Schilderungen der Prärieststaaten leiden an Uebertreibungen, dann würde er der Wahrheit treu geblieben sein. Die Probe einer solchen Uebertreibung finden die Leser der „Weltpost“ im 4. Heft des laufenden Jahrganges. In demselben ist die Rede eines Neffen des Expräsidenten Hayes' abgedruckt, welche u. A. auch die Stelle enthält: hätte ich einem deutschen Bauern erzählt, daß die Farmer in Dakota zum Frühstück einen gehörigen Teller voll Eier und Schinken essen u. s. w. u. s. w. Dieser junge Mann hat entweder noch nie bei einem Farmer in Dakota (die Besitzer der Riesenfarmen sind in dieser Beziehung nicht eingeschlossen) zu Tisch gesessen, oder er verleugnete seine Erfahrungen. Solchen Luxus darf man allerwenigsten in Dakota erwarten, denn dort befinden sich die Farmer, aus Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, in hoffnungsloser Konkurrenz mit den, zu einem Gemeinschaden gewordenen Riesenfarmen. Auch das muß zugestanden werden, daß die Fruchtbarkeit der Prärien gewöhnlich in zu günstigem Lichte dargestellt wird. Ihre Humusschicht ist durchschnittlich nur einen Fuß mächtig und besitzt nicht den Reichtum an Nährstoffen wie der, außerdem auch tiefere Humus der Waldländer, wie beispielsweise Michigan, Wisconsin und Oregon. Das Klima der Prärien hat bedeutende Schattenseiten: der Wind erstirbt eigentlich nie und wenn er im Winter zum Sturm ausartet, wird er ein arger Feind der Menschen. Die Temperatur wird in dieser Jahreszeit häufig sibirisch, während sie im Sommer an die Tropen erinnert. Kurz gesagt: die Prärien haben das extreme Klima, das allen Steppen im Innern großer Kontinente eigen ist. Der Mangel an Holz bietet der Besiedelung bedeutendere Schwierigkeiten als Fernstehende denken mögen und die Urbarmachung der Prärie darf man sich nicht so leicht vorstellen wie das Umpflügen einer deutschen Kulturwiese. Auch die regelmäßig wiederkehrende Heuschreckenplage und das Auftreten von mancherlei Ungeziefer ist eine Schattenseite der Prärie.

Alles das verdient gesagt zu werden, weil der Wahrheit die Ehre gebührt und es wünschenswert ist, daß deutsche Einwanderer sich nicht mit Illusionen nach den Prärien wenden. Indessen werden diese Schattenseiten die Entwickelung der betreffenden Staaten nicht zur Unmöglichkeit machen und wenn jener Briefschreiber prophezeit, „daß der Schwindel bald zusammenbrechen wird“, so bezeugt er eine merkwürdige Unkenntnis, vorausgesetzt natürlich, daß er seine Ueberzeugung ausgesprochen hat. Streiten läßt sich nur darüber, ob diese rasche Entwickelung in Zukunft eine Schwächung erfahren wird oder nicht, denn zugestanden muß werden, daß sie gefördert wurde, durch eine Reihe günstiger Erntenjahre, wie durch das energische Streben der Eisenbahngesellschaften ihre Ländereien in die Hände von Ansiedlern zu bringen. Die erste Ursache kann zeitweise, die zweite dauernd verschwinden und so natürlich auch die entsprechende Wirkung.

Wenn jener Briefschreiber die Prärie eine regenlose Steppe nennt, so hat er sich der ermittelten Thatsache nicht erinnert, daß in ihrem östlichen Teile 25 Zoll Regen fallen und in ihrem westlichen 20 Zoll. Das kann man nicht regenlos nennen. Von dem Unkraut spricht er, das nach wenigen Jahren nicht mehr zu bewältigen sei! Da hat er sich doch wohl nicht die Farmen in Kansas und Dakota angesehen, welche in den Händen verständiger Besitzer sind; kein Unkraut würde er entdeckt haben, so sehr er auch darnach ausgeschaut hätte. Allerdings: liederlich bearbeitete Farmen verunkrauten auf den Prärien wie überall auf der Erde. Platzregen sollen den leichten, geflügten Boden fortreißen — wohin denn auf einer Ebene? Ein riesiger Schwindel, eine ungeheuere Gründung soll die Besiedelung sein? Nun, dann ist die ganze Besiedelung westwärts vom Missouri, soweit sie auf die Eisenbahnen zurückzuführen ist, ein Schwindel und die deutschen Landwirte werden hoffentlich wissen, welche Konkurrenz ihnen aus diesem „Schwindel“, namentlich wie er sich in Dakota entwickelt hat, erwachsen ist. Sie mögen daher selber urteilen, ob sie „ruhig schlafen“ dürfen, wie ihr Berater meint. Eine Reihe von Mißjahren kann allerdings viel Elend über die Präriefarmer bringen und manche von Haus und Hof jagen, allein wer darf die Prophezeihung wagen, ob und wann eine solche Reihe von Mißjahren kommt? Und wenn sie kommen sollte, so folgen ihr wieder günstige Jahre und dann wird rüstig weiter gearbeitet auf den Prärien; darauf darf sich jener Briefschreiber verlassen.

Wie wenig ernsthaft seine Darlegungen genommen zu werden verdienen, zeigen seine Aussprüche über Wisconsin. Das also soll „so ziemlich der einzige Staat“ sein, wo noch größerer Platz für Ansiedlungen ist? Es wäre Tintenverschwendung, wollte ich darauf antworten. Sein Abstecher nach diesem Staat hat ihn belehrt, daß sein Klima dem deutschen möglichst entspricht. Eine merkwürdige Entdeckung! Die landschaftlichen Reize Wisconsins und auch sein fruchtbarer Boden in allen Ehren, allein es heißt ihm doch zu viel schmeicheln, wenn man sein Klima mit dem deutschen vergleicht. Seine bitterstrengen Winter, seine schroffen Temperaturwechsel im Frühjahr, seine drückende Sommerhitze, seine oft verderblichen atmosphärischen Störungen, auch sein unvergleichlich schöner Herbst sind nicht geeignet zu einem Vergleiche mit Deutschlands Witterungsverhältnissen.

Ferner verrät der Briefschreiber eine vollständige Unkenntnis von der Viehzucht des Westens. Weil es große Herdenbesitzer und Gesellschaften gibt, welche die Viehzucht in großem Maßstabe betreiben,

meint er: aber es sind Dinge die nur im großen betrieben werden können. Er möge nach Montana, Idaho, Washington, Oregon, Utah gehen — nein, er hat nicht nötig so weit nach Westen zu wandern, er kann in Kolorado, Nebraska und Kansas bleiben. Tausende Viehzüchter kann er in diesem Gebiete finden, deren Herdenbestand 20 bis 100 Häupter beträgt — genug, um ihnen die Existenz zu sichern. Das sind die sogen. Hinterwäldler, auch wenn sie auf der Prärie wohnen, sie hassen den Pflug und ziehen es vor, als Viehzüchter dürftig aber bequem zu leben. Noch heute betrachtet man im ganzen Westen Nordamerikas die Viehzucht als denjenigen Erwerbszweig, welcher die Ansiedlung mit den geringsten Mitteln gestattet. Auch das ist nicht wahr, daß die Viehzüchter die Farmer von den Prärien vertreiben, sondern im Gegenteil: diese schränken jene immer mehr ein. Schneestürme und Futtermangel haben von jeher zeitweilig die Herden gelichtet, ihr riesiges Anwachsen aber nicht verhindern können. Unwahr ist auch, daß im Westen „in der Nähe der Herden" Schlächtereien entstehen und ferner, daß die Fleischabfälle zu corned meat verarbeitet würden. Es will mir überhaupt scheinen, der Briefschreiber habe die Herden und Schlächtereien nie gesehen, trotzdem ihre Besprechung aber unternommen, um eine Agitation zu kräftigen, die in einem Angriffe auf „unsere Burgeois" gipfelt. Mich dünkt, ich röche Petroleum.

Heinrich Semler.

San Francisco, 6. April 1883.

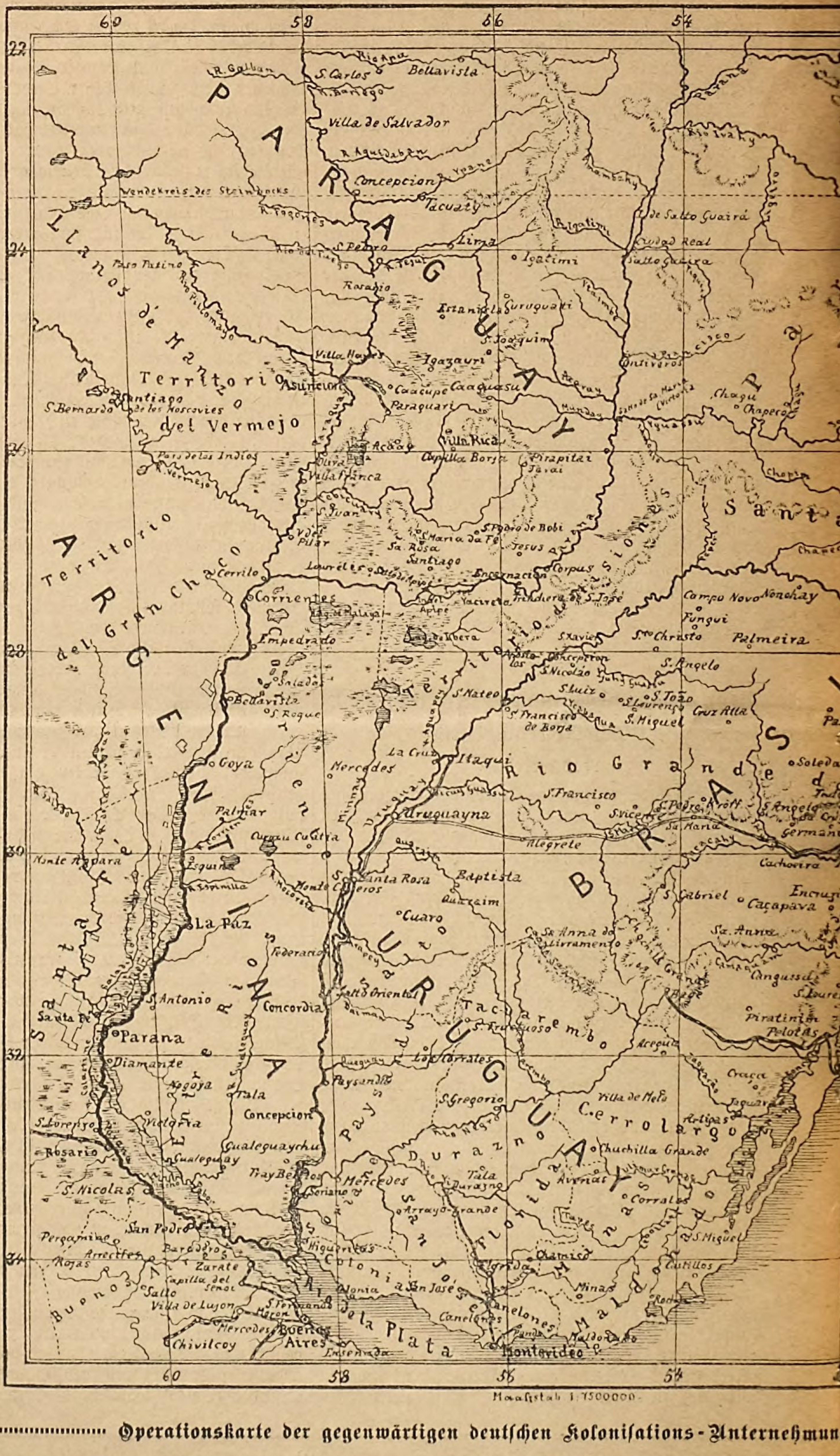
Deutsche Ansiedelungsgebiete im südöstlichen Südamerika.

Nebst Karte.

Man kann es als das Ergebnis dreißigjähriger mit Wappäus beginnender und heute in zahlreichen Vereinen fortgesetzter Untersuchungen betrachten, daß die für deutsche Auswanderer geeignetsten Länder sich im südöstlichen Teile des südamerikanischen Kontinents vorfinden, in den Gebieten, welche unsere Karte zur Darstellung bringt. Bei dem Partikularismus und Individualismus, die auch in solchen außerhalb des deutschen Vaterlandes liegenden Dingen unter Deutschen herrschen, muß man es als ein Glück betrachten, daß eine Einigung wenigstens in soweit hergestellt ist. Weitere Ansprüche an deutsche Einigkeit kann und braucht man nicht zu machen. Das zwischen dem Paraguay und Parana einerseits und der brasilianischen Küste andererseits gelegene Gebiet ist einheitlich genug, insofern als alle von der Küste oder von dem Laplata ausgehenden Ansiedelungen schließlich am oberen Uruguay ihr Centrum finden müssen, und es ist groß und mannigfaltig genug, um allen besonderen Bedürfnissen, ja sogar allen Liebhabereien Rechnung zu tragen. Außerdem erstreckt es sich über mehrere Staaten, sodaß die dort jeweilig vorhandenen politischen und wirtschaftlichen Konjunkturen abwechselnd benutzt werden können. Wir haben uns heute nicht die Aufgabe gestellt, die Besonderheiten, die Lichtseiten und Schattenseiten der einzelnen in Frage kommenden Ländereien innerhalb dieses großen Gebietes zu schildern. Nur möchten wir auch an dieser Stelle gegen die in vielen Veröffentlichungen sich breit machende echt deutsche Sucht Verwahrung einlegen, das Schooßkind auf Kosten der anderen Kinder zu loben. Durch Anschwärzen Paraguay's wird Argentinien nicht weißer, und Brasilien wird nicht besser, wenn der Deutsch-Brasilianer Argentinien schlecht macht.

Wir wollen hier nur einmal kurz die Bestrebungen des Tages, soweit sie auf das von unserer Karte geschilderte Auswanderungsgebiet bezug haben, an unseren Augen vorüber ziehen lassen. Der Centralverein für Handelsgeographie in Berlin und die mit ihm verbündeten Vereine treten seit 4 Jahren und noch heute für die deutsche Besiedelung der drei südlichsten Provinzen Brasiliens ein, diesseits noch immer gehindert durch das Brasilien betreffende preußische Auswanderungsverbot vom Jahre 1859 und den Unverstand einer öffentlichen Meinung, welche Brasilien über einen Kamm schert und es noch immer sich nicht bewußt ist, daß in Ländern von der Ausdehnung Europas verschiedene klimatische und wirtschaftliche Verhältnisse vorliegen können, — jenseits gehindert durch die schwere Zugänglichkeit des wichtigsten Ausschiffungsplatzes, der Hauptstadt Porto Alegre der Provinz Rio Grande do Sul und die agrarischen Verhältnisse, welche noch immer die Großgrundbesitzungen bevorzugen. In beiden letzteren Beziehungen steht aber Besserung in Aussicht. Die Barre, welche den Zugang zu der Lagoa dos Patos erschwert, soll kanalisiert werden und die Eisenbahn Dom Pedro I. wird demnächst Porto Alegre mit dem guten Hafenorte San Francisco in der Provinz Santa Catharina verbinden. Aber nicht nur die Zugänglichkeit der südbrasilianischen Provinzen von der Küste her macht Fortschritte, sondern es werden auch durch verschiedene auf der Karte angedeutete, im Bau begriffene Eisenbahnen die für deutsche Kolonisation besonders geeigneten am oberen Uruguay gelegenen Hinterländer dieser Provinzen immer mehr aufgeschlossen. Der Einfluß des Deutschtums befestigt sich, wie die Wahl dreier deutscher Abgeordneten in die Provinzialvertretung von Rio Grande do Sul zeigt. Die Brasilianische Regierung ist gegen die deutsche Einwanderung wieder einmal günstiger gestimmt, wie die Verlängerung des Vertrages mit der deutschen, vom Hamburger Kolonisationsverein von 1849 angelegten Kolonie Dona Francisca (Joinville und S. Bento) erkennen läßt. Und die agrarischen Verhältnisse werden sich bessern, sobald die gesetzlich durchgeführte Aufhebung der Sklaverei auch praktisch voll zur Geltung kommen und die Großgrundbesitzer zur Parzellierung ihrer Latifundien zwingen wird.

Die Republik Uruguay oder Banda Oriental erscheint für deutsche Einwanderung als besonders günstig geographisch gelegen. Und hat das verschiedene hanseatische Kaufleute und deren Geschäftsfreunde am Laplata bewogen, große Ländereien daselbst in der Hoffnung auf spätere deutsche Ansiedelungen zu erwerben. Augenblicklich ist jedoch an eine Empfehlung Uruguay's nicht zu denken, angesichts der fortwährenden sich dort abspielenden Revolutionen. Aus jüngster Zeit liegen Berichte über Uruguay seitens des Deutschen Kanonenbootes Albatros vor, welches namentlich auch Fray Bentos besucht hat. Letzteres großartige gewerbliche Unternehmen ruht ganz auf deutschen Schultern. Der Erfinder (Liebig) war ein Deutscher, ein Teil des



Operationskarte der gegenwärtigen deutschen Kolonisations-Unternehmun



Kapitals ist in Deutschland aufgebracht worden, die frühere und auch die jetzige Leitung des Unternehmens an Ort und Stelle ruht in deutschen Händen. Aber auch da geht es, wie in der halben Welt. Deutsche Intelligenz und deutsches Geld werden England tributpflichtig gemacht: der Sitz der Gesellschaft ist in London. So geht es auch in anderen Beziehungen am Laplata. An verschiedenen englischen, schottischen, belgischen Estancia-Unternehmungen ist deutsches Kapital mit namhaften Summen beteiligt. Denn unter fremde Vormundschaft sich zu begeben haben unsere Kapitalisten immer besondere Neigung, zu gleichartigen deutschen Unternehmungen aber nur selten den Mut.

In Argentinien kommen nur die Provinzen Entre Rios und Corrientes sowie das Territorium der Missiones für uns in betracht. Denn die Provinz Buenos Aires ist bereits zu dicht, namentlich durch Italiener, besiedelt, als daß für deutsche Masseneinwanderung Platz wäre. Auch ist der an sich vortreffliche Boden durch Kultur und Spekulation bereits auf so hohe Preise geschraubt, daß es dem armen deutschen Einwanderer unmöglich ist, freier Grundeigentümer zu werden, worauf es doch ankommt. Die Bemühungen der Provinz Buenos Aires, welche in Herrn Gregor in Basel einen Agenten angestellt hat und in den „Südamerikanischen Nachrichten" ein eigenes Organ unterhält, werden deshalb in Deutschland wenig Entgegenkommen finden. Noch weniger ist dies der Fall bei den Spekulanten, welche in der Nähe von Bahia Blanca mit seinem schlechten Hafen, seinem Sandboden und seinen außerordentlichen Temperaturschwankungen große Ländereien angekauft haben und gern durch Deutsche besiedeln möchten.

Die westlichen Provinzen Argentiniens sind für den Verkehr zu entlegen, sodaß westlich vom Paraná nur Santa Fé in Frage kommt, wo denn auch neben den alten bestehenden, national leider zu gemischten Kolonien, neuere Ansiedelungen für Deutsche in Aussicht genommen sind. So hat dort ein Konsortium von Herren, welche dem Westdeutschen Verein für Kolonisation und Export nahe stehen, ein größeres Areal erworben, bisher ausschließlich als Estancia erfolgreich bewirtschaftet und für Besiedelung vorbereitet.

Leider hat die von gutem Willen der deutschen Einwanderung gegenüber beseelte Argentinische Regierung das gute Regierungsland fast ganz verschleudert, sodaß die ankommenden Kolonisten disponible und vermessene Landloose fast niemals vorfinden und sie so oft der Privatspekulation in die Hände fallen. Für diese kann aber die Regierung natürlich keine Garantien übernehmen und nicht verantwortlich gemacht werden. Unter den Privatkolonien verdient die Kolonie El Cerrito, oberhalb Villa Urquiza am Parana in der Provinz Entre Rios gelegen, unsere Aufmerksamkeit deshalb, weil dort nur Ansiedler germanischer Abkunft angenommen werden sollen und weil die Koloniedirektion in tüchtigen Händen zu liegen scheint. Auch besitzt El Cerrito in Bezug auf den Verkehr eine ganz vorzügliche Lage.

Die in Leipzig begründete Südamerikanische Kolonisationsgesellschaft interessiert sich zunächst für die fast menschenleeren, mit vortrefflichem Boden und Klima ausgestatteten Ländereien am oberen Paraná und läßt dieselben

augenblicklich durch eine aus zwei Landwirten und einem Ingenieur zusammengesetzte Kommission bereisen, und zwar sowohl auf argentinischer, als auf paraguitischer Seite.

Paraguay steht jetzt im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit, namentlich seitdem Liesenberg sein Buch „Wohin auswandern?“ und Dr. Ernst Mevert in Wandsbeck seine Schriften „Reisebriefe aus Paraguay“ und „Ein Jahr zu Pferde, Reisen in Paraguay“ veröffentlicht und durch seine eingeflochtene Polemik gegen argentinische Verhältnisse den Zorn der Herren in Buenos Aires heraufbeschworen hat. So viel steht fest, daß Paraguay gerade in seinem gegenwärtigen Zustande der Wiedergenesung von den Verwüstungen des unmenschlichen Krieges gegen alle seine Nachbarn und der Anlehnungsbedürftigkeit an ein fremdes Kulturelement unser ganzes Interesse verdient. Vor einem endgültigen Urteile über das Land bedarf es allerdings noch einiger unparteiischer Berichte von Augenzeugen. Denn was das aus der nach Lage und erstem Menschenmaterial unglücklich angelegten ersten Kolonie S. Bernardino davongelaufene Gesindel über das ganze Land für ein Urteil fällt, ist ebenso wenig maßgebend, als die Kritiken von Leuten, deren Interessen ausschließlich in Argentinien liegen.

Geradezu lächerlich ist es aber, wenn man den Unwillen und die Abneigung, die man gegen einzelne Persönlichkeiten hegt, dem Lande entgelten läßt, welches diese allerdings unglücklicher Weise zum Schauplatz ihrer Thätigkeit auserwählt haben. Was haben die Ueberschwänglichkeiten eines Herrn Dr. Bernhard Förster, was die Vergangenheit eines Herrn Heinrich Quistorp mit Paraguay zu thun, welchem man sie an recht hervorragender Stelle gar zu gern an die Rockschöße gehängt hätte?

Nach den Laplata-Ländern findet augenblicklich eine ganze Völkerwanderung von Experten und Pionieren statt, deren Auftraggeber von den verschiedensten Beweggründen geleitet sind. Soeben hören wir, daß auch ein Herr Graf Lynar im Interesse der Bestrebungen der Arbeiter-Kolonien (Pastor von Bodelschwing in Wilhelmsdorf) nach Südbrasilien oder Argentinien abgegangen sein soll. Glück zu! Wollte Gott, man nähme endlich in Deutschland die Auswanderung unter die offiziellen Arzeneien der sozialen Staatsapotheke auf! Die großen Summen, mit denen die öffentliche Wohlthätigkeit jetzt wieder die hungerleidende Existenz der unglücklichen Bewohner der Eifel auf einige Zeit hinfristet, ohne doch das Uebel radikal heilen zu können, würden am segensreichsten verwendet werden können, wenn man dem Uebermaß der dortigen Bevölkerung Auswanderungsgelegenheiten darböte. Natürlich könnten auch hier die von uns besprochenen Gebiete allein in Frage kommen.

Mag das jetzt eingeleitete konzentrische Vorgehen der deutschen Ansiedelungen nach dem Uruguay hin recht erfolgreich sein, mögen den vielen Pfadfindern, welche dort jetzt rekognoszieren, die entsprechenden Kolonnen auf dem Fuße folgen. Möge eine große deutsche Bewegung nicht in theoretischen Anläufen verpuffen, sondern zu praktischen Ergebnissen führen!

Den Herren jener gesegneten Gebiete, die an nativistischen patriotischen Beklemmungen leiden, wollen wir aber auch heute den Trost zurufen, daß wir nicht mit Panzerschiffen und Mausergewehren kommen, um ihnen die Herrschaft zu entreißen. Wir bringen nur Axt und Pflug und höchstens das friedliche Dampfroß mit, um im Wetteifer der Arbeit mit ihnen zu ringen und die toten Kräfte ihrer Länder zu erwecken, uns und ihnen zum Segen.

E. H.

Die argentinische Provinz Tucuman.

4. In der Campaña.

1.

Werfen wir jetzt einen Blick in die Campaña, d. h. in den Teil der Provinz, der nicht zu dem so übermäßig bevorzugten Gebiet der Provinzialhauptstadt, dem „pueblo,“ dieser privilegierten Heimstätte der Decenten, gehört. Zerstreut wohnen hier, teils in aus Ziegeln oder ungebrannten Backsteinen aufgeführten Landhäusern, teils in luftigen, aus Schilf oder Maisstroh errichteten Ranchos, etwa 100,000 Menschen, die sich nur an wenigen Punkten etwas mehr zusammengeschart und dadurch erlangt haben, daß solche Punkte zu Hauptorten der verschiedenen Departements ernannt und dort von der Regierung Kapelle nebst Schule errichtet wurden. Solche Punkte, wo sich auch ein oder mehrere Pulperias befinden, werden „poblaciones“ genannt. In der Nähe derselben wohnen der Kommandant der Nationalgarde, der Polizeikommissar und der Juez de paz*) des Distrikts, ein Trifolium, das sich häufig zu einer unerträglichen Geißel für die armen schutz- und rechtslos dastehenden Kampbewohner gestaltet. Acker- und Gartenbau, sowie Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigungen der Landleute, für deren Ausübung sie harte Abgaben und Steuern entrichten müssen, härtere wie sie der reiche Zuckerfabrikant bezahlt, der vom Gesetz unverhältnismäßig bevorzugt wird. Aber der tucumanische Kampbewohner duldet still, denn er ist in Demut und Gehorsam gegen die Obrigkeit erzogen und weiß welch grausame, willkürlich diktierte Strafen ihm bevorstehen, wenn er es wagen sollte, und sei es auch noch so bescheiden, gegen ungerechte Machtsprüche der die Obrigkeit repräsentierenden Landvögte zu protestieren. Geduldig bebaut er den Acker, pflegt den Garten und hütet das Vieh, und geduldig bezahlt er mit einem Teil des Ertrages seiner Arbeit die schweren Steuern.

Die Bestellung des Ackers ist mannigfaltig und erstreckt sich auf viele Artikel. Selbstverständlich richtet sie sich und die Wahl der zu bauenden Früchte nach der Beschaffenheit und Lage des Bodens, denn in dem hochgelegenen trockenen Norden der Provinz gedeihen die Pflanzen nicht oder doch nur spärlich, welche in dem tiefer gelegenen südlichen feuchten Teile üppig und in Fülle wuchern. Hauptsächlich werden gebaut: Zuckerrohr, Reis, Tabak, Mais, Weizen, Alfalfa (eine Art Luzerne), Patatas, Kartoffeln (hier Papas genannt), Manioka, Bohnen, Erbsen, ferner die von den Eingeborenen so gern gegessenen Zapallos (eine Art Kürbis), Wassermelonen, die unter dem Namen „Sandias“ verkauft werden und Mani, ein strauchartiges Gewächs, aus dessen Früchten von der Größe eines Haselnußkernes ein vorzügliches Speiseöl gepreßt wird, das an Güte dem Provençeröl gleichkommt. Von

*) Friedensrichter.

Gartengewächsen werden gezogen: Tomaten (in Deutschland Liebesäpfel genannt), Gurken, Melonen, Wein, mehrere Arten Tunas (Kaktus), die große wohlschmeckende Früchte tragen, die Luftkartoffel, ein Schlinggewächs, welches sich wie die Liane hoch an Bäumen emporrankt und deren gekochte Früchte ähnlich wie Erdäpfel schmecken; ferner Kohl, Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, süßer und spanischer Pfeffer, Thymian, Rettige, Salat und Kresse, wozu an Fruchtbäumen noch Orangen, süße Limas, Zitronen, Limonen, Feigen, Granaten, Pfirsige, Guayave, Birnen von geringer Güte, Maulbeeren und Matos kommen. Der letztgenannte Baum trägt schwarze, süß und erfrischend schmeckende Früchte von der Größe kleiner Kirschen.

Die Viehzucht wird auf den mesetas des Gebirges und in den Thälern der Sierra, sowie auf den weiten Ebenen im Osten der Provinz auf großen Estancias und den zu ihnen gehörenden Puestos betrieben. Hauptsächlich sind es Rindvieh- und Pferdezucht, denen Aufmerksamkeit gewidmet wird. Im Gebirge, wo sich die schönsten Viehweiden befinden, wird ein vorzüglicher Käse, ein wahrer Leckerbissen, bereitet, der in Buenos Aires teuer bezahlt wird, da ihn viele der dortigen Gourmands dem Schweizerkäse vorziehen. Die auf der Ebene im Osten wohnenden Estancieros züchten die Rinder hauptsächlich zum Verkauf an die in anderen Provinzen befindlichen Saladeros und für den Export nach Chile. Aus dieser Republik kommen die Viehaufkäufer nach hier und treiben die erhandelten Tiere über Catamarca bis zu dem in den Kordilleren liegenden kleinen, etwa 1200 Einwohner zählenden Ort Tinogasta, bei dem sich schöne Alpenweiden und üppige Alfalfafelder befinden. Hier, unweit der chilenischen Grenze, ruht das entkräftet ankommende Vieh mehrere Wochen lang aus, während welcher Zeit es durch das saftige nahrhafte Futter derartig herausgemästet wird, daß es die Strapazen des Überschreitens der Kordilleren über den 14,520 Fuß hohen, unterm 27. Grad 30 Minuten südlicher Breite liegenden Paß Come-Caballo nicht nur ertragen kann, sondern auch noch frisch und nicht zu abgemagert auf dem Markt in Copiapó ankommt, um dort zu guten Preisen verkauft zu werden. Trotz dieser für den Estanciero anscheinend guten Aussichten ist die Viehzucht in der Provinz im Rückgange begriffen, da einerseits die hohen Abgaben, andererseits aber die zahlreich umhervagabundierenden Viehdiebe — heimatlose, in der von ihnen betriebenen Industrie aber sehr bewanderte Gauchos, gegen die so gut wie gar kein Schutz vorhanden ist, da die wenigen Soldaten der Kamppolizei diesen Banditen gegenüber vollkommen ohnmächtig sind — einen Aufschwung der Viehzucht nicht gestatten. Fast scheint es, daß der zum größten Teil aus Zuckerindustriellen und aus auf Staatsämter spekulierenden Advokaten bestehende gesetzgebende Körper es förmlich darauf angelegt habe, durch ungerechtfertigte Abgaben der Viehzucht den Garaus zu machen und auf Kosten derselben die Zuckerindustrie zu heben. Betreffs der Pferdezucht sei bemerkt, daß man nur in wenigen anderen argentinischen Provinzen so schöne, bisweilen sogar elegante Pferde findet, wie in Tucuman. Nebenbei wird noch von fast allen Bewohnern der Campaña etwas Schweine- und Federviehzucht, wozu im Norden noch Ziegen- u. unbedeutende Schafzucht kommen, betrieben.

Obgleich unter den Landleuten, wie überall in der Welt, verschiedene Abstufungen, die sich nach dem größeren oder geringeren Grade ihres Wohlstandes abmessen lassen, bestehen, so herrscht doch bei allen, mit Ausnahme derjenigen vielleicht, denen früher in der Stadt einmal ein Schatten von Unterricht zu teil wurde, eine merkwürdige Gleichförmigkeit in Lebensweise, Anschauungen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen. Von den decenten Stadtbewohner werden sie verächtlich, aber nicht ganz mit Unrecht, als „Judios" bezeichnet, da die Leute in der That entweder Vollblutindianer oder Mestizen sind. Gekreuzt hat sich das indianische Element vorwiegend mit europäischem Blut, nur in wenigen Ausnahmefällen mit äthiopischem, da die Indianerin den Neger und Mulatten als tief unter sich stehend verachtet. Durch die Kreuzung ist die Rasse zwar physisch aber nicht moralisch gebessert, denn trotzdem sie während dreier Jahrhunderte in fortwährendem Kontakt mit Europäern geblieben ist, sind die Leute in ihren Gewohnheiten und Neigungen, ja selbst in ihren Instinkten, doch der indianischen Rasse treu geblieben. Ein solcher Indio ist von regulärer, schlanker Natur, die nie zur Fettleibigkeit neigt. Die Hautfarbe seines Körpers ist dunkelbraun oder schmutziggelb; Augen und Haare sind schwarz, Füße groß, Glieder fein aber kräftig. Seine ausdrucksvollen Gesichtszüge bedecken sich nie mit dem der weißen Rasse eigentümlichen Rot. Ein penetranter, unangenehmer Geruch, der aus den Hautporen seines Körpers dringt, ist allen diesen Leuten gemeinsam und kann als charakteristisches Merkmal ihrer Abstammung gelten. Das Weib hat hübsche, angenehme Gesichtszüge, bei schlankem, üppigen Körperbau, aber niemals kann man aus den Zügen ihres Gesichts auch nur annähernd auf ihr Alter schließen. Die Sinne sind bei diesen Menschen feiner ausgebildet wie beim Europäer. Der Indio sieht weiter und schärfer wie dieser, er hört das unmerklichste Geräusch, riecht das, was auf den Geruchsinn des weißen Mannes keinen Eindruck hervorbringt, und auch Geschmack und Tastsinn sind feiner entwickelt wie bei diesem. Schwer ist es zu entscheiden, ob der Indio mehr zur Mäßigkeit oder Unmäßigkeit neigt; denn einerseits kann er zwei bis drei Tage arbeiten, ohne etwas zu genießen, andererseits wieder kann er kaum ein Ende im Essen und Trinken finden, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. Solange der Indio noch Geld zum Einkauf des beliebten Caña-branntwein hat, arbeitet er nicht; er ist in solchem Falle faul, unbeständig und gleichgültig. Die Frau ist gediegener, fleißiger und intelligenter wie der Mann; sie gebraucht nur die Hälfte der Zeit wie dieser, um eine Sache, die ihr aufgetragen wird, zu begreifen. Ganz eigentümlich sind die Offenbarungen der seelischen Empfindungen dieser Menschen: ihr Weinen ist ein langgezogenes Geheul, bei dem keine Thräne die Wimper benetzt; ihr Gesang zu dem eintönigen Geklimper einer nie gestimmten Guitarre und dem taktmäßigen Getrommel der Hände auf einem mit Leder überspannten Stuhlgestell, ist ein unmelodisches Gebrüll, das Tiere rasend machen kann; ihr Lachen ist Gekreisch und ihr Seufzen besteht aus dem ohne Unterbrechung stundenlang hervorgestoßenen jammernden Ruf: „Ay, mi Dios"!*),

*) „Ach, mein Gott!"

wobei das „Ay!“ mit einer gewissen Vehemenz dem Munde des Klagenden entquillt. Von Gemüt ist er nicht rachsüchtig, nicht wild, aber auch nicht feige. In der Aufwallung der Leidenschaft, namentlich aber im Rausch, wenn er sich beleidigt oder übervortheilt glaubt, macht er ebenso gut, wie der Gaucho der südlicheren argentinischen Provinzen, Gebrauch von seinem Messer, das er mit großer Gewandtheit zu handhaben versteht. Einem Indianer schmeicheln oder ihm Geschenke machen, heißt seine Undankbarkeit herausfordern. Er achtet nur denjenigen, der ihn mit Stolz und Überlegenheit behandelt. Denn wenngleich das in Tucuman übliche Sprüchwort: „Convida hoy á un indio espera su asalto por la noche!“*) auch etwas übertrieben ist, so liegt insofern doch Wahrheit darin, als es mit Recht davor warnt, einem Indianer mit Zuvorkommenheit zu begegnen, ihm zu schmeicheln oder Gefälligkeiten zu erweisen, was er stets mit Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit, Vergeßlichkeit oder Trägheit, kurz mit Undankbarkeit belohnt. Kleinen Gelegenheitsdiebereien ist der Indio sehr ergeben, dagegen beteiligt er sich, mit Ausnahme des gelegentlichen Viehstehlens, nie an einem größeren Diebstahl oder gar an einem Raubanfall. Er ist bis zum Exzeß verlogen, aber Wahrheit ist, daß er niemals seine Schulden oder eingegangenen Verbindlichkeiten ableugnet. Der Eid ist ihm heilig.

Noch einer Eigentümlichkeit dieser eigentümlichen, im Grunde genommen nicht schlechten Menschen soll hier gedacht werden. Dieselben vermögen nicht dem, der mit ihnen spricht, während der Unterredung in die Augen zu sehen; sie blicken fortwährend seitwärts und man kann diese Unart nur dadurch korrigieren, daß man sie wiederholentlich darauf aufmerksam macht; ein solches Betragen sei ungezogen und eines zivilisierten Mannes unwürdig. Eine derartige Zurechtweisung wirkt gewöhnlich für kurze Zeit, aber dann fallen die Indianer wieder in ihre alte Gewohnheit zurück.

Der Campesino sucht die Gelegenheit zu Trinkgelagen nicht gerade auf, bietet sich ihm aber eine solche, so kann er der Versuchung nicht widerstehen und ergibt sich ihr bis zur sinnlosesten Trunkenheit, so lange sein Geld reicht. Nie blickt er in die Zukunft. Hat er Geld, so denkt er nicht an den morgenden Tag und vergeudet oft in einigen Stunden was er während eines ganzen Monats durch schwere Arbeit sauer genug verdient hat; er verschwendet das Geld in Getränken, im Spiel, in Leckerbissen und in anderen unnützen oder gar schädlichen Dingen.

Vermietet er sich als Arbeiter, so fordert er Geld im voraus und erst wenn er den erlangten Vorschuß erhalten, entschließt er sich zur Arbeit. Es ist dies eine unter allen diesen Leuten allgemein verbreitete Manie.

Eine eigentliche Ehe findet im Kamp von Tucuman nur selten statt. Der Bund wird aus Zuneigung geschlossen, ohne daß das junge Paar die Hülfe eines Geistlichen dazu in Anspruch nimmt. Solch ein auf rein gegenseitiger Übereinkunft beruhender Bund wird hier von aller Welt für gültig anerkannt. Das Weib steht in jeder Beziehung über dem Mann und ist diesem in der Regel eine treue Gefährtin, die sich weder durch Geschenke noch Geldanerbietungen zur Untreue verführen läßt, aber andererseits wieder sich demjenigen, der ihr gefällt, oder der ihre Leidenschaften erregt hat, ohne weitere Umstände hingibt. Die Tracht der Frau besteht aus Kattunkleid mit langer Schleppe, möglichst à la mode gemacht, dazu ein grellfarbiges wollenes Umschlagetuch und in der Hand den unvermeidlichen Fächer. Strümpfe und Schuhe fehlen oder werden nur selten angeschafft, da Frauen und Mädchen von der Gewohnheit barfuß zu gehen nicht abzubringen sind. Die Weiber sind in hohem Grade fruchtbar. Junge Mädchen, welche vom Himmel mit Kindern gesegnet sind, verschenken diese häufig an solche Personen, die sie darum ersuchen, womit sie gleichzeitig nicht nur alle Bande des Blutes lösen, welche Mutter und Kind an einander fesseln, sondern auch für immer aller Mutterrechte entsagen. Bei keiner Behörde erhält eine Mutter, welche solchen Schritt gethan, diesen aber bereut und ihn rückgängig zu machen versucht, Unterstützung. Das Kind bleibt bis zu seinem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre ausschließliches Eigentum seines Pflegevaters, oder richtiger gesagt Herrn, der ihm den Lebensunterhalt giebt, wofür es arbeiten und diesem dienen muß. Häufig fügt es das Schicksal, daß solch arme Kinder in die Hände von Leuten kommen, die es gut mit ihnen meinen, oft aber gelangen die bedauernswerten Geschöpfe in die Gewalt alter Weiber, wahrer Harpien, die eine Einnahmequelle daraus machen, sich Kinder schenken zu lassen, damit diese für sie arbeiten und Geld verdienen, wofür ihnen in der Regel bitterer Hunger und oft genug noch obendrein unmenschliche Prügel als Belohnung in überreichem Maße zu teil wird.

Trotzdem bei den Indios das lange schwarze Haar dem Ungeziefer zum wohligen Aufenthalt dient, fällt es ihnen nicht ein dasselbe abzuschneiden, denn kurzes Haar zu tragen, gilt bei ihnen für eine Schande. Aber von Zeit zu Zeit befreien sie sich gegenseitig von dieser Plage dadurch, daß einer dem anderen das Ungeziefer vom Kopfe absucht, wofür der Jäger sich den sybaritischen Genuß verschafft, die kleinen, langsam kriechenden Scharotzer mit den Zähnen zu zerknacken und die zermalmten Tierchen zu verschlucken. Ein ekelerregendes Schauspiel. Reinlichkeit lieben die Weiber eben so wenig wie die Männer. Wenn diese Leute sich waschen, was, beiläufig gesagt, sehr selten geschieht, so nehmen sie etwas Wasser in die hohle Hand und spritzen sich dies gegen das Gesicht, worauf dasselbe mit einem Zipfel ihres Ponchos oder ihres Hemdes flüchtig abgetrocknet wird.

Characteristisch ist ein Gebrauch, den man nicht allein bei den Kampbewohner Tucumans, sondern auch bei dem Campesinos aller übrigen argentinischen Provinzen findet und der wohl geeignet sein dürfte dem Ausländer klar zu machen, wie sehr diese Leute noch an die rohen Sitten und Gewohnheiten der Indianer festhalten. Stirbt ein Kind unter fünf Jahren, so wird der kleine, mit Blumen geschmückte Leichnam auf einen mit brennenden Lichtern besetzten Tisch gelegt; Nachbarn und Nachbarinnen eilen herbei, um eine „Veloria“ zu veranstalten, die darin besteht, durch Musik, Tanz und Trinkgelage das freudige Ereignis einer Vermehrung der himmlischen Heerschaaren um ein kleines Engelein zu feiern. An solchen Velorias, die mehrere Tage dauern und häufig in wilde Orgien ausarten, beteiligen sich die

*) „Bewirte heute einen Indianer und erwarte seinen Angriff für die Nacht!“

Eltern des verstorbenen Kindes mit derselben Ausgelassenheit wie sie die übrigen Anwesenden zur Schau tragen. Oft wird dann die kleine Leiche noch an einen Freund des Hauses verborgt, der noch eine Veloria im Freien zu veranstalten beabsichtigt; das schon Spuren der Verwesung zeigende tote Kind wird an den Ast eines Baumes gehangen, unter dessen belaubten Zweigen nun die Bachanalien, mit derselben Lust und Zügellosigkeit wie vorher, erneuert werden, bis endlich der unerträgliche Verwesungsgeruch die Angehörigen zur Bestattung des kleinen toten Körpers zwingt, der häufig während sechs bis acht Tagen zum Vorwande der tollsten Ausschweifungen dienen mußte.

Albert Amerlan.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Auswandererfamilie auf der Fahrt nach Brasilien.

Originalbericht für die „Weltpost".

3.

Die erste Nacht schliefen wir Deutsche in einem Zimmer zusammen mit ca. 200 Italienern, während meine Frau mit den Kindern ein Zimmer für sich bekam. Das unsäglich obscöne und ordinäre Benehmen dieser Kerle in der Nacht will ich hier übergehen. Nun erklärte ich am andern Morgen dem Dolmetscher, unter keinen Umständen mehr mit diesen Leuten zusammen zu bleiben, und da die Brasilianer es sehr ungern zu sehen scheinen, wenn man aus diesem Hause weggeht, ehe man an seinen Bestimmungsort gelangt, so setzte ich es wirklich durch, daß wir Deutsche ein Zimmer für uns allein erhielten. Am zweiten Tage wurden meine beiden Kinder krank. Das eine bekam taubeneierdicke Geschwüre an den Füßen und hinter den Ohren, das andere war über und über mit kleinen Geschwüren und Ausschlag bedeckt. Essen wollte keines von beiden mehr, und der brasilianische Arzt, ein Franzose, schüttelte bedenklich den Kopf. Ohne Ausnahme litten wir alle an fürchterlichen Kopfschmerzen, die Glieder waren uns so schwer wie Blei, so daß einem auch die kleinste Anstrengung zu mühsam wurde, und bei der geringsten Bewegung geriet man über und über in Schweiß. Dabei nichts als lauwarmes Wasser, um einigermaßen den qualvollen Durst zu kühlen. Ich überlegte bei mir, ob es nicht besser sei, wieder nach Deutschland zurück zu kehren, beschloß aber, vorerst noch zum Deutschen Konsul zu gehen. Was dieser mir sagte, ist wörtlich folgendes: „Hier in Rio ist für einen Deutschen nicht viel zu hoffen und im Süden ist es, nach allem was ich gehört habe, auch nicht viel besser. Allerdings ist es dort nicht ganz so heiß wie hier, dafür aber wechselt dort die Hitze oft ganz plötzlich mit unangenehmer Kühle, was für die Gesundheit recht gefährlich ist. Um ein kaufmännisches Geschäft hier zu betreiben, dazu gehört die Kenntnis der portugiesischen Sprache. Wollen Sie aber auf eine Kolonie und arbeiten noch mehr wie in Deutschland in der furchtbaren Sonnenhitze, so bringen Sie es, wenn Sie Glück haben, nach Jahren vielleicht zu dem, was man einen bescheidenen Wohlstand nennt, d. h. zu einem schuldenfreien Stück Land, vielleicht auch zu einem Pferd oder einer Kuh und einigen Schweinen. Den Gedanken aber, sich hier Geld zu erübrigen, müssen Sie aufgeben. Denn der Handel auf den Kolonieen ist kein Umsatz von Produkten gegen Geld, sondern ein reines Tauschgeschäft von Produkten gegen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, wie Kleidungsstücke 2c., welche von den Händlern auf die Kolonieen gebracht werden. Ersparen können Sie sich nichts und wenn ich Ihnen raten kann, so thun Sie am besten, sofort wieder nach Hause zu gehen!"

Mir wurde sonderbar zu Mute. Wie stimmte denn das, was dieser Mann mir sagte, der doch die brasilianischen Verhältnisse kannte und dem ich vermöge seiner Stellung schon unbedingt Glauben schenken mußte, mit allem dem, was ich zu Hause gelesen hatte? Es kam mir vor, wie das schreckliche Erwachen aus einem Traum. Zu Hause hatte ich nicht anders geglaubt, als daß es unsern Landsleuten in Brasilien außerordentlich gut ginge und kaum setze ich den Fuß ans Land, so höre ich von nichts, als vom entsetzlichsten Elend, sehe nur abgemagerte, durch Hitze, Krankheiten und übermäßige Anstrengungen entnervte Gestalten, in deren Mienen man nur stille Ergebung in ihr trauriges Schicksal lesen kann.

Wie mir der Dolmetscher im Emigrantenhause ausdrücklich versicherte, hat die Regierung ihre Auswanderungsagenten in Antwerpen und auch in Deutschland, trotzdem in letzterem*) die Auswanderung nach Brasilien verboten ist. Ein schlechtes Geschäft macht die Brasilianische Regierung hierbei jedenfalls nicht. Nimmt man an, der Transport einer Kolonistenfamilie von Rio nach der Kolonie solle sie im Durchschnitt 30 Milreis = 60 Mark kosten, so verkauft sie dafür dem Einwanderer ein andernfalls unbenutzt liegendes, also so zu sagen wertloses Stück Land für wenigstens 300 Milreis = 600 Mk. Reingewonnen sind hierbei also durchschnittlich 540 Mark und ähnliche Reingewinne stecken die Herren Privatunternehmer von brasilianischen Ländereien in die Tasche. Ihren verdienten Lohn erhielten zwei der letzteren, deren Namen in Rio die Spatzen von den Dächern pfeifen, vor nicht zu langer Zeit, indem sie von ihren enttäuschten Landsleuten anstatt des erwarteten Dankes die herzlichsten Prügel bekamen.

Ueber dieses und ähnliches dachte ich nach, als ich durch die engen und heißen, unendlich schmutzigen, sowie von den widerlichsten Gerüchen aller Art verpesteten Straßen Rio de Janeiros vom Konsulate nach meiner Wohnung ging. Herrlich sieht es sich von außen an, dieses Rio, wie ein irdisches Paradies; aber ein Schritt ins Innere, und ein Schauder erfaßt dich vor dieser erstickenden, dumpfen Atmosphäre, die darin herrscht, vor diesem unglaublichen Schmutz, der dir von allen Seiten entgegenstarrt, vor dieser unsaubern Bevölkerung, zwischen der du leben sollst. Du hast das Gefühl, hier wirst du krank werden, wenn du hier bleiben sollst und bald hast du nur mehr den einen Wunsch, um jeden Preis diesem schrecklichen Aufenthaltsorte zu entfliehen.

Bereits entschlossen, nicht in Brasilien zu bleiben, aber ungewiß, ob ich nicht noch vorher einige Kolonien besuchen sollte, langte ich zu Hause an. Dort saßen die beiden Mädchen aus Deutsch-Polen, die mit uns gefahren waren, und weinten

*) — d. h. in Preußen. — D. Red.

bitterlich. Ihre Eltern waren vor 10 Jahren nach Curitiba in der Provinz Parana ausgewandert und hatten ihnen geschrieben, sie sollten nachkommen, es ginge ihnen gut. Jetzt waren sie beim Konsul gewesen und der hatte ihnen gesagt, in Curitiba sähe es mit den Kolonisten sehr elend aus. Wenn sie hingingen, würden sie wohl ihr ganzes Leben hart arbeiten und das traurige Kolonistendasein führen müssen. Lieber wollten sie nun, zumal nach dem, was sie auch sonst hierüber gehört, sobald wie möglich nach Deutschland wieder zurückkehren, und um sich das Geld zur Reise zu verschaffen, hier in Rio sich als Dienstmädchen verdingen. Bei den Mädchen stand ein Mann von 35—40 Jahren, ein Koblenzer, Namens W—. Auch er war Jahre lang auf einer Kolonie gewesen und hatte sie schließlich mit allem was drauf und dran war, im Stiche gelassen, um nach Rio zu gehen und sich wenigstens das tägliche Leben fristen zu können. Entsetzlich elend sah der Mann aus, der uns erzählte, daß er im Begriffe sei, sich ins Hospital aufnehmen zu lassen, da er nicht mehr arbeiten könne vor Schwäche. Wirklich herzlich bat er uns, dieses verfluchte Land, wie er es nannte, so bald wie möglich zu verlassen, schon allein wegen der Kinder, denn die Sterblichkeit unter diesen sei stets eine außerordentlich große; auch wüteten gerade jetzt die schwarzen Pocken und das gelbe Fieber wieder sehr stark im Lande. — Wirklich hörte ich auch später auf dem Schiffe, mit dem ich zurückfuhr, daß Argentinien und Uruguay dieserhalb für alle aus Brasilien kommenden Schiffe damals eine 14tägige Quarantaine angeordnet hatten und daß das Schiff deßhalb seine zuerst beabsichtigte Fahrt nach Montevideo aufgegeben hatte. — Hier wurde unser Gespräch unterbrochen durch den Dolmetscher, der den Deutschen gewahrte. „Wissen Sie nicht," so fuhr er ihn an, „daß es verboten ist, mit den Einwanderern hier zu sprechen. Entfernen Sie sich sofort." Mit einem eigenen, aber recht verständlichen Blick sah mich der arme Kerl an, der sich mit einem Händedruck von mir verabschiedete und sich zu seinem Gange nach dem Hospital, wie mir schien, seinen letzten auf dieser Welt, aufmachte. Also nicht einmal gewarnt darf der Deutsche werden, dachte ich. Aber der Dolmetscher konnte es nicht hindern, daß ich denselben Abend ein deutsches Wirtshaus aufsuchte, um von Landsleuten noch weitere Erkundigungen nach brasilianischen Zuständen einzuziehen. Ich war zu sehr beunruhigt über das Schicksal, dem ich mit Weib und Kindern entgegenging. Dort habe ich mit wenigstens 20 Deutschen, die sämtlich auf Kolonien gewesen waren, über die dortigen Verhältnisse eingehend gesprochen und einstimmig das Koloniеleben als ein überaus trauriges schildern hören. „Dreie müssen tüchtig arbeiten, wenn der Vierte nur mitessen soll," sagte der Eine, „denn das Ungeziefer und Unkraut vernichtet alle unsere Arbeit in kurzer Zeit." „Wie ich nach jahrelanger Arbeit endlich dachte, vorwärts zu kommen," erzählte ein Anderer, da „nahm mir das Fieber auf einmal meine Frau und meine Kinder hinweg." Ein Dritter erzählte, wie er, vom Elende gezwungen, seine ganze Kolonie von 200 Morgen für ein Brot verkauft habe; und ein Vierter endlich zeigte mir einen hübschen Knaben, den er halb verhungert bei seinen am Fieber gestorbenen Eltern ganz allein mitten im Urwalde angetroffen und aus Mitleid zu sich genommen habe. Wahrhaft unerhört müssen die Strapazen sein, welche die im Urwalde sich niederlassenden Kolonisten auszustehen haben. Harte Arbeit in fürchterlicher Hitze, Entbehrungen jeder Art und gefährliche Krankheiten, und das alles doch nur, um das tägliche Leben notdürftig fristen zu können. Ich hörte bestätigt, was selbst der für Brasilien so sehr eingenommene Zentralverein für Handelsgeographie seinen Korrespondenten in irgend einem Hefte sagen läßt: „Die meisten der Einwanderer würden nach ihrer Ankunft im Urwalde unbedenklich zurückkehren, wenn sie nur die Mittel dazu hätten. Aber das unabänderliche ‚Muß' treibt sie vorwärts."

Uebersteht nun der Kolonist die Strapazen der ersten Jahre, was hat er dann und was sind seine Aussichten für die Zukunft? Man sagt, nach ca. 10 Jahren kann er Eigentümer eines schuldenfreien Grundstückes von 200 Morgen sein, etwas, was er in Deutschland niemals erreicht haben würde. Das klingt sehr schön. Aber hier in Brasilien ist das Land beinahe wertlos, besonders wenn es, wie man dies für die neuen Kolonieloose als Regel aufstellen kann, von allen menschlichen Verkehrsplätzen mehrere Tagereisen weit entfernt ist und auch auf einigermaßen ordentlichen Verkehrswegen nicht zu erreichen ist. Ein solches Kolonieloos genügt in den meisten Fällen gerade nur, um eine Familie zu ernähren. Denn ein guter Teil des Bodens besteht oft nur aus Felsen oder Sumpf; selbst der gute Boden trägt durchschnittlich nur 3—4 Jahre, und dann ist der Kolonist gezwungen, wieder neuen Wald niederzuhauen, um sich endlich nach einem neuen Kolonieloose umzusehen. Im günstigsten Falle, besonders wenn er mit etwas Mitteln arbeitet und Stallfütterung anwendet, kann er auf seinem Kolonieloose bleiben und dann ist er nach 10 Jahren Eigentümer eines schuldenfreien Grundstückes im Werte von 600 Mark, d. h. so viel hat er dafür bezahlen müssen, — ob er aber diese 600 Mark jemals von einem Andern wieder dafür bekommt, das ist eine andere Frage. Wenigstens versicherten mir zwei Mitreisende (Oesterreicher), daß sie in Dona Franziska förmlich überlaufen worden wären von Leuten, die ihnen ihre Grundstücke zum Kaufe angeboten hätten. Angenommen aber, das Kolonieloos hätte nach diesen 10 Jahren wirklich den reellen Wert von 600 Mark, sollte man denn ein solches Resultat nicht in jedem andern zivilisierten Lande auch erreichen können und zwar mit weniger Mühe? Wer bei uns mit größtem Fleiße 10 Jahre lang ununterbrochen arbeitet, sich nicht die geringste Erholung gönnt, nie auch nur ein Glas Bier trinkt, und nichts anderes wie Bohnen und Kartoffeln ißt, ohne Schuhe und Strümpfe und in Lumpen einherläuft, sollte der es nicht fertig bringen, sich monatlich 5 Mark, d. i. in 10 Jahren 600 Mark zu ersparen? — Noch vieles, vieles erfuhr ich so aus dem Munde früherer Kolonisten, das meinen Entschluß befestigte, so schnell als möglich nach Deutschland zurückzukehren. Ich eilte nach Hause. In schrecklicher Aufregung konnte ich die ganze Nacht kein Auge schließen. Im Nebenzimmer hörte ich mehrere Kinder fürchterlich husten und stöhnen, und sich unter der Atemnot krümmen, die ihnen der Keuchhusten, auch eine Eigentümlichkeit dieses Landes, verursachte. Angst und bange wurde mir um meine Kinder. Mit dieser Gesellschaft, zerlumpt, voll Ungeziefer, unglaublich heruntergekommen, dabei noch

voll ansteckender Krankheiten jetzt noch weiter auf einem Schiffe und in einem Raume zu fahren, Gesundheit und Leben der Kinder aufs Spiel zu setzen, das war zu viel!

Nächsten Morgen suchte ich das Bureau des Nordd. Lloyd auf und verlangte Billete für uns nach Antwerpen. Der Dampfer sollte am 1. Jan. abgehen, die Rückfahrt koste 100 Milreis à Person. Doch könnte ich nicht fahren, ohne einen Paß des hiesigen Deutschen Konsuls, da die Brasilianische Regierung allen Dampfschiffahrtsgesellschaften streng verboten hätte, Billete auszugeben ohne Vorzeigung eines Passes. Mich überlief es siedend heiß. Hatte mir doch der Agent in Antwerpen, der mit der Brasilianischen Regierung in direkter Verbindung steht, erklärt, ich hätte durchaus keinen Paß nötig; nun sollte mir auf einmal die Rückreise unmöglich gemacht sein! Schräg gegenüber dem Bureau liegt das Deutsche Konsulat. Dorthin ging ich und stellte dem Konsul meine Lage vor; zum Glück konnte ich mich durch andere Papiere vollständig legitimieren, und so wurde mir denn ein Paß à Milreis 3,360 ausgestellt, nach dessen Vorzeigung ich die Billete erhielt. Am 31. Dezbr. schifften wir uns wieder ein, an Bord des Nordd. Lloyd-Dampfer „Berlin", total abgespannt und abgemagert, den Körper über und über mit Mosquitostichen bedeckt, Schuhwerk und Kleider von Ratten, Mäusen und Baratten angefressen, aber doch glücklich und froh, daß wir uns wenigstens gesund aus diesem schrecklichen Aufenthaltsorte gerettet hatten. Auch die Kinder waren nach zweitägigem Aufenthalte an Bord wieder auf dem Wege zur Besserung. Auf dem Schiffe ward uns die freundlichste Aufnahme und Behandlung zu Teil, die Kost war reinlich, schmackhaft und reichlich, mit der Kost auf dem englischen Schiffe überhaupt nicht vergleichbar und auch den Kindern wurde alles Nötige, wie Milch, Haferbrei, bereitwilligst verabfolgt. Ohne Unfall trafen wir in Bremerhafen ein. Ich aber begrüßte mein Vaterland wie der reumütige verlorene Sohn das Elternhaus. G. St.

Zur Erläuterung.

Der Verfasser dieses Berichtes ist, wie man aus seinen Darstellungen und Anschauungen herausfühlt, ein gebildeter Mann, — die Hoffnung, in Brasilien ein besseres Einkommen zu erhalten als sich ihm nach Schicksalsschlägen in Deutschland Aussichten boten, trieb ihn mit Frau und Kind übers Meer. Vor seiner Abfahrt, mit freudiger Zuversicht erfüllt, erbot er sich, als ein Freund unseres Blattes, uns über seine Fahrt und seine Erlebnisse in der neuen Heimat zu berichten, was wir gerne annahmen. Die Eindrücke bei der Hinfahrt, die er, um sein kleines Vermögen zusammenzuhalten, im Zwischendeck unternehmen mußte, sowie in Rio im Einwandererhause, mögen für ihn und Frau um so schmerzlicher gewesen sein, als sie, wie gesagt, durch Erziehung und Stellung den besseren Ständen in Deutschland angehört hatten. Aber auch den unteren Schichten unseres Volkes Angehörigen würden Zustände, wie sie hier wahrheitsgetreu, ohne Uebertreibung geschildert, und die Aussagen ehemaliger Kolonisten, welche unser Berichterstatter antraf, von entsetzlichem Eindrucke sein. Schalten wir hier ein, daß diese Aussagen — ob übertrieben lassen wir dahingestellt — nach dem, was sie über die verderblichen Einflüsse des Klimas auf deutsche Ansiedler berichteten, mit Sicherheit annehmen lassen, daß diese enttäuschten Kolonisten ihre trüben Erfahrungen in den nördlichen, somit tropischen Provinzen Brasiliens gemacht haben, welche im Gegensatz zu den südlichsten Provinzen (St. Catharina und Rio Grande do Sul) in der That in vielfacher Hinsicht für deutsche Ansiedelung sich als völlig ungeeignet erwiesen. Daß sich unser Berichterstatter nach alledem, was er sah und hörte, zu dem verzweifelten Entschluß gedrängt sah, so schnell als möglich durch schleunige Heimfahrt sich und die Seinen vor dem sicheren Untergange zu retten, ist hiernach wohl begreiflich und entschuldbar. Dieses trübe Bild ist von neuem eine Lehre, die recht viele beherzigen mögen, daß der Schritt der Auswanderung, noch dazu mit Familie, ein sehr ernster ist, daß er nicht genug überlegt werden kann, daß alle mit ihm verknüpften Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden müssen, ehe man sich dazu entscheidet. Wenn wir von den blühenden Ansiedlungen, von den Erfolgen deutscher Kolonisten in Brasilien wie sonst wo hören, so ist dies ebenso wahr wie die Schilderungen des Mißerfolges, des Elends und Untergangs anderer und sehr vieler. Es ist immer nur ein gewisser Prozentsatz in der Natur wie im Menschenleben, der wetterfest gegen alles Ungemach zum Gedeihen gelangt, und wie in den großen Städten so in den Dörfern, hüben wie drüben, findet sich neben Glanz und Wohlstand Elend und Armut beisammen, — so ist es überall, und wenn man nach den Erfolgen Einzelner ein Land beurteilen will, muß man sie auch nach der Schule der Prüfungen, Entbehrungen und Leiden befragen, welche sie glücklich und standhaft durchlaufen haben, ehe sie in den friedlichen Hafen gelangten.

Die Redaktion.

Deutsche Vorbilder auf fremder Erde.

2.

Georg Heinrich Borger.

Ein Gedenkblatt.*)

O, möge stets Dein teures Grab
In frischem Grüne prangen!
Dich liebte, wer Dich je gekannt,
Dich lobte, wer Dich je genannt;
Nun bist Du heimgegangen.

Der Edelsten einer ist von seiner herrlichen Säemannsarbeit abberufen worden. Borger, „Papa Borger", weilt nicht mehr in unserm Kreise. Mitten aus des Lebens vollem Strom, aus regem Wirken und rastlosem Streben, hinweg von schönen Entwürfen und Plänen, aus glücklichen Verhältnissen, hinweg aus den Armen seiner treuen Familienangehörigen, fort von seinen dankbaren Schülern, fort von den vielen, mit ihm gleichen Zielen zustrebenden Freunden hat ihn des Todes kalte Hand gerissen. Das große geheimnisvolle Rätsel der Natur erfüllt jederzeit mit Wehmut und Trauer; immer wird der Abschied schwer; welche Fülle des Schmerzes aber das kurze Wörtchen „tot" zu bringen vermag,

*) Gelesen im „Deutschen litterarischen Klub" von Cincinnati, den 10. Januar 1883. Nach dem „Deutschen Pionier", der von H. A. Rattermann vortrefflich redigierten Monatsschrift des „Deutschen Pionier-Verein von Cincinnati.

wird ganz und voll erst ermessen, wenn das Leben eines Mannes wie Borger erlischt.

Georg Heinrich Borger, lange Jahre hindurch deutscher Direktor an der städtischen Normalschule in Cincinnati, wurde als der Sohn eines Landwirts am 13. März 1825 in Ottersheim bei Landau, in der bairischen Pfalz, geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Schule seines Geburtsortes; später bereitete der Lehrer Ecarius den strebsamen Schüler zum Eintritt in das Lehrerseminar zu Kaiserslautern vor. Im Jahre 1844 hier aufgenommen, zeichnete sich Borger durch ungewöhnlichen Fleiß und musterhaftes Betragen aus und wurde, seines zuthunlichen, freundlichen Wesens halber, in kurzer Frist der Liebling von Mitschülern und Lehrern.

Als Zweiter in einer Klasse von 58 Seminaristen absolvierte Borger das Seminar und trat bald darauf eine Lehrerstelle in Bergzabern an, die er nach vierjähriger Wirksamkeit mit einer höheren Stelle in Lambsheim bei Frankenthal vertauschte. Für die Charaktertüchtigkeit des jungen Lehrers spricht am besten der Umstand, daß ihm das Zeugnis ausgestellt wurde, er sei vorzüglich für den Unterricht in Mädchenklassen zu empfehlen. Wiewohl in Lambsheim eine Hauptlehrerstelle innehabend, zog er es doch vor, sich dem Unterricht der jüngsten Kinder zu widmen, da ihm vollkommen klar stand, daß auf der ersten Stufe der beste Lehrer am Platze sein müsse. Obgleich von der Regierung zum Vorbereitungslehrer für das Seminar ernannt (1861), zog es doch Borger, welcher sich inzwischen verheiratet hatte, über das Meer, wohin seine Eltern und Geschwister eine Reihe von Jahren zuvor übergesiedelt waren. Bald nach seiner Ankunft in Cincinnati erhielt Borger eine Anstellung in der 6. Distriktsschule, mit einem Monatsgehalte von zwanzig Dollars. Gern erinnerte sich der Verstorbene an die längst entschwundene Zeit, als ihm der Verdienst eines ganzen Monats in einem einzigen Goldstück ausbezahlt wurde, und erwähnte bei der Gelegenheit mit Vorliebe, daß er seine erste Einnahme in Amerika dem Pianovortrage deutscher Volkslieder verdankt habe. Nach wenigen Monaten erhielt Borger die Stelle eines deutschen Oberlehrers. Seitdem war er untrennbar mit dem amerikanischen Schulwesen verknüpft; selbst als er ein Jahr lang Teilhaber in einem Geschäfte wurde, das nicht direkt mit der Schule verbunden, sorgte er gleichwohl für dieselbe als Mitglied des Erziehungsrates. Die Obliegenheiten dieses Ehrenamtes führten ihn häufig in die vorher von ihm geleitete Schule. Sein Besuch gestaltete sich allemal für Kinder und Lehrerinnen zu einer wahren Festlichkeit. Nur mit Mühe konnte er bei solcher Gelegenheit sich den Weg durch die ihm entgegeneilende Schar der Kleinen bahnen. Sein tiefes Verständnis der Kindesnatur, seine Liebe zu den Kleinen, verbunden mit gründlicher pädagogischer Bildung und reifer praktischer Erfahrung, ließen Borger als die geeignete Person erscheinen für die Stelle eines Leiters der deutschen Abteilung unserer Normalschule, ein Posten, der durch das Zurücktreten von Karl Knortz im Jahre 1873 vakant geworden war.

Dem deutsch-amerikanischen Lehrerbund gehörte Borger seit der Gründung desselben an. Vereint mit Feldner und Hailmann, hat er am meisten dazu beigetragen, um den ersten Lehrertag in Louisville (1870) zu ermöglichen. Ihm vornehmlich ist die rege Beteiligung der Cincinnatier Lehrerwelt an den Jahrestagungen zu danken gewesen. Der zweite Lehrertag, welcher im Jahre 1871 in Cincinnati zusammentrat, ehrte Borger durch die Wahl zum stellvertretenden Vorsitzenden; mehrmals lehnte der bescheidene Mann die Kandidatur für das Amt, sei es des Präsidenten oder Vize-Präsidenten, ab, wohingegen er wiederholt den undankbaren Posten eines Vorsitzenden im Zentralausschusse verwaltete. Als im Jahre 1880 die permanente Organisation des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes in Kraft trat, erwählte man Borger zum Schatzmeister, ein Amt, welches ihm seither verblieb.

Mit Eifer arbeitete Borger für das Zustandekommen des deutsch-amerikanischen Lehrerseminars in Milwaukee; er selbst steuerte eine namhafte Summe bei und war nach Kräften bemüht, Interesse für die Sache zu wecken. Seitdem die Anstalt Abiturienten entläßt, unterzog sich Borger zweimal an Ort und Stelle, im Vereine mit Klemm und Hailmann, den Mühen einer genauen Prüfung der graduierenden Zöglinge. Was Borger's Wirken im Lehrerbunde so wertvoll machte, war seine Besonnenheit, sein versöhnendes Auftreten, seine Mittlerrolle zwischen gegenüberstehenden Parteien. Hierin und in der Anregung, welche er teils direkt, teils durch seine trefflichen Referate Anderen zu Teil werden ließ, liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung.

In Cincinnatier Lehrerkreisen ist der Verstorbene, welcher lange Präsident des Vereins deutscher Oberlehrer war, jederzeit tapfer eingetreten für den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen; er strebte nach verbesserten Lehrmethoden und befürwortete die Einführung der Schreiblese- und Lautiermethode, sowie des Anschauungsunterrichtes. Er war ein Mitglied des Komitees, welches die in den unteren Klassen der hiesigen Schulen im Gebrauch befindlichen Lesebücher bearbeitete, und stellte für die unter seiner Leitung stehende Sonntagsschule der St. Johanneskirche unter dem Titel „Liederkranz" eine Sammlung passender Lieder fertig. An der erwähnten Kirche hatte der Verstorbene zwanzig Jahre lang die Stelle eines Organisten inne.

Borger war ein Mann von ganz außergewöhnlicher Popularität; überall willkommen und stets gern gesehen, bekleidete er ehrende Stellungen in zahllosen Vereinen, mochten dieselben auch die verschiedensten Zwecke verfolgen. So war er viele Jahre Mitglied des Vorstandes des Cincinnatier Gesangvereins „Männerchor", und im Jahre 1874 bekleidete er das Amt eines Präsidenten desselben.

Jahrelang hat Borger sich der Vorbildung von Aspiranten für das Lehrerexamen unterzogen, und zwar gegen eine höchst geringe Entschädigung. Die meisten der deutschen Lehrerinen hiesiger Stadt und nicht wenige der anderorts beschäftigten verdanken ihm zumeist ihre Vorbildung für das Lehrfach, und sie nannten ihn auch mit Vorliebe ihren „Papa" Borger.

Vor fünf Jahren warf eine Lungenentzündung den rüstigen Mann auf das Krankenbett; zwar siegte seine starke, unverdorbene Natur, aber nie kehrte die Gesundheit völlig wieder. Am Danksagungstage verwichenen Jahres sah sich Borger abermals an das Haus gefesselt; anfangs in ernstlicher Gefahr schwebend, schien er sich dennoch zu erholen und freute sich schon auf das erste Ausgehen. Doch es sollte zum Schlimmsten kommen. Nach vierzehntägiger Krankheit, am Mittwoch, den 13. Dezember 1882, wollte es morgens

nur schwer gelingen, den Leidenden ins Bewußtsein zu rufen; das Ende nahte, und nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr ging Borger, ohne den mindesten Kampf, friedlich wie ein Kind entschlummernd, zur ewigen Ruhe ein.

Das Begräbnis des Allgeliebten, am Sonntag, den 17. Dezember, war das imposanteste, welches je hier in deutschen Kreisen stattfand. Lorbeerkränze, Palmenzweige, die prachtvollsten Blumenstücke wurden dem Verstorbenen dargebracht; die hervorragendsten Vertreter unserer Lehranstalten widmeten dem Geschiedenen ergreifende Abschiedsworte, und eine Anzahl Waisenmädchen sangen ihm am offenen Grabe das Lied, welches er selbst sie gelehrt: „Gute Nacht!"

Als Mensch war Borger eine reichbegabte Natur. Ihm war es eigen, durch sein trauliches, joviales Wesen sich alle Herzen geneigt zu machen. Begabt mit einem klaren, ruhigen Verstande, begnügte er sich nicht mit der äußeren Schale, sondern strebte den Kern zu ergründen. Wie sein bescheidenes, selbstloses Wesen einen edlen Geist umschloß, so kam es ihm vor allem auf den inneren Gehalt der Sache an. Schein und Flitterwerk, leere Phrasendrescherei und toter Buchstabendienst waren ihm in der Seele verhaßt, ihm galten Wahrheit und Treue als die höchsten Tugenden. Der letzte Vortrag, den der Dahingeschiedene in einer Versammlung des vorjährigen Normalinstituts hielt, schließt mit den Worten: „Ehrlich, treu und gewissenhaft sei allezeit das Losungswort aller, welchen das Wohl der heranwachsenden Jugend anvertraut ist." So war er; so war seine Schreib- und Redeweise, schlicht und einfach, ohne blendenden Schmuck, aber auch ohne Umschweife; er meinte genau, was er sagte, und meinte es ohne Vorbehalt. Mehr Gemüts- als Verstandesmensch, suchte er den wahren Wert im Herzen und nicht in der Hirnhöhle. Eine seltene Freigebigkeit zeichnete ihn aus. Wer des Rates und der That bedürftig war, pflegte zu Borger zu gehen, der sollte helfen, und der half auch. Mit wahrhaft rührender Sorge war er der Beschützer aller ihm irgendwie nahestehenden jüngeren Kräfte. Borger's Schutzbefohlene waren überall und jederzeit gut aufgehoben.

Heiterkeit und natürliche Liebenswürdigkeit stempelten Borger von Anbeginn an zum erfolgreichen Lehrer. Ich erinnere mich nicht, den Verstorbenen je mürrisch und grämlich gesehen zu haben. Die freudige, frohe Laune ging auf Mitlehrer und Schüler über, und daher konnten auch von dem Wirkungskreise Borger's mit Fug und Recht die Worte Diesterweg's gelten: „Eine Schule, in welcher Fröhlichkeit der Grundzug der Kinder ist, ist ein Frühlingsgarten mit hoffnungsvollen Knospen und Blüten." Und die Einwirkung des Entschlafenen auf seine Zöglinge hörte nicht mit dem Ende der Schulzeit auf, sondern dauerte durch das Leben fort. Der frühere Lehrer wurde zum Freunde, zum Berater. In Erziehungs-, Gesangs- und Sonntagsschul-Vereinen war Borger der Mittelpunkt, um den sich das jüngere Element zu scharen pflegte. So erfüllte er im weitesten Sinne des Wortes die schönen Pflichten seines Erziehungsberufes, und sicherlich könnte dem Verewigten kein passenderes Monument gesetzt werden, als ein schlichter Denkstein mit der einzigen Inschrift: „Borger — Lehrer."

Heinrich H. Fick, Cincinnati.

Litteratur.

Heinrich Semler, Die Hebung der Obstverwertung und des Obstbaues, mit Vorwort von E. Wilbrand-Pisede. In 8 Lieferungen à 1 Mk. mit Abbildungen über Apparate zur Obstkonservirung, Dörröfen und dgl. Hinstorff'sche Hofbuchh. in Wismar. 1883. Erste Lieferung.

Man müßte allein über die erste Lieferung ein besonderes Werk schreiben, wenn man all das hervorheben wollte, was unsere Obstzüchter, Landwirte, Kaufleute und — können wir noch hinzufügen — Wirtschaftspolitiker aus den 80 Seiten lernen können. Auch dieses Werk verfolgt die Tendenz: „bange machen gilt nicht" gegenüber der amerikanischen Konkurrenz. Der Verf. urteilt aber aus Erfahrung, auf Grund von sorgsamen, in Deutschland und in Amerika gemachten jahrelangen Beobachtungen; durchweg bleibt der Eindruck, daß er die Verhältnisse richtig schildert und ebenso richtig beurteilt. Das Werk ist überreich an höchst wichtigen und an interessanten Mitteilungen aus Amerika; es zeigt, mit welcher Beharrlichkeit und Energie der Ansiedler dort die Ungunst von Boden und Klima zu überwinden und mit welchem Geschick er gewinnbringende Anlagen auch da zu machen versteht, wo der Deutsche solche überhaupt für unmöglich, und mindestens für unrentabel halten würde. S. 40 ff. werden Belege gegeben. Die Wüste Arizona im Norden von Mexiko, „der Vorhof der Hölle", welche nur Yuccas trug, war als „der wertloseste Fleck auf Gottes Erden" bekannt und gefürchtet — ein Yankee entdeckt die Brauchbarkeit der Pflanze zur Papierfabrikation und jetzt gibt es schon Fabriken dort. Auf einer Steinöde machte man den Enzian zur lohnenden Kulturpflanze und ein Trapper züchtet, der Pelze wegen, Iltisse mit bestem Erfolg. Ein Landsee mit versumpfter Umgebung wird durch Zucht von Süßwasserschildkröten zum Segen, ein Morast durch künstliche Froschzucht berühmt, da eine Fabrik die Froschschenkel in Büchsen — beliebter Handelsartikel — weithin versendet. Dämme und Moore werden in großer Ausdehnung mit Heidel- und Preißelbeeren hoch ertragreich gemacht 2c.

Auch in bezug auf den Obstbau weist der Verf. nach, daß nur die Rührigkeit und Umsicht die Amerikaner exportfähig gemacht habe. Niemals könne das dortige Obst an Güte dem europäischen gleichkommen, nie die Amerikaner Obst billiger ziehen und noch viel weniger billiger versenden (hoher Arbeitslohn — 35% vom Wert —, Zoll für Zinnplatten, und doch Jahresverbrauch von 50 M. Doll. für Büchsen und 5 Mill. Doll. für Etiquetten). Nur Äpfel, Pfirsiche, Preißel- und Brombeeren seien überhaupt Versandartikel nach Europa — so lange man es dort nicht gleich gut versteht, Obst in Massen zur Versendung zu gewinnen, d. h. den Handel und die Industrie so wie dort zu organisieren.

Der Verf. weist schlagend nach, daß nur durch die ausgezeichnete Art der Verpackung und Versendung — in dem auf das großartigste organisierten Obsthandel — amerikanisches Produkt nach auswärts gebracht werden konnte und daß nur durch die sorgsamste Verarbeitung des Obstsegens — die eigentliche Obstindustrie — die Amerikaner die Ungunst aller Verhältnisse überwunden haben; bei gleicher Rührigkeit nach beiden Richtungen hin in Deutschland aber — so wie es in bezug auf Wein schon geschehen ist — hier wieder vom Markt verschwinden müßten und

umgekehrt die Deutschen den Export kultivieren könnten. Die Betrachtungen darüber, unterstützt durch Mitteilung zahlreicher Beispiele über Besiegung aller Hindernisse und durch Zahlen, bilden den Hauptinhalt der vorliegenden Lieferung. Es wird dabei gezeigt, welche Fehler noch in Deutschland gemacht werden, und welchen Anteil an dem Mißerfolg die Handelsgärtner, die Landwirte, die Kaufleute und die Industriellen haben. Erstere versenden dort ihre Bäume mit den sorgsamsten Anweisungen über Anbau und Behandlung, über Verwertung und Absatz und vermitteln diesen; die Landwirte haben durch Vereinigung die Bahngesellschaften gezwungen, die Versendung aus weiter Ferne möglich zu machen, die Kaufleute den Handel großartig organisiert und die Industriellen Fabrikate erzeugt, welche allerwärts hin gehen. In Deutschland verfault in guten Jahren eine Menge von Obst, der Landwirt liebt den Obstbau nicht, weil er den Segen nicht verwerten kann, der Handelsgärtner verschickt die Setzlinge nicht mit genügender Rücksicht auf Boden, Klima und Lage und kümmert sich nicht um den Erfolg, die Vereine sind rührig in manchen, nicht aber in den Beziehungen, durch welche der Züchter den Absatz sich sichern kann; die Kaufleute verschmähen die Organisation des Handels und die Unterstützung der Zucht und die Industriellen leisten zu wenig. Deshalb hat Amerika trotz der im ganzen schlechten Bedingungen allerwärts hin Absatz und überall reichen Lohn für den Züchter, Deutschland aber wenig Freude für diese (Ausnahme selbstverständlich) und bedeutende Mehreinfuhr von frischem Obst und von Obstpräparaten.

Wie es dort und hier gemacht wird — das zeigt der Verf. an zahlreichen Beispielen und diese rechtfertigen die wärmste Empfehlung des Werkes, welches in der schlichten Darstellungsweise zu den lehrreichsten für alle Interessenten gehört.

Prof. Dr. Birnbaum, Leipzig.

Studien unter den Tropen Amerikas. Für Gebildete jeden Standes. Von Dr. Franz Engel. 2. Aufl. Jena, Fr. Mauke's Verlag (E. Schenk).

Es gewährt dem Referenten eine ganz besondere Freude, die Aufmerksamkeit der Leser der „Weltpost" auf das oben angezeigte Werk zu lenken, denn es gehört mit zu den beachtenswertesten und hervorragendsten, die in den letzten Jahren auf ethnographischem und naturwissenschaftlichem Gebiete erschienen sind. Man gerät bei der Lektüre dieser dankenswerten Studien in nicht geringe Verlegenheit darüber, ob man mehr den ästhetischen und psychologischen Scharfblick des Verfassers, seine feinsinnige Beobachtungsgabe oder mehr die elegante gewandte Diktion und die glühende, farbensprühende und blendende, fesselnde Darstellung bewundern soll, Vorzüge, welche uns in jedem, in seiner Art reizvollen Artikel, über Land und Leute unter den Tropen entgegentreten. Die Studien: „Der tropische Urwald" und „Nacht und Morgen unter den Tropen" verraten ein seltenes glückliches Talent für plastische Detailmalerei. Zwar zeigt sich in ihnen der Verfasser in erster Linie als Naturforscher, aber er arbeitet und beobachtet nicht mit der Lupe, er gelangt nicht auf analytischem Wege zu seinen Ergebnissen, sondern er läßt jeweilig das physiognomische Gesammtbild aus den tropischen Wäldern in all seiner berückenden, hinreißenden Pracht voll und ganz auf sich einwirken und kopiert es alsdann mit dem tiefen Verständnis eines Kritikers, — der auch für Mängel und Schattenseiten sein Auge nicht verschließt — und mit dem poetischen Sinn des Künstlers in sicheren Konturen und in intensiven, gesättigten Farben. Von ganz besonderem Interesse sind sodann diejenigen Essays, welche sich auf die territorialen Verhältnisse der Tropenländer und die Rassentypen der tropischen Bevölkerung beziehen: „Land und Leute des tropischen Amerika,—" „Die klimatischen und territorialen Zonen des tropischen Amerika,—" „National- und Rassentypen des tropischen Amerika,—" „Das Sinnen- und Seelenleben des Menschen unter den Tropen Amerikas." Hier in diesen gründlichen mit philosophischem Geiste geschriebenen psychologischen Studien findet nicht nur der Ethnograph, Ethnolog, Geograph und Kulturhistoriker, sondern auch der gebildete Laie reichlich Material, sein Wissen über die Eigentümlichkeiten jener fernen Länder und ihrer Bewohner und den Einfluß der tropischen Natur auf das psychische und physische Leben zu bereichern. Wir können die Studien Franz Engel's nicht warm genug empfehlen, und wünschen von Herzen, daß unser Hinweis mit zur weiteren Verbreitung dieser prächtig gezeichneten Bilder aus Natur- und Menschenleben dienen möchte.

Franz Woenig, Leipzig.

Echo aus allen Weltteilen.

Deutscher Kindersegen auf brasilianischem Boden. In San Leopoldo (Prov. Rio Grande do Sul) starb unlängst im Alter von 73 Jahren Frau Elisabeth Stumpf, geb. Schnornberger. Im Jahre 1825 mit ihren Eltern nach Brasilien gekommen, ward sie eine allgemein geachtete, tüchtige Frau und vorzügliche Mutter und hinterließ 15 Kinder, 66 Enkel und 62 Urenkel.

Schulze-Delitzsch,

einer der Besten seiner Zeit ist heimgegangen, — tiefbetrauert in allen Gauen unseres Vaterlandes und weit über Deutschland hinaus! Wer wie er unermüdlich nur dem Wohle seines Volkes, wie insbesondere der arbeitenden Klassen sich ausschließlich gewidmet, in einer so hervorragenden organisatorischen Thätigkeit, er hat sich für alle Zeiten selbst ein Denkmal errichtet — wie in den Herzen seiner Zeitgenossen, so in der Geschichte der Menschheit. Wo die gesamte Presse, gleichviel welcher Parteistellung, dem treuen Kämpen des Volkes in biographischen Charakterskizzen gefeiert, bedarf es unsererseits keiner Worte mehr, nur seine unzähligen Verehrer möchten wir auf ein würdiges Gedenkblatt aufmerksam machen, welches zur Erinnerung an Schulze-Delitzsch in jedem Hause seinen Ehrenplatz finden möge. Es ist dies ein von dem geschätzten Kupferstecher Alfred Kraußе in Leipzig vorzüglich ausgeführtes Porträt des verehrten Entschlafenen, welches er selbst bei Empfang des ersten Abdruckes im Juli v. J. mit „sehr gelungen" bezeichnete, und das in der That auch den geistigen Ausdruck des charakteristischen Kopfes von Schulze-Delitzsch wiedergibt. Ein Exemplar des Stiches auf chines. Papier ist zu 7 Mk., auf weißem Papier zu 5 Mk. von Alfred Krauße, Atelier für Stahl- und Kupferstich in Leipzig, zu beziehen.

Für die Ueberschwemmten in den Vereinigten Staaten ging uns ferner zu: Von Georg Nauck, Buchhändler in Berlin, 10 Mk., — P. S., Eisleben, 90 Pfg., — Roßweiner Anzeiger, 3. Rate, 3 Mk. 50 Pfg., — X. Y. Z. in Leipzig, 3 Mk. 60 Pfg. Hiernach beträgt unsere Sammlung im ganzen: 545 Mark. Indem wir dieselbe, unter Uebermittlung der letzten Beträge an das hies. Konsulat der Verein. Staaten, schließen, sagen allen Gebern hiermit unsern herzlichen Dank.

Die Redaktion der „Weltpost".

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Deutscher Michel wach auf!

Die neulich bekannt gewordenen amtlichen Erhebungen lassen erkennen, daß die deutsche Auswanderung im Jahre 1882 gegen das Vorjahr ein wenig zurückgegangen ist, soweit sie ihren Weg über die nördlichen Häfen von Stettin, Bremen, Hamburg, Antwerpen genommen hat. Wenn man einen geringen Zuschlag auf die weniger üblichen Wege von Holland und England macht, so darf man die Zahl der nördlich über See ausgewanderten Deutschen in 1882 auf rund 250,000 annehmen. Unter 200,000 fällt die Ziffer seit Jahren nicht mehr und wird sie voraussichtlich auch nicht mehr fallen, vielmehr scheint der Strom schon in diesem Frühling wieder stärker anzuschwellen. Neben dieser Erscheinung berührt es kaum mehr ernsthaft, wenn über die Redeturniere unserer Volksvertreter und Minister berichtet wird, welche sich die Köpfe zerbrechen über Landstreicher, Hausierer und anderes solches Volk, aber nichts Weises zu sagen wissen, geschweige denn zu thun, um die Interessen von Staat und Volk gegenüber Hunderttausenden zu vertreten, die notgedrungen der Nation den Rücken kehren. Es wird in letzter Zeit mancherlei geredet über die Sache, mancherlei sogar geplant in der Richtung auf Erwerbung von Kolonien, aber ganz wach ist der deutsche Michel denn doch noch nicht geworden, und während er sich noch die Augen reibt, sorgt die übrige Welt eifrig dafür, daß er wieder einmal zu spät kommt zur Mahlzeit.

Es ist wahrlich eine Schmach, wie wenig wir noch immer gelernt haben, national uns zu fühlen und national zu handeln. Die Erkenntnis, daß es nützlich sei Kolonialbesitz zu haben, ist vielleicht bei der Mehrheit im Volke bereits durchgedrungen. Aber nun kommt die Frage über das Wie und Wo, und da ist die alte Not wieder da mit den drei Meinungen, die je zwei Deutsche stets zu haben pflegen. Der eine will dies, der andere das, nur nicht zwei dasselbe, nur beileibe jeglicher sein unfehlbares Kolonisationsprojekt! Und kann er das nicht durchsetzen, so beschäftigt er sich mindestens damit, Pläne anderer zu verderben. Findet sich jemand, der die Aufmerksamkeit auf Neu-Guinea lenkt, so sind alsbald andere dabei, welche wissen, daß dieses Land zu heiß oder zu kalt, zu trocken oder zu sumpfig, zu weit oder zu hafenlos, zu menschenleer oder zu voll von Engländern sei, und nachdem lange darüber gestritten worden und alle Köpfe verwirrt sind, bemerken sie verwundert, daß inzwischen irgend ein simpler englischer Polizeioffizier Neu-Guinea in die englische Tasche gesteckt habe. Vielleicht hat man gerade an diese Insel in Deutschland am wenigsten gedacht, die nun englisch geworden ist. Aber das ist so ein Beispiel: während bei uns Vereine entstehen und geschrieben, gesonnen, redet wird, steckt der englische Konstabler die englische Fahne an irgend einem Küstenpunkt Neu-Guineas auf und erklärt dieses Land, das größer als Frankreich ist, zur englischen Kolonie. Und während wir ungeheuer weise Betrachtungen anstellen über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, über Nutzen oder Nutzlosigkeit von einem Dutzend verschiedener Kolonisationsziele, findet ein Engländer in Australien, daß Neu-Guinea ohne Zweifel die kleine Mühe des Flaggenaufziehens reichlich lohnen werde. Für uns war dieses Land — wenn jemand überhaupt sich herbeiließ, daran zu denken — viel zu schlecht; für England ist es immer gerade gut genug. Ebenso geht es uns überall sonst. Ziemlich gleichzeitig mit der Aneignung jener australischen Insel hat England sich wieder an der Westküste Afrika's ausgebreitet. Ein langer, schmaler Saum wird längs der Küste für englisch erklärt und damit der Eingang für andere geschlossen — die allereinfachsten Mittel genügen eben für den, der ernstlich will. Wir aber wollen blos prunken mit Kenntnissen oder Kühnheit, mit Verschlagenheit oder Besonnenheit, wir wollen diesem ein Bein stellen oder jenen nicht aufkommen lassen, wir wollen ein Jeder in seinem Winkel uns mit Kolonialgedanken blähen oder die Frage für kleine Privatinteressen ausnutzen — wirklich ernst ist es uns bisher damit nicht. Wir verjobbern diese Interessen wie so vieles andere, so lange nicht der Staat sich dahinter legt.

Wie Hohn klingt es, wenn jetzt nun auch im Osten Rußland droht, unserer Auswanderung die östliche Grenze zu sperren. In der überseeischen Welt, der Welt der Zukunft, werden wir fast wöchentlich irgendwo ausgesperrt, ein Land, eine Küste nach der anderen wird ohne einen Augenblick des Bedenkens von irgend welchen Konstablern einverleibt, und nun droht man, uns auch zu Lande abzusperren. Die russische Regierung veröffentlicht Schilderungen über die deutsche Einwanderung in Polen und Lithauen, welche nachweisen, wie dort der Deutsche durch seine Arbeit gut vorwärts komme, wie er von den polnischen Grenzbezirken aus weiter nach Lithauen hinein vordringe und seine in Polen verlassenen Sitze stets wieder in die Hand nachfolgender Einwanderer aus Deutschland übergebe. Diese Einwanderung wachse fortwährend an Zahl und behalte doch nicht blos die deutsche Unterthanschaft, sondern auch Sprache, Sitte und Glauben bei. Und kaum hat die Regierung das Losungswort gegeben, so rufen die russischen Stimmen Wehe über diese angebliche Kränkung russischer nationaler Rechte und fordern, daß dieser Verdeutschung der Grenzlande Einhalt geschehe, oder wenigstens die Eingewanderten ins Russentum hineingezwungen würden. Alle Welt hat Rechte gegen uns, nur wir keine gegen sie. Und wenn es ein Recht gibt, daß uns auch gegenüber allen anderen Nationen zusteht, so ist es doch wohl dieses, daß wir friedlich arbeiten dürfen überall, so lange wir die fremden Gesetze achten und nicht mehr an Rechten für uns fordern als andere haben. Ist das das mächtige Deutschland, welches keinen Finger rührt für Hunderttausende seiner Kinder, sobald dieselben die Grenzen des Vaterlandes verlassen? Wo ist seine Macht und wo sein Mut, wenn die Millionen und aber Millionen, die bereits in die Fremde gegangen sind, noch keine Quadratrute deutschen Bodens sich haben erwerben können über dem Meere, während andere Völker auf Jahrhunderte voraus sich mit Land täglich versorgen? Wo ist die Größe des Reiches, wenn noch kein Deutscher gewagt hat zu thun, was ein englischer Polizeioffizier unbedenklich thut, weil der Deutsche nicht weiß, ob das Reich ihn nachher auch unterstützen werde? Wo ist der gerühmte deutsche

Patriotismus, wenn die Kapitalien es vorziehen, an den Börsen herumzujobbern, als kräftige Anlagen zu suchen, wenn man vorzieht, einander daheim mit faulen Gründungen zu übertölpeln, statt kühn und groß an den Gründungen des Weltverkehrs sich zu beteiligen? Wo ist das Nationalbewußtsein, wenn man stets nur jammert ob der Erfahrung, daß der Deutsche in Amerika zum Engländer werde, und dabei keinen Finger rührt, dem Auswanderer, der in Polen oder Lithauen seine Nationalität sich zu wahren strebt, dabei behilflich zu sein? Ein elendes Geflenne alter Weiber ist es, dieses Jammern über das Verlorengehen der Auswanderer für die Nation. Denn einmal steckt dahinter kein Funke von Wille zur Abhilfe, keine wirkliche Thatkraft, sonst hätte das Gezeter längst Mittel gefunden, um wenigstens den Versuch zur Änderung zu machen. Und zweitens ist nicht zu bejammern, was ein notwendiger Prozeß ist. So lange wir draußen in der großen Welt nichts bedeuten, wäre es Thorheit, zu erwarten, daß unsere Auswanderer bei der Nation stets bleiben, die eben dort nichts gilt. Wo sie etwas gilt, wie in Polen, Lithauen, Rußland, Türkei, da bleiben unsere Auswanderer von selbst deutsch und zeigen, daß es ihnen keineswegs an nationalem Charakter gebricht. Aber freilich, wenn es dahin kommen sollte, daß wir auch dort vergewaltigt werden, daß wir auch dort nichts mehr gelten als Nation und Staat, dann werden auch unsere Auswanderer im Osten bald lernen, ihr Deutschtum abzuwerfen. Dann aber soll man nicht jammern, daß sie nationale Schwächlinge seien, sondern jammern, daß wir als Nation, als Staat schwach genug seien, um unsere nationale Stellung draußen preiszugeben. Nicht unsere Auswanderer, **sondern uns selbst haben wir der nationalen Schwäche anzuklagen! Wir, wir in Deutschland allein sind schuldig an jedem, der draußen seine Nationalität aufgibt.** Denn wer hinausgeht, um draußen für sein Leben zu ringen, der schätzt nicht nur, was ihm lieb ist, sondern vor allem, was ihm wert ist; nicht nur die Erinnerung an die Heimat, sondern vor allem den praktischen Nutzen, den ihm die Heimat bietet. Und bietet sie ihm nichts als den Namen, als schöne Reden und nationale Thränen, so wendet er sich eben ab und lernt die Sprache des Landes reden, dessen Name allein genügt, um Ansehen und Schutz überall zu finden.

Keine treffendere Einleitung hätten wir unserer heutigen Aufgabe voranschicken können, als diesen kernigen **Weckruf an den deutschen Michel**, einen Artikel der **Kölnischen Zeitung** vom 5. Mai d. J., der uns so ganz aus der Seele gesprochen. Wir wollen heute zwei solcher beschämenden Beweise unserer nationalen Schwäche vor das Forum der Oeffentlichkeit bringen, welche laut und gebieterisch an das Gewissen des deutschen Volkes pochen, — von Regierung und Reichstag aufs dringlichste Abhülfe verlangen.

Seit einiger Zeit tauchen in der deutschen Presse kurze Notizen über **deutsche Kolonien in der Dobrudscha** auf, deren Existenz durch die Bedrückung der neuen Herren des Landes, der Rumänen, gefährdet sei. Im übrigen nahm die Presse kein besonderes Interesse daran und die berufenen Vertreter des deutschen Volkes, sowie die Deutsche Reichsregierung bekümmerten sich nicht um jenen entlegenen Vorposten unserer Stammesangehörigen da unten am Schwarzen Meere. Man wußte ja auch so wenig oder gar nichts Genaues über ihre Zahl und ihre Verhältnisse, über die Sachlage überhaupt, und es lohnte sich vielleicht auch nicht der Mühe, durch unsere Konsulate in Rumänien zuverlässige Auskünfte einzuziehen! Wir hielten es hingegen für unsere Pflicht, uns, soweit es unsere Kräfte ermöglichten, ein klares Bild von jenen deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha zu verschaffen, das zu ergänzen wir bestrebt sein werden. Herzlichen Dank den Männern, welche uns hierbei behülflich waren und uns so in den Stand setzten, als Sprecher für die deutschen Brüder im fernen Osten aufzutreten.

Von der Natur verschwenderisch ausgestattet, in herrlichem Klima, geographisch äußerst günstig gelegen, an der Schwelle des Orients, am Donau-Delta und Schwarzem Meere, mit fast durchweg vorzüglichstem Ackerboden, liegt heute die jetzige rumänische Provinz **Dobrudscha** brach und entvölkert da. Von der bei der Besitznahme des Landes durch Rumänien veranschlagten Einwohnerzahl von etwa 147000 Seelen sind allein an 40000 Tscherkessen, Tataren und Türken ausgewandert und auch die griechische Bevölkerung lockert sich von Tag zu Tag, während der Zuzug neuer Einwanderer vereinzelt blieb. So hat dieses 14758 □ Kilometer große Gebiet, also im Umfang ungefähr wie das Großherzogtum Baden, heute höchstens 100000 Einwohner, während letzteres an 1,570000 Seelen aufweist. Und unter jenen zusammengewürfelten 100000 Bewohnern der Dobrudscha, von denen an 32000 Rumänen, 28000 Bulgaren, 15000 Russen, 16000 Türken, 3000 Griechen, 1050 Juden und 800 Armenier sind, leben fleißig und still für sich an 3000 Deutsche, welche größtenteils zur Türkenzeit hier einwanderten, um sich mit ihrer Hände Werk ein friedliches, glückliches Heim zu schaffen. Hatten sie schon über die Türken als Herren des Landes vielfachen Grund zur Klage gehabt, so noch mehr über ihre neuen christlichen Herren, die Rumänen, denen auf dem Berliner Vertrage von 1878 die Dobrudscha an Stelle von Bessarabien, das sie an Rußland abgaben, zugeteilt wurde. Von diesem Momente an datiert die Leidenszeit, beginnen die Unterdrückungen und Verfolgungen unserer Landsleute, denn den Rumänen ist der Deutsche, trotzdem ihr König unseres Blutes ist, mehr als irgend einer der vielen Nationalitäten ihres Landes verhaßt. Deutsche Thatkraft, das Uebergewicht deutscher Intelligenz, die weite Kluft zwischen Germanen und Rumänen im Denken und Fühlen ist es, welche sie zu engherziger, kleinlicher Hetze gegen die rechtlich unantastbar ansässigen deutschen Ansiedler der Dobrudscha treibt und ihnen den Aufenthalt so unerträglich zu gestalten sucht, bis sie von selbst Haus und Hof, die Früchte langjähriger unverdrossener Arbeit in Stich lassen! Franzosen oder Italiener wären den Rumänen dagegen als Kolonisten ganz erwünscht, fühlen sie doch, daß ihr Land sich nur durch Einwanderung, die Hände und Kapital schafft, aufschwingen kann, — der Deutschen-Haß hingegen macht sie blind gegen die Vorzüge

der germanischen Emigration. Ehe wir uns fragen, was soll nun geschehen seitens unserer dortigen Landsleute, seitens des deutschen Reiches, welches die heilige Verpflichtung hat, ihnen Schutz und Sicherung ihrer weiteren friedlichen Entwicklung zu verschaffen, betrachten wir näher die deutschen Ansiedlungen größeren und kleineren Umfangs in der Dobrudscha, welche unser Interesse in Anspruch nehmen, ihre Geschichte und gegenwärtige Lage.

I. Distrikt Tultscha.

1) Tultscha (Stadt an der Donaumündung), deutsche Kolonie ca. 40 Familien, kath. und evangel. gemischt, eingewandert vor ungefähr 24 Jahren. Vorsteher: Peter Stumpf.

2) Malkotsch (Dorf), deutsche Kolonie ca. 60 Familien, kath., eingewandert vor ca. 24 Jahren. Vorsteher: J. Mark.

3) Kataloi (Dorf), deutsche Kolonie ca. 50 Familien, Baptisten, eingewandert vor ca. 25 Jahren. Vorsteher: Johann Pitt.

II. Distrikt Babadagh.

4) Babadagh (Stadt), deutsche Kolonie ca. 5 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 20 Jahren. Vorsteher: Rudolf Spitzer.

5) Admedja (Dorf), deutsche Kolonie ca. 66 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 30 Jahren. Vorsteher: Adam Kühn. Es ist dies die älteste Kolonie.

6) Tschucurowa (Dorf, nur $1/2$ Meile vom vorigen entfernt), deutsche Kolonie ca. 70 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 26 Jahren. Vorsteher: Friedr. Frank.

7) Kuschulat (Dorf), deutsche Kolonie ca. 112 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 8 Jahren. Vorsteher: Johann Straub.

8) Taraverdi (Dorf), deutsche Kolonie, ca. 80 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 9 Jahren. Vorsteher: S. Hausch.

III. Distrikt Medjidie.

9) Kulluli (Dorf), deutsche Kolonie ca. 10 Familien, kath., eingewandert vor ca. 2 Jahren. Vorsteher: L. Stanislav (Pole).

IV. Distrikt Constanta.
(Früher „Küstendsche" benannt.)

10) Caramurat (Dorf), deutsche Kolonie ca. 50 Familien, kath., eingewandert vor 5 Jahren. Vorsteher: Peter Rozansky.

11) Kotschali (Dorf), deutsche Kolonie ca. 12 Familien, evangel., eingewandert vor ca. 2 Jahren. Vorsteher: Gottlieb Suckert.

12) Anatölköi (Dorf), $1/2$ Stunde von Constanta, deutsche Kolonie ca. 15 Familien, gemischt kath. und evangel., eingewandert vor ca. 3 Jahren. Vorsteher: J. Bader.

13) Constanta (Stadt, Hafen am Schwarzen Meer mit Eisenbahnverbindung nach Cernavoda an der Donau), deutsche Kolonie ca. 15 Familien, evangel. (ungerechnet die deutschen Beamten und Kaufleute), eingewandert vor 5 Jahren. Vorsteher: Mathias Hinz.

Rechnet man durchschnittlich 5 Köpfe per Familie, so ergibt sich eine Gesamtzahl von ca. 3000 Deutschen.

Auch die genannten Dörfer sind nun nicht ausschließlich von deutschen Kolonisten bewohnt, sondern leider außerdem von einer gemischten Bevölkerung von Nationalitäten wie: Türken, Rumänen, Tataren, Bulgaren, Griechen, Arnauten, Albanesen &c. Die hier angesiedelten Deutschen sind sämtlich aus Süd-Rußland und Bessarabien gekommen, Abzweigungen der dorthin bereits unter Katharina II. eingewanderten Deutschen, — die Insassen gehören so ziemlich allen deutschen Stämmen an, Württemberger wiegen jedoch vor. Die älteren Kolonien sind zumeist wohlhabend; alle treiben Ackerbau, zum Teil auf urbargemachtem Waldboden. Hingegen befinden sich viele der jüngst Eingewanderten in bedürftiger Lage, namentlich die von Anatölköi, indem diese Mißernte und Feuersbrunst durchgemacht haben, sodaß sie nicht einmal das Samenkorn besitzen und zur Beschaffung desselben um Unterstützung bei der Präfektur in Constanta eingekommen sind, welche letztere an die Regierung nach Bukarest berichtet hat. Während die Katholiken in Tultscha, Malkotsch und Caramurat Kirche und Geistlichen besitzen, sind die übrigen Kolonien wohl zu Gemeinden konstituiert, haben jedoch keinen Pfarrer und verrichten die Lehrer oder Gemeindeältesten die sonntäglichen Andachten (gewöhnlich alle 14 Tage), auch können Ehen und Taufen vor denselben abgeschlossen werden. Diese Handlungen haben jedoch später von dem deutschen Pfarrer der Diaspora (in Galatz) dokumentarische Bestätigung durch nachträgliche Eintragung ins Haupt-Kirchenbuch zu erhalten; derselbe besucht jährlich ein- bis zweimal diese versprengten Glieder der deutschen Kirche. Staatlicherseits ist auch in Rumänien für alle Konfessionen die standesamtliche Beurkundung der Ehen &c. zur Gültigkeit unbedingt nötig.

Deutsche Art ist in der Sprache und Religion der Väter unter ihnen rein erhalten, auch war solches bisher mit der Schule der Fall, wenngleich die Rumänische Regierung nicht übel Lust zeigte, das System ihrer Volksschulen hier einzuführen. Arbeitsam und redlich zeichnen sich die Kolonisten vorteilhaft von den übrigen ihnen benachbarten Nationalitäten aus, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die lange Zeit unter dem nichts weniger als geordneten und gerechten Regime der Türken üble Einflüsse auch auf das moralische Bewußtsein ausgeübt hat.

Schon unter türkischer Herrschaft bemühten sich die Kolonisten um die Aufnahme in die deutsche Unterthanenschaft resp. Schutzgenossenschaft. Es hieß aber damals: wer Grund und Boden auf türkischem Terrain erhalten hat, ist dadurch eo ipso „Rajah", und als man bei der Besitzergreifung des Landes durch Rumänien von neuem um Aufnahme als Angehörige des Deutschen Reiches anhielt, ward zur Antwort: der bisherige türkische Rajah ist nunmehr rumänischer Unterthan geworden, was allerdings nach dem Wortlaut des Gesetzes richtig war. Kurz, in Berlin war man kühl bis zur Ablehnung eines derartigen Antrages. Alles was man von Berlin aus that, war — die Leute der Vorzüglichkeit der neuen Regierung zu versichern und ebenso der bereitwilligen, wenn auch privaten Intervention der betreffenden Konsulate. Wir unterlassen es die Gründe dieser Abspeisung zu untersuchen, aber es liegt nahe, daß die Deutsche Regierung es vermeiden wollte, durch Eingehen auf die Wünsche der deutschen Kolonisten Konflikte mit der Rumänischen Regierung und anderen Mächten herbeizuführen, und ist diese ablehnende Haltung umsomehr zu bedauern, als die Deutsche Regierung es auf dem Berliner Frieden versäumte, sich der

Stammesangehörigen in besonderer Weise anzunehmen und sie für alle Zeiten unter ihren Schutz zu stellen.

Ein unparteiischer Beobachter der gegenwärtigen Verhältnisse in der Dobrudscha und warmer deutscher Patriot schreibt uns von dort: „Ich halte die Lage der deutschen Kolonisten, wenn sie allein auf sich angewiesen bleiben, ohne Rückhalt von Berlin aus, für äußerst trostlos. Unbekannt mit der neuen Landessprache und daher den Willkürlichkeiten resp. Ungerechtigkeiten der rumänischen Beamten (ein wahres Gesindel, das aus dem früheren Moldauischen Bessarabien herübergenommen) erst recht ausgesetzt, bildet die sonst wohl zulässige deutsche Gemütlichkeit für solche Freibeuter willkommenen Anlaß zu Druck und Ausbeute aller Art. Mögen die deutschen Ansiedler den Rumänen die Pistole auf die Brust setzen, indem sie sich mit fester, energischer Demonstration zur Gesamt-Auswanderung bereit zeigen. Wohin? würde sich schon finden — nach Bulgarien riete auch ich ab —, nur fürchte ich, zu solch einmütiger Erhebung läßt es die übel beleumundete deutsche Uneinigkeit, die leider auch hier reichlich vorhanden ist, nicht kommen, sodaß sich die Sache zersplittern würde. Es ist heute, wie ich gefunden, nicht mehr das Interesse für diese Kolonisten, wie wohl zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. und auch weiter bis zur Aufrichtung des deutschen Reiches. Auch die deutsche Vertretung in Rumänien zeigt kein Interesse für jene Leute. Liebenswürdiges und Ansprechendes haben diese freilich wenig oder gar nicht, — ich weiß, daß sie durch solchen Mangel vielfach angestoßen haben —, doch wer sucht am Ende nach gesellschaftlichem Schliff, wo es sich um Arbeitskraft und gesunde Sitte handelt. Eine gewisse Trauer erfaßt mich, wenn ich denke, das hübsche Gotteshaus in Atmedja, erbaut aus Mitteln der Heimatskirche, sollte fürder verwaist stehen, — und all die Opfer der Heimat um diese fernen Söhne wären umsonst gebracht. Ich fürchte, wir nörgeln im lieben Vaterlande noch so lange an allem möglichen Gleichgültigem herum, bis uns der Sinn für das große Ganze verloren gegangen ist. Demütigend muß es für den Deutschen im Auslande sein, wenn er sieht, wie einem einzigen Engländer oder Franzosen kein Haar gekrümmt werden darf, dagegen so manche Hunderte von deutschen Familien (deutsch der Sprache und Sitte nach) ohne energischen Schutz von kompetenter Seite bleiben. Ich komme da in eine bittere Stimmung! Kein Wunder, wenn man wie ich den miserablen Zustand mit gebundenen Armen zusehen muß. Finis Poloniae — ich fürchte, es heißt so für unsere transdanubischen Stammesgenossen, wenigstens in der Dobrudscha! Bedenkt man, wie die armen Leute im russisch-türkischen Kriege mitgenommen sind — die Tscherkessen raubten sie förmlich aus, ohne daß ihnen auch nur die geringste Entschädigung zu Teil wurde —, so kann man ermessen, daß bei neuem Druck unter der Rumänischen Regierung der Geduldsfaden reißen muß, die Widerstandsfähigkeit gegen alles Ungemach sich erschöpfen wird."

Grund genug mag unser Berichterstatter zu einer solchen pessimistisch-verzweifelten Anschauung haben, wir aber im Vaterlande müssen eingedenk des Wortes: „einer für alle und alle für einen" alles aufbieten, in der Presse, im Reichstag, in Versammlungen, in Wort und Schrift, um jenen verlassenen, Dank dem Berliner Frieden von Rumänien „übernommenen" deutschen Stammesangehörigen zur verlangten und berechtigten Aufnahme in die deutsche Unterthanenschaft und damit zu vollen Garantien für ihre friedliche Entwicklung zu verhelfen, — warum sollten sie nicht unmittelbare deutsche Reichsbürger gleich den Bürgern der Reichslande (Elsaß-Lothringen) werden können, wie alle im Auslande auch seit Generationen versprengten deutschen Brüder, die sich noch immer als Söhne unseres Vaterlandes fühlen! Oder falls die Deutsche Reichsregierung ihre zugeknöpfte Haltung den abgestammten Deutschen im Auslande gegenüber durchaus bewahrt und ihre Machtstellung dem rumänischen Königreich gegenüber nicht geltend machen will, — nun dann heißt es für diese 3000 Deutsche in einer einheitlichen Organisation ein Auswanderungsziel ausfindig zu machen, wo sie ihren Fleiß, ihre Intelligenz, ihr Kapital mit segensreichem Erfolge verwerten können. **Hier bietet sich ein Arbeitsfeld für den Deutschen Kolonialverein!** Möge unsere Anregung nicht wirkungslos sein.

Und nun zum zweiten Beweise unserer nationalen Schwäche. Die Szene spielt sich auf einem anderen Teile des Erdballs ab: in der Südsee, auf den **Hawaiinseln**, nach welchen erst vor einigen Monaten sich wiederum einige Hunderte von deutschen Familien als Plantagenarbeiter, trotz unserer Warnungen anwerben ließen. Während unsere vertrauensseligen Landsleute noch auf dem Meere sind, haben früher dorthin gewanderte deutsche Arbeiter bereits bittere Enttäuschungen erfahren, die für uns um so betrübender sind, als ihr Hülferuf den Weg zu uns über San Francisco genommen. Welches Kennzeichen unserer nationalen Schwäche, daß die Presse der Vereinigten Staaten unseren fernen bedrückten und betrogenen Landsleuten als Sprechsaal dienen muß, deren Schreiben selbstverständlich den dortigen Zeitungen Stoff zu allerhand Kommentaren gab, die den deutschen Nationalstolz kränken muß.

Der in San Francisco erscheinenden geachteten deutschen Zeitung: „**California Demokrat**" ist in einer Zuschrift vom 27. März aus **Kilauea** auf Kauai, einer der Hawaii-Inseln, von den Deutschen **W. Kernchen, A. Hasselbring, K. Haestoop, K. Hegemann, H. Friedrichs, H. Ludewig, H. Schauer, A. Schulz, H. Mahnke, B. Pfitzner, A. Breithaubt, L. Langenfeld, L. Hinterberger, Ph. Friedrichs, H. Gumpfer, L. Blatt, J. Philipp, Fr. Hanisch, K. Göthert, F. Stetler, Hugo Bührmann, H. Schulz, Wilhelm Ludewig, Kampelmann** und **Buch** folgendes Schreiben zugegangen: „Vor circa zehn Tagen waren wir gezwungen, die Arbeit einzustellen, da uns die Lieferung von Fleisch entzogen wurde, auch die Behandlungsweise seitens des Plantagenbesitzers **Macifie** und seiner Aufseher (Engländer) eine solche brutale und ungerechte war, daß uns das elende Leben vollends zum Ekel wurde. Für $ 16 ohne Kost nach hier geschickt, mußten wir bei unserer Ankunft auf elendem Lager in der Fabrik wochenlang logieren, bis wir uns nach und nach freigewordene Räumlichkeiten aneigneten, denn von dem Besitzer bekamen wir nichts angewiesen. Selbst das notwendigste Stück Möbel, die Bettstätte, wurde uns verweigert, und mußten

wir aus zusammengesuchten Holzstücken dieselben zusammenbauen. Bei recht vielen Erkrankungsfällen war kein Arzt zur Stelle und lagen die Leidenden hilflos in den elenden Räumen umher und wurden von dem stellvertretenden Arzt (Zuckerkocher) mit fraglichen Medikamenten gefüttert. Von unserem sehr kargen Lohne wurden uns an jedem Zahltage willkürliche Abzüge gemacht, die sich mit den kontraktlichen Bedingungen durchaus nicht vereinbarten. Wir wurden nach jeder Einwendung von dem Besitzer und Inspektor höhnisch ausgelacht und mit der Bemerkung abgespeist, es sei für die Schulden. Selbst einige von uns bei der Arbeit zu schlagen, scheute sich dieser Mensch nicht, und um das Maß des Elends und seiner Schandthaten voll zu machen, liefert uns p. Macifie nicht den geringsten Proviant, sondern will uns durchaus wegen Arbeitsverweigerung gefänglich einziehen lassen. Wir sind auch bereits vom Kanaken-Gericht (Plantagen-Kreaturen) hierzu verurteilt worden, wollen es jedoch nicht annehmen, da unsere gerechten Klagen nicht beachtet wurden und der Abzug dreier von uns gewählten Männer zum Konsul nach Honolulu aufs bestimmteste verweigert, sowie unserem Verteidiger von Macifie, der den Vorsitz führte, das Sprechen verboten wurde. Einen Brief an den Konsul haben wir bereits abgesandt, erwarten aber auch dort keinen genügenden Schutz, da schon eine Beschwerde unbeantwortet blieb. Wir erwarten nun jeden Augenblick, mit Gewalt ins Gefängnis geschleppt zu werden, und bitten eine sehr geehrte Redaktion recht herzlich, unsere Angelegenheit nach Kräften in die Hand zu nehmen, da wir in unserer Bedrängnis keinen anderen Rat wissen, auch keinen Menschen hier haben, den wir mit dieser Angelegenheit betrauen dürften. Zum Schluß fügen wir noch hinzu, daß unser Kontrakt mit keinen hawaiischen Stempelmarken versehen ist, also unserer Ansicht nach keine Gültigkeit haben kann."

Welch tiefes Elend birgt jede Zeile, — Kummer und Sorge haben jedes Wort diktiert! — Da bringt denn nun, anscheinend aus offiziöser Quelle, der „Dresdener Anzeiger" vom 18. Mai folgende Notiz, welche sich auf jene Bedrängten sicherlich bezieht, aber nur einen Streitpunkt behandelt, dessen sie in ihrem Hülferuf garnicht erwähnen, weil er vielleicht Gegenstand der ersten Beschwerde beim Deutschen Konsul war und er an sich durch die späteren herben Erduldungen an Bedeutung zurücktrat. Diese Notiz lautet: „Aus Honolulu, 11. April, wird geschrieben: Die hawaiische Justiz hat eine Entscheidung gefällt, welche ganz geeignet ist, gerade in Deutschland lebhaft zu interessieren. Gestern nämlich stand vor dem hiesigen Polizeigerichte Termin an in Sachen einer Klage von vierundzwanzig deutschen Arbeitern gegen die Kilauea-Plantagen-Gesellschaft, welche in allen Stücken einen für die Kläger günstigen Ausgang nahm. Es handelte sich um eine den Arbeitern zugefügte Kontraktsverletzung. In den betreffenden Kontrakten war nämlich für jeden Arbeiter die Anweisung von einem halben Acre Landes zu Zwecken des Gemüsebaues ausbedungen. Von der beklagten Partei wurde nun behauptet, die Abmachung sei auf mündlichem Wege aufgehoben worden als Entgelt für die seitens der Gesellschaft erfolgte Anstellung und Salarierung eines Kochs für die Arbeiter. Letztere bestritten den Sachverhalt und machten ihr Interesse auf gerichtlichem Wege geltend. Der Deutsche Konsul in Honolulu nahm sich seiner Landsleute an und bestellte ihnen einen Sachwalter. Dieser legte den Ungrund der gegnerischen Darstellung so überzeugend dar, daß er den Polizeirichter Mr. Bickerton zur Fällung eines für seine Klienten günstigen Urteils bewog. Letzterer hielt eine ebenso würdige als korrekte Schlußansprache, in welcher er ausführte, daß vor den hawaiischen Gerichtshöfen jedermann ohne Ansehen der Person sein volles Recht finde, so gut als in irgend einem anderen Lande der Erde, und entschied, daß, da die vom klägerischen Anwalte behauptete Kontraktsverletzung seitens der verklagten Partei schließlich eingeräumt worden sei, die deutschen Arbeiter von ihren Kontrakten zu entbinden und aller aus denselben entspringenden Verpflichtungen gegenüber der Kilauea-Plantagen-Gesellschaft eo ipso los und ledig zu betrachten seien."

Hiernach hätte sich der Deutsche Konsul seiner Pflicht gemäß der geschädigten Landsleute angenommen und sie sind nun von ihren Kontrakten entbunden, — was wir aber vermissen, ist die Bestrafung der Kilauea-Plantagen-Gesellschaft und die gebührende Entschädigung der betrogenen und gemißhandelten Deutschen; — das ist es, was der Deutsche Konsul energisch durchzusetzen hat! Vorläufig sind doch die armen Arbeiter brotlos, auch durch mangelhafte Nahrung arbeitsunfähig, ohne alle Mittel, — wer sorgt nun für sie? wer verhilft ihnen zur Rückreise von den vielgepriesenen Sandwichsinseln nach Deutschland? Möge die nächste Post uns über diese schwergeprüften Landsleute Günstiges melden.*)

R. L.

Deutscher Menschenhandel in der Südsee.

Ginigunang, Neu-Britannien, 24. Dez. 1882.

Schon vor Wochen war hier bekannt, daß in kürzester Zeit ein deutsches Kriegsschiff erscheinen würde, und am 9. Dezember dampfte denn auch richtig die „Hyäne", Kapitain v. Geiseler in die Blanche Bay und ankerte im Hafen von Matupi; am 15. desselben Monats signalisierte der aufsteigende Rauch am fernen Horizont die Ankunft eines zweiten Dampfers, und groß war die Freude, als allmälig die Korvette „Carola" aus den Wellen auftauchte und bald neben der „Hyäne" vor Anker ging. Beide Schiffe kommen direkt von Apia und sind hierher beordert, um Streitigkeiten zwischen deutschen Ansiedlern und Eingeborenen zu schlichten, eventuell, wo Ausschreitungen ernster Art vorgekommen, dieselben zu bestrafen. Die beiden Kriegsschiffe sind zu diesem Zweck am 19. dieses Monats von Matupi nach den Hermit-Inseln gegangen, um dort den Mord des deutschen Kapitäns des Hernsheim'schen Dampfers „Freia" zu untersuchen und zu bestrafen.**)

*) Was die Südsee sonst für deutsche Ansiedler Verlockendes bietet, erfahren wir aus der nachfolgenden hochinteressanten Original-Korrespondenz der „Nordd. Allgem. Ztg." aus Ginigunang, von der Inselgruppe Neu-Britannien.

**) Die Gruppe der Hermiten besteht aus 16 kleinen Inseln; die größte derselben, Luf, hat eine Länge von circa 3.5 und eine Breite von circa 1.5 Seemeilen, ist gebirgig und mit Wald und Buschwerk dicht bewachsen. Die Zahl der Einwohner besteht höchstens aus 100 Köpfen, darunter 40 Männer. — Die Vorgänge, welche zu einer Requisition der deutschen Kriegsschiffe Veranlassung gegeben, waren folgende: Auf den Hermitinseln befand sich eine deutsche Handelsstation, welcher als Agent ein Herr Southwell vorstand. Anfang vorigen Jahres wurden dessen sieben von den Salomoninseln bezw.

Am 6. Januar erwarten wir hier beide Schiffe zurück, und ich werde Ihnen dann ausführlicher über den Ausfall der Expedition berichten. Nach Ankunft hier werden die Schiffe zunächst streitige Angelegenheiten hier in Neu-Britannien und auf den Duke of York-Inseln untersuchen, die „Carola“ geht dann nach Sydney und die „Hyäne“ wird noch eine Weile hier sich aufhalten und dann nach Apia zurückkehren.

Die den beiden Kapitänen gestellte Aufgabe ist eine sehr schwierige, und es bedarf großer Umsicht, um dieselbe gründlich und zweckentsprechend zu lösen. Häufig genug geben die Ansiedler durch rücksichtsloses Auftreten selber die Veranlassung zu Streitigkeiten mit den Eingebornen oder liefern denselben mit der größten Naivität die Mittel zum Verderben der vertrauensseligen Spender. In dem Augenblick, in dem ich Ihnen diese Zeilen schreibe, treiben sich vor meinem Hause Hunderte von Eingebornen umher, alle ohne Ausnahme Kanibalen, von denen nachgewiesen werden kann, daß sie allwöchentlich ihre haarsträubenden Feste feiern, und diese Leute sind zum größten Teil mit Feuerwaffen versehen, mit Snidergewehren oder Hinterladern der verschiedensten Systeme sowohl, wie alten Musketen. Was eine solche Waffe in den Händen eines solchen Menschen bedeutet, ist einleuchtend; ein geringer Streit über eine Kleinigkeit, vielleicht von einem Wert von 10 Pfennigen, ist genügend, um die Feuerwaffe in Anwendung zu bringen und ehe der nichts ahnende Ansiedler es vermutet, pfeifen ihm die Flintenkugeln um die Ohren. Mancher hat hier bereits sein Leben verloren und die Verbleibenden sind fortwährend in Gefahr, denn ein Menschenleben gilt diesen Barbaren sehr wenig, kann man doch für eine Summe, die etwa dem Wert von 10 Mark gleichkommt, hier einen Menschen kaufen und dann mit demselben thun, was einem gefällt, d. h. nach den Begriffen der Eingebornen, denselben verspeisen, wenn man dazu eine Neigung verspüren sollte. Es sind Fälle bekannt, in denen Weiße heimtückisch ermordet worden sind, nur wegen weniger Stangen Tabak oder einiger Pfunde bunten Glasperlen, die den Eingebornen so begehrenswert erscheinen, daß sie sich durchaus kein Gewissen daraus machten, den Eigentümer zu erschießen oder zu erschlagen. In solchen Fällen ist es in der Ordnung, wenn eine gehörige Züchtigung erfolgt, und es wäre übel angebrachtes Humanitätsgefühl, wenn eine solche That mit der Unwissenheit der Thäter oder deren niedriger Zivilisationsstufe entschuldigt werden sollte. Die Engländer haben seit Jahren dies letzte System befolgt, und das Resultat ist, daß hier wie auf anderen Inselgruppen das Leben eines Engländers keinen Heller wert ist: die Eingeborenen erklären offen: „Was schadet es denn, wenn wir einen Engländer tot machen, es kommt zwar ein großes Schiff mit vielen Kanonen und weißen Männern bald darauf nach unserer Insel, aber dann gehen wir einfach in die Berge, die weißen Männer brennen unsere kümmerlichen Hütten ab, die wir in 2 Stunden neu errichten können, und wenn sie dann nach wenigen Tagen fortgehen, können wir, wenn es uns gefällt, den nächsten Engländer töten, ohne daß ein Hahn darnach kräht.“ So habe ich mehrmals argumentieren hören, und es ist mir dabei nicht sonderlich wohl zu Mute gewesen. Wenn Fälle konstatiert sind, in denen die Schuld einzig und allein den Eingebornen beizumessen ist, dann muß exemplarische Strafe das Resultat sein. Häufig haben die Ansiedler das Rachewerk in die eigene Hand genommen, ohne vorher viel zu fragen, ob die Eingeborenen im Recht oder Unrecht waren, so z. B. nach der Ermordung des Herrn Kleinschmidt und seiner zwei Gehülfen. Schuldige und Unschuldige haben bei diesem Rachewerk das Leben verloren, aber der Erfolg war vorläufige Sicherheit des Lebens und des Eigentums der Ansiedler. Einer solchen Justiz darf man jedoch nicht das Wort reden, namentlich wenn man sieht, daß das Reich keine Kosten und Anstrengungen scheut, um Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denen solche gebührt. In sehr vielen Fällen ist jedoch das Auftreten der Ansiedler und deren unvernünftiges, überhebendes Betragen die Veranlassung zu Streitigkeiten, die event. in Mord und Todtschlag endigen. Es würde mir nicht schwer sein, Fälle nachzuweisen, in denen z. B. ein Weißer mit Wissen und Vorbedacht einem Eingeborenen eine Kugel durch den Kopf jagte, als er denselben im Begriff fand, eine Kokusnuß zu stehlen; einem anderen war es eine Sonntagsbelustigung, mit einem Winchester-Rifle den Eingebornen durch die Beine zu schießen, und auf der Insel, wo dies geschah, habe ich mich überzeugt, wie von dieser Sonntagsbelustigung die Eingeborenen noch heute Spuren am Körper tragen. Solches Auftreten macht selbstverständlich böses Blut; das „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ ist den Eingeborenen in der Praxis auch bekannt, und wenn schließlich die Geduld reißt und die Eingeborenen eines schönen Tages Rache nehmen, dann heißt es in der Regel: „Jetzt haben die Insulaner wieder mal ohne Grund einen Weißen ermordet!“ Den Kriegsschiffkapitänen, denen solche Fälle unterbreitet werden, kann man nicht zumuten, daß sie bei ihrem beschränkten Aufenthalt mit allen vorausgegangenen Einzelheiten bekannt werden; vielfach fehlt ihnen dazu die Gelegenheit, weit und breit wohnt vielleicht kein Weißer, von dem man zuverlässige Auskunft erwarten kann, und die Eingeborenen, die imstande wären, Auskunft zu geben, werden nicht verstanden, und wo schließlich den Schuldigen die wohlverdiente Züchtigung von seiten der Eingeborenen ereilte, werden dieselben am Ende noch dafür bestraft.

In vielen Fällen büßt auch der Unschuldige; die Eingeborenen können vielleicht an dem eigentlichen Übelthäter keine Vergeltung üben, weil der-

aus Matupi stammenden Arbeiter von den Eingeborenen meuchlings erschlagen. Darauf überfielen letztere den schwer krank daniederliegenden Agenten, fesselten ihn und begruben ihn lebendig, worauf die Niederlassung geplündert und dann niedergebrannt wurde. Später hatten dann die Eingeborenen noch wiederholt auf Handelsdampfer geschossen und im Mai v. Jahres den Führer des kleinen Dampfers „Freya“, Herrn Homeyer, am Lande meuchlings getötet. Der Dampfer selbst, welcher eine Zeit lang fest saß, sollte ebenfalls angegriffen werden; doch erwiderten die Leute das Flintenfeuer und schreckten die Hermiten zurück, nachdem mehrere von letzteren verwundet waren. – Über das Resultat der Exekution der deutschen Kriegsschiffe liegt nach dem Beibl. des Marine-Verordnungsblattes bereits Nachricht vor: Als die Boote der Kriegsschiffe herannahten, ergriffen die Bewohner die Flucht und zogen sich in den Busch und unzugängliche Schluchten zurück. Alle Versuche, sich der Männer zu bemächtigen, mißlangen, nur einige Weiber fielen unseren Leuten in die Hände. Später gelang es den Bewohnern, auf zwei großen Kanoes unbemerkt zu entkommen. Das Eigentum der Einwohner, bestehend in etwa 67 Häusern, 54 Kanoes, sowie sämtliches kleine Eigentum, speziell Waffen und Munition (im ganzen 24 Gewehre) wurden vernichtet, die Pflanzungen zerstört und zwei Männer getötet. D. Red.

selbe nicht an Ort und Stelle seßhaft ist, nach ihren dunklen Begriffen von Recht und Unrecht nehmen sie ihre Rache, und der in der Nachbarschaft wohnende Ansiedler, dem der ganze Vorgang unbekannt ist, muß dafür büßen, was der gewissenlose Weiße verbrochen. Rache auf jeden Fall ist ein ausgebildetes Prinzip der Eingeborenen, und wenn ein Weißer etwas gegen einen Eingeborenen verbrochen hat, so muß er dafür gezüchtigt werden, oder wenn er nicht zu haben ist, der am nächsten und am leichtesten zugängliche Weiße. Die Ausschreitungen und Übergriffe der Kapitaine und Mannschaften der Arbeiterschiffe geben nicht selten zu solchen Fällen Veranlassung. Die Arbeiterschiffe sind Fahrzeuge, ausgesandt, um Arbeiter für die Pflanzungen in Australien, Fiji und Samora zu werben. In früheren Jahren ging die Sache verhältnismäßig leicht; die Insulaner ließen sich leicht überreden fortzugehen, der Bedarf war nicht sehr groß und zu Streitigkeiten zwischen Werbern und Angeworbenen kam es nicht. Heute liegt die Sache bedeutend anders. Die Eingebornen kennen die Pflanzungsarbeiten und die manchmal viel zu wünschen übrig lassende Behandlung auf den Pflanzungen und wenn einmal zur Heimat zurückgekehrt, fühlen sie kein Bedürfnis, wieder fortzugehen, überreden auch ihre Landsleute, nicht die Heimat zu verlassen. Auch ist die Konkurrenz bedeutend gestiegen; wo früher hundert Arbeiter genügten, finden heute tausend Verwendung, und unzählige Schiffe durchkreuzen die verschiedenen Inselgruppen und bieten alles auf, um Arbeiter zu erlangen, nicht selten um jeden Preis. Das ursprüngliche Arbeiteranwerben ist in Folge dessen namentlich in den letzten $1\frac{1}{2}$ Jahren ein reiner Menschenhandel und Menschenerwerb geworden, und es ist hohe Zeit, daß endlich in dieser Sache etwas gethan wird. Speziell ist dies zu wünschen, wo deutsche Unterthanen in Rücksicht kommen. Für englische Arbeiterschiffe existieren bereits seit Jahren bestimmte Gesetze, und wenn dieselben auch derart sind, daß Übelthäter sehr leicht zwischen den Maschen hindurchschlüpfen, so gewähren sie doch eine Art von Sicherheit. Deutsche Arbeiterschiffe sind bislang keinem anderen Gesetz unterworfen, als jedes andere Kauffahrtheischiff. Das Arbeiteranwerben ist von Seiten deutscher Schiffe in früheren Jahren human betrieben worden und Klagen kamen nicht vor. Die Übelstände sind jedoch in jüngster Zeit rapid gestiegen, und in den Neu-Hebriden werden die deutschen Werberschiffe mit Flintenschüssen empfangen, ebenso in den Salomoninseln. Die deutschen Arbeiterschiffe haben sich daher als neues und ergiebiges Feld neuerdings die Inselgruppen Neu-Brittanien und Neu-Irland ausgesucht und stellenweise das Prinzip „Arbeiter auf jeden Fall und um jeden Preis“ hier praktisch in Anwendung gebracht. Einige Fälle von Menschenraub aus Neu-Irland sind zur Kenntnis gekommen, und der Kapitain konnte zeitig genug gezwungen werden, seinen Raub aufzugeben. In anderen Fällen sind den Häuptlingen Snidergewehre als Geschenk gegeben worden, wenn dieselben dafür 2 oder 3 Arbeiter verkauften. Wenn diesen Umtrieben nicht schleunigst ein Ende gemacht wird, so sind voraussichtlich innerhalb der kürzesten Zeit große Schwierigkeiten zu erwarten, nicht nur zwischen Arbeiterschiffen und Eingeborenen, sondern vor allen Dingen zwischen letzteren und weißen Ansiedlern. Die Insulaner haben keine Idee von der Dauer eines Jahres; ein Arbeiter bleibt in der Regel bis zu vier Jahren aus, diese Zeit scheint den Daheimgebliebenen eine unendlich lange, und sie kommen auf den irrtümlichen Gedanken, daß die Weißen in ihrem Lande ihre Verwandten und Landsleute getötet haben; dafür muß selbstverständliche Rache genommen werden, und der unschuldige weiße Ansiedler muß die Sache ausbaden. Es wäre zu wünschen, wenn man kompetenterseits die Sache in die Hand nähme. Die englische Regierung hat aus den nämlichen Erwägungen für Neu-Britanien und umliegende Inseln einen Agenten mit konsularischen Befugnissen bereits ernannt, und derselbe wird voraussichtlich im April hier eintreffen.

Daß das Leben eines Ansiedlers hier augenblicklich nicht aufs rosigste verläuft, läßt sich denken. Wenn man sich abends zur Ruhe legt, werden Revolver und Magazin-Flinten handgerecht gestellt und der geringste Ausflug aus der Wohnung geschieht nie ohne Begleitung einer oder zweier Revolver und wohlversehener Patronentasche. Manchmal von Tausenden von Eingeborenen umringt, scheint die Parole zu sein: „Schießt du nicht, dann schieß ich auch nicht!“ mit dem stillen Hintergedanken, ja Acht zu geben daß man nicht Veranlassung gibt, als erster Zielpunkt zu dienen. Dieser nicht sehr beneidenswerte Zustand wird hoffentlich mit der Zeit aufhören. Das Land ist fruchtbar und in einem hohen Grad der Kultur fähig, außerdem ist es bis ins Innere aufs dichteste bevölkert, und die Bevölkerung scheint nicht abgeneigt, für die Ansiedler zu arbeiten. Wenn deshalb endlich Gesetze und Ordnung zur Geltung kommen, ist es zu erwarten, daß dies von der Natur so reich gesegnete Land mit der Zeit dem Wandel und der Kultur ein reiches und ergiebiges Feld bieten wird. R. Parkinson.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten.

1.

Einer der bedeutendsten amerikanischen Journalisten, E. V. Smalley, Chef-Redakteur der in New York herausgegebenen Monatsschrift „The Northwest“, hat kürzlich über obiges Thema zwei Artikel veröffentlicht, welche in seiner Heimat das größte Aufsehen erregt haben, nicht nur wegen der großen Sachkenntnis, welche in ihnen zu Tage tritt, sondern auch wegen des Verfassers Sprachgewandtheit, die ihn so recht eigentlich befähigte, dem Gegenstande volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der erste dieser Essays erschien unter dem Titel „The German element in the United States“ in Lippincott's Magazine zu Philadelphia, der zweite, in reinem, geradezu mustergültigem Deutsch geschriebene, in dem von Udo Brachvogel redigierten „Belletristischen Journal.“ Diese Äußerungen eines Amerikaners wie Smalley über das Deutschtum in den Verein. Staaten verdienen unsere aufmerksamste Beachtung und erscheint es uns geboten, da wohl nur wenigen unserer Leser das „Belletr. Journal“ zugänglich ist, einige Abschnitte zu reproduzieren:

„Der Census von 1880 wies in den Vereinigten Staaten eine Anzahl von 1,996,742 in Deutsch-



Rio de Janeiro.

Aus „Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung". 7. Aufl., neu bearbeit. von Dr. Jos. Chavanne. Erscheint in 45 Lieferungen (à 75 Pfg.) in A. Hartleben's Verlag in Wien.

land geborener Personen nach. Rechnet man hierzu die von demselben Census aufgezählten Deutsch-Oesterreicher hinzu, so haben wir für das Jahr 1880 eine deutschgeborene Bevölkerung der Vereinigten Staaten von über zwei Millionen. Aber diese Zahl ist weit davon entfernt, die richtige Stärke unserer deutschen Bevölkerung auszudrücken. Abgesehen davon, daß die deutsche Einwanderung seit dem Jahre 1880 eine weitere Viertelmillion betragen hat, so müssen wir auch zu diesen $2^1/_4$ Millionen alle diejenigen Personen hinzurechnen, welche in diesem Lande von deutschen Eltern geboren sind, weil dieselben in ihrem Wesen und in ihrer ganzen Artung nicht weniger Deutsche sind, als ihre unmittelbaren Vorfahren, gleich ihnen die deutsche Sprache sprechend und von Kindheit auf an deutsche Lebensart und deutsche Anschauungen gewöhnt. Der Census geht uns auch hierbei an die Hand, indem er uns zur Feststellung der Anzahl derjenigen, deren beide Eltern im Ausland geboren sind, ermächtigt, die Zahl der betreffenden Fremdgeborenen selbst ungefähr noch eben so hoch zu rechnen. Wenden wir diesen Maßstab auf die Deutschen an, so kommen wir zu dem Schluß, daß dieses Element unserer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung zum mindesten vier Millionen Seelen umfaßt, ohne dabei die alten deutschen Enklaven, wie die von Pennsylvanien, vom Mohawk-Thal in New York und von Ost-Ohio, mitzurechnen, bei denen man nahezu um ein Jahrhundert zurückgehen muß, um bis zu ihren aus Deutschland eingewanderten Ahnen hinauf zu gelangen.

Hier hätten wir also eine deutsche Bevölkerung, an Zahl derjenigen einer europäischen Macht zweiten Ranges gleich, — eine Bevölkerung doppelt so groß, wie die des Königreichs Württemberg, und fast der des Königreichs Bayern gleich. Welche Rolle spielt nun dieses riesige deutsche Element in der Entwickelung unseres organischen Lebens? Bis zu welchem Grade beeinflußt es unsere Gewohnheiten und Ideen? In welcher Weise macht es sich in unsrem Kunstleben, in unserer Politik, unsren Lebensgewohnheiten und unserer Religion geltend? Ist es bestimmt, seine Selbständigkeit zu wahren oder sich mit den anderen Elementen zu vermischen und mit ihnen eine neue gleichmäßige amerikanische Rasse zu bilden? Wir haben uns bis jetzt mit der Ansicht begnügt, daß die Deutschen ein fleißiges, arbeitsames Volk sind, welche unsren Nationalreichtum vermehren und sich von unsren Armenhäusern und Strafanstalten möglichst fern halten. Wir wünschen gelegentlich vielleicht, daß sie nicht so viel Bier tränken und etwas mehr Rücksicht auf den amerikanischen Sonntag nähmen; aber im allgemeinen haben wir eine gute Meinung von ihnen und sehen das rapide Zunehmen ihrer Zahl ohne Besorgnis. Jetzt aber, da wir ein für alle Male die Frage der Einheit der Nation, der gleichen Rechte aller Bürger, der ehrlichen Abzahlung unserer Schuld und der Einlösung des Papiergeldes geregelt haben: jetzt bekommen wir auch Zeit, uns etwas eingehender und mit lebhafterem Interesse mit der Zusammenfügung sowohl, wie dem Material unserer so vielfach gemischten Bevölkerung zu beschäftigen und die Einflüsse und Einwirkungen der verschiedenen Volksstämme auf einander und auf unser allgemeines gesellschaftliches und politisches Leben zu studieren.

Was die Verteilung der deutschen Bevölkerung über das Gebiet der Vereinigten Staaten anlangt, so ist es um dieselbe merkwürdig genug bestellt. Maine, New-Hampshire und Vermont haben so gut wie gar keine Deutschen;*) ebensowenig hat Massachusetts, mit Ausnahme der Stadt Boston, und Ost-Connecticut vor den Augen deutscher Einwanderer Gnade gefunden, während sie in der westlichen Hälfte desselben Staates, in den Fabrikstädten längs des Connecticut und Housatonic-Flusses in ziemlicher Anzahl vorhanden sind. Mit Ausnahme dieses Distrikts, der in Wirklichkeit nichts anderes, als eine Dependenz der benachbarten Stadt New York ist, erscheint die gesamte Bevölkerung Neu-Englands fast frei von jeder deutschen Beimischung. Dafür erstreckt sich bei New Rochelle, am Long Island-Sund beginnend, ein schmaler Gürtel um so dichterer deutscher Bevölkerung über die Stadt New York durch den Staat New Jersey bis Philadelphia hinunter. Im Inneren des Staates New York hingegen sind die Deutschen verhältnismäßig nur dünn gesät, um erst wieder im Westen, in Buffalo, längs des Niagara-Flusses und des Ufers des Erie-Sees auf zwanzig Meilen über Buffalo hinaus das Land förmlich anzufüllen. Ost-Pennsylvanien hat, mit Ausnahme Philadelphias, nur einen bescheidenen deutschen Prozentsatz, aber der Westen des Staates, von Pittsburgh bis Erie, ist um so reichlicher mit Deutschen versehen. In Ohio bilden sie einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung**) und sind besonders zahlreich in Cleveland, Toledo, Sandusky und Cincinnati. Ebenso finden wir zahlreiche deutsche Niederlassungen auf beiden Ufern des Ohio-Flusses, von Cincinnati und Louisville bis zu seiner Mündung in den Mississippi. Aber diejenigen Gegenden, in denen sie im Westen am zahlreichsten auftreten, sind das östliche Wisconsin, auf eine Breite von hundert Meilen vom Ufer des Michigan-Sees, Chicago und seine Umgegend, das Mississippi-Thal in Iowa, Illinois und Missouri, der Landstrich 150 Meilen westlich von St. Louis, und die Städte Kansas City, Leavenworth und Omaha nebst ihren Umgebungen. Im Süden finden sich kaum irgend welche deutsche Ansiedlungen in genügender Ausdehnung oder Dichtigkeit, um besondere Beachtung beanspruchen zu können, mit Ausnahme von West-Texas, wo man noch ab und zu auf die Trümmer der von deutschen „Fürsten, Grafen und Herren" gegründeten Kolonien trifft, und in der Stadt New Orleans. Die Pacific-Küste endlich hat eine mäßige deutsche Bevölkerung um die Bai von San Francisco herum, mit einem jungen verheißungsvollen Vorposten in Portland, Oregon, und selbst einigen versprengten Pionieren am Puget-Sund.

Ein eigener Zug der deutschen Niederlassung außerhalb der großen Städte ist ihre Vorliebe für die Nachbarschaft von Seen und Flüssen. Die Gestade des Erie- und Michigan-Sees, die Ufer des Ohio, Mississippi, Missouri und demnächst auch wohl des Columbia, sind vorzugsweise bei den

---

*) Gar nicht merkwürdig. Die 6 Neu-England-Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut sind der Hort des Puritanismus, welcher jede Lebensfreude unterdrückt, und darum bleiben ihnen die Deutschen fern.

**) Smalley ist aus Ohio gebürtig und hat dort sein Deutsch gelernt.

Deutschen beliebt. Die Deutschen besitzen eben einen ausgesprochenen Sinn für Naturschönheiten und landschaftliche Reize, und es ist wohl möglich, daß dieser Zug im gemütvollen Charakter der Deutschen, im Verein mit ihrer Vorliebe für das Landleben, sie veranlaßt, vorzugsweise malerische See-Ufer und Flußthäler aufzusuchen.

Ueber die städtische deutsche Bevölkerung gab der Census von 1880, soweit die größten Städte des Landes in betracht kommen, die folgenden Aufschlüsse: New York hatte 163,482 Deutsche, Chicago 75,205, Philadelphia 55,769, Brooklyn 55,339, St. Louis 54,801, Cincinnati 46,157, Baltimore 34,051, Milwaukee 31,483, Buffalo 25,543, Cleveland 23,170, San Francisco 19,928, Newark 17,628, Louisville 13,463. Allein man muß, wie schon oben bemerkt, um die wirkliche deutsche Bevölkerung dieser Städte zu erhalten, noch die Zahl der zweiten Generation hinzurechnen, um zu finden, daß New York mit seinen Nebenstädten Brooklyn, Hoboken u. s. w. nach Berlin und Wien die dritte deutsche Stadt der Welt ist, und daß Chicago, Philadelphia und St. Louis gar nicht so weit hinter Frankfurt, Dresden und Köln zurückbleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes.*)

Anfang August 1870 versammelten sich in Louisville, Ky., 117 deutsch-amerikanische Lehrer und Lehrerinnen, um gemeinsam die hohen Aufgaben ihres Berufs und die Mittel zur Hebung der Erziehung im neuen Vaterlande zu besprechen. Zugleich bezweckten die Versammelten, sich selbst durch solche nützliche Beratung und geselligen Verkehr für ihre schweren Pflichten geschickter zu machen und zu begeistern. Dem Beispiele der Fachgenossen im alten Heimatlande folgend, beschlossen sie die Gründung eines deutsch-amerikanischen Lehrerbundes und die Veranstaltung von regelmäßigen, alljährlichen Lehrertagen. Zu den Gründern des Bundes zählen mehrere ihm noch jetzt mit echt schulmeisterlicher Treue und Begeisterung angehörende und hochgeachtete Pädagogen, wie: Hailmann, Klemm, Wilh. Müller, Raab, Rosenstengel, Schneck, Soldan u. s. w., — während Andere: Borger, Engelmann, Feldner und Schemm, bereits in stillen Gräbern ruhen, — aber unvergessen fortleben in der Erinnerung ihrer Berufsgenossen und in weitern Kreisen. Von solchen Männern kann man mit dem Dichter sagen:

„Was vergangen kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück." —

Schon auf jenem ersten Lehrertage trat eine wahrhaft humane Richtung und Behandlung aller erziehlichen Fragen zu Tage, und alle Teilnehmer waren darin einig, daß eine Reform des amerikanischen Volksschulwesens im Sinne von rationellen und naturgemäßen Unterrichts- und Disciplinarmethoden mit allen Kräften angestrebt werden müsse. Die Lösung dieser großen Aufgaben beschloß der junge Lehrerbund durch: Gründung von lokalen Erziehungsvereinen, durch Herausgabe eines Bundesorganes (ehemals: „Die deutsche Schulzeitung", jetzt die „Erziehungs-Blätter"), durch eine ausdauernde Agitation zur Gründung eines Seminar's nach deutschem Muster, durch Popularisierung des Anschauungsunterrichts und durch Errichtung von Kindergärten anzustreben.

Ein solches Programm mußte notwendig dem Bunde begeisterte Freunde und Anhänger gewinnen, — allein andererseits betrachtete und verdächtigte ihn auch alsbald ein mißtrauisches anglo-amerikanisches Knownothingtum als ein „deutsch-nativistisches Institut", — während die Geistlichkeit verschiedener Bekenntnisse vorgab, hinter seinen humanen Zwecken und Zielen das Gespenst eines nivellierenden Radikalismus zu sehen.

Doch allen feindlichen Angriffen hielt die zähe Beharrlichkeit der deutsch-amerikanischen Lehrer Stand. — Wenn es auch jenen Einflüssen gelang, die Ausdehnung des Bundes zu benachteiligen und die Verwirklichung seiner Aufgaben zu verzögern, — so vermochten sie dieselben doch nicht zu vereiteln. Das Wahre und Gute behält zuletzt jedoch immer Recht. Frei und offen erklärte sich der Lehrerbund für „vollständige Trennung von Schule und Kirche", — sowie gegen jede geistige Bevormundung — und konsequentermaßen auch gegen das Lesen der Bibel und das Absingen konfessioneller Lieder in der Schule." — „Weckung des freien, selbständigen Denkens und der Empfänglichkeit des Gemüts für alles Gute und Schöne, —" drückt in kurzen Worten die Tendenz seiner Bestrebungen aus.

Der zweite Lehrertag, welcher vom 31. Juli bis 3. August 1871 zu Cincinnati, O., stattfand, beschäftigte sich vornehmlich mit der Feststellung einer Bundesverfassung, — und auf dem elften Lehrertag in Newark, N. J., wurde dieselbe, mit Rücksicht auf die inzwischen verwirklichte Begründung eines „nationalen deutsch-amerikanischen Seminars" zu Milwaukee, Wis., revidiert und erweitert. Diese Verfassung nennt folgendes als Ziele und Zwecke des Bundes:

I.

a) Die Erziehung wahrhaft freier amerikanischer Staatsbürger.

b) Propaganda zu machen für naturgemäße (entwickelnde) Erziehung in Haus und Schule.

c) Die Pflege der deutschen Sprache und Litteratur neben der englischen.

d) Die Wahrung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Lehrer in den Vereinigten Staaten.

II.

Die Bundeszwecke werden angestrebt:

1) Durch einen in den letzten Tagen des Juli oder den ersten Tagen des August jeden Jahres abzuhaltenden Lehrertag.

*) Zur Erhaltung und Pflege deutschen Sinnes und Geistes, unter weitsichtigem und hochherzigem Verständnis der in der neuen Welt auf freiem Boden für die deutsche Erziehung erwachsenen Aufgaben und Pflichten, hat unter unseren Landsleuten in ihrer neuen großen Heimat jenseits des Ozeans die Begründung des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes in hervorragendster Weise beigetragen. Dank all diesen Männern und Frauen, welche in ihrer Allianz ein Bollwerk errichtet haben gegen die Entdeutschung unserer ausgewanderten Mitbrüder und welche der deutschen Schule fern vom Vaterlande eine so bewunderswerte, allgemein anerkannte Entfaltung, eine so hohe zeitgemäße Stellung zu geben verstanden! Wir sind erfreut aus der Feder des jetzigen Präsidenten des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes Herrn Professor H. Schuricht in Chicago, eines der gediegensten Schulmänner der Vereinigten Staaten, eine geschichtliche Skizze dieser herrlichen Institution geben zu können, deren segensreiche Erfolge dem deutschen Namen zur Ehre gereichen in der Errichtung und Befestigung eines geistigen Neu-Deutschlands in Nordamerika. Die Redaktion.

2) Durch Herausgabe, resp. Unterstützung eines Bundesblattes.

3) Durch Errichtung von Zweig- und Lokalvereinen.

4) Durch Teilnahme an der Verwaltung des „nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerseminars“, unter Beachtung folgender Grundsätze:

a) Die Zöglinge des Seminars sollen im Sinne der fortgeschrittenen Wissenschaft und Kunst wahrer Menschenerziehung für die amerikanische Schule ausgebildet und befähigt werden, sowohl in englischer wie in deutscher Sprache zu unterrichten.

b) Makelloses Leben und Treue gegen die Grundsätze der Selbstregierung, wie sie in der Unabhängigkeits-Erklärung niedergelegt sind, müssen von Lehrern wie Schülern verlangt werden.

c) Glaubensbekenntnis, Religionsanschauung, Nationalität und Geschlecht kommen weder bei der Anstellung der Lehrer, noch bei der Aufnahme der Zöglinge in betracht.

d) Unterricht in religiösen Glaubenssätzen und religiösen Uebungen sind ausgeschlossen.

e) Die unter a, b, c, d angegebenen Grundsätze dürfen nie verändert werden.

Seinem Programme ist der Lehrerbund treu geblieben, und wenn seine Erfolge nicht allenthalben bekannt sind oder anerkannt werden, so ist lediglich die Teilnahmlosigkeit der großen Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner — und der blinde Haß aller prinzipiellen Gegner deutsch-amerikanischer Kulturbestrebungen und der freien, humanen Erziehungs-Methoden — dafür verantwortlich. Jedenfalls gebührt dem deutsch-amerikanischen Lehrer-Bunde ein Blatt in der Kulturgeschichte dieses Landes.

Die während des nun vierzehnjährigen Bestehens des Bundes abgehaltenen Lehrertage fanden in folgenden Orten statt:

Louisville, Ky., 1870; Cincinnati, O., 1871; Hoboken, N. J., 1872; St. Louis, Mo., 1873; Detroit, Mich., 1874; Toledo, O., 1875; Cleveland, O., 1876; Milwaukee, Wis., 1877; New York, 1878; Cincinnati, O., 1879; Newark, N. J., 1880; Davenport, Iowa, 1881; Buffalo, N. Y., 1882; und die nächste 14. Tagung soll in den Tagen vom 31. Juli bis 3. August dieses Jahres in Chicago abgehalten werden.

Die überwiegende Mehrzahl der Bundesmitglieder sind Lehrer und Lehrerinnen, von denen die letzteren das numerische Uebergewicht haben; aber auch Laien, die sich für die hohen Zwecke der Erziehung interessieren, gehören dem Bunde an, und derselbe hat dieser Gruppe seiner Mitglieder schon manchen wertvollen Vortrag und praktischen Vorschlag zu danken gehabt. Sein in die Augen fallendster Erfolg ist, wie gesagt, die Begründung des nationalen deutsch-amerikanischen Seminars zu Milwaukee. Dasselbe wurde mit den vom Lehrerbunde auf dem Wege der Subskription gesammelten Mitteln in's Leben gerufen, und die rühmlichst bekannte, ehemals Engelmann'sche Schule in Milwaukee ist mit demselben als Seminarschule (Uebungs- oder Modellschule) verbunden worden. Im Herbst 1878 wurde das Seminar unter der Direktion des Herrn Keller, früher Lehrer an der deutsch-amerikanischen Akademie zu Hoboken, N. J., eröffnet, und unter seiner trefflichen Leitung hat es sich von Jahr zu Jahr erweitert. Viele der früheren Gegner des Instituts sind bekehrt und warme Freunde und Unterstützer desselben geworden. Im Hochsommer dieses Jahres wird bereits die dritte Abiturienten-Prüfung stattfinden. Zur Zeit unterrichten am Seminar 13 tüchtige deutsche und englische Lehrer, und die Zahl der Seminaristen und Seminaristinnen beläuft sich auf 47. Das Erblühen dieser Lehranstalt muß einen Jeden mit Freude erfüllen, der anerkennt, daß die Schulen unseres Landes nur durch gehörig vorgebildete Lehrkräfte werden können, was sie sein sollen, und daß namentlich auch der deutsche Unterricht in den Volksschulen erst erfolgreich und sein Bestand gesichert sein wird, wenn er überall in der Hand tüchtiger Lehrer liegt. Das nationale deutsch-amerikanische Seminar vermag zwar nur einen sehr kleinen Teil der Lehrkräfte zu bilden, welche die Schulen des Landes bedürfen, — allein jede einzelne geschickte Lehrkraft, die aus demselben hervorgeht, ist Gewinn, — und noch mehr der Einfluß und das Beispiel, welche dieselbe in die Schulräume unserer Public Schools hineinträgt. Fast als ebenso wichtig wie die Errichtung des Seminars kann die Herausgabe einer deutsch-amerikanischen pädagogischen Zeitschrift bezeichnet werden. Die „Erziehungsblätter“ (Milwaukee bei Doerflinger Book & Publishing Company) haben während der 13 Jahre ihres Bestehens anregend auf Lehrer und all ihre Leser eingewirkt. Hailmann, Klein und z. B. Großmann haben das große Verdienst, das Blatt während dieser langen Reihe von Jahren geleitet zu haben, ohne daß sie dafür eine andere Entschädigung empfangen hätten, als ihnen die Anerkennung der Kollegen und das Bewußtsein gewährte: einer guten Sache mit Hingebung gedient zu haben. Ferner ist der Kindergarten in Amerika ein Pflegling des Lehrerbundes und hat unter den Mitgliedern desselben stets seine eifrigsten Fürsprecher gehabt. Dr. A. Douai, Frau Kraus-Bölte, und Hailmann sind in erster Reihe zu nennen, und ihren eifrigen Bestrebungen ist es zu danken, daß diese segensreichen Institute hier Eingang gefunden haben. Die ersten Kindergärten in Amerika entstanden in Verbindung mit deutsch-amerikanischen Privatschulen, die der Leitung von Mitgliedern des Bundes anvertraut waren. Unseres Wissens wurde der erste Kindergarten in Boston mit der dortigen deutsch-englischen Schule auf Dr. Douai's und Karl Heinzen's Anregung gegründet. Nur nach und nach gewannen sich diese nützlichen Anstalten auch unter den Amerikanern Freunde. In neuester Zeit ist der Kindergarten sogar in einigen Städten ein Teil der öffentlichen Schulerziehung geworden, lief dabei aber Gefahr, gleich dem Unterricht in den Volksschulen, in die Zwangsjacke des mechanischen Abrichten und Drillens gesteckt zu werden, während andererseits religiöse Genossenschaften Kindergärten als Bewahr- und Wohltätigkeitsanstalten errichteten, in denen die Kinder allerdings den Lastern der Straße entzogen werden, dafür aber vielfach einer frömmelnden Richtung zum Opfer fallen. Diese Gefahren sind noch nicht überwunden, aber der Lehrerbund hat durch Wort und Schrift zu verhindern gesucht, daß Fröbel's humane Schöpfung nach der amerikanisch-puritanischen Schablone gemodelt werde. Dank dem urwüchsig-gesunden, belebenden Geiste, der das Wesen der Kindergärten ist, bleiben dieselben selbst in der Hand derer, die sie für Sonderzwecke benutzen möchten, Anstalten, in denen die Kinder zur Erkenntnis des Wertes eigenen physischen und geistigen Schaffens gelangen. Nicht minder Großes, wie für die Verbreitung der Kindergärten, hat der deutsch-amerikanische Lehrerbund für die Popularisierung und Einführung des Anschauungsunterrichts in den öffentlichen

Schulen gethan. Was er in dieser Richtung geleistet hat, entzieht sich allerdings dem Auge des oberflächlichen Beobachters, aber das Beispiel der deutsch-amerikanischen Privat- und Vereinsschulen und der Einfluß, welchen die in den öffentlichen Schulen unterrichtenden Mitglieder des Bundes geben, haben gerade in dieser Beziehung überraschende Erfolge errungen. Vor sechs Jahren noch frug mich, — damals Direktor der deutsch-englischen Real-Schule in Newark, N. J., — bei Vorzeigung der Winckelmann'schen Anschauungsbilder, der dortige Schul-Superintendent: „Aber — wie benutzen Sie dieselben im Unterricht?" — während heute besonders die jüngeren Lehrer und Lehrerinnen in den öffentlichen Schulen von der Idee durchdrungen sind: daß die geistige Entwickelung der Kinder in den Sinnesthätigkeiten ihren Ursprung nimmt, welche auf Wahrnehmungen und Eindrücke zurückgeführt werden müssen, die sie von außen her empfingen, — und daß sonach naturgemäß aller Schulunterricht durch Anschauungs-, Denk- und Sprachübungen einzuleiten ist. Dieser Umschwung in der Meinung der Lehrer ist aber dem deutschen Beispiel und Einfluß zu danken. Deutsche Pädagogen an amerikanischen Seminar- oder Normalschulen wie: Soldan in St. Louis und Borger in Cincinnati, haben sich in dieser Richtung hohe Verdienste erworben. — Aber der Bund ist dabei nicht stehen geblieben, — sondern hat auch durch seine Vorschläge und Veranlassung von Lehrmittel-Ausstellungen (New York 1878, Cincinnati 1879,) die Verleger und Kunstanstalten bewogen, geeignete Lehrmittel für den Anschauungsunterricht zu publizieren. Auch zur Zeit sind die stehenden Ausschüsse des Bundes beauftragt, Entwürfe von Lehrbüchern auszuarbeiten und dem 1883. Chicago-Lehrertage vorzulegen; und soll während desselben wiederum eine Ausstellung von Lehrmaterialien für Kindergärten und Arbeitsschulen stattfinden.

Ferner bildete die „harmonische Ausbildung von Kopf und Herz unserer Jugend" (Ethical Culture) auf allen Tagungen des Lehrerbundes einen hervorragenden Gegenstand der Berathungen. Die deutschen Lehrer erkannten, daß durch die Beseitigung des Religionsunterrichts eine große Lücke im Unterrichtsplan der öffentlichen Schulen entstanden war. Der bevorstehende Lehrertag verspricht nun in dieser Beziehung besonders bedeutungsvoll zu werden, denn auf dem letzten Lehrertag in Buffalo ist ein Komitee beauftragt worden, zu erwägen: „a) welche erziehlichen Mittel für eine gleichmäßige Bildung von Herz und Kopf zu empfehlen sind, und b) in welcher Weise eine gemeinsame Agitation zu Gunsten der Gemütserziehung der Jugend mit den amerikanischen Lehrerkonventionen bei Staats- und Ortsbehörden zu ermöglichen sei."

In neuester Zeit haben sich die deutsch-amerikanischen Lehrertage auch sehr lebhaft mit der Notwendigkeit der Einführung eines Handfertigkeits-unterrichts in den Volksschulen und mit der Frage der Errichtung von Fortbildungsschulen beschäftigt. Der Umstand, daß Prof. Felix Adler das Referat in diesen hochwichtigen Angelegenheiten übernommen hat, bürgt wohl dafür, daß dieselben auf dem nächsten Lehrertage eine gründliche Erwägung finden werden.

Als ein weiteres verdienstliches Werk des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes ist die seit drei Jahren begonnene Statistik der deutsch-amerikanischen Schulen zu nennen. Dieselbe liefert bereits einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten.

Dieser geschichtliche Rückblick auf die Entwickelung und das Wirken des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes möge dieser gemeinnützigen und hochachtbaren Schöpfung, wie unter der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten, so auch im alten Vaterlande eine wohlwollende Gesinnung und Unterstützung gewinnen helfen.

H. Schuricht, Chicago.

Die argentinische Provinz Tucuman.

4. In der Campaña.

2.

Außer mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sich die Leute, besonders die Weiber, auch mit einiger Industrie, die darin besteht: Seife zu kochen, Lichter zu ziehen, Stärke zu bereiten, Zigarren, namentlich Zigarretten, zu deren Hüllen statt des Papiers geglättetes Maisstroh genommen wird, zu drehen. Ferner backen die Frauen mit Fleisch gefüllte Pasteten und süße Torten, wie sie auch aus Zucker mit ein wenig Zusatz von Orangenschalen angenehm schmeckende Tabletas*) bereiten, die auf kleinen Tischen ausgebreitet, an der Landstraße verkauft werden. Aus den Früchten der Algarroba, aus zerstampften Maiskörnern und aus dem Safte des Zuckerrohrs werden drei bierähnliche. berauschende Getränke bereitet, die unter den Namen von Aloja, Chincha und Guarapo feil gehalten werden und sehr begehrt sind. Der Reisende leidet in keiner der argentinischen Provinzen so wenig Not wie in Tucuman, wo er an den Wegen alles, dessen der Mensch zur Notdurft seines Leibes und Lebens bedarf, brevi manu hat. Im Flechten von Schilfmatten, sowie in der Anfertigung von schönen, breiten aus Baumwolle gearbeiteten Spitzen, sogenannten Randas, die zu Dekorationen weiblicher Kleidungsstücke, Kopfkissenbezüge, Tischdecken, Handtücher u. a. m. dienen, besitzen die Weiber eine große Geschicklichkeit. Die Randas von Tucuman sind berühmt und werden in Buenos Aires und Chile, wohin viele alljährlich exportiert werden, gern gekauft. Ebenso geschickt ist ein großer Teil der Frauen in der Anfertigung von Satteldecken, hier Pellones genannt, von Reisedecken und von Ponchos. Zu diesen Arbeiten wird die eben geschorene Wolle mittelst einer einfachen Spindel zu einem starken Faden gesponnen, dann eine Zeit lang in Urin gelegt, worauf sie in die mit verschiedenen Farbestoffen (die sämtlich dem hiesigen Boden entstammen) gefüllten Töpfe gebracht wird, worin sie, entweder durch ein heißes Bad oder durch Kochen schön und dauerhaft gefärbt wird. Manche der so aufgetragenen Farben besitzen einen wunderbaren Glanz und es dürfte von Interesse sein, einige dieser Farbstoffe, die in Europa bis jetzt wohl noch vollständig unbekannt sind, hier anzuführen.

Zum Gelbfärben wird ein Strauch benutzt, der hier Valda, an anderen Orten Quellotarpa oder auch Cejatulpuno genannt wird. Zu diesem Bade

*) Eine Art Marzipan.

braucht die Wolle nicht erst mit Urin gebeizt zu werden. Bringt man die so gefärbte Wolle darauf in ein warmes Laugenbad von Jume*), so verwandelt sich das Gelb in orangenrot. — Die Blüte der Malva färbt alle Stufen von grau bis dunkelviolett; behandelt man aber die Wolle mit Zinnsalzbeize, so erhält man kirschrot bis dunkelbraun. — Früchte und Blätter des Espinillo, auch Nandubay genannt, geben eine graue bis schwarze Farbe, während die Früchte des Guayacan blauschwarz färben. — Die Zweige des Raiz-Punzó erteilen der Wolle eine gelbe Farbe, die in einem Laugenbade von Jume in hochrot übergeht. — Der Raiz de Pata färbt kaffeebraun. — Zur Nachahmung der Farbe des Vicuñafelles wird die Rinde des Sauce (eine Weidenart) und die der Algarroba blanca benutzt. — Mit Kupfervitriol gebeizte Wolle, die in ein warmes Bad vom Holz des Quebracho colorado gebracht wird, erhält man eine rotbraune bis rotviolette Farbe. — Das Bad vom Holz des Coronillo gibt eine glänzend karminrote Farbe, welche die Argentiner tinta punzó nennen, während das Holz des Lapacho der Wolle, je nachdem diese vorher behandelt wurde, sechs verschiedene Farben erteilt, nämlich: rosenrot, gelb, orangengelb, grau, kaffeebraun und dunkelbraun. — Zum Blaufärben sowohl, wie auch zum Grünfärben benutzt man den hier wild wachsenden Añil oder Indigo. Für letzteren Fall wird die Wolle erst mit Valda gekocht, worauf sie aus dem Bade herausgenommen und ein- bis zweimal mit einer Abkochung des Añil behandelt wird. Es würde zu weit führen, hier alle die Pflanzen anzuführen, welche die Eingeborenen zum Färben benutzen. Die vorstehend erwähnten sind die wichtigsten und meist gebräuchlichsten. Auf primitivem, unter dem schattigen Laubdach eines Baumes aufgeschlagenen Webstuhl wird dann schließlich die so gefärbte Wolle in einfachen, streifigen Mustern zu Ponchos, Decken und dergleichen auf mühsame und langwierige Weise verwebt.

Von den Industrien, welche von Kapitalisten betrieben werden, stehen, wie schon in einem der vorhergehenden Aufsätze**) erwähnt, die Zucker- und die Spritfabrikation obenan, woran sich unmittelbar die Gerberei schließt, die das von ihr bereitete Leder bis nach Buenos Aires hin versendet. Für die Gerbereien liefern die Wälder Tucuman's eine Menge gerbstoffhaltiger Pflanzen, von denen einige, als Beweis für den Reichtum dieser Wälder, hier erwähnt werden mögen:

Namen der Bäume:	Tanningehalt:
Cebil colorado	13,00 %
Cebil blanco	11,84 „
Quebracho blanco***) (Rinde)	12,00 „
„ „ (Blätter)	27,50 „
Quebracho colorado (Rinde)	7,41 „
Espinillo (Rinde)	5,84 „
„ (Früchte)	12,03 „
„ (Fruchtschalen ohne Samen)	32,20 „
Lecheron (Rinde)	10,00 „
Molle de curtir (Blätter und unreife Früchte)	19,50 „

*) Siehe: „Eine Wanderung durch die Provinz Tucuman". „Weltpost" 1883. Heft 6.

**) Siehe: „Zuckerindustrie und Zuckerfieber", 1883, Heft 7.

***) Als Curiosum sei bemerkt, daß nur die in den Nordprovinzen wachsenden Quebracho blanco und Quebracho colorado Tannin enthalten, dagegen die in den Mittelprovinzen wachsenden gleichnamigen Bäume keinen Gerbstoff besitzen.

Nächst den Gerbereien sind die teils durch Dampf, teils durch Wasserkraft bewegten Schneidemühlen anzuführen. Auch ihnen liefern, zur Herstellung der Bretter, Balken, Tiranten und Eisenbahnschwellen, die Wälder ihr kostbares Material; ganz besonders sind die aus der Ceder, dem wilden Nußbaum (Nogal) und dem Lapacho geschnittenen Bretter wertvoll für Tischlerarbeiten. Mit der Erwähnung der Mehlmühlen und Ziegelbrennereien, die alle tüchtig zu thun haben, dürften die in der Campaña betriebenen Industriezweige hier sämtlich angeführt sein. —

Was die Verwaltung der Campaña betrifft, so ist dieselbe vollständig vernachlässigt; die Behörden kümmern sich um nichts und nur beim Eintreiben der Steuern entwickeln sie eine anerkennenswerte Thätigkeit. Die Regierung wendet ihre ganze Huld der Stadt zu, während sie für den übrigen Teil der Provinz wenig oder gar keine Fürsorge an den Tag legt. Die Wege sind unter aller Kritik und bei Regenwetter für die großen zweiräderigen Ochsenkarren, deren sich die Landleute bedienen, unpassierbar; Brücken sind nicht vorhanden und die Bewässerungskanäle befinden sich in einem traurigen, verwahrlosten Zustande. Die Polizeimacht ist in der Stadt zum Schutz der Person des Gouverneurs konzentriert, während in manchen Landdistrikten sich auch nicht ein Polizeisoldat befindet, der den Viehdieben wenigstens etwas Respekt einflößen und für Aufrechthaltung der Ordnung sorgen könnte. Auch das Schulwesen ist in argen Verfall geraten. Vor einer Reihe von Jahren, zur Zeit als Sarmiento, der selbst Jahre hindurch Schullehrer gewesen, Präsident der Republik war (1868—1874) und seine ganze Thätigkeit der Hebung des Elementarunterrichts zuwandte, erhielten alle Provinzen Schulzuschüsse und diejenigen, welche einen gewissen Prozentsatz der Kinder, die Schulunterricht genossen, aufweisen konnten, noch eine jährliche Extraprämie von 10,000 Patacons (die aber nur zu Schulzwecken Verwendung finden durften) aus dem Nationalschatz ausbezahlt. Damals stieg in der Provinz Tucuman die Zahl der von der Provinzialregierung unterhaltenen Schulen auf 71; heute dagegen beträgt die Zahl der bestehenden Schulen, trotzdem die Gelder vom Unterrichtsministerium nach wie vor pünktlich bezahlt werden, nur noch 28, nachdem sie im Jahre 1880 sogar bis auf 14 gesunken war. Die für Vermehrung und Hebung der Schulen bestimmten Gelder werden teils zu anderen Zwecken verausgabt, teils verkrümeln sie sich auf die bekannte unbekannte Weise. Natürlich war die Folge hiervon, daß Lehrer entlassen und Schulen geschlossen werden mußten, denn man kann als gewiß annehmen: will eine argentinische Provinzialregierung Ersparnisse (aber Ersparnisse eigener Art) eintreten lassen, so macht sie stets den Anfang bei den Schulen und zwar so, daß ein Schulmeister während vier bis sechs Monaten kein Gehalt empfängt, worauf er entlassen, die Schule geschlossen und ihm von der Tesoreria (Kämmerei) eine Anweisung auf sein rückständiges Gehalt eingehändigt wird, die er zur Einlösung präsentieren kann, wenn die Tesoreria bei Kasse ist, was häufig genug auch wiederum acht bis zwölf Monate dauert. Es sind dies traurige Zustände, um so trauriger, da eine Änderung zum Besseren noch weit in nebelgrauer Ferne liegt, denn von Seiten des gesetzgebenden Körpers der Provinz wird

über die Angelegenheiten der Campaña mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit hinweggegangen, da nur ein geringer Teil der Herren Legislatoren einiges Interesse für dieselbe zeigt. Die Bewohner der Campaña sind dazu da, von den Kapitalisten ausgebeutet und bedrückt zu werden, was diesen um so leichter gelingt, je weniger jene lernen. — Deshalb möglichst wenig Schulunterricht!

Albert Amerlan, Tucuman.

(Fortsetzung folgt.)

„Die Anden sind besiegt!"

Original-Korrespondenz der „Weltpost".

Nachdruck verboten! Gesetz vom 6. Mai 1870.

Die unter dem Befehl des Generals Villegas stehende argentinische Militär-Expedition gegen die Indianer der südlichen Pampa hat abermals einen Sieg errungen. Es ist dies die Entdeckung des Andenüberganges „Barilochi". Derselbe wurde von den Indianern jederzeit ängstlich geheim gehalten, hingegen von den Missionären seit anderthalb Jahrhunderten mit regem Eifer aufgesucht. Was der ausgezeichnete Geograph Picis, Ersteller der Karte von Chile, irgendwo ausspricht, daß es den Argentinern, einmal die Indianer aus der Pamp und den Anden vertrieben, sehr leicht sein würde, den Atlantischen mit dem Stillen Ozean vermittelst eines Schienenweges zu verbinden, kam mir bei dem Telegramm des Generals Villegas ins Gedächtnis. Von Bahia Blanca oder dem Golf von S. Matias könnte nun, den Barilochi benutzend, ein gerader Schienenweg nach Santiago de Chile hergestellt werden, welcher, ungleich kürzer als die Verbindung über Mendoza, leicht und mit verhältnismäßig geringen Kosten auszuführen wäre.

Diese Entdeckung gibt uns Anlaß einige geschichtliche Notizen über den „Paso de Barilochi" hier zu verzeichnen. Die ersten Anstrengungen, die in den Anden und südlich vom Rio Negro hausenden Tribus der Eingeborenen zu zivilisieren, ihre Ländereien zu erforschen und zu bevölkern, gingen von Chile aus. Es waren kühne und unerschrockene Jesuiten-Padres, welche die Quellen des Rio Limay entdeckten, der mit dem Neuquen dem Rio Negro zufließt. Der berühmte Missionär Nicolas Mascardi, dessen Streifzüge, Entbehrungen und Leiden seinen Bewunderern Stoff zu weitläufigen Chroniken gegeben, war der erste Europäer, welcher den über die Schultern der Cordillera de los Andes ausgebreiteten Schneemantel erreichte und die östlichen Abhänge herunterstieg nach dem Lande von Arauco, um die „Puelches" zu bekehren. Im Jahre 1690 wurde Mascardi, welcher sich in Chillan als Missionär ausgezeichnet hatte, beauftragt, die christliche Glaubensbotschaft in das unbekannte und geheimnisvolle Land von Nahuel-Huapi zu tragen, allwo nach der Fabel die märchenhafte Stadt „Césares", das Eldorado des südamerikanischen Kontinentes in früheren Jahrhunderten, existiert haben soll. Nachdem Mascardi einige Jahre in Nahuel-Huapi unter den wilden Eingebornen zugebracht, wurde er von denselben getötet.

Der deutsche Jesuitenpater Felipe van der Meeren, in der Geschichte bekannt unter dem Namen Padre Laguna*) fand im Jahre 1702 auf der westl. Seite der Cordillera einige Pampas-Indianer, welche die Anden überschritten hatten und ihm genaue Nachricht gaben von Mascardi, der sie beten gelehrt und sie abgehalten habe, geistige Getränke zu trinken. Zur Beglaubigung ihrer Worte verlangten sie, daß ihnen Pater Felipe Beichte abnehme und baten ihn, die Cordillera zu übersteigen, um in der Pampa ihren Söhnen und Stämmen das Evangelium zu predigen und sie zu unterweisen. Der verdienstvolle Padre Laguna, die Arglist und Treulosigkeit der „Pampas" nicht ahnend, ging in die Netze jenes heuchlerischen religiösen Eifers derselben und wirkte die Erlaubnis aus, die Regionen des Limay**) als sein Arbeitsfeld aufsuchen zu dürfen. Am 23. August 1703 reiste er in Begleitung des Paters José Guillelmo von Santiago de Chile ab. Auf dem Wege wurde letzterer krank und mußte zurückbleiben. Padre Laguna setzte die Reise fort und kam nach vielen Mühsalen und Lebensgefahren, welche ihm die Eingeborenen der zu durchwandernden Gebiete bereiteten, endlich nach Nahuel-Huapi. Seine Wirksamkeit zeitigte sehr schnell die anscheinend schönsten Früchte; schon 1704 wurde eine Kirche erbaut. Allein mitten in seiner Thätigkeit wurde dem Missionär in einem von den Indianern zubereiteten Getränk (Chicha) Gift gereicht. Hauptantrieb zu diesem Akt soll den Indianern ein Muttergottesbild gegeben haben, welches der Missionär von Lima erhalten hatte für die neue Kirche. Das Heiligenbild wurde von den Indianern „señora española" (spanische Frau) genannt und die Wahrsager verkündeten in ihrer prophetischen Autorität, daß diese señora española gekommen sei, den Tod Mascardi's zu rächen und daß es unbedingt notwendig sei, sie und den verräterischen Padre zu beseitigen. Dieses Ereignis konnte Manuel de Hoyo und José Elguea nicht abhalten, die dortige Mission wieder aufzunehmen, jedoch nach kurzer Zeit erlitten sie den Tod durch vergiftete Pfeile.

Die Empörung der Barbaren gegen die Missionäre wurde allgemein sowohl dies- als jenseits der Anden und 1723 waren infolge der Erhebung der unbändigen und unbezwingbaren Araukaner sämtliche Missions-Stationen verlassen. Der Erforschung jener Regionen ward bis anhin wenig gedient; die einen der Missionäre lebten ausschließlich ihrem Berufe als Heidenbekehrer und die andern verhinderte die blutige Rache der Wilden an Kundgebung ihrer Beobachtungen nach außen. Etwas Positives für die geographische Erforschung leistete Pater Guillelmo. Derselbe suchte seit 1711 einen Weg über die Cordillera, von welchem die Indianer sagten, daß er existierte und mit großer Leichtigkeit begangen werden könne, sie nannten ihn „Barilochi." Die „Puelches" widersetzten sich aber mit äußerster Hartnäckigkeit der Erforschung der Anden und suchten die Entdeckung jenes Weges auf jede Weise zu verhindern, weil sie befürchteten, die Spanier könnten auf demselben von Chile her in ihr Land einfallen und dasselbe erobern und verwüsten. Ein Araukaner gab endlich Guillelmo bestimmte Weisung

---

*) Soll wohl eine Übersetzung seines Familiennamens sein? Laguna = seichter See. P. D.

**) Im Limay-Thal kam es unlängst zwischen argent. und chilen. Truppen aus Irrtum zu einem blutigen Zusammentreffen, welches Ereignis einen großen Zeitungskrieg zwischen den zwei Nachbarstaaten Argentina und Chile heraufschwor. P. D.

über den Paso Barilochi, indem er ihm sagte, daß der Weg von „Los Baños", („die Bäder", einigen unter diesen Namen bekannten Termen) ausgehe*). Im Jahre 1715 fand denn Guillelmo mit seiner Expedition wirklich den längst gesuchten Anden-Übergang Barilochi. Der Chronist Olivares sagt folgendes über den Ausgang jener Expedition: „Einmal bei „Los Baños", konnte man die Spuren verfolgen, welche durchziehende Indianerhorden zurückgelassen, sodaß es leicht war, die Hindernisse zu bewältigen, die den Durchgang hemmten. Der Weg war derart, daß er mit Leichtigkeit von Maultieren begangen werden konnte bis Rahum, wo man sich nach Chiloe einschiffte."

Aber die Kenntnis des Barilochi-Passes war längst gänzlich verloren gegangen, da die Indianer wieder alleinige Herren jener Regionen waren, und so ist die Wiederentdeckung desselben als ein hochbedeutsames Ereignis für Argentinien zu begrüßen. Mit Recht ruft General Villegas in seinem Telegramme an den Präsidenten der Argentinischen Republik mit Entusiasmus aus: „Die Anden sind besiegt!" Der Paß führt durch eine sehr tiefe Schlucht, welche infolge ihrer Lage und Bildung die Erstellung einer Wasserstraße vom Stillen Ozean nach dem Rio Negro ermöglichen dürfte. Die nähere Erforschung wird diesen Punkt aufklären und begutachten.

San Carlos, Argentinien, März 1883.

P. Dürst.

*) Man weiß nach den neuern Entdeckungen, daß in jenen Gegenden die warmen Quellen häufig vorkommen; die Spanier kannten nur wenige. P. D.

Litteratur.

„Die Triester Ausstellung. Studie über die Exportfähigkeit unserer Industrie von Fritz Robert. 2. Auflage. Wien 1883. — Zur Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums der Vereinigung Triests mit der österreichisch-ungarischen Monarchie veranstaltete diese Stadt im vergangenen Sommer eine Ausstellung, welche den doppelten Zweck hatte: die Bande, welche den Kaiserstaat mit Triest verbinden, inniger zu verknüpfen und dem Handel von Triest zu einer größeren Ausdehnung zu verhelfen. Das Schriftchen enthält keinen eigentlichen Ausstellungsbericht, es beschäftigt sich vielmehr speziell mit denjenigen der ausgestellten Roh- und Industrieprodukte, welche entweder für die österreichische Exportfähigkeit jetzt schon von Bedeutung sind, oder es allem Anscheine nach später werden dürften. Der Verfasser hebt die Notwendigkeit hervor, daß dem Handel von Triest alle mögliche Sorgfalt und Fürsorge zugewendet werden müsse. Triest ist, wie in letzter Zeit, insbesondere durch F. X. von Neumann-Spallart nachgewiesen worden, wenn auch nicht in einem absoluten, so doch im Vergleich mit den meisten anderen großen mittelländischen Häfen, in einem Rückschritt begriffen, und wie sehr dies in Triest selbst empfunden wird, beweisen die Angstrufe angesichts des frischen Aufschwunges, den Fiume seit einigen Jahren genommen hat. Gewiß kann man es für einen Hafen wie Triest keinen Fortschritt nennen, wenn der Wert der auf dem Seewege ein- und ausgeführten Waren von 254 Millionen Gulden im Jahre 1872 auf 291 Millionen im Jahre 1881 gestiegen. Der Verfasser nimmt es mit der Lage Triests ernst genug. Ob aber die von ihm ausgesprochene Hoffnung, daß die Triester Ausstellung und der Besuch der kaiserlichen Familie daselbst die Veranlassung zur Beseitigung der jetzt den Triester Handel schädigenden Hindernisse sein werde, in Erfüllung geht, ist zu bezweifeln. Was der Verfasser über die industrielle Entwickelung Triests sagt, lautet auch nicht sehr tröstlich. Als Hauptanziehungspunkte der Ausstellung bezeichnet der Verfasser die bosnisch-herzegowinische, die Kollektivausstellung Dalmatiens und die musterhafte Ausstellung des Orientalischen Museums.

A. S.

Echo aus allen Weltteilen.

Kanada als Abzugsventil für das irische Proletariat.

Ein großartiger Kolonisationsplan ist bei der Englischen Regierung seitens der Canadian Pacific-Bahn eingereicht worden, welcher das Massenelend in Irland in eingreifendster Weise zu mildern bestimmt ist und sicherlich auch zur friedlichen Ebnung der irischen Bewegung beitragen dürfte. Für die Summe von einer Million Pfund Sterling sollen 10000 kleine Farmer sammt ihren Familien, also etwa 50000 Personen aus ihrer irischen Heimat frei nach dem kanadischen Nordwesten befördert werden. Dort erhält jede Familie 160 Acres besten Weizenbodens, ein hölzernes Wohnhaus, eine Kuh, die zum Landbau nötigen Werkzeuge und das für das erste Jahr nötige Saatkorn. Das Kapital von 1 Mill. Pfund soll von der Regierung an die Kanadische Nord-West-Land-Gesellschaft und andere Gesellschaften, welche sich an der landwirtschaftlichen Erschließung des kanadischen Nordwestens beteiligen wollen, vorgestreckt werden und zwar für den Zeitraum von 10 Jahren ohne Zinsen. Die Unternehmer dagegen legen den Auswanderern die Verpflichtung auf, nach Ablauf des 2. Jahres die für ihre 160 Acres abgeschätzte Kaufsumme von 100 Pf. Sterl. (2000 Mark) mit 6% zu verzinsen, während es denselben freisteht, das Kapital ratenweise nach Möglichkeit abzutragen. Wenn nun einerseits die Ausführung dieses Projekts vom sozialen Gesichtspunkt der Regierung sehr willkommen sein dürfte, so dient solche andererseits dazu, die angrenzenden Besitzungen der kanadischen Landgesellschaften wesentlich im Werte zu steigern.

Handelsverkehr zwischen Mexiko und Deutschland.

Nach dem Amtsblatt der Mexikanischen Regierung, welches eine statistische Übersicht der Ziffern des mexikanischen Exporthandels während der ersten drei Monate des Finanzjahres 1882/83 veröffentlicht, entnehmen wir, daß Mexiko nach Deutschland im Gesamtbetrage von Doll. 271,981.63 exportiert hat, und daß unser Vaterland in der betreffenden Tabelle an fünfter Stelle, hinter Spanien rangiert, während England mit nahezu 4 Millionen Dollars den Reigen eröffnet. Übrigens gestatten diese Ziffern keinen verallgemeinernden Schluß auf die Bewegung des Jahresexports, weil das erste Quartal, bei den besonderen Verhältnissen jener Republik, in wichtigen Artikeln erheblich hinter den normalen Verkehrssätzen zurückzubleiben pflegt. An dem Gesammtexport der genannten Periode, Doll. 8,350,956.37, partizipieren die Edelmetalle allein mit Doll. 6,004,827.14, d. h. mit nahezu drei Vierteilen.

Die Londoner deutsche Kolonie hat durch den am 7. Mai d. J. plötzlich eingetretenen Tod des durch seinen großen Wohlthätigkeitssinn bekannten Kaufmanns Hellmuth Schwartze einen schweren Verlust erlitten, der in allen Kreisen, zumal aber von den Armen schmerzlich empfunden wird, denn diesen war er in der That ein Freund, wie sie ihn so leicht nicht wieder finden dürften. Der Verstorbene war am 26. Juni 1825 in Osnabrück geboren und kam schon frühzeitig nach London, wo er in das Haus Friedrich Huth & Co. eintrat, später aber ein selbständiges Geschäft gründete, das er durch seine unermüdliche Thätigkeit, seine umfassende Geschäftskenntnis und seine strenge Rechtlichkeit zu einer Blüte brachte, die sein Haus zu einem der bedeutendsten und geachtetsten Englands machten. Und in edelster und großmütigster Weise benutzte der Verstorbene den ihm verliehenen Reichtum zur

Linderung des Elends, das in London in so vielfachen Formen auftritt, nicht allein unter den Deutschen, sondern unter den Angehörigen aller Nationen.

Das Stimmrecht der Frauen in den Vereinigten Staaten. Das politische Stimmrecht haben Frauen nur in den Territorien Utah und Wyoming. In Kansas, Nebraska, New Hampshire, Vermont, Dakota und Wyoming dürfen Frauen in Schul-Versammlungen, in Colorado und Minnesota bei Schulwahlen und in Massachussetts bei der Erwählung von Schulkomitees stimmen. In Michigan und New York können sie in Schulversammlungen stimmen, wenn sie Steuern bezahlt haben, und in Washington, wenn sie der Besteuerung unterstellt sind. Wittwen und unverheiratete Frauen können in Idaho mit bezug auf Distriktssteuern stimmen, wenn sie steuerbares Eigentum besitzen. In Oregon können Wittwen, welche Kinder haben, in Schulversammlungen stimmen. In Kentucky kann jede weiße Frau, welche ein Kind im Schulalter besitzt, in Schulangelegenheiten stimmen, besitzt sie kein Kind, zahlt aber Steuern, so hat sie das Stimmrecht in Steuerfragen. Zu Schulämtern wählbar sind Frauen in Illinois, Iowa, Kansas, Louisiana, Massachussetts, Michigan, Minnesota, Pennsylvanien, Vermont und Wyoming; zu Schuldistriktsämtern in Colorado; zu jedem Schulamte, mit Ausnahme des „Superintendenten“, in Wisconsin. Mitglieder des Schulkomitees können Frauen sein: in New Hampshire und Rhode Island; Schul-Trustees in New Jersey und Schulvisitatoren in Connecticut. In Maine stehen den Frauen einige Aemter offen und in Kalifornien alle, die nicht durch die Staatsverfassung besonders ausgenommen sind.

Ein Riesenmeteor. Eine Depesche aus Williams' Ranch bei Fort Worth in Texas meldet dem Baltimorer „Deutschen Correspondent“, daß am 15. April gegen 2 Uhr früh ein ungeheurer Aerolit niederfiel und die Wohnung Martinez Garcia's, eines mexikanischen Hirten, zerstörte. Garcia wurde nebst seiner aus Frau und fünf Kindern bestehenden Familie unter den Trümmern begraben und getötet. Das Meteor sah in seinem Sturze wie eine riesige Feuerkugel aus; die von ihm verursachte Lufterschütterung war eine furchtbare und beinahe alle Fenster wurden in dem benachbarten Städtchen zerschmettert. Viele Bewohner wurden aus ihren Betten geschleudert. Das Vieh stob schreckerfüllt nach allen Richtungen auseinander. Die Luft war mit einem schwefelartigen Geruch erfüllt, — die wildeste Aufregung herrschte und es dauerte längere Zeit, ehe man ermittelte, was sich ereignet hatte. Von weit und breit strömt man herbei, um dieses Riesenmeteor zu besichtigen, dessen eine Ende vielleicht 100 Fuß tief unter der Erdoberfläche, während das andere etwa 70 Fuß über die Oberfläche emporragt, im ganzen nimmt es eine Fläche von etwa einem Acker ein.

Ein Schwabe ist der Erbauer der höchsten Brücke der Welt, nämlich des im September vorigen Jahres vollendeten, auf zwanzig eisernen Riesentürmen über das Kinzua-Thal im nordwestlichen Pennsylvanien hinführenden Viadukts der Lake Erle & Western Coal & Mailroad Co. Der Erbauer, Adolf Bonzano, wanderte vor mehr als dreißig Jahren aus Württemberg ein und ist jetzt Ober-Ingenieur und Teilhaber der Brückenbau-Gesellschaft von Clarke, Reeves & Co. zu Phenixville in Pennsylvanien. Die Brücke ist 94,70 m hoch, 625,44 m lang.

Der Deutsche Liederkranz in New York, der sich in den 36 Jahren seines Bestehens zu den angesehensten Gesangvereinen New Yorks emporgeschwungen hat, beging am 26. Novbr. v. J. die feierliche Einweihung seiner neuen Halle, die sich stolz den prächtigsten Klubhäusern der amerikanischen Metropole an die Seite stellen darf. Der Verein, als dessen Präsident im Jahre 1861 auch Friedrich Kapp fungiert hat, steht jetzt unter dem Präsidium des Herrn William Steinway und zählt 1378 Mitglieder, von denen 115 aktiv sind. Als Dirigent hat 32 Jahre lang der Kapellmeister Agricol Paur dem Verein vorgestanden. Seit dem 1. Oktober v. J. ist die musikalische Oberleitung dem Kapellmeister Theodor Thomas übertragen worden.

Ueber die bisherige Thätigkeit des Herrn Quistorp in Paraguay erfährt man einige speziellere Angaben. „Democracia“ aus Paraguay und „La Reforma“ aus Asuncion vom 16. März berichten: „Herr Quistorp forderte 160 Quadratleguas (à 2700 ha) Staatsländereien und verpflichtet sich, innerhalb 10 Jahren auf denselben 5000 Familien anzusiedeln. Außerdem überläßt ihm die Regierung 20 Quadratleguas im Departement Altos, und sollen daselbst 200 Familien ansässig gemacht werden. Für eine direkte Dampferlinie zwischen Deutschland und Paraguay beansprucht Herr Quistorp eine Staatssubvention von 15000 Dollar für die nächsten 10 Jahre. Das für das Unternehmen nötige Kapital schätzt Herr Quistorp auf 450000 Dollars, und soll der Staat Paraguay für diese Summe die Zinsen auf 5 pCt. garantieren.“ Wie die genannten Zeitungen weiter melden, hat die Regierung von Paraguay „nach reiflicher Überlegung“ die Vorschläge des Herrn Quistorp angenommen.

Ein neues deutsches Blatt haben wir zu begrüßen: „Das Capland“, welches wöchentlich einmal in der Kapstadt erscheint, im Verlage von Braun, Michaelis & Co. Die Ansprache, mit welcher die Redaktion das Blatt einführt, stellt als Ziel auf: treue Wahrnehmung der Interessen der neuen Heimat und der berechtigten Vorteile und Ansprüche der deutschen Ansiedler in Süd-Afrika, sowie gute Pflege der Beziehungen zu der alten Heimat. Und da in Süd-Afrika die deutsche Einwanderung und Ansiedelung bereits von Bedeutung ist, so hat es auch sicher einen fruchtbaren Wirkungskreis vor sich, den es unter dem Wahlspruch unseres berühmten Landsmannes Professor Max Müller in Oxford zu beackern gedenkt: „Auch muß ich das den Engländern zur Ehre nachsagen, daß sie den Deutschen, der auch in England deutsch bleibt, höher achten, als den, der gern als Engländer gelten möchte!“ — Der 1. Nummer des „Capland“ vom 31. März entnehmen wir für heut, daß die deutsche Gemeinde East-London (Süd-Afrika) nach ungefähr 10jährigem Bestehen jüngst ein neues Gotteshaus sich baute und eingeweiht hat, zu welcher Feier liebe Landsleute von nah und fern, sogar aus Natal herbeigeströmt waren. — Glückauf dem neuen deutschen Blatte an der Südspitze Afrikas!

Am 24. April d. J. sind zwei junge sächsische Landsleute, die in Leipzig ihre akademischen Sprachstudien vollendet haben, Schüler des Herrn Prof. v. d. Gabelentz, Herr Dr. Const. Merz und Felix Reinsdorf, nach Peking abgegangen, um zunächst mit einem Jahresgehalt von 6000 Mk. und der Anwartschaft, später als Interpreten mit einem Gehalt von 8000—12000 Mk. im Reichsdienste angestellt zu werden, in die dort vom Deutschen Reiche unterhaltene Interpretenschule einzutreten.

Pro domo.

Der „Export“ v. 22. Mai läßt der Entrüstung seines Spezialkorrespondenten in Amsterdam über die „koloniale Reklame“ der australischen Kolonien Viktoria und Neu-Süd-Wales, sowie der kanadischen Provinz Manitoba auf der dortigen Ausstellung freien Lauf. Wenn sich diese englischen Kolonien die gewiß nicht unerheblichen Kosten einer stattlichen Ausstellung ihrer Produkte gemacht haben, so kann ihnen Niemand verargen, daß sie auch Vorteil dadurch zu erlangen suchen und in ihrer Weise zu einer Steigerung der Einwanderung „Reklame“ machen. Kleinlich ist es von dem Berichterstatter sich über die mangelhafte deutsche Übersetzung des Pamphlets von Neu-Süd-Wales aufzuhalten, denn ebenso gäben die in Holländisch oder Englisch gedruckten Empfehlungen unserer, die Reklame durchaus nicht so verwerflich ansehenden deutschen Industriellen den Landesangehörigen bekanntlich oft Anlaß zu einer spöttelnden Kritik. Uns persönlich interessiert nur folgender Passus: „Im Bunde mit dieser kolonialen Reklame der dritte Staat, ist Manitoba in Kanada, wo, darf man den aufgelegten Schriften und darunter sogar dem Februarheft der Leipziger „Weltpost“ von diesem Jahre Glauben schenken, Milch und Honig fließt und jedem Einwanderer ein paradiesisches Daheim garantiert wird (bei 8 Monat Winter).“ Was nun sonst für Schriften seitens der kanadischen Aussteller ausgelegt sind, um zu dem Glauben zu verleiten, daß in ihrem Staate „Milch und Honig fließt“ ist uns unbekannt, da der Herr Korrespondent nur unser Blatt citiert, jedenfalls möchten wir aber für uns einen derartigen Vorwurf der Uebertreibung als unbegründet zurückweisen, indem wir jedem unparteiischen Leser den betreffenden Aufsatz unseres Blattes, die Schilderung des kanadischen Nordwestens in der „Weltpost“ vom 1. Februar d. J., zu eigner Beurteilung unterbreiten.

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur Richard Lesser, Leipzig. Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Ein intergermanisches Organ
für Alle deutschen Stammes und deutscher Zunge auf der Erde.

„Warum wohl noch niemand in der Zeit unseres nationalen Aufschwunges auf die Idee gekommen ist, eine intergermanische, d. i. eine Monatsschrift, die sich in erster Linie und systematisch den über den ganzen Erdball zerstreuten Deutschen nach den verschiedenen, unserem Volkstum eigenen Richtungen und kulturellen Besonderheiten widmet, zu gründen? Ich sage mit Absicht nicht pangermanisch, sondern intergermanisch, um sofort jeden Nebengedanken einer, wenn auch an sich unrealisierbaren, so vielleicht doch in exaltierten Köpfen schlummernden politisch-nationalen Vereinigungs-Tendenz radikal auszuschließen. Es giebt französische, russische, englische, amerikanische Deutsche, die nur ein indirektes Interesse an der jeweiligen politischen Gestaltung des Landes ihrer Väter haben, da sie selbst in ihren neuen Wohnsitzen im Genuß des politischen Vollbürgerrechtes sind, dafür aber den innigsten Anteil an der kulturellen Bewegung des geistigen Deutschtums, an der Pflege der intellektuellen und gemütlichen Eigenart ihres Stammvolkes nehmen. Mehr noch: sie pflegen in ihren entfernten deutschen Kreisen aus eigener Initiative eine besondere Art des Heimatslebens, unterhalten deutsche Schulen und Kirchen, deutsche Theater und Kunstinstitute, deutsche Zeitungs- und Bücherverlagsanstalten. Sie repräsentieren gleichzeitig zwei Kulturen, die ihres Wohn- und die ihres Stammlandes, wie ein Baum, der durch Propfung zwei Fruchtarten trägt. Diesem geistigen Alldeutschland vermögen unsere gewöhnlichen Zeitungen und Zeitschriften nur in sehr ungenügender Weise und in vielen wichtigen Stücken gar nicht gerecht zu werden.

„Am kümmerlichsten, unzulänglichsten und befangensten sind die publizistischen Aufschlüsse, die wir über unsere Stammesabzweigungen in Amerika erhalten. Unsere berühmte Schriftstellerin und Weltfahrerin Fräulein Emmy von Dincklage tadelt mit Recht die frostig ablehnende Miene, welche Deutschland den amerikanischen Zuständen gegenüber anzunehmen liebt: „Jeder halbwegs gebildete Mensch weiß, was in Olympia mit und ohne Nase ausgegraben wurde, wir haben eine kindliche Freude über den Fund von etruskischen Aschen-Urnen an der Riviera di Levante, — aber unsere amerikanischen Zeitgenossen, dieses so junge und so strebsame Kraftvolk bleibt uns fremd". — Die vor zwei Jahren begründete illustrierte Zeitschrift „Die Weltpost" von Richard Lesser bemüht sich wohl, das Deutschtum selbst in den entlegensten Teilen der Erde aufzusuchen und die Kenntnis von deutschem Wirken und Ringen in der weiten Welt zu verbreiten, allein sie ist zu einseitig den Interessen der Auswanderung zugewandt, um den idealen Gesichtspunkt der geistigen Zentralisation aller germanischen Kulturarbeitsfäden, die sich kreuz und quer über den Erdball ohne innere Verknüpfung verlieren, festzuhalten. Hier ist offenbar eine Lücke, die durch ein intergermanisches Organ, welches die Deutschtums-Inseln im menschlichen Ozean einander geistig vermittelte, ausgefüllt zu werden verdiente. Ich muß es hier bei dieser Andeutung bewenden lassen; vielleicht fällt mein Gedankenkörnlein auf ein fruchtbares Erdreich, um zu einem Baum zu erwachsen, unter dessen Schatten die zehn oder fünfzehn Millionen Deutschen außerhalb der neuen Reichsgrenzen sich zu den Wettspielen und Festen der germanischen Kultur brüderlich versammeln können."

Wie der Schiffer auf hoher See innigste Freude empfindet, wenn auf einsamer Fahrt plötzlich ein Segel vor ihm auftaucht, an dessen Mast die Flagge seines Vaterlandes weht und beim Annähern sich die völlig fremden Söhne einer Heimat und gleichen Berufes mit jubelndem Zuruf begrüßen, — so ward uns, als wir obige Worte ganz unerwartet in einem Buche fanden, dessen Titel: „Madame Lutetia! Neue Pariser Studien von M. G. Conrad".*) Wie in früheren feuilletonistischen und sozialpolitischen Schriften, welche diesem Autor seinen Ruf gaben, hatten wir auch hier Seite für Seite die seiner Feder eigene geistvolle, oft satyrische Behandlung des vielseitigen Pariser Lebens zu bewundern, — getreue Spiegelbilder, deren Flecken und krasser Stoff nicht dem Darsteller zum Vorwurf, sondern vielmehr seiner Wahrheitsliebe zum Verdienst gereichen. Wer zwischen den Zeilen liest, wird unter dem leichten plaudernden, prickelnden Stil unseres in Paris lebenden Landsmannes immer wieder einen ernst sittlichen Kern entdecken, der von seinen vorurteilsfreien Anschauungen, seinem edeln Streben und Ringen zum Besten der Menschheit und seiner unbeengten, wahrhaft patriotischen Liebe zu Deutschland zeugt. Wie auch hierfür obige Worte sprechen, die wir aus dem interessanten Buche gleichsam herausschälten, so begegnen wir in Conrad's Auffassung eines intergermanischen geistigen Netzes, das sich über den Erdball ausspannt, und seiner Forderung eines Organs für dieses geistige Alldeutschland dem, was uns nach jahrelangem Sinnen und Trachten zur Herausgabe der „Weltpost" geführt und was von Anfang an der Brennpunkt unseres Programms war und stets sein wird. Unser lebhaftes Interesse für deutsche Auswanderung entsprang dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen auf dem Erdenrund, der Verpflichtung, den vom Vaterlande räumlich Scheidenden geistig stets nahe zu bleiben und sie nach Möglichkeit vor Enttäuschung und Verderben zu bewahren; — indem wir zum Verständnis beitrugen, daß fast all die Hunderttausende, die seit Jahrzehnten Deutschland den Rücken kehrten, weil es ihnen nicht Lohn für ihrer Hände Werk, kein Feld für ihres Geistes Schwingen geben konnte, — nur dadurch unserem Vaterlande an körperlicher und geistiger Kraft, an Kapital verloren gingen, daß kein Neu-Germanien jenseits des Meeres existiert, welches „Raum für Alle" in sozialer wie intellektueller Beziehung bietet. Genug der planlosen Säemannsarbeit in allen Weltteilen, — jetzt heißt es für Deutschlands Gedeihen und Weltaufgabe zur Kräftigung und Vereinigung so

*) Leipzig 1883, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. Hofbuchhändler.

mancher „Deutschtums-Inseln" eine wohlorganisierte kolonisatorische Thätigkeit zu entfalten, — wie andererseits, gleichviel wo das Deutschtum einmal Wurzel gefaßt hat, solches erstarken zu helfen und in geistiger wie wirtschaftlicher Hinsicht mit dem gemeinsamen alten Vaterlande wieder zu verknüpfen. Nun auch in diesen Richtungen arbeitet ja die „Weltpost" als unermüdlicher Pionier, mag auch die nächste Zeit noch keine Erfolge bringen, wie sie so manche unserer Gesinnungsgenossen in begreiflicher Ungeduld sehnlichst wünschen. — Wenn so unser Blatt der Auswanderungs- und Kolonisationsfrage als eine der wichtigsten des Tages und unserem Programme zugehörige ihre volle Aufmerksamkeit zuwandte, so werden diejenigen, welche die „Weltpost" von Heft zu Heft verfolgten, den roten Faden wohl bemerkt haben, der ihre höhere ethische Aufgabe durchblicken läßt. Was Conrad als eine Lücke in der deutschen Journalistik so schmerzlich empfindet, das will ja unsere Zeitschrift sein: ein intergermanisches Organ für Alle deutschen Stammes und deutscher Zunge auf der Erde; so manche Beiträge, die wir im Laufe von mehr denn zwei Jahren brachten, haben hiervon Zeugnis gegeben, sie aufzuzählen, führte uns hier zu weit. Sicherlich aber hat die „Weltpost" oftmals das stille humane Wirken, das frische geistige Leben, die treue Anhänglichkeit unserer fernen Stammesangehörigen als Stoff gewählt und das Interesse unseres Volkes für jene „Deutschtums-Inseln" aufs lebhafteste erweckt. Und wenn auch in Folge des knappen Raumes unseres Blattes unsere unerschöpfliche Aufgabe auch nur zum kleinsten Teil bisher gelöst werden konnte, so haben wir doch die Genugthuung, daß in allen Zonen, bereits in ganz entlegenen Erdenwinkeln die „Weltpost" ihre Leser hat, welche sie schätzen und liebgewonnen haben als ein „intergermanisches Organ für Alle deutschen Stammes und deutscher Zunge." —

Dieser Aufgabe eingedenk wollen wir heute unsern Lesern aus Conrad's „Madame Lutetia", das uns die Anregung zu diesen Erörterungen gab, zugleich als Probe dieser geistvollen Pariser Studien, eine Skizze des Deutschtums in der französischen Hauptstadt liefern, wie wir im Oktober- und Novemberheft 1881 „die deutsche Kolonie in London" aus E. D. Rudgert's Feder brachten, dessen Darstellung die „Times" s. Z. ihre Anerkennung zollte. R. L.

Die deutsche Kolonie in Paris.

Seit dem Kriege hat die deutsche Kolonie eine totale Umwandlung erfahren; ihr Schwerpunkt ist verlegt, ihre soziale Physiognomie in den wesentlichsten Zügen verändert worden. Die Engländer, die Amerikaner, die Russen, die Spanier ꝛc. haben noch ihre großen Häuser, ihre vornehmen Salons, die unter Betonung ihrer Nationalität eine tonangebende Rolle spielen, einen eigengearteten Luxus entfalten und das Auge der eleganten Pariser Welt, mit der sie in flottem Verkehre stehen, auf sich gerichtet halten, — die Deutschen nicht mehr. Das reiche und vornehme Deutschtum, das vor dem Kriege bereits feste Wurzeln im französischen Boden gewonnen und, sei es in der haute finance, in der Industrie, im Lehramt, in der ärztlichen Praxis, im Handel, sich in eine einflußreiche Stellung hineingelebt hatte, mußte sich aus den höheren Rücksichten des Familienegoismus an die Vorteile der Naturalisation anklammern, um nicht mit den niederen Klassen des flottierenden Deutschtums die Widerwärtigkeiten der politischen Gefühlswende zu teilen. So gehören z. B. die zahlreichen großen Fabrikanten, Verlags-Buchhändler und Bankiers deutscher Abkunft heute dem absoluten Franzosentum an. Was von den älteren deutschen Familien noch an nationalen Resten teuer gehalten wird, hat sich aus dem großen Pariser Verkehr zurückgezogen, wie eine Münze, die außer Kurs gesetzt, im Schrein des Liebhabers nur noch als seltenes Erinnerungsstück eine stille Existenz fristet.

Das eigentliche Pariser Deutschtum konzentriert sich nunmehr in den mittleren und unteren Regionen der Gewerbswelt. Hier allein fühlt man noch den Pulsschlag der germanischen Heimat. In dem seit einem Vierteljahrhundert bestehenden Verein „Teutonia" trifft man die ehrbaren, biederen Familientypen der deutschen Kleinstadt und im „Turnverein", der jüngst mit Sang und Klang sein achtzehntes Stiftungsfest feierte, den jungen, stolzen Nachwuchs der Mutter Germania. Der Deutsche fühlt sich bekanntlich als der prädestinierte Vereinsmensch; das Bündlertum liegt ihm im Blute. Deutschland bietet heute noch die vollständigste Musterkarte aller Vereinsideen der Welt. Kann er damit noch etwas Geheimniskrämerei verbinden, so ist er ganz selig; daher der Erfolg der Freimauerei alten Stils, der Druiden-Haine, der Odd-Fellows-Logen, der Schlaraffia-Gesellschaften selbst zur Stunde noch in der Hauptstadt der Intelligenz! Man erzählt von zwei Deutschen, die, auf dem Stillen Ozean schiffbrüchig geworden und an ein weltverlorenes Felseneiland geschleudert, kein dringenderes Bedürfnis fühlten, als sich sofort als Komitee zu konstituieren und die Statuten zu einem „Verein der Vereinslosen" zu entwerfen!

Kein Wunder, daß sich aus dem Menschenozean in Paris die Deutschen schon im grauen Altertum — sagen wir zur Zeit Louis Philipps, des Bürgerkönigs! — auf eine stille Vereinsinsel zu flüchten suchten. Aber es wollte lange nicht recht glücken; sie brachten es nicht über politische und konfessionell-religiöse Sekten hinaus. Nach der Julirevolution war es beispielsweise Ludwig Börne, der als Sektenvater das demokratische Handwerksburschentum um sich sammeln wollte und dafür so bitter von Heinrich Heine verspottet wurde. Später kam der pietistische Pastor Bodelschwing (der Bruder des bekannten preußischen Ministers), um das deutsche Proletariat in der Vorstadt La Vilette auf dem „heiligen Berge" zu versammeln. Daraus entwickelten sich kirchliche Anstalten und Armenschulen, die in diesem Quartier heute noch bestehen und einigen hundert Kindern die Wohlthat deutscher Lehre und moralischer Unterweisung spenden. Unter dem Kaiserreich traten die Notabilitäten der Kolonie zusammen und versuchten, einen deutschen Cercle im großen Pariser Stil zu gründen, allein das Unternehmen scheiterte an dem Widerstande der Diplomatie, vermutlich deshalb, weil sich unter den Promotoren einige politisch unbeliebte Männer befanden.

Nur die „Teutonia", die sich aus dem Be-

dürfnis nach harmlosem geselligen Vergnügen unter dem mittleren Bürgerstande entwickelte, und der „Deutsche Turnverein“, der auf die geselligen Triebkräfte der zahlreichen und günstig situierten kaufmännischen Jugend in erster Linie rechnen durfte, besiegten alle Hemmnisse und pflanzten mit wachsendem Erfolg die Fahne deutschen Vereinslebens mitten in Paris auf. Aus dem Turnverein zweigte sich vor einigen Jahren der „Deutsche Quartett-Verein“ ab, dem man zwar neben seiner offenen musikalischen eine geheime exklusiv christliche Tendenz nachsagt, der sich aber nichtsdestoweniger in gedeihlicher Weise entfaltet und musterhafte Beziehungen zu den beiden älteren Vereinen unterhält. In einem anderen Sinne ist der Turnverein exklusiv: er schließt nicht nur, was selbstverständlich, bei seinen gymnastischen Übungen, sondern auch bei seinen geselligen Festen, seinen musikalisch-dramatischen Unterhaltungen, seinen populärwissenschaftlichen Vortragsabenden das weibliche Geschlecht strenge aus. Ihm gilt nur der absolute Mann!

Dafür ist die liebenswürdige „Teutonia“ um so eifriger bestrebt, daß bei ihren zahlreichen Festessen, Tanzkränzchen, Karnevalscherzen, Sommerausflügen das Ewigweibliche nicht zu kurz komme. Ja, sie hält nicht nur die Heimatssitten der freieren Allmenschlichkeit hoch, sondern waltet dabei auch mit so klugem Instinkt und so bezaubernd geschickter Hand, daß sie alljährlich eine schöne Zahl von blonden Jungfräulein glücklich unter die Haube bringt. Mama „Teutonia“ steht im Rufe einer virtuosen Ehestifterin.

Der glänzendste Ausdruck deutschen Vereinslebens in Paris ist, wie gesagt, bei den Turnern zu finden, zumal sich dieselben von anfang an nicht einseitig auf Leibesübungen beschränkt, sondern der Vielseitigkeit des deutschen Geisteslebens eine gründliche und ernste Beachtung und Pflege gewidmet haben. Im Jahre 1863 gegründet, fühlte sich der junge Verein 1865 schon kräftig und angesehen genug, um in Paris das erste internationale Turnfest zu veranstalten. Der Erfolg war so großartig, das Schauspiel, das sich den Franzosen auf der zum Festplatze hergerichteten Catalanischen Wiese im Bois de Boulogne darbot, so neu und überwältigend, daß sofort in Frankreich eine große Zahl von Turnvereinen nach dem Muster des deutschen in Paris ins Leben gerufen wurden. Bei dem herzlichen Einvernehmen, das damals zwischen Deutschen und Franzosen herrschte, konnte es nicht fehlen, daß viele angesehene Pariser sich um die Aufnahme in den deutschen Turnverein bewarben und es als eine hohe Ehre schätzten, wenigstens als Gäste an den Vereinsabenden teilnehmen zu dürfen. Der Zudrang war so groß, daß das französische Element das deutsche zu überwiegen drohte und eine Statutenänderung in dem Sinne vorgenommen werden mußte, daß in Zukunft nur Franzosen, die des Deutschen mächtig sind, aufgenommen, aber nie in den Verwaltungsrat gewählt werden dürfen. Den lebhaftesten Beifall fanden die 1867 eingeführten Debattierabende über wissenschaftliche und sonstige allgemein interessierende Themata mit Ausschluß politischer und religiöser Fragen. Franzosen, die heute eine hervorragende Rolle im Staatsleben spielen, wie der Kammerpräsident Henry Brisson, der radikale Deputierte Alfred Naquet, der Inspektor des akademischen Unterrichts Levy u. v. a., gehörten damals zu den eifrigsten Debattern im deutschen Turnverein. Als derselbe im Jahre 1869 die Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexander von Humboldt's in die Hand nahm, erboten sich die glänzendsten Namen der Pariser Presse zu brüderlicher Mithilfe; die weiten Säle des bekannten Balllokals Elysée-Montmartre vermochten die Menge der französischen Gäste kaum zu fassen, die herbeigeeilt waren, um unter Führung des Turnvereins den Triumph des deutschen Geisteshelden mitzufeiern. Der jetzige Vorsitzende des Vereins, Dr. Eduard Meyer, ein ebenso berühmter Arzt als vollendeter Redner und feiner Gesellschafter, entfesselte mit seiner Festrede einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Der Traum aller Edlen, wie ihn der geniale David d'Angers auf dem Grabmale Ludwig Börnes so ergreifend in Erz gegraben, schien Wirklichkeit geworden zu sein: Deutschland und Frankreich wandelten Hand in Hand dem leuchtenden Ziele höchster Humanität entgegen. . . .

Der Traum blieb — Traum.

Ein Jahr später — und die völkermordenden Furien des Krieges waren entfesselt, die Deutschen wie eine todeswürdige Spionenhorde angeklagt, mißhandelt und aus Paris vertrieben. . . .

Erst von 1873 ab sammelten sich die versprengten Turner wieder und legten schüchtern und beklommen Hand an den Wiederaufbau ihres Vereins in dem ihnen so feindselig gesinnten Paris. Bald kehrte das alte Vertrauen zu dem schwierigen Werke wieder und mit der Zahl der Mitglieder steigerte sich der Opfermut, die Freude und der Erfolg, sodaß heute der deutsche Turnverein in Paris blühender dasteht als je zuvor. Die Mitgliederzahl hat das dritte Hundert erreicht, fast durchweg begabte, tüchtig geschulte und hochstrebende junge Germanen, denen der Schreiber dieser Zeilen beim jüngsten Stiftungsfest aus begeisterter Seele zurufen durfte:

Des Vaterlandes treuste Söhne
Erschau ich Euch zu dieser Stund':
In strammer Kraft, in junger Schöne,
Froh, frei und frisch von Herzensgrund;

In Wälschland übend Vätersitten,
Der Muttersprache heil'gem Laut
Und deutschem Geist ihr Recht erstritten,
Der deutschen Kunst ein Heim erbaut.

So schau ich Dich zu dieser Stunde,
O Turnerschar voll Blut und Mark,
Des Geistes Gaben schön zum Bunde
Gefügt, in heit'rer Eintracht stark. — — —

Neben den regelmäßigen Übungen im Turn- und Fechtsaal (Faubourg St. Martin 32) weist die Arbeitstafel für das Wintersemester 81/82 u. A. folgende Vorträge im Vereinslokal (Passage des Panoramas) auf: Friedrich Schiller — von Dr. Max Nordau; Rom und Neapel — von Paul Levy; Zum Gedächtnis Emil Palleske's — von Gymnasiallehrer C. Müller; Richard Wagner — von Dr. M. G. Conrad; Über das Nervensystem — von Dr. Eduard Meyer; Zur Geschichte der Hexenprozesse — von Geh. Justizrat Dr. von Rechten &c. &c.

Ein Programm, welches von dem tüchtigen Leben und Streben zeugt, welches den deutschen Turnverein in Paris beseelt und ihm eine geachtete Stellung neben ähnlichen Veranstaltungen in der Heimat wie im Auslande sichert.

Sonst ist von dem nationalen Zusammenhalten der höher gebildeten Jungdeutschen in Paris freilich wenig zu spüren. Noch wäre etwa die Ver-

einigung der deutschen Romanisten zu erwähnen, die sich vorübergehend in Paris aufhalten ihrer Spezialstudien wegen. Sie haben gegenwärtig ihre Stammkneipe in einem düstern Keller des lateinischen Viertels. Die deutschen Maler, Musiker, Sprachlehrer und Journalisten entbehren sowohl eines professionellen wie eines reingeselligen Sammelpunktes.

M. G. Conrad, Paris.

Ueber die Zahl der in Paris lebenden Deutschen liegen neuere, wenigstens annähernd genaue Angaben vor. Während i. J. 1865 zur Glanzzeit der napoleonischen Herrschaft 34273 Angehörige der deutschen Bundesstaaten Paris bevölkerten, waren 1876 dort nicht mehr als 19,024 Deutsche, — jetzt ist ihre Zahl auf 31,190 angewachsen, von denen die meisten die äußeren Bezirke bewohnen. Die Zahl der hier weilenden Fremden deutscher Zunge überhaupt dürfte indeß 50,000 weit übersteigen, da man außer jenen Angehörigen des Deutschen Reiches noch 20,810 Schweizer und 4982 Österreicher zählt, von denen nur eine bescheidene Minderzahl nicht deutsch sein dürfte. Die nächste Stelle in der Fremdenkolonie nehmen die Belgier ein mit 45,281; die Anzahl der Holländer ist 9250. Italiener, i. J. 1876 nur 11,530, gibt es jetzt ungefähr doppelt so viel, nämlich 21,577; Engländer 10,789, Amerikaner 5927, Russen 5786, Spanier 3616. Die Engländer, Amerikaner und Russen gehören wohl der Mehrheit nach den reicheren oder reichsten Klassen an; die Holländer sind meist Geschäftsleute, namentlich im Diamanten- und Bilderfach, auch Trödler. Die Deutschen und Österreicher sind auf allen Stufen der Gesellschaft vertreten: als Bankiers und Bankbeamte, als Spediteure, Kommissionäre und Angestellte in diesen Geschäftszweigen, als Schneider, Tischlergesellen u. s. w., als Kellner wie als Hausknechte. Unbegreiflich ist es jedoch und als Leichtsinn im höchsten Grade nicht genug zu tadeln, daß auch jetzt noch, bei schlechtem Geschäftsgange, arme junge Deutsche unter Not und Entbehrungen die Reise nach Paris unternehmen, hier mittellos auf dem Pflaster bleiben, vergebens die fremde Stadt ablaufen, um eine Stelle zu finden, und schließlich dem Elende verfallen, vor dem auch die größte Wohlthätigkeit der besser situierten Deutschen sie nicht zu bewahren vermag. Man kann nicht genug vor solchem Beginnen warnen.

D. Red.

Deutsche Vorbilder auf fremder Erde.

3.

Karl und Paul Follen.

„Wo ich nütze, ist mein Vaterland. Wenn ich nun sage: trachte jeder überall sich und andern zu nützen! so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst."
Goethe.
(„Wilhelm Meister's Wanderjahre.")

Wenn ich in dem Lebensbilde von Karl Schurz es aussprach, daß „nie zuvor und nie nachher sich so viele geistig hervorragende Männer nach dem freiesten Lande der Welt geflüchtet haben, als in der Sturm- und Drangperiode von 1848—52", so lag mir die Absicht fern, jene Männer, die wegen „demagogischer Umtriebe (!)"*) nach den Karlsbader Beschlüssen ihre Heimat verlassen mußten, nicht auf gleiche Stufe mit den 48gern zu stellen — ja wir müssen sogar sagen, daß qualitativ in den ersten beiden Jahrzehnten unsres Jahrhunderts mehr geistig hervorragende Männer die Union aufsuchten, als in den 40ger Jahren. Wollen wir aber das Leben und Wirken derer verstehen, denen dieser Artikel gewidmet ist, so müssen wir uns in jene Zeit zurückversetzen. Die Befreiungskriege waren vorüber, — der Welteroberer, der Deutschland so gedemütigt und mit grauenhafter Willkür zerstückelt hatte, schmachtete auf seiner einsamen Insel, — dasselbe Deutschland aber fühlte das Bedürfnis eine gewisse Zusammengehörigkeit der Welt gegenüber zur Schau zu tragen und verband sich auf dem Wiener Kongresse zu einem Staatenbund, „der deutsche Bund" genannt (8. Juni 1815). Allein diese Gründung war ein Machwerk, welches keineswegs die berechtigten Erwartungen der deutschen Nation befriedigte, denn mit der Restauration waren die alten Autoritäten geblieben und damit auch die alten verhaßten Mißbräuche nach wie vor an der Tagesordnung — und daher wurde keine von den freiheitlichen Verheißungen erfüllt. Diese Mission gab Anlaß zu Geheimverbindungen, die nunmehr anzustreben suchten, was von staatswegen nicht gethan wurde — ein freies, konstitutionelles Deutschland zu gründen. Natürlich gab es auch hier einige Feuerköpfe, die in Deutschland, entgegen den wirklichen Absichten und Wünschen des Volkes, ihr Ideal — eine Republik verwirklichen wollten. Hatten nun die Regierungen erst verachtend auf diese Verbindungen im Volke, geringschätzig auf die Universitätsverbindungen — die jetzt den Namen „Burschenschaften" annahmen — geblickt, so führte sie die Ermordung des russischen Staatsrats und deutschen Dichters August von Kotzebue durch Karl Sand zu Erwägungen, wie dem Überhandnehmen der Demagogie zu steuern sei. Man glaubte ein probates Mittel in den „Karlsbader Beschlüssen" zu finden. Der dort am 20. September 1819 abgehaltene Ministerkongreß beschloß die Exekutionsordnung für die Bundesbeschlüsse, die Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips, die Überwachung der Universitäten, Zensur der periodischen Schriften und solcher unter zwanzig Bogen, sowie die Niedersetzung einer Zentraluntersuchungskommission über die revolutionären Umtriebe (Sitz der Kommission Mainz). Dank diesen Beschlüssen begann nun eine der schlimmsten Reaktionsperioden. Wer nennt sie alle, jene Geisterheroen, die überdrüssig der ewigen Verfolgung, — überdrüssig der wahrhaft einfältigen Gutmütigkeit des deutschen Michels, — eine neue Heimat in fremden, — oft erst über Meereswogen zu erreichenden Landen suchten; die namenlos unglücklich wurden, — nur weil der alte Zopf bleiben sollte, und was war das Ende vom Liede? Unzählige fleißige Hände, strebsame, große Geister waren dem Vaterlande dadurch entzogen worden, und schließlich sah sich der Bundestag von selbst genötigt am 2. April 1848 diese famosen Beschlüsse aufzuheben.

So manche, die wegen „demagogischer Umtriebe ihrem Vaterlande entsagen mußten, hätten wir unseren „deutschen Vorbildern auf fremder Erde" einzufügen, ihnen als eine Stätte der Weihe und Erinnerung, uns aber zur Aufmunterung und als ein Zeichen, wie der im Vaterlande verkannte Mensch in fremden Landen nicht nur ein nützliches, sondern sogar ein hervorragendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden kann. Das Bild zweier Brüder möge uns heute beschäftigen.

* * *

*) Demagog (griech.) heißt: Volksführer z. B. bei den griechischen Demokraten in Athen, also ein Mann der durch Rednergabe und persönliches Ansehen Beschlüsse der Volksvertretung beeinflußte. „Demagogische Umtriebe" nannte man die nach den Freiheitskriegen angeblich planmäßig betriebene Aufregung des Volks durch geheime Verbindungen und Verschwörungen zum Umsturz der bestehenden Staatsverfassungen. R. S. A.

Karl Follen

wurde am 3. September 1795 zu Gießen geboren und bezog nach Absolvierung des Gymnasiums die Universität seiner Vaterstadt, woselbst er sich dem Studium der Theologie und Rechtswissenschaft widmete. Als aber 1814 auch diejenigen, die den bisherigen Kämpfen der Befreiungskriege schweigend und unthätig zugesehen, sich der Armee, die gegen den Erbfeind abermals auszog, anschlossen, da erwachte auch in dem kaum 19jährigen Jüngling das elektrische Feuer der Begeisterung und er zog als Freiwilliger in den Kampf für Deutschlands Befreiung. Nach dem Kriege setzte er seine Studien auf der Gießener Universität fort und zwar widmete er sich jetzt vorzugsweise der Jurisprudenz. 1818 habilitierte er sich als Privatdozent; allein dem Freunde eines Karl Sand*) war es nicht lange möglich eine solche Ehrenstellung im Vaterlande zu bekleiden, nochzumal da er im Jahre 1819 eine Verteidigungsschrift der „Burschenschaften" verfaßt hatte und damit zugleich als Sachwalter des hessischen Volks gegen die Regierung auftrat. Um nicht wie sein älterer Bruder August (bekannter unter seinem angenommenen Namen Adolf Ludwig) hinter Kerkermauern jahrelang zu schmachten, flüchtete er nach Paris und von dort in die freie Schweiz, woselbst er zunächst einige Zeit als Lehrer in Chur thätig war und dann eine Professur in Basel erhielt; allein auch dort machte man ihm das Leben unerträglich und schließlich brachte es die Preußische Regierung dahin, daß der deutsche Demagog Karl Follen aus der „freien" Schweiz ausgewiesen wurde. Follen, um den überall lauernden Spionen nicht in die Hände zu fallen, begab sich auf Umwegen nach Amerika. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß der in Europa wegen seiner Gelehrsamkeit (Follen las über Rechtswissenschaft, Politik, Philosophie und Theologie) bekannte 28jährige Professor baldigst eine Anstellung erhielt. Seine Verbindung mit den einflußreichsten amerikanischen Gelehrten wie George Ticknor, Alexander Everett, Professor Walker, dem berühmten Channing, die bald in die intimste Freundschaft überging, that das ihrige dazu und so sehen wir ihn bald darauf als außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der alten Harvard-Universität in Cambridge bei Boston, wobei er auch zugleich Vorlesungen über römisches Recht abhielt. Vielleicht nur Karl Schurz nach ihm, unter den deutschen Emigranten, ist so in den Geist der englischen Sprache eingedrungen wie Follen. Seiner gründlichen Kenntnis der klassischen und neueren Sprachen, seinem unbegrenzten Fleiße, seinem feinen Ohr gelang es in unglaublich kurzer Zeit sich des neuen Idioms zu bemächtigen, er schrieb fortan fast ausschließlich in englischer Sprache. Hätten Theologie und Philosophie ihn nicht abgehalten, er wäre sicherlich einer der bedeutendsten Redner im Gerichtssaal und im Kongreß geworden, zu letzterem hätten ihn schon die intimen Beziehungen, die er zum damaligen Präsidenten der Union — John Quincy Adams**) — unterhielt, verholfen. Allein, gerade um diese Zeit kam, was schon lange in ihm geschlummert, zur Entfesselung. Die Beredsamkeit seines berühmten Freundes des Predigers Channing vermochte es, ihn in die Arme der unitarischen Sekte zu führen, Follen folgte um so williger, da er bei dieser eine mit seiner Weltanschauung philosophisch begründete Freisinnigkeit fand. Im Sommer 1828 wurde er als Prediger-Kandidat aufgenommen. Kurz darauf vermählte er sich mit Eliza Cabot, einer ihm an Geist und Gemüt ebenbürtigen jungen Dame, und nun war es sein sehnlichster Wunsch zu einer Gemeinde als Seelenhirt berufen zu werden; allein die Harvard-Universität wußte, was sie an ihm hatte und beeilte sich ihn zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte und Ethik in der theologischen Fakultät zu ernennen. Als im Jahre 1830 durch freiwillige Beiträge die erste ordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteratur begründet wurde, da war es natürlich Follen, der sie einnahm. Sein Wirken hier war ein segensreiches, ihm verdanken wir es, wenn im amerikanischen Volke überhaupt Sinn und Verständnis für unsere Sprache und Litteratur geweckt wurde, er wurde Freund, Lehrer und Berater der Prescott, Motley, Emerson u. A., die nun einen wahren Feuereifer für die deutsche Sprache entwickelten. Als Mitglied der Antisklavereipartei wurde Follen später einer der eifrigsten und einflußreichsten Abolitionisten, den die Geschichte des Landes kennt. In dem amerikanischen Reisewerke „Retrospect of Western Travel" schildert die berühmte englische Schriftstellerin Miß Harriet Martinau Karl Follen's Auftreten, in dieser Frage vor dem Senat von Massachusetts wie folgt: „Der Saal des Senats war gedrängt voll, und lautes Beifallsrufen erscholl, als der Redner eine Anschuldigung nach der andern in ihr Nichts auflöste, oder mit Erfolg die Impertinenz des Vorsitzenden zurückschlug. Man unterbrach Follen, als er bewies, daß gegen Abolitionisten gerichtete tadelnde Beschlüsse öffentlicher Versammlungen stets Volksaufläufe (mobs) zur Folge hätten. Der Vorsitzende forderte ihn auf zu schweigen, oder das Komitee mit gebührender Achtung zu behandeln, worauf er mit seiner sanften und doch so klangvollen Stimme antwortete: „Muß ich Sie so verstehen, als ob, wenn ich stürmende Pöbelhaufen verdamme, ich damit dem Komitee nicht die gehörige Achtung bezeuge?!" Während des Beifallsrufs, der darauf erscholl, spielte der Vorsitzende eine traurige Rolle. Follen eroberte das Feld Zoll für Zoll und am Schlusse seiner Rede hatte er alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte."

Im Auftrage der Antisklavereipartei erließ er 1836 eine in die edelsten Formen gefaßte Adresse an das amerikanische Volk, die überall beifällig aufgenommen wurde und ihm natürlich auch bei der Gegenpartei manchen grimmen Feind zuzog, allein tausende hat er bekehrt und danach hatte er gestrebt. Im besondern befehdeten ihn die Nativisten, die dem Fremdling „Undankbarkeit" für die genossene „Gastfreundschaft" vorwarfen. Mit edlem Mannesstolz erwiederte er: „Sollte ich in diesem Lande, dessen Volk seine Freiheit so laut rühmt und für die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung, welche die gleichen Rechte aller Menschen, als natürliche proklamiert, leben und sterben zu wollen vorgiebt, sollte ich gerade hier die Grundsätze verleugnen, die ich im alten Vaterlande verteidigt und welchen ich das Opfer gebracht, meine mir so teure Muttererde

*) Karl Sand wurde als Mörder Kotzebue's am 20. Mai 1820 zu Mannheim hingerichtet.

**) John Quincy Adams war selbst ein tüchtiger Kenner der deutschen Sprache, wovon seine brillante Uebersetzung von Wielands „Oberon" Zeugnis ablegt. R. S. A.

und meine geliebten Eltern und Geschwister und Freunde zu verlassen." Von da ab ließ man ihn in Ruhe, d. h. man bekämpfte ihn nicht mehr offen, man wagte es nicht mehr ihn „Fremdling" zu nennen.

Später bekleidete er Seelsorgerstellen bei unitarischen Gemeinden. Sein Glaubensbekenntnis ist in dem Satze enthalten: „Der christliche Glaube hat nur dann Wert, wenn er das Ergebnis einer völlig freien Vernunftforschung ist."

Um diese Zeit ließ er seine deutschen Freiheitslieder erklingen, von welchen wohl das bekannteste ist: „Schalle du Freiheitssang", zugleich beendete er seine noch heute wertvolle „Practical grammar of the German Language" welche in unzähligen Auflagen seither erschienen ist. Im Winter 1840 folgte er einer Einladung der Bibliothekgesellschaft der Kaufleute in New York, um dort einige Vorlesungen über deutsche Litteratur zu halten. Dieselben wurden mit großem Beifall aufgenommen. Seine Frau, die ihn begleitet, erkrankte dort gefährlich und da er versprochen zur Einweihung der von seiner Gemeinde neuerbauten Kirche in East Lexington bei Boston zurückzukehren, so schrieb er an das Komitee, die Feier womöglich um eine Woche zu verschieben. Da ihm aber die Antwort ward, er möge zum festgesetzten Termin kommen, so hielt er es trotz der Bitten seiner Frau seiner unwürdig das Versprechen nicht zu halten. Er reiste am am 13. Februar 1840 mit dem Dampfer Lexington ab, — keiner seiner Freunde sollte ihn wiedersehen. Der Lexington verbrannte in derselben Nacht auf dem Meere und von allen menschlichen Wesen an Bord wurden nur zwei Matrosen gerettet, die die Trauerkunde überbrachten. So endete ein kurzes aber thatenreiches Leben. Seine Frau gab seine sämtlichen Reden und Vorlesungen, nebst einem unvollendet gebliebenen Manuskript über Psychologie 1841 in 5 stattlichen Bänden heraus. Überall aber im ganzen Lande von Freund und Feind wurde sein unerwarteter, früher, erschütternder Tod laut beklagt.

* * *

Paul Follen,

der jüngste der drei Brüder, wurde am 24. Mai 1799 zu Gießen geboren, verlor aber schon nach wenigen Tagen seine treffliche Mutter und wurde auf dem Lande von seinen Großeltern erzogen; mag ihm nun die Landluft so vortrefflich bekommen sein oder war er ein Phänomen — kurzum in der Schule fürchteten sich alle Jungen vor dem außergewöhnlich großen und starken Burschen. Früh reif und kräftig genug, um die größten Strapazen ertragen zu können, machte der 15jährige Bursche bereits die Feldzüge 1814—15 mit und studierte nach seiner glücklichen Heimkehr aus Feindesland in seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaften. Auch hierin ragte er hervor und wurde einige Jahre später einer der gesuchtesten Advokaten, dem man mit dem größten Vertrauen die verwickeltsten Prozesse übergab. Nach der Brüder Entfernung aus Gießen übernahm er die Führerschaft der freiheitlichen Bestrebungen, wozu er sich durch seine Gewandtheit, Scharfblick und seltene Energie vor vielen Anderen ganz besonders eignete. Aber wie wir schon früher gesehen —, es war damals keine Zeit in den deutschen Landen, wo ein Freiheitskämpfer wie Paul Follen gedeihen oder gar Erfolge haben konnte. Die Behörden waren ihm bei Tag und Nacht auf den Fersen, — immer glaubten sie von ihm hochverräterische Anschläge zu gewärtigen, — die Reaktionäre haßten ihn und wichen ihm wie einen Pestbehafteten aus, und als er endlich verzweifelte an einer Besserung der politischen Zustände, — da machte er sich dann selbst das mit seinem Jugendfreunde und Schwager Friedrich Münch gestiftete Unternehmen der „Gießener Auswanderungsgesellschaft" zu Nutze und begab sich im März 1834 nach Nordamerika, woselbst er sich in Warren County im Staate Missouri in der Nähe Gottfried Duden's eine Farm kaufte. Hier begann er nun ein echtes, rechtes Farmerleben, doch obwohl er sich viel Mühe gab, obwohl er Ackerbau theoretisch und praktisch studierte, der Advokat wollte ihm einmal nicht aus den Gliedern und ebensowenig der Farmer hinein. Zehn Jahre quälte er sich damit ab, — nur Erholung im politischen Gespräch mit den wenigen Freunden suchend, aber sehr selten findend; dann aber duldete es ihn nicht länger auf der einsamen Farm und er eilte nach St. Louis. Aber was er erhofft, fand er auch hier nicht, das deutsche Element dieser jetzt als eine Veste des amerikanischen Deutschtums geltenden Stadt — war damals noch zu unbedeutend und aus zuvielerlei Gesinnungen und Charakteren zusammengesetzt, als daß es sich verlohnt hätte sie alle unter einen Hut zu bringen. Kurze Zeit stand er der neubegründeten deutschen Zeitung „Die Wage" vor, — aber bald sah er sich vom Redaktionsstuhl — Dank der Teilnahmlosigkeit der Deutschen in St. Louis für sein Blatt — auf die Straße gesetzt; — die „Wage" hatte aufgehört zu existieren. Angeekelt von alledem, nachgrübelnd wie er unter anderen Verhältnissen seine letzten Jahre hätte verwerten können — reiste er, den Tod im Herzen, nach seiner Farm zurück. Wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst ergriff ihn ein hitziges Nervenfieber, welches bereits am 3. Oktober 1844 seinem Leben ein Ende machte. Er hinterließ eine zahlreiche Familie nicht in den besten Verhältnissen.

Zwei grundverschiedene Charaktere begegnen uns in den Lebensbildern der beiden Brüder. Karl Follen ging mit ruhigem Selbstbewußtsein ans Werk und siehe da, alle seine Unternehmungen glückten ihm — sein Andenken ist noch bei tausenden ein lebendiges; — Paul ging mit der ganzen Kraft und Macht seines Körpers zur That, — bei ihm galt es biegen oder brechen und da er die Geschicke der Menschen, die Zustände im Vaterlande nicht seinem Willen gemäß „biegen" konnte, so „brach" sein Körper vor der Zeit. Wird aber je bei irgend einer Gelegenheit der hervorragenden Deutschen in Amerika von einst und jetzt gedacht, so wird man nie des Bruderpaares Karl und Paul Follen vergessen dürfen, — denn was sie, ein Jeder in seiner Weise, zur Ehre des deutschen Namens, des Deutschtums in der Fremde überhaupt geleistet, das verdient die vollste Würdigung und Anerkennung. Ein solches Blatt, dem Toten in seinem nassen Grabe im Atlantischen Ozean, dem Toten auf der schönen Farm im blühenden Staate Missouri's gewidmet, sollte dieses sein, — denen „drüben" zur Erinnerung und den „Hinüberziehenden" zur Nacheiferung.

Robert S. Arndt.

Die argentinische Provinz Tucuman.

5. Politische Zustände.

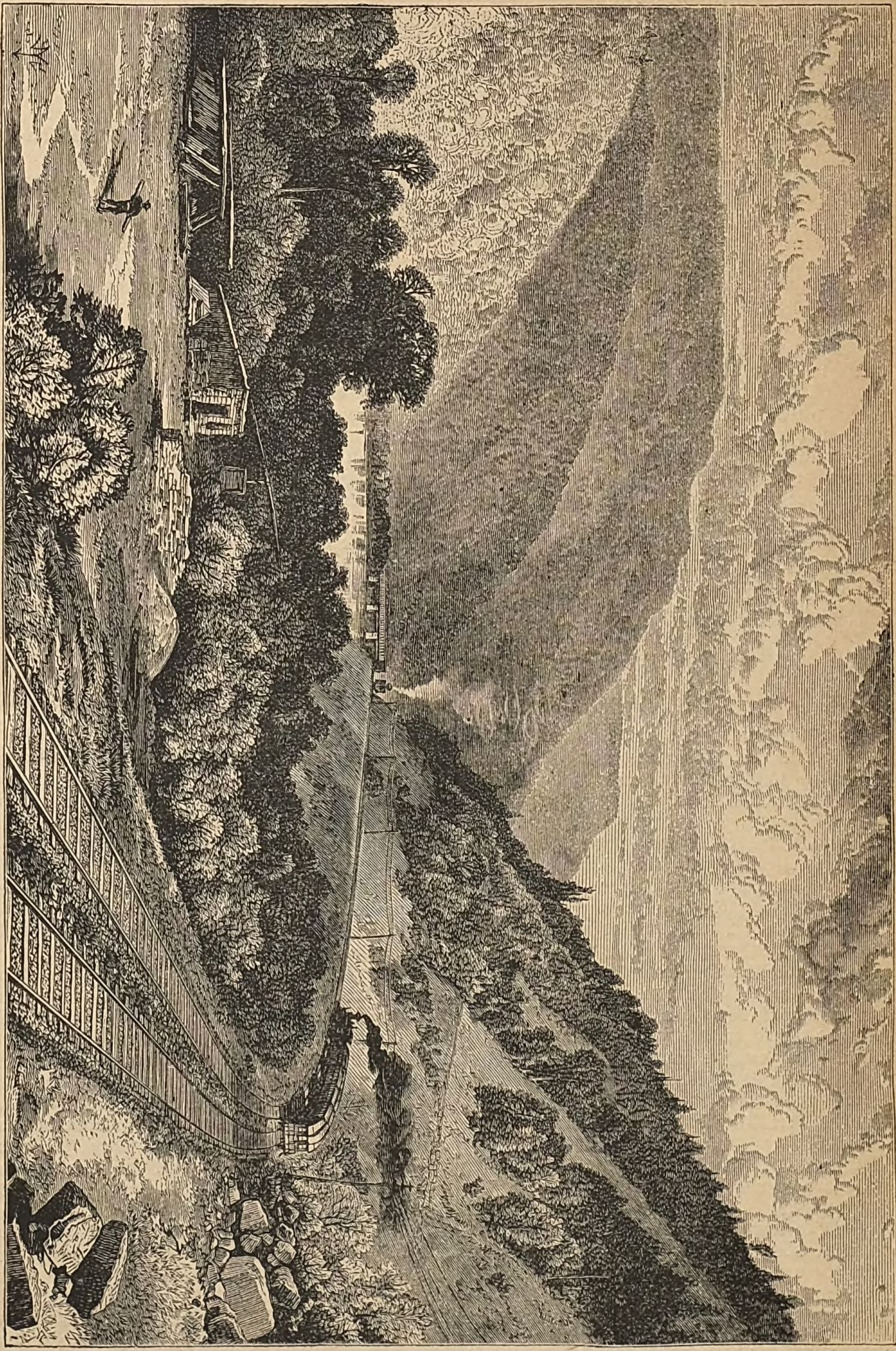
Um die in den Provinzen des Innern der Argentinischen Republik herrschenden politischen Zustände einigermaßen zu begreifen, ist es notwendig, sich jene wechselnden politischen Verhältnisse, oder richtiger gesagt: anarchischen Zustände des ganzen Landes in das Gedächtnis zurück zu rufen, wie solche nach der im Jahre 1813 vollzogenen Befreiung der argentinischen Nation von der spanischen Herrschaft, in rascher Folge, leider zum Unheil der jungen Republik, eintraten. Kaum war mit der im Jahre 1816 erfolgten Unabhängigkeits-Erklärung die Aufgabe der politischen Konstituirung an die Nation herangetreten, als sich innerhalb derselben auch schon der schroffe und unversöhnliche Gegensatz zweier Hauptparteien zeigte, welche unter dem Namen der „Unitarier“ und der „Föderalisten“ länger denn ein Vierteljahrhundert das Land durch blutige Bürgerkriege entvölkerten und in das grenzenloseste Elend stürzten. Beide Parteien glaubten für die freieste, unumschränkteste Volkssouveränität begeistert zu sein, nur bestand zwischen ihnen der Unterschied darin, daß die Unitarier eine größere Kräftigung der Zentralgewalt erstrebten, während die Föderalisten das Heil des Landes in der völlig unabhängigen souveränen Stellung jeder der vierzehn Provinzen der Republik erblickten, Bundesstaat oder Staatenbund war die Frage, um welche es sich handelte und die mit den Waffen in der Hand, durch Gefechte, Raub, Mord, Plünderung und andere Abscheulichkeiten zur Entscheidung gebracht werden sollte. Daher die zahllosen Revolutionen, in welcher jedoch stets die politischen Prinzipien vollständig gegen die persönlichen Interessen der Führer zurücktraten. Mehr und mehr verwirrte sich die Bedeutung der beiden Parteinamen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil im Laufe der Zeit sich keine der beiden Parteien mehr über ihre Zwecke politisch klar war. Jede derselben erklärte in schwülstigen, mit hochtönenden Phrasen gespickten Proklamationen: für die Zivilisation gegen die Barbarei zu kämpfen. Dem war aber nicht so; es war vielmehr der Kampf der Barbarei einer Partei gegen die der anderen. Während der Schreckensherrschaft des Diktator Rosas, der als Föderalisten-Chef zur höchsten Gewalt gekommen war, wurden die Namen „Unitarier“ und „Föderalisten“ nur noch gebraucht, um dadurch die Gegner und Anhänger des Diktators zu unterscheiden. Wie wenig klar man sich über den politischen Unterschied der beiden Parteien war, mag der Umstand beweisen, daß Rosas, obgleich das Haupt der Föderalisten, die Republik doch insofern im Sinne der Unitarier regierte, als er die Zentralgewalt kräftigte, allerdings gleich derartig kräftigte, daß er wie ein absoluter Herrscher das ganze Land nur nach seinem Willen lenkte. Dagegen ließ er den einzelnen Provinzen, um sich als Föderalist zu bewahrheiten, das Recht, Ein- und Ausfuhrzölle für die ihre Grenzen passierenden Waren zu erheben; was beiläufig gesagt den egoistischen Partikularisten im Innern des Landes die Hauptsache war, da sie hierin das bequemste Mittel erblickten, sich rasch die Taschen zu füllen, — und gestattete ihnen sich eigenes Militär zu halten. Es war dies anscheinend ein Zugeständnis der Autonomie der Provinzen, welche in Wirklichkeit aber doch von dem Willen des Diktators abhingen, was die auf seinen Befehl ausgeführten Hinrichtungen, respektive Ermordungen der Gouverneure von Santa-Fé, Santiago und Tucuman beweisen. Als Rosas seine Schreckensherrschaft begann, äußerte er gegen die Abgeordneten der Provinzen und gegen das Volk: „ihr kennt mich und wißt was ihr von mir zu halten habt; ihr werdet auch wissen, daß die demokratischen Theorien gefährlich und utopisch sind, sie führen uns zur Knechtschaft. Ich werde nach meinem Gewissen handeln. Meine Schuldigkeit ist, daß ich meine Überzeugung zur Geltung bringe und eure Pflicht ist es, mich dabei zu unterstützen!“ Wohl herrschte zum ersten Male denn auch seit der Emanzipation, als Rosas mit eiserner Konsequenz sein System verfolgte, wirklich politische Ruhe durch das ganze Gebiet der Republik, — triumphirend über Anarchie und Parteikampf nur eine Autorität — der Despotismus.

Nach dem im Jahre 1852 erfolgten Sturze des Tyrannen machte sich unter der nun entfesselten Bevölkerung auch gleich wieder das alte Parteiunwesen in recht bedenklicher Weise bemerkbar, was abermals eine ganze Reihe von Bürgerkriegen und Revolutionen zur Folge hatte.

Erst seit dem Jahre 1864 haben die politischen Verhältnisse begonnen, sich dadurch mehr und mehr zu konsolidieren, als die Nationalregierung gekräftigt wurde. Unter ihrem ausschließlichen Befehl stehen jetzt die gesamten Streitkräfte der Republik, also außer Linie und Marine auch die Nationalgarde aller Provinzen; sie allein erhebt Ein- und Ausfuhrzölle, die ihre hauptsächlichsten Einnahmen bilden. Ihr steht die Vertretung im Auslande zu. Sie hat für die Erhaltung des Friedens im Innern des Landes zu sorgen, vorkommende Fragen und Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Provinzen zu schlichten und zu entscheiden; wie sie auch allein berechtigt ist den Belagerungszustand über eine oder mehrere Provinzen zeitweise zu verhängen. Sie entscheidet, mit vorheriger Zustimmung des Nationalkongresses, über Krieg und Frieden. Sie allein verwaltet das Post- und Telegraphenwesen. Die Provinzen behielten in allen übrigen Dingen ihre Selbstregierung. Jede Provinz gab sich ihre eigene Verfassung, deren Paragraphen jedoch nicht mit denen der National-Verfassung in Konflikt kommen durften, wählt die Senatoren und Deputierten für den Nationalkongreß, wie auch die Abgeordneten für den Gesetzgebenden Körper der Provinz, der wiederum den Governador erwählt, und bestreitet mit den Erträgen der den Bewohnern auferlegten Impuestos und Kontributionen die Kosten ihrer Selbstverwaltung. So weit wäre alles auch gut, wenn nur in den Provinzen nicht Zustände herrschten, die auch nicht die mindeste Ähnlichkeit mit den Institutionen einer demokratischen Republik haben. Jedes Volk ist von seinem Wert eingenommen, vorzüglich die Argentiner, und bedauernswert die Nation, die nicht an sich selbst glaubt, aber der Eigendünkel der argentinischen Provinzianos*) übersteigt denn doch die Grenzen alles Erlaubten und geht so weit, daß sie sich, trotz der täglich öffentlich vorkommenden skandalösen Thatsachen, die wahrhaftig imstande sind sie vom Gegenteil zu überzeugen, mit der größten

*) Bewohner der Provinzen.

→: Ansichten aus den Vereinigten Staaten von Amerika. :←



„Jack's Narrows", von Mapleton aus, an der Pennsylvania-Eisenbahn".

Unverfrorenheit selbst belügen. „Bei uns ist Freiheit! Jeder von uns ist so souverän wie ein Herrscher in Europa, denn bei uns gilt nur der Wille des souveränen Volkes!“ Das ist das Thema, welches der größte Teil der argentinischen Zeitungen und die bei festlichen Gelegenheiten auftretenden Redner in tausend Variationen bis zum Überdruß wiederholen, sowie das Volk nicht müde wird den Refrain jedes Verses der Nationalhymne: „libertad! libertad“*) zu brüllen. Da lohnt es sich wahrlich doch der Mühe, diese so vielfach verherrlichte „Freiheit“ in ihrer unverschleierten Gestalt näher zu betrachten. Und da entdecken wir, daß von der Souveränetät des Volkes auch nicht eine Spur vorhanden, dieselbe vielmehr eine krasse Lüge ist. Dagegen finden wir die größte Willkürherrschaft, unter der die individuellen Rechte der Bürger mit Füßen getreten werden, und daß in der Politik nicht Vaterlandsliebe und Selbstlosigkeit, sondern Ehrgeiz, Habsucht und andere niedere Leidenschaften, die der Egoismus erzeugt, die vorhandenen Triebfedern sind. Kann es für den Staatsbürger etwas Heiligeres geben, als die volle Freiheit, seine Deputierten, Senatoren und Gouverneure nach eigener Überzeugung zu wählen? Sicher nicht! Nun, diese Freiheit existiert hier nicht; statt deren finden wir das mit dem größten Cynismus in Szene gesetzte Possenspiel einer Wahl, bei welcher Korruption, Bestechung, Drohung, Zwang, Verhaftung und andere derartige Freiheitsapparate die Hauptrollen spielen. Regierungspolizei, Kommandanten der Nationalgarde, Friedensrichter und Polizeikommissare treiben die Wähler, wie eine Hammelherde, nach den Wahllokalen und zwingen ihnen die mit dem Namen des der Regierung genehmen Kandidaten bereits versehenen Zettel auf, die sie dann in die Urne deponieren müssen. Die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß von 1000 Wählern kaum 950 weder den Namen des Kandidaten kennen, zu dessen Gunsten sie soeben gestimmt haben, noch daß sie einen Begriff von der Wichtigkeit des von ihnen mit sklavischem Gehorsam vollzogenen Aktes haben. Aber gewählt muß werden, denn sich der Wahl zu enthalten ist ebenso strafbar, als sich zu erdreisten den Kandidaten der Gegenpartei wählen zu wollen.

Jeder Argentiner ist bis zu seinem fünfzigsten Jahre Nationalgardist und hat der Aufforderung seines Kommandanten zum Erscheinen bei der Kontrollversammlung unbedingt Folge zu leisten. Am Tage der Wahl rufen die Kommandanten, auf ihre eigene Verantwortung hin, die zu ihren Truppenteilen gehörenden Milizen zusammen und oktroyieren ihnen die Wahlzettel auf, worauf auf Kommando nach dem Wahllokal marschiert wird und dort die Wahlzettel abgegeben werden, d. h. gewählt wird. Sollte sich unter den Leuten ein verwegener Opponent finden, der gegen eine solche Ausübung des Wahlrechts zu protestieren wagt, so wird derselbe von seinem Vorgesetzten unter irgend einem Vorwande nach der Frontera geschickt, wozu dieser die Befugnis hat, um dort durch eine zweijährige Dienstzeit bei der Linie seine von ihm an den Tag gelegte Insubordination zu büßen. Was inzwischen aus der Familie und dem Eigentum des Verschickten wird, ist gleichgültig; darum kümmert sich weder der Kommandant der Campagne, noch irgend eine andere Behörde. Eine einigermaßen wirksame Opposition gegen die Regierung kann daher bei den Wahlen nur dann stattfinden, wenn die Gegenpartei einige Kommandanten der Nationalgarde zu ihren Mitgliedern zählt, was aber nur selten vorkommt, da diese vom Gouverneur ernannt werden. Tritt aber ein solcher Fall ein, dann wird seitens der Regierungspartei von der Gewalt Gebrauch gemacht und Polizeisoldaten treiben die Gegner durch Gewehrschüsse und Säbelhiebe aus dem Wahllokal, wobei durch die gefallenen Toten und Verwundeten noch die Wirkung erzielt wird, die Opposition einzuschüchtern, daß sie sich für längere Zeit jeder Wahlbeteiligung enthält. Allerdings bleibt den auf solche Weise Besiegten der Weg der Beschwerde offen. Aber wer entscheidet denn derartige Klagen? Mitglieder der herrschenden, siegreichen Partei, welche die beschwerdeführende Opposition mit dem größten Cynismus betrügen und obendrein noch verspotten — denn das alte aber wahre Wort: „Wer die Macht hat, hat das Recht!“ gilt auch hier. Diese despotische Gewalt befindet sich in jeder Provinz nur in den Händen von einigen wenigen bevorzugten Familien, die allein Politik machen und sich wohl hüten, diese Macht aus den Händen zu geben. Sie allein liefern wieder und immer wieder der Provinz den Governador. Letzterer, unumschränkt und unverantwortlich dastehend (über seine Regierungshandlungen die Kontrolle auszuüben, ist die Nationalregierung nicht berechtigt), ernennt seinen Minister, den Vize-Regenten, worauf diese beide Herren ihre Regierungsthätigkeit damit beginnen, eine neue Regierungsmaschine aus ihren Günstlingen zu konstruieren, die ihnen vor allen Dingen gestattet:

1) die Gewalt in den wenigen privilegierten Familien zu erhalten und

2) die Provinz während ihrer kurzen zweijährigen Regierungsdauer derartig auszusaugen, daß sie, nach Beendigung derselben, sich mit wohlgefüllten Taschen für die gut dotierten Stellen eines Senator oder Deputierten der Provinz für den Nationalkongreß, auf die vorhin geschilderte Weise, wählen lassen können. Die aus Deputierten, Munizipalen, Kommandanten, Friedensrichtern, Polizeikommissaren, Alkalden und dem bewaffneten Polizeikorps bestehende Regierungsmaschine sorgt vor allen Dingen, mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln dafür, daß für den Gesetzgebenden Körper der Provinz nur solche Personen gewählt werden, die zu allen Vorlagen und Projekten der Regierung unbedingt: „ja!“ sagen, die ferner die Erhöhung der Steuern sowohl, wie auch die Ausgaben gutheißen und die neu geplanten Anleihen ohne Widerrede bewilligen. Selbstverständlich ist es, daß der Governador und sein Minister mit einer so geschmeidigen Volksvertretung recht bequem und willkürlich regieren können, aber eine andere Frage ist es: ob eine derartige Volksvertretung auch eine demokratische Institution ist, trotzdem sie unter deren Auspizien in's Leben trat?

Der Bewohner der Campagna ist kein freier Mann, sondern ein Paria, der weder seinen Friedensrichter, noch seinen Kommandanten selbst wählen darf (beide ernennt der Governador) und der außerdem noch beständig vom Polizeikommissar bedroht wird, der wie ein brutaler und unverantwortlicher Kacique in dem ihm angewiesenen Distrikte haust, auf eigene Verantwortung harmlose Landleute Wochen

*) „Freiheit! Freiheit!“

hindurch in den Cepo, dies aus der Inquisitionszeit herstammende Marterinstrument, legen läßt, sie mit Peitschen- und Säbelhieben, mit Fußtritten und anderen Rohheiten traktiert, ihnen Strafzahlungen nach Belieben auferlegt, Gläser voll Urin, den sogenannten „ponche de ordonanza“, zu trinken zwingt und sie nach diesem Genuß für die Dauer von vierundzwanzig Stunden, den Einwirkungen der glühenden Sonnenstrahlen preisgibt, ohne ihnen während dieser Zeit einen Tropfen Wasser zu reichen; oder sie an einen Baum festschnüren läßt, und was dergleichen barbarische Eigenmächtigkeiten mehr sind. Niemals braucht der Herr Polizeikommissar zu befürchten, für solche Nichtswürdigkeiten zur Verantwortung gezogen zu werden, da er für die Regierung ein tüchtiges, bewährtes Wahlinstrument ist, dessen sie nicht entbehren kann. Überhaupt sind die vierzehn verschiedenen Polizeiinstitute, denn jede Provinz hat ja ihre eigene Polizei mit besonderen Reglements, der größte Schmutzfleck, welcher der Argentinischen Republik anklebt. In allen zivilisierten Ländern existiert die Polizei zum Schutze des Lebens und Eigentums der Landbewohner, zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Ergreifung von Verbrechern, zur Verhaftung derjenigen Personen, welche ihr von den Tribunalen, als der einzigen Landesbehörde, die kompetent ist Verhaftungen vorzunehmen zu lassen, bezeichnet werden. Hier dagegen ist die Polizei nichts mehr und nichts weniger als das blinde und willige Werkzeug despotischer Gouverneure und ihrer in Cylinderhut und Frack einhergehenden Kaciquen. Sie leistet in Attentaten gegen friedliche Bürger und in Mißbrauch der ihr verliehenen Gewalt ganz Unglaubliches. Jeder Polizeisoldat arretiert nach Laune oder aus Bosheit, wen er will, aber fast nie, ohne dabei von seinem Säbel in ausgiebigster Weise Gebrauch zu machen; selbst wenn sein Opfer sich der Verhaftung in keiner Weise widersetzt, sodaß dieses in der Regel mit Blut überströmt im Polizeigewahrsam anlangt. Der tucumanische Gensdarm trägt den Säbel nicht zur Verteidigung, oder um im Notfall Gebrauch von ihm zu machen, sondern um ihn bei jeder, an den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit blitzen zu lassen und dadurch der Bevölkerung stets in's Gedächtnis zu rufen: daß er, der brutale Indianer, der weder lesen noch schreiben kann, zu befehlen und sie, die Bevölkerung, unbedingt Ordre zu parieren hat. Der Gouverneur läßt selbstverständlich diesen Prätorianern, die seine hauptsächlichste Stütze sind, ihre derartigen kleinen Vergnügungen ungeahndet hingehen, wofür sie als Gegenleistung die von ihm despotisch verfügten Verhaftungen, Verbannungen und Torturen willig und mit Blitzesschnelle ausführen. Da hier keine Freiheit existiert, so gibt es auch keine Reklamationen gegen die Übergriffe des Tyrannen der Provinz. Denn wo wären solche anzubringen? Nach der Verfassung bei der Legislative der Provinz; da diese Versammlung aber aus Brüdern, Schwägern, Onkeln, Vettern, Dependienten und Compadres des regierenden Pascha zusammengesetzt ist, die auf seinen speziellen Befehl vom Volke gewählt wurden, so ist die sogenannte Verantwortlichkeit des Regierenden in der Wirklichkeit nichts weiter als eine elende Farce. An die National-Regierung können die Geschädigten sich auch nicht wenden, da jene kein Recht hat, sich um die inneren Angelegenheiten der Provinzen, so lange keine Revolution ausbricht, zu kümmern. Aber die Tribunale werden doch unabhängig von jedem äußeren Einfluß sein, wie sie es in jedem zivilisierten Lande sind? Allerdings sollten die Richter frei und unabhängig sein, allein sie sind hier so enragierte Politiker und trachten so glühend nach dem Gouverneur-, Minister-, Senatoren- oder Deputiertenposten, daß sie dem Einzigen, der diese Stellen zu verschaffen vermag, dem Prokonsul der Provinz, unter Wahrung des äußeren Scheins, im Grunde doch nur als blinde Werkzeuge dienen.

Es sind dies traurige Zustände unter denen die Bevölkerung des Landes leidet, die aber nicht eher ein Ende nehmen werden, bis nur eine Regierung, ein Kongreß, ein Gesetz, eine Polizei ꝛc. statt der vierzehn Regierungen, der vierzehn Kongresse, der vierzehn verschiedenen Gesetze ꝛc. in der Argentinischen Republik herrschen, bis der Partikularismus für immer verschwunden ist und die Gouverneure für die Provinzen vom National-Kongreß ernannt und dem Präsidenten der Republik als Beamte unterstellt werden. Dann erst ist die Möglichkeit gegeben, die Freiheit einziehen und wahre demokratische Institutionen erblühen zu sehen; so lange dies aber nicht der Fall, werden Despotismus und Tyrannei fortfahren, unter Maske republikanischen Flitterstaats das Volk zu blenden und zu unterdrücken, bis diesem einst die Augen aufgehen und es dann dem ganzen elenden Schwindel mit einem Schlage ein Ende mit Schrecken bereiten wird. Die Verfassung der Argentinischen Nation ist schön und freisinnig und auch Nationalregierung und Nationalkongreß wollen das Beste, aber die Legislaturen der Provinzen zertreten die Paragraphen der Verfassung, so daß diese den Prokonsuln als Teppich für ihre Ausschreitungen dient, denn nur diese Herren sind hier frei, unabhängig und unumschränkt. Albert Amerlan, Tucuman.

(Schluß.)

Die deutsche Kolonie Tovar in Venezuela.

In einer Zeit, wo in Deutschland Aller Augen nach einem Fleck Erde ausschauen, welcher sich zur Gründung einer deutschen Kolonie eignen würde, erscheint es uns geboten, auch der verunglückten Kolonisationsversuche von seiten Deutscher zu gedenken und die Nachteile, welche derartige Mißgriffe zur Folge hatten, an das Licht zu ziehen, um das Fehlschlagen eines solchen Unternehmens zu verhindern.

Zu den verunglückten Kolonisationsversuchen gehört auch die Gründung der deutschen Ansiedlung Tovar in Venezuela, denn wir können das Resultat nicht günstig nennen, wenn sich die Kolonie nach ungeheueren Leiden der Bewohner fast aufgelöst hat und die wenigen noch Zurückgebliebenen unter schwerer Arbeit ein mühevolles und kümmerliches Dasein fristen. Die Gründung der Kolonie ging wie in den meisten ähnlichen Fällen von der Regierung des Landes aus, welche einsah, daß sie die Verwertung ihrer in der That reichen Bodenschätze nur durch Herbeiziehung von Kolonisten, von arbeitsamen und fleißigen Ackerbauern erreichen könne. Deshalb hatte sich die Venezuelanische Regierung nach geeigneten Einwanderern umgesehen und glaubte in den gutmütigen und strebsamen Deutschen ge-

eignete Leute zu einer Ansiedelung gefunden zu haben, wie ja die Deutschen von anderen Völkern für die besten Kolonisten gehalten werden, denn sie arbeiten fleißig und bekümmern sich nicht im geringsten um die politischen Verhältnisse des Landes; also gerade kein so bedeutendes Lob, als es zuerst den Anschein hat. Das weite Ländergebiet der Republik Venezuela ist allerdings von der Natur reich, ja verschwenderisch ausgestattet, namentlich was die fast übergroße Fruchtbarkeit des Bodens anbetrifft, und hat sich der Staat auch in politischer Beziehung bedeutend ruhiger entwickelt, als seine südamerikanischen Schwesterstaaten, doch dürfte es kaum geboten sein, gerade einem Deutschen die Auswanderung dorthin anzuraten, da das tropische Klima seiner Konstitution ganz und gar nicht zusagt. Venezuela ist dasjenige Land, welches zuerst von allen südamerikanischen Staaten den Plan der Gründung einer Kolonie im Landesinnern ins Auge faßte, und so wurde denn am 12. Mai 1840 ein Gesetz erlassen, welches die Einwanderung von fremden Kolonisten, namentlich von Deutschen und Bewohnern der kanarischen Inseln begünstigte. Dieses Gesetz bestimmte die Gründung einer Einwanderungskommission, welche denn auch in dem Jahre 1841 erfolgte; es wurde ein Einwanderungsfond gegründet, welcher in den ersten 5 Jahren, also bis 1845, die Summe von 171,000 Pesos (= 600,000 Mark) zu Einwanderungszwecken verausgabte. Die Kommission hatte natürlich das Recht über alle herrenlosen Ländereien (tierras baldias) zu bestimmen oder nötigenfalls im Privatbesitze befindliche, aber zur Anlage einer Kolonie geeignete Landstriche anzukaufen.

Die wichtige und schwierige Frage, welcher Punkt in Venezuela sich am besten zur Anlegung einer Kolonie eignet, beschäftigte vor allem den Obersten **Codazzi**, einen scharfsinnigen und gebildeten Mann, welcher schon seit längerer Zeit das Land behufs geographischer und statistischer Erforschung bereist und studiert hatte. Durch Alexander von Humboldt und de Boussingault, welche er später während seines Aufenthaltes in Europa kennen gelernt hatte, ermutigt, machte Codazzi eine Eingabe an die Venezuelanische Regierung, in welcher er sich zur Gründung einer Kolonie durch Deutsche bereit erklärte und dabei folgende Thesen aufstellte: 1) müßte vor Eintreffen der neuen Ansiedler von peones del pays (einheimischen Bewohnern des Landes) eine pica (Waldpfad) von dem Meere durch den Urwald nach dem Platze, wo die Kolonie gegründet werden sollte, hergestellt werden, 2) war der desmonte, d. h. die Abholzung des betreffenden Terrains eine Hauptbedingung; — Wohnungen für die Arbeiter, sowie Blockhäuser mit dem nötigen Proviant müßten gleichfalls vor Ankunft der Einwanderer errichtet und almácigos (Pflanzschulen zur Gewinnung von Saaten) angelegt werden; die Viehlieferung für die Kolonisten, welche in einer Kuh, einem Kalbe, einer Eselin, einem Schwein und einer Brut Hühner für jede Familie bestehen solle, müßte ebenfalls bei Eintreffen der Ansiedler an Ort und Stelle sein. Dagegen verpflichtete sich der Oberst Codazzi unter Stellung eines Solidar-Bürgen, Herrn **Martin Tovar**, in einem Zeitraum von 18 Monaten 60—80 Familien deutscher Auswanderer einzuführen, und zwar nur rechtliche, fleißige, gesunde Familien, in denen die Zahl der arbeitsfähigen Mitglieder im Verhältnis zu Frauen und Kindern möglichst groß ist; unter den Einwanderern sollen sich womöglich ein Arzt, ein Kapellan, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Steinmetze, Schuhmacher und Schneider befinden. Zur Ausführung dieses Planes erhält der Unternehmer durch Erlaß vom 26. November 1841 von der Regierung 15,000 Pesos ausgezahlt, eine Summe, welche unter Umständen auf 60,000 Pesos ausgedehnt werden kann. Das Geld, welches Codazzi zur Gründung der Kolonie vorgeschossen erhält, soll er in 6 Jahren ohne Zinsen wieder abgezahlt haben oder, falls er seine Versprechungen nicht gehalten hat, mit 3% monatlichen Zinsen als Strafe zurückzahlen. Die näheren Bedingungen, welche die Kolonisten selbst betreffen, waren folgende: Die Einwanderer sollen, nachdem sie im November 1842 im Hafen von Maya zum ersten Male venezuelanischen Boden betreten haben, mit den Tieren des Kolonisationsunternehmers ihr Gepäck nach dem inzwischen nach einem Plane des Oberst Codazzi angelegten Dorfe transportieren und dort gleich Besitz von ihren plantaciones ergreifen. Zehn Tage lang sollen sie völlig ruhen, um sich von den Strapazen der langen, schwierigen Reise zu erholen, dann sollen sie sich mit der Einzäumung und Ordnung ihres neuen Besitztums beschäftigen. Vom Dezember an beginnt die Feldarbeit, und zwar sollen die Ansiedler 3 Tage der Woche auf ihren eigenen estancias arbeiten, die anderen 3 Tage auf dem establecimiento, einem großen Gut, von dessen Ertrag die Schulden an die Regierung zurückgezahlt werden sollen.

Als alle diese Punkte genau geordnet und festgesetzt waren, begann der Oberst Codazzi seine Werbung in Deutschland, namentlich in Baden und dem Elsaß, nachdem er sich jedoch vorher vergewissert hatte, daß wenigstens die notwendigsten Vorbereitungen zur Aufnahme der Ansiedler ausgeführt seien. So traf denn der Oberst am 26. April 1843 mit den Auswanderern im Hafen von Choroni (Venezuela) ein; es waren im ganzen 374 Deutsche, zum größeren Teile Badenser, zum kleineren Elsässer, und zwar 145 Männer, 96 Frauen und 133 Kinder (unter 14 Jahren). Die Ueberführung der Kolonisten nach dem inzwischen durch peones del pays angelegten Dorfe geschah bald, wenn auch mit großen Schwierigkeiten. Die Lage der Kolonie an und für sich war sehr günstig gewählt, auf dem Südabhange der Serrania de la costa (des venezuelanischen Küstengebirges) unter dem 16° 26′ nördlicher Breite und dem 69° 46′ westlicher Länge von Paris gelegen, und zwar in gleicher Entfernung von den größeren Städten Caracas, Victoria und Puerto Maya in einer der am dichtesten bevölkerten Gegenden von Venezuela. Das Terrain, auf welchem die Kolonie gegründet wurde, war keine tierra baldia, sondern befand sich im Privatbesitz des Herrn Manuel Philipp Tovar, welcher ein Territorium von 2 Quadratlegoas guten Ackerbodens von seinen großen Besitzungen in den herrlichen Thälern von Aragua zum Zwecke der Kolonisation der Regierung geschenkt hatte. Bei einer Meereshöhe von 1722 m beträgt der mittlere Temperaturstand jener Gegend 12—15 Grad Reaumur.

Oberst Codazzi that alles, was geschehen konnte, um den Ankömmlingen den Uebergang in die Verhältnisse der neuen Heimat angenehm oder wenig-

stens erträglich zu machen, doch trat bald Entmutigung unter den Kolonisten ein, Krankheiten, wenn auch nur vorübergehend, gesellten sich zu der schweren, ermüdenden Arbeit in einem ungesunden und ungewohnten Klima. Zu all' diesem Unglück ging auch die Weizenernte völlig zu Grunde und fast hätte die Kolonie im Jahre 1844 gänzlich aufgehört zu existieren, wenn nicht zu rechter Zeit Vorschüsse von der Regierung gekommen wären; und nur der Umsicht und Energie des Oberst Codazzi ist es zuzuschreiben, daß sich wenigstens nicht alle Kolonisten in die nicht sehr weit entfernten größeren Städte begaben.

Im folgenden Jahre ging es bereits besser in der Kolonie, ja es sollen sogar einige der Ansiedler, welche sich nach dem 9 Wegestunden entfernten Caracas begeben hatten, nach Tovar zurückgekehrt sein. Ein in Caracas ansässiger Deutscher Namens Braun erstattete im Jahre 1845 der Regierung einen Bericht über den Zustand der Kolonie, welcher ziemlich günstig lautete. Die Regierung fühlte sich hierdurch veranlaßt, dem Oberst Codazzi noch 10,000 Pesos vorzuschießen. Damals zählte Tovar 328 Einwohner, denn es waren 20 Kinder geboren, 10 Personen gestorben und 13 ausgewandert. Im folgenden Jahre war jedoch die Lage der Kolonisten unerträglich geworden, alle Ernten waren mißraten und die Regierung besaß kein Geld mehr, um noch etwas vorzuschießen; — sie hatte bereits 95000 Pesos für die Kolonie ausgegeben. Die Handwerker begaben sich nach Caracas, Valencia oder Victoria, wo sie denn auch ein ziemlich gutes Einkommen fanden, sie verdienten dort täglich 2—3 Pesos (= 8—12 Mark); einzelne sogar 4 Pesos (16 Mark).

In der Kolonie blieben damals etwa 150 Ansiedler zurück. Später haben sich die Verhältnisse von Tovar wieder gehoben; neue deutsche Einwanderer kamen ins Land, auch einige Kanarier zogen nach der Kolonie, sodaß uns ein statistischer Bericht im Jahre 1851 381 Einwohner nennt. Noch befand sich die Ansiedelung im Wachsen; Geburts- und Sterbefälle waren äußerst günstig, denn auf einen Abgeschiedenen kamen 14 Geburten und im Jahre 1854 waren noch 9 Deutsche hinzugekommen. Nun zählte Tovar 500 Bewohner und zwar 271 männliche und 229 weibliche. Leider sollten jedoch diese günstigen Verhältnisse nicht von Dauer sein; durch den Bürgerkrieg im Jahre 1870 und die furchtbare Plaga de gusano (Wurmfraß), welche die meisten Ernten gänzlich vernichtete, kam die Kolonie sehr herunter und hat sich bis heutigen Tages nicht von ihren schweren Schicksalsschlägen erholen können.

Werfen wir einen Blick auf die jetzigen Verhältnisse der so glänzende Aussichten versprechenden Kolonie Tovar, so müssen wir gestehen, daß dieselben äußerst klägliche sind. Von den 500 Köpfen, welche sich in über 100 Familien teilten, sind jetzt noch höchstens 20—30 Familien vorhanden, welche sich kümmerlich genug ernähren. Die Regierung scheint die Kolonie gänzlich aufgegeben zu haben. Die schlechten ackerbaulichen Verhältnisse sind keineswegs die Folge eines ungünstigen Bodens; vielmehr ist derselbe außerordentlich fett. Das Klima gestattet den Anbau von allen möglichen Pflanzen, doch scheint es dem Weizen keineswegs günstig zu sein, und nachdem sämtliche Ernten fehlgeschlagen, haben die Kolonisten endlich den Bau desselben aufgegeben. Es wird hauptsächlich Gerste gebaut, und hat sich dieselbe bisher hier sehr gut bewährt. Man verwendet sie zur Bereitung von arepas (Brot), masamora (ein eigentümliches, weich angerührtes Brot) und Bier, von dem ein Quartillo mit $^1/_4$ Real bezahlt wird. Das Gemüse gedeiht sehr gut, sodaß sogar Victoria, die 15 Kilometer entfernte Hauptstadt der Provinz Aragua, ihren Bedarf an Kartoffeln, Sellerie, Kohl und Gartenfrüchten von Tovar bezieht. Die Plaga de gusano richtet zeitweilig gewaltige Verheerungen in den plantaciones an und vernichtet ganze Ernten vollständig; dies ist ein Hauptgrund für die Auflösung der Kolonie gewesen. Glücklicher Weise gibt es im Jahre zwei Ernten und wenn der Wurmfraß die erste zerstört hat, so ist immer noch Hoffnung auf die zweite. Die Verkehrswege zwischen der Kolonie und anderen Gegenden der Republik sind für südamerikanische Verhältnisse ziemlich gut; über Macarao führt ein großer Weg nach Caracas und eine Hauptstraße von Tovar direkt nach dem Meere. Eine Säge- und eine Mahlmühle haben die Ansiedler eingerichtet; die erstere liefert einen in Venezuela ziemlich teueren Artikel, nämlich Bretter und zwar 40—50 Stück täglich.

Die Einwanderung deutscher Ackerbauer in Venezuela ist von jeher nur sehr gering gewesen; der Mißerfolg der Kolonie Tovar möge als warnendes Beispiel eine Lehre für deutsche Auswanderer sein, die tropischen Teile Südamerikas zu meiden.

Victor Laverrenz.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Beurteilungen eines Amerikaners.

2.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten nehmen einen regen und thätigen Anteil an dem politischen Leben; aber sie sind darin von ungleich geringerer Stammzusammengehörigkeit als die Irländer, und stimmen nur selten in der heerdenhaften Solidarität wie jene; es sei denn, daß es die Bekämpfung einer Partei oder von Parteiführern gelte, welche für irgend eine, ihre persönliche Freiheit gefährdende Gesetzgebungs-Maßregel verantwortlich sind. Zwei Dinge sind es, auf denen sie als eine Klasse im ausgesprochnen Gegensatz zu der im eingebornen amerikanischen Element herrschenden Ansicht bestehen: auf dem Recht, an allen öffentlichen Plätzen und zu allen Zeiten Bier und Wein zu trinken, und dem, sich am Sonntag in derselben Weise zu unterhalten und zu erheitern, wie sie es in ihrem eigenen Lande gewöhnt waren. Der größte Teil der Gegnerschaft, welche sich je zwischen ihnen und der eingeborenen Bevölkerung geltend gemacht hat, ist aus den entgegengesetzten Anschauungen über diese beiden Punkte entsprungen. Bier und Wein sind in den Augen des Deutschen ein Paar Gottesgaben, deren maßvoller Genuß dazu bestimmt ist, die Mühen des Lebens zu erleichtern und seinen Annehmlichkeiten eine weitere hinzuzufügen. Der Sonntag Nachmittag aber gilt allen denen, die nicht zu den strengeren protestantischen Sekten gehören, für eine ausschließlich der Erholung geweihte Festzeit. Keine Partei, welche eine zwangsweise

Temperenz- oder eine strenge Sonntags-Gesetzgebung befürwortet, kann auf das deutsche Votum rechnen. Abgesehen von diesen beiden Punkten jedoch, weichen die deutschen Stimmgeber in betreff von Fragen der nationalen, staatlichen und lokalen Politik gerade so sehr von einander ab, wie ihre eingeborenen amerikanischen Mitbürger. In einigen Gemeinwesen ist eine große Majorität von ihnen republikanisch; in andern eine gleich bedeutende Mehrheit demokratisch; überall aber ist eine Minorität da, welche vollkommen selbständig der Gegenpartei angehört. Gelegentlich bestimmt der Einfluß lokaler Verhältnisse oder lokaler politischer Führer unter ihnen die Richtung der öffentlichen Meinung. Im Osten kann es als Regel gelten, daß die Deutschen mit der Demokratie stimmen. In diesem Teil des Landes datiert ihre politische Anschauung aus einer Zeit, da die fremden Einwanderer, ganz gleich, welcher Nationalität sie angehörten, in der Demokratie ihren natürlichen Schutz gegen die Knownothing-Bewegung fanden. In den westlichen Staaten sind die Deutschen vorwiegend Republikaner. Sie wanderten nach der Revolution von 1848 ein, und da sie die Freiheit der Territorien und den Kampf gegen die Sklaverei als die brennenden Fragen des Tages vorfanden, als sie an der Politik des Landes thätigen Anteil zu nehmen begannen, so machten sie die Sache der Republikaner zu der ihrigen. Der große Bürgerkrieg bestärkte sie nur in dieser Parteizugehörigkeit. Durch General Grant's Administration wurde dieselbe vielfach erschüttert, und im Jahr 1872 fielen die Deutschen in Scharen von der Partei ab, aber die Finanzkämpfe der darauf folgenden Jahre brachten die meisten dieser Ausflügler in das alte Lager zurück. Man dürfte sicherlich nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn man behauptet, daß zwei Drittel der Deutschen westlich von den Alleghanies Republikaner, östlich von derselben Scheidelinie Demokraten sind. Im Süden, wo das deutsche Element nicht zahlreich und in dieser geringen Anzahl fast ausschließlich auf die größeren Städte beschränkt ist, stimmen seine Angehörigen so ziemlich ohne Ausnahme mit den Demokraten.

Die Deutschen nehmen an der Tagespolitik ebenso viel Anteil, wie die eingeborenen Amerikaner, und haben vom Stimmrecht beinahe eine noch höhere Idee als diese. Die Erörterung der laufenden Fragen in ihren Zeitungen zeigt eine ebenso genaue Kenntnis unserer Institutionen und eine ebenso große Gedankenfülle, wie die Besprechungen der englischen Parteiblätter. In ihren Ideen über das Verwaltungswesen gehen die meisten etwas weiter, als unsre eignen Leute von altamerikanischer Anschauung in ihren Ansichten über die Befugnisse der Regierung zur Regulierung der Verkehrs-Linien, der Gesundheits-Verhältnisse, der Unternehmung von Bauten und ähnlicher Dinge im Interesse der Bürger gehen. Aber auf der andern Seite sind sie gleichzeitig die eifrigsten Anwälte einer möglichst großen Freiheit des persönlichen Handelns. Sie sind für einen gesetzlichen Zwang der Eisenbahnen zur möglichst anständigen Behandlung des Publikums und der Unternehmer von Bauten zur Aufführung solcher Baulichkeiten, welche sich hinterher nicht als Menschenfallen erweisen, aber sie lehnen sich aufs energischste gegen jede legislative Maßregel auf, welche irgend jemand verhindern will, am Sonntag zu tanzen, oder die ganze Woche hindurch Bier zu trinken, wenn es ihm paßt.

* * *

Dann kam die Revolution von 1848 und brachte uns eine ganz neue Klasse deutscher Einwanderer: junge Leute, die eben ihre Universitätsbildung beendigt hatten, glühend von Enthusiasmus für die Freiheit und den Fortschritt der Menschheit, und zugleich getränkt mit all dem philosophischen Skeptizismus jener Periode der geistigen Gährung und Erhebung. Seit jener Zeit ist der deutsche Geist in der alten Heimat mit rationalistischen und materialistischen Ideen gesättigt worden, und die Deutschen in diesem Lande, in stetem geistigem Zusammenhang mit ihren Landsleuten in der alten Welt befindlich und in betreff ihrer Litteratur von ihnen abhängig, wie sie es sind, haben sich dieser mit den alten Glaubenslehren aufräumenden Bewegung mit ganzer und voller Seele angeschlossen. Die älteren, nicht unmittelbar deutschgeborenen oder nur von solchen Eltern abstammenden Elemente, wie die Pennsylvanier „Dutch“ und deren Vettern in Ohio, Maryland, New York und New Jersey, hat diese geistige Bewegung nicht in Mitleidenschaft gezogen. Aber fast die ganze Masse der später Angekommenen, deren amerikanisches Bürgertum nicht über 1848 zurückdatiert, ist, mit Ausnahme der Katholiken, mächtig davon beeinflußt worden. Die Namen „Mucker“, „Pietisten“, „Fanatiker“ und dergleichen werden von den Angehörigen dieser Kategorie in der freigebigsten Weise auf alles angewendet, was an die Autorität offenbarter Religionen glaubt. In ihrer eigenen Denkweise sind sie zum größten Teil fortgeschrittene Rationalisten, hier und da von einer oder der andern jener nebelhaften Doktrinen deutscher Philosophie angehaucht, welche in Deutschland während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Gemüter beherrschte, neuerdings jedoch fast ganz durch die Lehren und Anschauungen des Pessimismus verdrängt worden ist. Wenn sie dennoch beständig solche frommen Phrasen, wie „der liebe Gott“, oder „Unser Herrgott“, oder „Mein Gott im Himmel“ im Munde führen, so hat dies keineswegs ein Glauben an den angerufenen Gott, oder doch höchstens nur ein solches in rein pantheistischem Sinne zu bedeuten. Trotz alledem ist ihre Irreligiosität nicht von der aggressiven Art derjenigen der Franzosen. Das deutsche Gemüt, wenn auch spekulativ und skeptisch, ist von Natur aus pietätvoll, und die meisten dieser teutonischen Freidenker übertragen die einer persönlichen Vorsehung versagte Verehrung nur auf die unpersönlichen Gesetze, welche das Weltall regieren. Auch halten sie, allem diesem Mangel an formulierter Religion zum Trotz, sich streng an die Sittengesetze, legen einen äußerst strengen Maßstab an die Pflichten, welche das Verhältnis von Eltern und Kindern mit sich bringt, und sind gute, hilfreiche Nachbarn und gewissenhafte Bürger.

* * *

Es gibt keinen Handels- oder Erwerbszweig, in welchem die Deutschen in Amerika nicht repräsentiert wären, — ja, es gibt deren sogar verschiedene, welche sie nahezu ausschließlich beherrschen. Wo sich eine Bäckerei befindet, ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie von einem Deutschen betrieben

wird. Fleischer und Marktgärtner haben meistens deutsche Namen. Ebenso Schneider und Uhrmacher, welche letztere hauptsächlich aus den deutschen Kantonen der Schweiz kommen. Der Handel mit Galanterie-, Spiel- und den als „Notions" und „Fancy Goods" bekannten Waren liegt vielfach in den Händen von aus Deutschland eingewanderten Juden, und in vielen Teilen des Landes hat dies auch in betreff des Geschäfts mit fertigen Kleidern Geltung. Was aber den Großhandel des Landes anlangt, so sind, einfach der Natur der Dinge entsprechend, gewisse Zweige des Import-Geschäfts fast ganz und gar das Eigentum von deutschen Firmen.

Von einer eigentlichen deutschen Litteratur kann man in Amerika kaum reden, obgleich einige wirkliche, auch im alten Vaterland bekannt gewordene deutsche Schriftsteller in unserer Mitte gelebt haben und noch leben. Auch wird wohl nie von etwas Derartigem gesprochen werden können, da die deutsche Sprache dazu bestimmt ist, im Lauf der Generationen aufzuhören, die gesprochene und geschriebene Sprache der von Deutschen abstammenden Bevölkerung dieses Landes zu sein. Nichtsdestoweniger befinden sich in jedem Ort, der nur eine nennenswerte deutsche Bevölkerung enthält, Buchhändler, welche in ihren Repositorien die deutschen Klassiker und die Werke beliebter deutscher Novellisten halten und von den großen deutschen Import-Buchhändlern New Yorks alle wichtigen neuen Erscheinungen des deutschländischen Buchmarktes beziehen, sodaß der in Amerika lebende Deutsche durchaus nicht von der Möglichkeit abgeschnitten ist, die vaterländische Litteratur verfolgen und mit ihr weiter sympathisieren und leben zu können. Ganz besonders blühend und einflußreich ist die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten. Sie zählt zur Zeit weit über dreihundert Publikationen. Jeder größere Ort in den Mittel- und westlichen Staaten hat eine oder mehrere deutsche Zeitungen, die täglich erscheinen. Einige von diesen, wie die „New Yorker Staatszeitung", der „Philadelphia Demokrat", der „Baltimore Correspondent", das „Cincinnati Volksblatt", die Chicagoer „Illinois Staatszeitung", die St. Louiser „Westliche Post" und „Anzeiger des Westens" können, was Umfang und geschickte Redaktion anlangt, sehr wohl den Vergleich mit den größeren amerikanischen Tagesblättern bestehen und übertreffen in betreff journalistischer Unternehmung und des Quantums der von ihnen gebrachten Neuigkeiten die leitenden Blätter Berlins, Hamburgs und der übrigen Städte Deutschlands. In ihrem Ton sind sie ganz und gar amerikanisch. Sie sind die aufrichtigsten Bewunderer der besseren Züge und Seiten unseres politischen Systems, scharfe Kritiker seiner Schwächen und getreue Anwälte der öffentlichen Ordnung und persönlichen Freiheit. Ihr Einfluß auf unsere öffentlichen Angelegenheiten ist ohne Frage ein heilsamer. In ihren editoriellen Spalten behandeln sie die allgemeinen Tagesfragen eingehender und ausführlicher, als es die Gewohnheit der amerikanischen Zeitungen ist. Deutsche wöchentliche Zeitungen, welche sich mit Politik und Neuigkeiten beschäftigen, sind zahlreich im Westen und in Ost-Pennsylvanien. Ausgezeichnete Wochenblätter endlich, welche Romane, Skizzen, Artikel, Gedichte und Humoristisches veröffentlichen, darunter ein Paar illustrierte, erscheinen in New York, Cincinnati, Chicago und St. Louis.

Die Zukunft des deutschen Elements in Amerika ist lange ein Gegenstand der Erörterung und Erwägung der gebildeteren und denkenderen Repräsentanten dieses Bevölkerungs-Elementes gewesen. Wie nicht anders zu erwarten, ist die große Masse der deutschen Landleute und Handwerker, welche nach unsern Gestaden gekommen sind, zufrieden, ihre Lebenslage so wesentlich gebessert zu sehen, und plagen sich nicht weiter mit ethnologischen und philologischen Problemen. Aber in den deutschen Zeitungen und in den deutschen Klubs und Vereinen, welche sich in allen größeren amerikanischen Städten befinden, werden die beiden Fragen: „Wird die teutonische Race in der Neuen Welt ihre Stammeigenheit verlieren?" oder „Wird die deutsche Sprache in Amerika erlöschen?" häufig und mit lebhaftem Gefühl und Interesse diskutiert. Nach der großen Einwanderung, welche dem Revolutionsjahre 1848 folgte und eine bedeutende Zahl von Männern von überlegener Erziehung und ungewöhnlichen Geistesgaben über den Ozean brachte, kam die Idee eines neuen Deutschlands in Amerika für eine Zeit thatsächlich in Aufschwung. Man hegte die Hoffnung, daß ein oder zwei westliche Staaten fast ganz und gar von deutschen Ansiedlern würden bevölkert werden, daß in ihnen deutsche Städte und Dörfer entstehen, deutsche Hochschulen etabliert werden, eine eigene deutsche Litteratur begründet werden würde, — mit einem Wort, daß die deutsche Einwanderung hier vollbringen würde, was vor zweihundert Jahren die englische Rasse in Neu-England vollbracht hatte. Wisconsin, Missouri und Illinois waren die Staaten, welche gewöhnlich als das Feld bezeichnet wurden, auf welchem sich dieser ehrgeizige Traum der Verpflanzung deutscher Kultur auf einen neuen Boden und in ihm ihre Vermählung mit amerikanischer Freiheit verwirklichen sollte. Die Idee war eine stolze und noble, aber sie machte die Rechnung ohne zwei unübersteigliche Hindernisse: den vorwärtsdrängenden, unbezwinglichen Unternehmungsgeist des anglo-saxonischen Elements, welches seine Pionier-Heersäulen noch vor den deutschen Niederlassungen in den damaligen fernen Westen vorausschob, und den Mangel an praktischem landsmannschaftlichem Zusammenhang und an Einigkeitsgefühl innerhalb der deutschen Rasse. Deutschland war damals noch nicht geeinigt, und die Volksschaften, welche von Preußen, Baiern, Hannover und einem oder zwei Dutzenden kleinerer Herzog- und Fürstentümer kamen, hatten außer der gleichen Sprache so gut wie gar kein Gemeinsamkeitsband. Es ist eine eigentümliche, aber ebenso unbestreitbare Thatsache, daß die Deutschen, obgleich sie ein über alle Teile des Globus verbreitetes, auswanderndes Volk sind, welches sich in Australien ebenso heimisch fühlt, wie in Amerika, doch noch nirgends eine Kolonie gegründet, oder ein selbständiges Staatswesen aufgebaut hat. Sie schwärmen gleich den Bienen, doch nur um ihren Honig in bereits begründete Stöcke zusammenzutragen, aber nicht um gesonderte Gemeinwesen ihrer eignen Art ins Leben zu rufen. Wenn es noch irgendwo ein unbesetztes großes Gebiet mit geeignetem Klima auf dem Erdball gäbe, so würde es jetzt, mit einem mächtigen Deutschland als schützendes und erhaltendes Mutterland dahinter, vielleicht möglich sein, eine teutonische Kommunität in der Neuen Welt zu gründen. Aber ein solches Gebiet gibt es nicht mehr, und infolge

dessen wird es auch nie eine zweite große deutschsprechende Nation auf diesem Erdball geben. Die Hoffnung, daß eine solche, d. h. ein neues freies Deutschland auf dem Boden der Vereinigten Staaten gegründet und entwickelt werden könne, ist heutigen Tages längst als eine visionäre aufgegeben worden, und selbst diejenigen, welche einst am eifrigsten für sie in die Schranken zu treten pflegten, haben sich nachgerade davon überzeugt, daß es das Geschick ihrer Rasse auf amerikanischem Boden ist, von dem älteren anglo-saxonischen Element aufgesogen zu werden und so das Ihrige zu der Bildung der künftigen amerikanischen Nation beizutragen. Sie haben keinen Grund, ob dieses, ihres und ihrer Stammbrüder in Amerika „manifest destiny" Klage zu erheben. Wir von englischer Abstammung bedauern nicht, daß wir, mit Ausnahme der Sprache, nicht mehr englisch sind. Wir sind stolz, Amerikaner zu sein, und gerade dies ist auch das Gefühl, welches sehr bald an die Stelle der Deutschtümelei unter unsern teutonischen Mitbürgern treten wird.

Trotzdem sind sie in betreff ihrer Sprache ganz besonders feinfühlig und empfindlich. Sie haben den Beweis vor Augen, daß dieselbe mit Hilfe beständiger Kämpfe lebendig erhalten werden kann, und so machen sie alle nur erdenklichen Anstrengungen, deutsche Schulen, Kirchen und Zeitungen aufrecht zu erhalten, und feuern einander beständig durch Aufforderungen und Anrufe auf: die „gemütliche Sprache" des teuren alten Vaterlandes in Amerika nicht aussterben zu lassen. Aber trotz aller dieser Anstrengungen wird sie im Laufe des nächsten Jahrhunderts aussterben. Kein Volk spricht zwei Sprachen. Entweder das Englische oder das Deutsche muß Platz machen. Selbst wenn der Daseinskampf zwischen den beiden Sprachen ein gleicher wäre, — d. h. wenn in diesem Augenblick in den Vereinigten Staaten das Deutsche von ebenso vielen Personen gesprochen würde, wie das Englische, — müßte das letztere schließlich doch den Sieg davontragen, weil es die einfachere, weniger umschweifige, schneidigere und kosmopolitischere Sprache ist. Es borgt von allen Sprachen, ohne darum seinen Klang und seinen innersten anglosächsischen Kern aufzugeben. Das Deutsche ist in vielen Beziehungen das reichere, und eignet sich gleich sehr für Poesie und Rhetorik, aber es ist schwerfällig und zusammengesetzt in seinen grammatischen Formen, ungleich schwerer zu sprechen als das Englische, und nicht so gut, wie dieses, für das Sprachbedürfnis der flinken, lebhaften und energischen Rasse geeignet. Die Kinder deutscher Einwanderer lernen das Englische im Handumdrehen und geben ihm bald in so entschiedener Weise den Vorzug, daß sie oft nur noch mit Schwierigkeit mit ihren Eltern deren Muttersprache zu sprechen vermögen. Sie machen unwillkürlich jene Sprache zu der ihrigen, in welcher sie ihre Gedanken am leichtesten ausdrücken können. Das aber besiegelt die Zukunft der deutschen Sprache in Amerika, — und mit Recht sagt Friedrich Kapp in seiner „Geschichte der Deutschen im Staat New York" über die visionäre Idee der Gründung eines selbständigen, eigensprachigen deutschen Utopiens in Amerika das Folgende:

„Noch gilt es auf dem großen Gebiete der Vereinigten Staaten den gemeinschaftlichen Kampf des Geistes gegen die Naturwüchsigkeit, den Kampf der Zivilisation gegen die Rohheit. Es ist Platz für Alle, für jedes ehrliche Streben, für jeden denkenden Kopf, für jeden arbeitenden Arm, denn die Allen gemeinsame Arbeit wird nicht dadurch erreicht, daß der Eine den Anderen bei Seite schiebt, oder gar verdrängt, sondern daß ein Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte, in Reih' und Glied kämpfend, das hohe Ziel erstrebt. Also nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden neuen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemütslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschale werfen, und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, ein um so größeres Feld der Bethätigung sich schaffen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an Dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu sorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe, er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Leben in dieser Weise versteht, so wird andererseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Realismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen. Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschtums im Amerikanertum nichts Schmerzliches mehr, es wird vielmehr eine geistige Wiederauferstehung sein!"

E. V. Smaley.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemannes.

An der chinesischen Küste.

3.

In Einförmigkeit verstrich so mein Dienst, in welche nur die oft blutigen Fehden der verschiedenen Dorfschaften Unterbrechung brachten. Das Innere des Landes blieb mir verschlossen, da es zu gefährlich war weit ausgedehnte Spaziergänge zu machen, indem die Erfahrung gelehrt, daß die Erbitterung gegen die Europäer, vorzüglich im Innern des Landes, noch immer eine ganz fanatische sei. Hatte man doch vor kurzem erst den Neffen eines unserer höchsten Beamten, einen harmlosen Studenten der chinesischen Sprache, welcher, um ungestört seinen Studien obliegen zu können, sich mit seinem chinesischen Lehrer in einem kleinen Orte des Inlandes

aufhielt, tückisch überfallen und schwer verwundet; — nur einige wohlgezielte Schüsse aus seinem Revolver hatten die Angreifer zum Rückzuge genötigt und ihm das Leben gerettet. Auf der Südseite des Flußes von der Meeresküste aus bis ziemlich weit Fluß aufwärts ist das Land gebirgig mit kümmerlicher Vegetation, doch wenn man Swatau hinter sich hat, öffnen sich hier und dort Thäler mit üppigem Pflanzenwuchs. Nach den Aussagen der Leute ist das Hinterland von Swatau sehr fruchtbar, mit einer blühenden Zuckerkultur, deren Produkte nach allen Teilen China's und auch nach Australien, Amerika und Europa exportiert werden. Von den Früchten ist hauptsächlich die Apfelsine hervorzuheben, die sogenannten Mandarin und Kuli oder gemeine Apfelsinen, beide Sorten werden als die vorzüglichsten von ganz China bezeichnet. Auch Bananen, Persimon und Pumalo ꝛc. gedeihen hier vorzüglich; aus der Schale der letzteren machen die Chinesen ein vorzügliches Citronat. Was uns überhaupt vom Innern China's bekannt geworden, verdanken wir hauptsächlich den Missionären, diesen unermüdlichen Pionieren der Zivilisation, deren so manche hier ihrem Berufe zum Opfer gefallen und deren Verlustliste voraussichtlich noch lange nicht geschlossen sein wird. Die chinesische Regierung ist der christlichen Religion eben nicht sehr wohl geneigt, umsomehr als die Taipings (Rebellen) sich unserer Religion befreundet zeigen und wenn auch verfassungsgemäß in China vollkommene Religionsfreiheit herrscht, so sieht man doch in unseren Sakramenten nur eine Formel, welche die Anhänger zu einer geheimen Gesellschaft vereinigt. —

Unerwartet sollte mein Aufenthalt in Swatau ein Ende nehmen. Es wird dem Leser in der Erinnerung sein, daß Anfang 1864 der Krieg zwischen Norden und Süden der Vereinigten Staaten am heftigsten wütete, und war es die Alabama, das gefürchtete Kaperschiff der Südstaaten, welches auch hier in den chinesischen Gewässern dem Handel und der Schiffahrt der Nordstaaten allen erdenklichen Schaden zufügte. Obgleich verschiedene Kriegsschiffe der Union an den Küsten kreuzten, um den Handel zu schützen, so war doch kein Schiff unter amerikanischer Flagge sicher vor dem kühnen und energischen Kapitän Simms, dem Kommandanten der Alabama. Während man ihn an der Küste von China suchte, war er in Singapore oder unweit Calcutta; immer wußte er geschickt seinen Verfolgern zu entgehen und führte, auf die Schnelligkeit seines Schiffes rechnend, die größten Wagstücke aus. Es war daher natürlich, daß viele amerikanische Rheder sich so schnell als möglich unter diesen Umständen ihrer Schiffe zu entledigen suchten, entweder durch wirklichen oder Schein-Verkauf; und so wurde mir der Antrag von dem Amerikanischen Konsul Mr. Bradley das Kommando über das schöne amerikanische Schiff George Lee zu übernehmen, mit demselben nach Singapore zu gehen, Namen und Flagge zu wechseln und dasselbe dem chinesischen Handelshause Heng Bun Suhn zu übergeben. Da das ruhige Leben mir etwas langweilig zu werden anfing und mir bei gutem Gehalte ein längerer Kontrakt gesichert wurde, so erwachte in mir der alte Wandertrieb mächtig aufs neue, und ich nahm ohne Bedenken das Anerbieten an. Mein Verhältnis zu den chinesischen Behörden war bald gelöst, da ich mich nur auf unbestimmte Zeit verpflichtet hatte; doch wurde mir die angenehme Genugthuung zu hören, wie mein Vorgesetzter den Amerikanischen Konsul scharf darüber interpellierte, weshalb er gerade mir das Kommando des Schiffes übertragen, worauf ich Herrn B., als er lachend aus der Kajüte desselben trat, erwidern hörte: „aus demselben Grunde, aus welchem Sie ihn gerne im Dienste behalten möchten!“ —

So trat ich denn die Reise mit dem George Lee von Swatau nach Singapore an. Ich hatte eine malaiische Besatzung von 36 Mann und einen Europäer als ersten Steuermann an Bord. Wir hatten Dobble Island morgens früh bei eintretender Ebbe verlassen, das Wetter war sehr günstig, ein frischer Nordost-Passat füllte die Segel, sodaß wir 9 bis 10 Seemeilen die Stunde machten. Ich ließ einen westsüdwestlichen Kurs steuern, damit wir nicht sogleich allzuweit von der Küste abkamen, um Gelegenheit zu haben nach Landmarken das Chronometer zu prüfen, aber auch anderseits vermeidend, derselben ohne Grund so nahe zu kommen, um vielleicht bei eintretender Windstille von chinesischen Piraten überfallen zu werden, die gerade unweit Hongkong damals in unerhört frecher Weise ihr Unwesen trieben. Der erste Tag und Nacht verging ohne Bemerkenswertes; am zweiten Mittage auf See — ich hatte eben die Position des Schiffes in der Karte eingetragen, — wurde ein Segel voraus einen Strich am Lee Bug gemeldet. Durch das Fernrohr sah ich, daß es ein europäisches Schiff war, welches denselben Kurs steuerte als wir, aber die Bramsegel herunter und die Untersegel aufgegeit hatte, also unser Herankommen erwartete. — Beim Näherkommen erkannte ich, daß das Schiff die englische Flagge und die Signale „Schiff in Not“ aufgezogen hatte. Als wir bis auf Sprechweite herangekommen waren, erfuhr ich auf mein „Schipp ahoi“, daß es die englische Bark Henry Darling sei und in vergangener Nacht bei sehr leichtem Winde in der Nähe von Hongkong von chinesischen Piraten überfallen und geplündert sei. Der Kapitän hatte das Schiff zu verteidigen versucht und hierbei sein Leben eingebüßt, der erste Steuermann war ziemlich stark, aber nicht gefährlich verwundet. Von der Mannschaft und den an Bord befindlichen Chinesen waren auch einige mehr oder weniger verwundet, aber es blieben immer noch hinreichend Leute das Schiff zu manövrieren. Da außer dem verwundeten ersten Steuermann kein Europäer an Bord war, so wollte man nun einen navigationskundigen Mann von mir haben, den ich leider nicht geben konnte, denn mein erster Steuermann war ein junger Seemann, der keine Ahnung von Navigation, d. h. der astronomischen Berechnung hatte, und den ich nur als Aushilfe an Bord genommen hatte, da ich keinen examinierten Steuermann in Swatau bekommen konnte. Da beide Schiffe ziemlich gleiche Segler waren, so versprach ich in der Nähe des Henry Darling zu bleiben. Hierauf wurden wieder alle Segel auf beiden Schiffen beigesetzt und wir setzten gemeinschaftlich unsern Kurs nach Singapore fort. Am elften Tage unserer Abreise von Swatau bekam ich, nachdem sich die Sonne zuvor drei Tage lang hinter dichten Wolken versteckt gehalten hatte, zum ersten Male wieder eine genaue Mittags-Observation, und war ich nicht wenig über das Resultat derselben erstaunt. Wir hatten einen Strom gehabt, welcher uns über zwei Seemeilen die Stunde mehr süd-

wärts gesetzt hatte, als ich nach vorhergemachten Erfahrungen schon bereits angenommen und wir mußten somit nicht weit von dem östlichen Eingange der Singaporestraße sein. Ich veränderte sogleich den Kurs mehr westlich und schickte einen Mann nach der Marsraa, um nach dem Feuerturm (Horsburgh Lighthouse, sogenannt nach dem verdienstvollen Kapitän H.) auszugucken. Durch die Kursveränderung brachten wir den Wind mehr von der Steuerbordseite ein, so daß alle Segel aufs beste ziehen konnten, und jetzt zeigte erst das wackere Schiff, was es zu leisten im Stande war. Wie tänzelnd schob es die am Bug emporspielenden Wellen zur Seite, die sich dann rasch in dem schäumenden Kielwasser verloren, welches wie ein langer weißer Streifen den Weg bezeichnete, welchen es zurücklegte. Der Mann war noch nicht lange auf seinen Ausgucksposten, als schon der freudige Ruf von ihm ertönte „batu api di muka botûll" (Feuerturm recht voraus). Gegen drei Uhr Nachmittags passierten wir Horsburgh Lighthouse; dasselbe zeigt ein sogenanntes Drehfeuer, welches in gewissen Zwischenräumen verschwindet und dann wieder hell aufflammt, und beherrscht vollkommen alle die Gefahren dieser östlichen Einfahrt bis zur Riostraße, so daß nur bei sehr dichten Regenwetter die Romania shoals (Bänke) an der Nordseite, oder die auf der Südseite befindlichen Felsen und Korallenriffe den Schiffen in der Singaporestraße gefährlich werden können. Wie die Küsten Englands ein hervorragendes, im wahren Sinne des Wortes leuchtendes Beispiel für alle übrigen Nationen geworden sind durch ihre ausgezeichneten Leuchttürme und Wahrzeichen, so finden wir dasselbe vortreffliche Küstenbeleuchtungssystem in allen Teilen der Welt, wo die englische Flagge weht, und darf ich wohl hinzufügen, daß jetzt alle seefahrenden Nationen in lobenswertem Wetteifer es sich angelegen sein lassen, diese, dem Seemann so willkommenen Wahrzeichen überall da aufzurichten, wo seinem Schiffe Gefahren durch tückische unterseeische Felsen und Riffe oder Sandbänke drohen, oder wo sie den Eingang zu einem Hafen, Fluß, Meerenge 2c. bezeichnen.

Eine angenehme Nordost-Briese erlaubte uns unsern Kurs geradeswegs nach dem Hafen von Singapore zu nehmen, und konnte ich, da es nicht allzuviel aufzupassen gab, den bezaubernden Anblick recht genießen, welchen die reizenden Küsten mit der üppigen Tropenvegetation bieten. Viele Völker des Orients, wie die Juden des Altertums, Araber, Chinesen u. s. w. hielten und halten sich noch für die Auserwählten des Herrn, aber kein Völkerstamm scheint mir so berechtigt zu dieser Annahme zu sein, als der malaische, denn nirgends hat die Natur verschwenderischer für ihre Kinder gesorgt als hier. Es geht eine alte malaische Sage: Als der Herr die Welt erschaffen, fand er, daß zuviel Land auf der Nord- und zuviel Wasser auf der Südseite sei; er trug daher in einem Sack Land von dem großen asiatischen Kontinent nach dem Süden und schuf Australien. Aber der Sack bekam bei dem vielen Tragen ein Loch und ein Teil des Inhaltes fiel unterwegs in das Meer, und so entstanden die vielen schönen Inseln, welche der Schöpfer seinem Lieblingsvolk, den Malaien, gab. Denn daß sie die Lieblinge des Herrn sind, geht aus folgendem hervor: zuerst schuf er einen Menschen aus Thon und machte ihn hernach durch himmlisches Feuer lebend; aber er ließ ihn etwas zu lange im Feuer und siehe, er war schwarz geworden. — Du bist zu dunkel geworden, sagte der Herr, du gefällst mir nicht, ich gebe dir das Land Habesch (Afrika). Und wieder schuf der Herr einen Menschen, und um nicht in denselben Fehler zu verfallen, wie bei dem Neger, ward er nur sehr kurze Zeit dem himmlischen Feuer ausgesetzt und so entstand der weiße Mensch. — Du gefällst mir auch nicht, sprach der Herr, dir soll der kalte Norden gehören. Nun schuf der Herr zum dritten Male einen Menschen, und da er nun das rechte Zeitmaß kannte, ging ein schöner hellbrauner Mensch aus dem himmlischen Feuer hervor. — So gefällst du mir, sagte der Schöpfer, du sollst alle die schönen Inseln als dein Erbteil haben — und schön, wahrhaft paradiesisch schön sind sie meist alle.

Hier in der Straße von Singapore herrschte ein reges Leben, ein oder zwei Dampfer, größere Segelschiffe, welche auskreuzten, malaische Prauen, Tonkang, Dschunken, große und kleine Segelboote belebten die große Wasserstraße. Kaum hatten wir uns dem Hafen so weit genähert, daß wir die auf der Rhede liegenden Schiffe sehen konnten, so kam auch eine ganze Flottille von Booten auf uns zu und bald war ein buntes Gewühl von allen möglichen Nationalitäten an Deck. Europäische Agenten von Shipchandlers, Werften, Docks u. s. w., welche ihre Karten abgaben, — schwarze gravitätische Dubasche von der Koromandelküste (Leute welche das Schiff täglich mit frischen Proviant versehen), — Dhoby, (Waschleute von Kalkutta in ihrer sauberen weißen Tracht), chinesische Schuhmacher und Schneider, malaische, chinesische und Klingbootleute, welche alle ihre Dienste anboten, füllten das Deck des Schiffes. Inzwischen war einer kurzen Dämmerung rasch die Nacht gefolgt; — die meisten Boote waren wieder ans Land zurückgekehrt. Der Vollmond stieg hinter uns aus den hellen Meeresfluten auf, in seiner ganzen Pracht, wie man ihn nur in den Tropen sieht; welch eine wunderherrliche Nacht; vor uns der Hafen mit den vielen Lichtern an Land und auf der Rhede, — so zog langsam und müde, da der Wind ganz einzuschlafen drohte, unser Schiff in den Hafen ein und ankerte, von der Flut begünstigt, kurz nach neun Uhr abends wohlbehalten im Hafen von Singapore.

Johannes Römer.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Abendschulen in New York.

Unter den vielen Deutschen, die in Amerika eine zweite Heimat gefunden haben, gibt es eine beträchtliche Zahl, die ihre englischen Sprachkenntnisse dem Besuche einer dortigen Abendschule verdanken. Zumal für den Arbeiter, der besonders im Anfang von seinem Lohn nicht so viel erübrigen kann, um sich einen englischen Sprachlehrer zu nehmen, während er doch täglich mehr das Bedürfnis empfindet, die Sprache seines neuen Vaterlandes gründlich zu verstehen, sind die deutschen Abendschulen eine wahre Wohltat. Der Unterricht in denselben ist unentgeltlich. In fast allen größeren Städten der Union finden wir Abendschulen, in New York selbst gibt es deren 6, — 3 für Männer und Knaben, 3 für Frauen und Mädchen. Die hierin eingeführte

Lehrmethode verfolgt den Zweck in möglichst schneller Zeit dem Schüler ein allgemeines Verständnis der fremden Sprache zu verschaffen, — nicht durch Erlernung von Regeln, sondern von Worten und Redensarten, auf die natürlichste Art, wie ein Kind seine Muttersprache erlernt. Dieser Methode verdankt der Schüler, daß er schon nach 10—12 Monaten die englische Umgangssprache des täglichen Lebens in Wort und Schrift beherrscht. Die zum Unterricht erforderlichen Bücher und Schreibmaterialien sind ebenfalls kostenfrei. Die Abendschulen sind nur während des Winters geöffnet (v. 15. Oktober bis 15. März), — denn im Sommer würden sie wenig oder garnicht besucht werden, da die herrliche Umgebung New Yorks jeden nach der Arbeit aus der heißen Stadt hinaustreibt, um die erfrischende Meeresluft einzuatmen. Der Unterricht geschieht an allen Wochentagen, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags, und zwar in den Abendstunden von ½8—½10 Uhr. Über den sämtlichen Anstalten steht ein Direktor, der sich, um das Lernen jedes Einzelnen zu fördern, oft unverhofft in dem Schulzimmer einfindet und sein Lob oder seinen Tadel ausspricht.

Als 20jähriges Mädchen habe auch ich, bald nach meiner Ankunft auf amerikanischem Boden (im Winter 1882—83), eine New Yorker Abendschule zur schnelleren Erlernung der englischen Umgangssprache regelmäßig besucht und möchte ich in dieser schlichten Schilderung nur meinem Dankgefühle für das Gewonnene Ausdruck geben. Die von mir besuchte Schule lag in der 57. Straße zwischen I. und II. Avenue East. Das Gebäude der Public school (Volksschule) wird man leicht finden. Wenn man sich dort abends ½8 Uhr einfindet, so steht das Zuhören Jedem frei und wird man auf Wunsch sofort ins Buch als Schüler eingetragen und kann sich sogleich am Unterricht beteiligen. Dort wird man auch bereitwilligst von der Vorsteherin in Erfahrung bringen, welche Schule vielleicht näher zur Wohnung gelegen. Der Unterricht wird nur von deutschen Lehrern oder Lehrerinnen erteilt, welche aber die englische Sprache wie die Muttersprache sprechen und staatlich geprüft sind. Die Kosten zur Erhaltung der deutschen Abendschulen werden aus freiwilligen Beiträgen seitens Deutsch-Amerikaner in New York gedeckt und sind Spenden sicherlich willkommen. — 10 Minuten vor Beginn des Unterrichts versammeln sich die deutschen Schülerinnen (unter denen selbst ältere Frauen sich befinden) in dem großen Schulsaale der Volksschule, in welcher zu gleicher Zeit in den übrigen Klassenzimmern amerikanische junge Mädchen, meist Irländerinnen, die schon von Kindheit an ihr Brod verdienen mußten, freien Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und anderen Bildungsgegenständen, deren elementare Kenntnis der Amerikaner von Jedem verlangt, erhalten. Da sind Kinder aller Altersstufen vertreten, auch Erwachsene bis zum 18. Jahre; — oft in ärmlicher, aber meist sauberer Kleidung. Diese Abendschülerinnen der Volksschule sind alle einzeln und ganz taktmäßig zu den Klängen eines Klaviers in den Saal bei der Vorsteherin vorbeimarschiert, worauf diese („Principal" genannt), nachdem eine jede ihren Platz eingenommen, mit lauter Stimme die Strophen eines englischen Liedes vorliest, welches alle, auch die Deutschen, so gut als möglich nachsprechen. Dann wird das Lied mit Begleitung gesungen, andere Lieder folgen, welche sämtlich in englischer Sprache erklärt werden; nach 10 Minuten ertönt die Glocke zum Beginn der Stunden und Alle marschieren wiederum bei der Vorsteherin taktmäßig vorbei nach den verschiedenen Richtungen in ihre betreffenden Klassenzimmer. Dasselbe geschieht auch am Schlusse der Stunden und ist in sämtlichen Schulen der Vereinigten Staaten eingeführt. Monatlich zweimal wird blinder Feuerlärm geschlagen, da erheben sich in dem gesamten Gebäude die Kinder, wie auf Kommando, nehmen flink ihre Kleider, lassen Bücher und Hefte zurück und in raschem Takt geht es die verschiedenen Treppen hinunter. Die Treppen, deren es in jedem Stockwerk gibt, — gerade so viel als Klassen, — haben alle verschiedene Ausgänge und kreuzen sich nie. Durch diese praktische Einrichtung kann ein Haus von 1200 Kindern in wenigen Minuten geleert sein.

In den deutschen Abendschulen werden in Gegenwart der Vorsteherin die anwesenden Schülerinnen gezählt, da die Lehrerin pro Kopf bezahlt wird. Es liegt demnach auch im Interesse der Unterrichtenden, die Stunden so anziehend, belehrend und leicht faßlich als möglich zu gestalten, daß sie den Schülerinnen gefallen und diese aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Lehrerin keinen Abend versäumen. Am ersten Abend wird Name und Wohnung jeder Neueintretenden eingetragen, um, wenn eine Schülerin wegbleibt, sie durch einen gedruckten Zettel per Post zu regelmäßigem Kommen im eigenen Interesse aufzufordern. Bei regelmäßigem Besuch erhält der Schüler am Schulschluß ein schönes englisches Buch von einem bekannten amerikanischen Schriftsteller als Prämie zum Geschenk.

Und nun zum Unterricht selbst. In den ersten Stunden wurde das Alphabet sprechen und schreiben gelehrt, da vielen die lateinische Schrift ganz fremd war, aber schon in der ersten Woche begann die Lehrerin englisch zu sprechen, doch jedes Wort deutsch erklärend. Später sprach sie nur englisch, und auch von den Schülerinnen wurden die Fragen stets in englisch beantwortet. In der ersten Zeit wurden die Aufgaben auf Schiefertafeln geschrieben, von der zweiten Woche jedoch an immer in Hefte. Am dritten Abend bekamen wir Bücher mit einfachen Erzählungen, — z. B. eine Kindergeschichte in Fragen und Antworten. Jedes Wort wird erklärt, und manches Mal sind es speziell amerikanische Redensarten und Ausdrücke, — überhaupt macht es sich die Lehrerin zur besonderen Aufgabe, dabei auf dortige Sitten und Gebräuche aufmerksam zu machen, wodurch der „Grüne" mit der Zeit sehr schnell so manche Äußerlichkeit abstreift, die der Amerikaner belächelt und die schon manchem Deutschen viel Schaden gebracht hat. Später werden immer Bücher gelesen, deren Inhalt sich an das Alltägliche, Praktische hält. — Die zweite Stunde jeden Abends dient zur schriftlichen Wiederholung oder Durcharbeitung dessen, was in der ersten Stunde mündlich durchgenommen. Da werden Sätze gebildet, später Briefe, Aufsätze, Diktate, alles nur irgend im täglichen Leben Vorkommende bearbeitet, — jeder Fehler 10 Mal abgeschrieben; auch bekommen die Schüler Bücher mit Sprüchwörtern, die 20 Mal nachgeschrieben werden müssen ꝛc. Durch das Nachsprechen, Buchstabieren und Schreiben gewöhnt sich das Ohr sehr schnell an die

Sprache, was durch die schriftlichen Arbeiten noch unterstützt wird. Nach den ersten Paar Stunden wurden die fortgeschritteneren und geistig veranlagteren Schülerinnen zu einer besonderen Klasse gruppiert. — Zu den ersprießlichen Resultaten der deutschen Abendschulen tragen außer dem hingebenden Eifer der Lehrerinnen, die anerkennenswerte stete Aufmerksamkeit und Einmütigkeit aller Schülerinnen bei; — trotzdem sie doch ganz verschiedener Herkunft, Vorbildung und Standes sind, fühlt eine jede die Wohlthat dieser humanen Einrichtung und sucht durch Pflichterfüllung zu den Erfolgen derselben beizutragen. H. P.

Von unseren deutschen Brüdern in der Dobrudscha.

1.

Atmadscha, den 16. Mai 1883.

Hochgeehrter Herr!

Im Auftrage des Herrn Adam Kühn soll ich Ihnen für Ihr wertes Schreiben und die ihm zugegangenen Hefte der „Weltpost" herzlichen Dank darbringen. Er hat sich sehr gefreut, daß seiner im fernen deutschen Heimatsland noch gedacht werde. Er ist eigentlich der Vater der Gemeinde, indem er s. Z. die deutsch-evangel.-luth. Gemeinde Atmadscha angelegt hat. Obwohl er ungefähr 76 Jahre alt ist und seine Wirtschaft abgegeben, hat er doch noch große Achtung in der Gemeinde. Fast das halbe Dorf sind seine Kinder, Enkel und Urenkel. Trotz seines vorgerückten Alters besitzt er noch einen scharfen Verstand. Vor Kurzem ist ihm seine Frau gestorben, und vor einem Jahre sein Sohn, dem er die Wirtschaft übergeben hatte.

In seinem Namen soll ich Ihnen nun besonders berichten, daß die Gemeinde Atmadscha nicht gesonnen sei, auszuwandern, indem noch kein Grund dazu da sei, und sie auch keine besonderen Klagen vorzubringen hätte. Die Kolonie Atmadscha ist gegründet i. J. 1848. Die Kolonisten sind von Bessarabien (Rußland) hier eingewandert, stammen aber meistenteils aus Preußen, einige aus Württemberg, indem die Eltern und Großeltern derselben 1812 und 1813 von dort nach Russisch-Bessarabien übersiedelt sind. Weil seiner Zeit hier viel freies Ackerland war, sind sie hier eingewandert. Die Gemeinde zählt 60 Landwirte, ungefähr 300 Seelen. Sie hat ihre eigene Primarie oder Schulzengericht. Der Vorsitzende ist der Primar, die Beisitzer werden Consilien genannt. Für die Buchführung ist ein rumänischer Notar eingesetzt — und kommt die deutsche Sprache nicht zur Geltung. Alle vom Bezirksgericht in Babadagh geschickten Papiere sind rumänisch abgefaßt. Für den Primar ist dies sehr mißlich, da er rumänisch nicht lesen kann. Ein allgemeiner Vertreter für die deutschen Kolonisten ist nicht hier. Leider ist die Gemeinde in Glaubenssachen nicht einig; schon seit 18 Jahren besteht hier eine Baptistengemeinde. Bei meinem Eintritt vor 9 Jahren gehörten dazu 10 Familien, jetzt 6 Familien. In Tschucurowa sind noch mehr Baptisten, die aber erst vor kurzer Zeit dazugetreten sind. Das kirchliche Leben wird dadurch sehr gestört, indem dieselben ab und zu versuchen, kirchliche Glieder herüberzuziehen. Die kirchliche Pflege wird versorgt durch den Hochw. Evang. Ober-Kirchenrat in Berlin. Seit Abgang des Herrn Pastor Dörschlag 1875 ist aber hier die Pfarrstelle vakant. Ich habe seitdem die kirchlichen Handlungen mit zu versehen, die dann gelegentlich von dem in Galatz fungierenden Geistlichen (jetzt Herrn Pastor Matzke) bestätigt werden. Ich bin gebürtig aus Marbach bei Roßwein (Sachsen), war früher Bergmann und bin 1867 ins Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg eingetreten und von dort von Herrn Dr. Wichard durch den Evangelischen Ober-Kirchenrat in Berlin hierher gesandt worden. Mein Gehalt beträgt jährlich an barem Gelde 200 Frcs. und einigen Naturalien, wie Frucht, Kartoffeln, Butter und Speck. 50 evangelische Wirte, pro 1 W.: 2 Maß Weizen, 1 Maß Kartoffeln, 1/2 Ocka Butter, 1/2 Ocka Speck. Hätte ich Familie, würde ich nicht auskommen. Meine Frau, aus Buttstädt gebürtig, habe ich aus Leipzig nachkommen lassen.

Die Schule ist seit meines Hierseins gebaut worden. Anfänglich war die Schule im alten Pastorat und wurde von einem Bauer versehen. Die Zahl der Kinder steigt bis auf 80, wenn alle kommen. Der Unterricht erstreckt sich nur auf das Winterhalbjahr und die Sonntagsschule im Sommer. Sobald es im Frühjahr die Witterung erlaubt, müssen die Kinder auf dem Acker arbeiten. Hier heißt's: „man muß die Vögel fangen, so lange sie ziehen". Was im Winter gelernt, geht im Sommer wieder verloren. Beim Beginn der Schule muß man immer wieder von Neuem anfangen. Unterrichtsgegenstände sind: Biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments, Katechismus, Singen, Lesen, Schreiben und Rechnen. Auch Konfirmanden-Unterricht muß ich geben. Ein rumänischer Lehrer ist hier noch nicht eingesetzt, wiewohl schon oft die Rede davon war. In Kuschulak ist es schon seit längerer Zeit geschehen. In Tschucurowa ist schon eine rumänische Schule gebaut worden, jedoch ist noch kein Lehrer dazu da. Vorigen Winter habe ich versucht, in meiner Schule selbst etwas rumänisch zu unterrichten, ich muß aber freilich selbst mitlernen, mit Hülfe einer deutsch-rumänischen Grammatik. — Die deutschen Gemeinden Kuschulak und Tarriwerde (Taraverdi) haben schon viel Unannehmlichkeiten mit den dort wohnenden Molokanern gehabt, welche große Schafherden besitzen, indem sie ihnen großen Schaden auf ihren Feldern und Weideplätzen verursacht haben.

Ich habe hiermit versucht, Ihnen das Notwendigste von hier zu berichten.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst
Louis Horn,
Lehrer in Atmadscha.*)

Eine neue Karte des Weltpostverkehrs.

Wer Interesse am Weltverkehr nimmt, wird dem Kursbüreau des Deutschen Reichs-Postamts dankbar sein für die von ihm bearbeitete, in der Reichsdruckerei prächtig ausgeführte „Uebersichtskarte der überseeischen Postdampfschiffslinien im Weltpostverkehr, unter Berücksichtigung der Postverbindungen nach den außer-

*) Im vorigen Heft irrtümlich „Admedja" genannt; die Schreibweise all dieser Orte differiert übrigens in den verschiedenen uns zugegangenen Korrespondenzen. D. Red.

europäischen Deutschen Konsulatsorten. Nach dem Stande am 1. Januar 1883.“ In verschiedenartiger Markierung sind die regelmäßigen Fahrstraßen, welche die vielen transatlantischen Dampfer aller Nationen, welche den Weltpostverkehr vermitteln, so genau angegeben, wie es nur auf einer kleinen Wandkarte möglich ist. So kann man mit Leichtigkeit all die Pfade durch die Ozeane verfolgen, während die Uebersichtlichkeit der zahlreichen Linien ungemein durch Zahlen erleichtert wird, die mit dem am Rande der Karte gegebenen Verzeichnis von 85 Post-Dampfschiffslinien korrespondieren. Dieses Verzeichnis ist an sich äußerst wertvoll. Obenan rangieren die deutschen Schiffe, (deren Linien sich in roter Farbe von den übrigen im Weltverkehr abheben) — bei jeder Linie die Entfernung der End- und Zwischenstation unter Angabe der Seemeilen, — die fahrplanmäßige Beförderungszeit für die ganze Tour, wie von einer Station zur andern. Die deutschen maritimen Postlinien sind: 1) Bremerhaven-New York (Norddeutsch. Lloyd) 3565 Seemeilen (1 = 1,85 Km.), Beförderungszeit: 12 Tage — (die Schnelldampfer „Elbe“, „Werra“ und „Fulda“ haben nur 9 Tage 6 Stunden Fahrzeit, hierzu 1 Tag Aufenthalt auf Station Southampton). 2) Bremerhaven-Baltimore (Nordd. Lloyd) 3879 Seem., 16 Tage. — 3) Bremerhaven-New Orleans (Nordd. Lloyd) 5270 Seem., 24 Tage. 4) Hamburg-New York (Hamb. Amer. Packetf. Akt.-Ges.) 3640 Seem., 13 Tage. — 5) Hamburg-Colon (Hamb. Amer. Pack.-A.-G.) 5547 Seem., 29 Tage. — 6) Dieselbe Linie mit Anlegen in Curaçao. 7) Hamburg-Vera Cruz-Tampico (Hamb. Packf.-Akt.-Ges.) 6333 Seem., 35 Tage. — 8) Hamburg-Callao (Hamburg. Kosmos-Linie) 11247 Seem., 67 Tage. — 9) Hamburg-Rio de Janeiro-Santos (Hamb.-Südamer. Dampfsch.-Ges) 5795 Seem., 29 Tage. 10) Hamburg-Buenos Aires (dies. Ges.) 6618 Seem., 30 Tage. — 11) Bremerhaven-Rio de Janeiro-Santos (Nordd. Lloyd) 6040 Seem., 33 Tage. — 12) Bremerhaven-Buenos-Aires (Nordd. Lloyd) 7427 Seem., 33 Tage. — 13) Hamburg-Shangai (Deutsche Dampfschiffs-Rhederei) 10974 Seem., 52 Tage. 14) Hamburg-Sydney (Sloman) 12483 Seem., 56 Tage. — 14a) Hamburg-Ambriz (West-Afrika) (C. Woermann) 5824 Seem., 50 Tage. Die englischen Linien (nach den Verein. Staaten, Kanada, Zentral- und Süd-Amerika, West-, Süd- und Ost-Afrika, Egypten, Indien, China, Australien 2c.) umfassen: Nr. 15—42; die französischen (nach Zentral- und Süd-Amerika, Algier, Tunis, Egypten, Kleinasien, China, Ost-Afrika, Australien 2c.) Nr. 43 — 56; die östereichischen (Oesterr. Lloyd: Triest-Smyrna, Alexandrien, Konstantinopel, Egypten) Nr. 57—62; die italienischen (Genua-Buenos Aires, = Tunis, = Alexandrien): Nr. 64—68; die niederländischen (Amsterdam-Marseille-Batavia, Singapore-Batavia): Nr. 70 und 71; die spanischen (Cadix-Havanna, = Canarische Inseln, Singapore-Manila) Nr. 72—75; die portugiesischen (Lissabon-Madeira-Azoren) Nr. 76 und 77; die amerikanischen (New York-Havanna, San Francisco-Panama, = Hongkong, = Sydney 2c.) Nr. 78—84; die japanischen Schiffe (Yokohama-Shangai) Nr. 85.

Erwähnen wir noch die Spezialkarten der Postdampfschifflinien in Westindien und Zentral-Amerika, wie der nach dem Orient, welche den praktischen Wert dieser Weltpostverkehrskarte noch erhöhen. — Dem „Weltpost-Verlag“ werden die Abonnenten unseres Blattes daher sicherlich Dank wissen, daß er (wie aus betr. Ankündigung zu ersehen) von dieser Karte eine größere Anzahl erworben, um sie ihnen als Prämie gegen die geringe Nachzahlung von 80 Pfennige fr. zu liefern. -r.-

---

Echo aus allen Weltteilen.

Der Deutsche Klub in Pernambuco hatte die Freude in erster Reihe unter den Deutschen in Brasilien den Prinzen Heinrich von Preußen auf seiner südamerikanischen Rundreise als Gast bei sich aufzunehmen. Am 1. Mai ging die „Olga“, — als das erste deutsche Kriegsschiff, das jemals in Pernambuco gelandet, — dort vor Anker. Abends fand die sinnige, ungezwungene Feier des Empfanges des Prinzen und der übrigen deutschen Offiziere in den eigenen Lokalitäten des Klubs statt, welche in einen Blumen- und Palmengarten verwandelt waren. Auf Ansprache, Gesang und lebende Bilder von Damen folgten die Erfrischungen, und war es der den Lesern der „Weltpost“ nicht unbekannte, hochverdiente Germanophile Dr. Tobias Barreto de Menezes, — der einzige Brasilianer in der deutschen Festversammlung, — welcher dem Enkel des deutschen Kaisers ein Hoch ausbrachte. Am 3. Mai folgte der Prinz nebst Begleitung der Einladung eines reichen Brasilianer zu einem Besuche seiner Plantage. An 90 Deutsche nahmen an dem Ausflug teil. Nach 1½stündiger Eisenbahnfahrt fand man auf der betr. Station ungefähr 60 Pferde und 20 Wagen bereit, um in stattlichem Zuge, dem der Prinz voransprengte, die „Engenho“ (so nennt man hier eine solche Ansiedlung) in halbstündiger Frist zu erreichen. Picknick und Tanz, bei welchem der Prinz nicht versäumte, mit seinen Landsmänninnen zu tanzen, fand dort statt, während später der Prinz mit einer großen Anzahl Herren einen Spazierritt machte, um den Charakter des Landes noch mehr kennen zu lernen. — Der junge Hohenzoller wird den Eindruck mitgenommen haben, daß bei den Deutschen dort, auch selbst nach vieljähriger Trennung vom Vaterlande, die Tropensonne nicht vermocht hat, das „treue deutsche Herz“ welken zu machen.

Aus einem dieser Tage erstatteten Ausschußberichte der Hamburger Bürgerschaft, welcher die Auswandererfrage behandelt, erhellt, daß die Ausarbeitung eines Reichsgesetzes über das Auswanderungswesen auf unbestimmte Zeit verschoben ist. Man wollte in Hamburg verschiedene Bestimmungen über die Auswanderung verbessern, und es war deshalb zuvor eine Anfrage an die Regierung gerichtet worden, worauf die Antwort in Berlin erfolgte, „daß in absehbarer Zeit nicht an die Vorlage eines allgemeinen Gesetzes über das Auswandererwesen zu denken sei.“

In dem Staate Ohio (Verein. Staaten) wurde ein beginnender Sprachenstreit zu Gunsten der deutschen Sprache erledigt, und zwar hauptsächlich durch die Initiative und den Einfluß eines Amerikaners. Der Antrag in betreff der Abschaffung des deutschen Unterrichtes in den öffentlichen Schulen dieses Staates wurde im Staatssenate mit großer Majorität verworfen. Die Deutschen haben dies Resultat zum Teil ihrem einmütigen Widerstande, zum Teil aber auch dem energischen Auftreten und den überzeugenden Argumenten eines Amerikaners, des Superintendenten des Schulwesens von Cincinnati, Mr. John Piaslee, vor dem Senatskomitee zu verdanken. Dieser Herr, einer der bedeutendsten Schulmänner Amerikas, wies vom pädagogischen Standpunkte aus auf den Nutzen des Unterrichtes zweier lebenden Sprachen in den Volksschulen hin und seine Gründe wirkten so überzeugend, daß sich das Komitee einstimmig gegen den Antrag erklärte. Der deutsche Unterricht bleibt also nach wie vor im Lehrplane der Schulen des Staates Ohio.

Briefkasten der „Weltpost“.

Herr **C. A. Voigt in Leipzig** ersucht uns, auf die zahlreichen an ihn in betreff des mexikanischen Kolonisationsunternehmens gerichteten Anfragen hiermit zu erwidern, daß er noch nicht in der Lage sei, für jetzt die gewünschten näheren Auskünfte zu geben. Den zur Beteiligung sich Meldenden würde er so bald als möglich weiteres eröffnen.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Das deutsche Element im Kongreß der Vereinigten Staaten.

In den 48. Kongreß wurden acht Deutsch-Amerikaner erwählt, die größte Anzahl Vertreter, die das Deutschtum je auf einmal in der nationalen Legislatur gehabt hat. Es sind dies der „Demokrat" Johann J. Kleiner aus dem 1. Distrikt (Evansville) von Indiana; der „Demokrat" Leopold Morse (Maas) aus dem 5. Distrikt (Boston) von Massachusetts; der „Demokrat" Julius Hausmann aus dem 5. und der „Republikaner" Eduard Breitung aus dem 9. Distrikt (Ann Arbor) von Michigan; der „Demokrat" Nikolaus Müller aus dem 5. Distrikt (Stadt) von New York; der „Demokrat" Wilhelm H. F. Fiedler aus dem 6. Distrikt (Newark) von New Jersey; und endlich der „Demokrat" Peter Viktor Deuster aus dem 4. (Milwaukee) und der „Republikaner" Richard Günther aus dem 6. Distrikt (Oshkosh) von Wisconsin; sechs „Demokraten" und zwei „Republikaner". Morse, Deuster und Günther gehören dem gegenwärtigen (47.) Kongresse an, während Müller seinen Distrikt bereits früher im Kongresse vertreten hatte. Nominiert waren im ganzen 22 deutsche Kandidaten und zwar, außer den genannten Erwählten, die „Demokraten" Felix Bohrer im 2. Minnesota Distrikte (Neu Ulm) und Andreas Haben im 6. Wisconsin (Oshkosh) Distrikte (der gegen Günther kandidierte); die „Republikaner" Wilhelm Heilmann im 1. Indiana (Evansville) Distrikte (welcher dem jetzigen Kongresse angehört und von Kleiner geschlagen wurde); General W. C. Küffner im 18. Illinois (Belleville) Distrikte; Gustav Sessinghaus im 3. Missouri (Jefferson City) Distrikte; General F. C. Winkler im 4. Wisconsin (Milwaukee) Distrikte (Gegenkandidat Deuster's); Dietrich Smith (Schmidt) im Pekin Illinois Distrikte; Karl Wessolowsky im 4. Georgia Distrikte und Paul Neumann im 3. California (San Francisco) Distrikte; sowie die beiden „Anti-Monopolisten" J. J. Altpeter im 2. und Christoph Meyer im 4. Illinois Distrikte; der „Greenbäcker" Dr. J. C. Böner im 5. Illinois Distrikte; der „Unabhängige" Robert Zapp im 8. Texas Distrikte und der deutsche Renegat und „Temperance" Kandidat Theodor D. Kanouse (Knaus) im 6. Wisconsin Distrikte. Charakteristisch hierbei ist, daß die „Demokraten" — mit zwei Ausnahmen: Bohrer, der auf einem verlorenen Posten stand, und Haben, der, wie bemerkt, gegen Günther, welcher sich im letzten Kongresse hervorragend ausgezeichnet hatte, Kandidat war — alle gewählt wurden, während ebenfalls mit zwei Ausnahmen: Breitung, welcher einen Distrikt mit 11,000 Stimmen Mehrheit repräsentiert und der keinen demokratischen Gegenkandidaten hatte, und Günther — alle Republikaner geschlagen wurden. Illinois, welches die größte Anzahl Deutscher im Felde hatte, nämlich fünf in fünf verschiedenen Distrikten, hat sie alle glücklich zu Hause gelassen. Wisconsin hatte ebenfalls fünf deutsche Kandidaten, jedoch nur in zwei Distrikten, sodaß auf alle Fälle nur zwei gewählt werden konnten und gewählt sind. New York, New Jersey und Michigan erwählten ihre deutschen Kandidaten, während Indiana nur einen erwählen konnte, da beide in einem Distrikte aufgestellt waren. Wessolowsky in Georgia, Zapp in Texas, Sessinghaus in Missouri, sowie die „Anti-Monopolisten" Altpeter und Meyer und der „Greenbäcker" Böner in Illinois standen, wie Bohrer in Minnesota, auf verlorenen Posten. Die Niederlage der beiden deutschen Renegaten Kanouse und Smith (welch letzterer im gegenwärtigen Kongreß den Pekin, Illinois Distrikt, repräsentiert) ist für das Deutschtum kein Schaden, da sie sich vom Deutschen losgesagt haben.

Außer den hier genannten wurden indessen noch einige hiergeborene Deutsch-Amerikaner gewählt, die, da sie zum mindesten ihre deutsche Muttersprache noch bewahrt haben oder sonst thätlich an deutschen Kulturbestrebungen teilnehmen, hier genannt werden mögen. Die „Demokraten": Daniel Ermentrout vom 8. Pennsylvania (Reading) Distrikt (ein Mann, der sich sehr um das Deutschtum in Wort und Schrift verdient gemacht hat), Wilhelm Dorsheimer vom 7. New York (Stadt New York) Distrikt, ehemaliger Lieutenant-Gouverneur des Staates; Perry Belmont (Sohn des bekannten deutsch-amerikanischen Bankiers August Belmont, des Rothschild'schen Vertreters in New York) vom 1. New Yorker Distrikt, William Mutchler vom 10. Pennsylvania (Easton) Distrikt und (vielleicht) der „Republikaner" Isaac B. Everhart vom 6. Pennsylvania Distrikt, obgleich wir über ihn nichts Bestätigendes erfahren konnten. Deutsch-klingende Namen haben außerdem noch die folgenden erwählten Kongreßabgeordneten: die „Demokraten": F. S. Hoblitzel vom 3. Maryland (Baltimore) Distrikt, A. H. Bruckner vom 7. Missouri Distrikt, John B. Sturm vom 11., Georg A. Post vom 15., Daniel Kimmel vom 18. Pennsylvania und William S. Holmann vom 4. Indiana; sowie der „Republikaner" Charles N. Brumm vom 13. Pennsylvania Distrikte. Der „Republikaner" Lewis Haubach, welcher in Kansas vom ganzen Staat gewählt wurde, ist kein Deutscher, wie von einigen Zeitungen berichtet wurde (die ihn auch zu einem Louis Haubacher umtauften), sondern gehört nur in diese letztere Klasse.

Soweit Nachrichten darüber vorhanden sind, geben wir hiermit eine vollständige Liste aller Deutschen, welche im Rate der amerikanischen Nation bisher thätig waren:

Bär, Georg, Abgeordneter von Maryland 1797 bis 1801 und 1815 bis 1817;

Becker, Georg Louis. Geburt unbekannt. Abgeordneter von Minnesota 1857—1859;

Bellinger, Joseph. Abgeordneter von Süd Carolina 1817—1819;

Börum, Simon, Kaufmann in der Stadt New York, war Abgeordneter im Kontinental-Kongreß in den Jahren 1774, 1775 und 1777;

Breitung, Eduard. Erwählt in Michigan für den 48. Kongreß;

Brentano, Lorenz. Geboren in Mannheim, Baden, 1813. Abgeordneter von Illinois (Chicago) 1877 bis 1881;

Conrad, Friedrich. Abgeordneter von Pennsylvanien 1803—1807;

Degener, Eduard. Geboren in der Stadt Braunschweig, 1810. Abgeordneter von Texas 1869—1871.

Deuster, Peter Victor. Geboren in der Nähe von Aachen, Rheinpreußen, Abgeordneter von Wis-

consin (Stadt Milwaukee) 1879—1883 und für den 48. Kongreß wiedergewählt;
Eickhoff, Anton. Geboren zu Lippstadt, Westphalen. Abgeordneter von New York (Stadt) 1877—1881.
Elmendorf, Lucas Abgeordneter von New York 1797—1803;
Fiedler, Wilhelm H. F. Zum Abgeordneten von New Jersey (Stadt Newark) für den 48. Kongreß erwählt;
Finkelnburg, Gustav Adolf. Geboren zu Münster-eifel bei Bonn, 1837. Abgeordneter von Missouri (St. Louis) 1869—1873;
Gallatin, Albert. Geboren zu Genf in der Schweiz. Vereinigte Staaten Senator von Pennsylvanien 1793—1794, in welchem Jahre er für unfähig erklärt wurde, im Senate zu sitzen, da er nicht lange genug Bürger der Vereinigten Staaten sei. Abgeordneter von Pennsylvanien 1795—1801. In diesem Jahre wurde er von Jefferson in dessen Kabinet als Schatzamts-Sekretär berufen;
Gillon, Alexander. Wurde im Jahre 1741 in Rotterdam geboren, während seine Eltern (aus Kurhessen) auf der Reise nach Amerika begriffen waren. Er war der erste Hauptmann der „deutschen Füsiliere" von Charleston 1775, wurde dann zum Kommodore und später zum Admiral der „Südlichen Flotte" im Unabhängigkeitskriege ernannt. Im Mai 1777 nahm er in den Gewässern von Süd Carolina den Engländern drei Kreuzer weg; segelte 1778 nach Frankreich, wo er eine Fregatte mietete, die er „South Carolina" nannte, und mit welcher er mehrere wertvolle Prisen nahm. Mit einer großen Flotte (zum Teil spanische Schiffe), welche er befehligte, machte er 1782 eine Expedition nach den Bahama-Inseln, welche er den Engländern entriß. Er war Abgeordneter im Kongreß von Süd Carolina 1793—1794, in welchem Jahre er zu Charleston gestorben ist;
Günther, Richard. Geboren zu Potsdam, 1845, Abgeordneter von Wisconsin (Oshkosh Distrikt) 1881—1883. Wurde für den 48. Kongreß wiedergewählt;
Hahn, Johann. Abgeordneter von Pennsylvanien 1815—1817;
Hahn, Michael. Geboren zu Klingenmünster in der Rheinpfalz 1830. Abgeordneter von Louisiana (Stadt New Orleans) 1863—1864, in welchem Jahre er zum Gouverneur von Louisiana erwählt wurde;
Hausmann, Julius. Zum Abgeordneten von Michigan für den 48. Kongreß erwählt;
Heilmann, Wilhelm. Geboren zu Albig, Hessen-Darmstadt, 1824. Abgeordneter von Indiana 1879—1883;
Jacobs, Israel. In Deutschland geboren, muß schon früh nach Amerika gekommen sein. Er war von 1791—1793 ein Abgeordneter Pennsylvaniens im Kongreß;
Kalbfleisch, Martin. Geboren zu Vlissingen in den Niederlanden 1804. Abgeordneter von Brooklyn, New York, 1863—1865. War später Mayor von Brooklyn;
Kleiner, Johann J. Zum Abgeordneten von Indiana (Evansville Distrikt) in den 48. Kongreß gewählt;
Krebs, Jakob. Abgeordneter von Pennsylvanien 1826—1827;
Lehmann, Wilhelm Ernst. Geboren zu Dresden, Sachsen, 21. August 1822, kam als Kind nach Amerika. Abgeordneter von Pennsylvanien (Philadelphia) 1861—1863;
Leib, Michael, Dr. med. Geburtsort unbekannt; hatte in Heidelberg Medizin studiert; kam 1787 nach Amerika und ließ sich in Philadelphia als Arzt nieder. Abgeordneter von Pennsylvanien (Philadelphia) 1799—1806. Vereinigte Staaten Senator von Pennsylvanien bis 1814. Wurde 1814 durch Präsident Madison zum Postmeister von Philadelphia ernannt, und starb daselbst 1822;
Morse (Maas), Leopold. Geboren zu Wachenheim, Rheinpfalz, 1831. Abgeordneter von Massachusetts (Stadt Boston) 1877—1883. Wurde in den 48. Kongreß wiedergewählt;
Müller, Nikolaus. Geboren in Luxemburg 1836. Abgeordneter von New York (Stadt) 1877—1881. Ist für den 48. Kongreß wieder erwählt worden;
Pöhler, Heinrich. Geboren in Lippe-Detmold 1833, kam 1848 nach Amerika. War Mitglied der ersten Legislatur vom Staate Minnesota 1857—1858 und wiederholt 1865; Staatssenator 1872—1877; Abgeordneter von Minnesota 1879—1881;
Ried, Jakob. Geboren 1735 zu Durlach, Baden, kam 1752 nach Waldoburg, Maine, ging 1770 nach Nord Carolina und von da nach Süd Carolina, Abgeordneter im Kontinental-Kongreß 1783—1785 und vertrat Süd Carolina im Vereinigten Staaten-Kongreß von 1795—1801, in welchem Jahre er von Präsident Adams zum Bundesrichter in Süd Carolina ernannt wurde. Ging später nach Nord Carolina zurück und starb zu Friedland, N. C., 1819;
Ritchie (Rütschi), David. In Pennsylvanien von deutschen (Schweizer?) Eltern geboren, studierte in Heidelberg und war Abgeordneter von Pennsylvanien im Kongreß 1853—1859;
Ritter, Johann. In Deutschland geboren, Geburtsort unbekannt. Gab 1825—1829 den „Deutschen Courier" in Philadelphia heraus, und war Buchhändler daselbst. Siedelte nach Berks County über und war Abgeordneter von Pennsylvanien im Kongreß 1843—1847. Er starb zu Reading 24. November 1851;
Saille (Sailer?), Peter. War ein geborener Lothringer, kam 1783 nach Amerika und ließ sich in Clinton County, New York, nieder. Abgeordneter von jenem Staate im Kongreß 1805—1807. Wurde in diesem Jahre von Präsident Jefferson zum Zollkollektor für den Champlain Distrikt ernannt. Er starb zu Pittsburg, Pa., 1826;
Say, Benjamin (Vater des Naturforschers Thomas Say). Abgeordneter von Pennsylvanien 1808 bis 1809;
Scheuermann, Johann Jakob. Abgeordneter von New York im Kolonial-Kongreß 1786—1787;
Schleicher, Gustav. Geboren in Darmstadt 1823. Repräsentant von Texas 1875—1880, in welchem Jahre er zu Washington, im Dienste, starb;
Schüremann, Jakob. Revolutionssoldat, war Abgeordneter von New Jersey im Kongreß 1789 bis 1791 und 1797—1799, sowie Ver. Staaten Senator 1799—1801. Abermals Abgeordneter von 1813—1815. Er starb zu New Brunswick, N. J., 1824;
Schurz, Karl. Geboren zu Liblar bei Köln. War Vereinigten Staaten Gesandter in Spanien 1861 bis 1862, Generalmajor im letzten Kriege, wurde

vom Staate Missouri zum Vereinigten Staaten Senator ernannt und diente als solcher mit Auszeichnung von 1869—1875. Präsident Hayes übertrug ihm das Portefeuille des Sekretärs des Innern in seinem Kabinette;

Seybert, Adam. Abgeordneter von Pennsylvanien 1809—1815 und 1817—1819. Ist als Statistiker berühmt. Er starb zu Paris in Frankreich 1825;

Smith (Schmidt), Albert. Geboren in Hannover 1793, kam als Kind nach Amerika und ließ sich in Augusta, Maine, nieder, wo er lange Zeit Postmeister war. Präsident Jackson ernannte ihn 1830 zum Bundesmarschall für den Staat Maine. Abgeordneter im Kongreß 1839—1841. Gehörte von 1842—1847 der Grenzkommission an, welche die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada feststellte;

Smith (Schmidt), Dietrich. Geboren in Ostfriesland, Hannover. Abgeordneter von Illinois (Pekin) 1881—1883;

Strouse (Strauß), Meyer. Geboren in Deutschland (Baiern) 1825. Abgeordneter von Pennsylvanien 1863—1867. Starb zu Pottsville 1879;

Strudwick (Strudwich) Wilhelm Ernst. Abgeordneter von Maryland 1796—1797;

Swanwick, Jan. Kam als Vertreter eines holländischen Kaufhauses vor dem Revolutionskriege nach Philadelphia. Abgeordneter von Pennsylvanien 1795—1798;

Wiesner, Heinrich. Abgeordneter von New York (Stadt) im Kontinental-Kongreß 1774—1776;

Wilde, Richard Heinrich. Geboren 1789 im Hafen von Dublin, während seine Eltern (aus Hamburg) nach Amerika übersiedelten, kam als Kind nach New York und von da 1797 nach Baltimore. Kurz nachher ließ sich die Familie in Augusta, Georgia, nieder. Abgeordneter von Georgia 1815—1835. War ein hervorragender Schriftsteller und englischer Dichter. Starb zu New Orleans 1847;

Zübly, Johann Joachim. Geboren zu St. Gallen in der Schweiz 1724, kam als reformierter Prediger nach Savannah, Georgia, 1760. Abgeordneter im Kontinental-Kongreß 1775—1776. Obgleich er ein aktives Mitglied der „Sons of Liberty" war, so opponierte er doch der Unabhängigkeits-Erklärung und verließ den Kongreß. Er ging zu den Engländern über und wurde zum Verräter erklärt. Zübly starb in Charleston, S. C., im Monat Juli 1781.

Vertreten waren die Deutschen also: Im Kontinental-Kongreß durch fünf Abgeordnete: Börum, Wiesner, Zübly, Scheuermann und Ried; im Senat durch drei: Gallatin, Schüremann und Schurz; sowie durch **einen** Repräsentanten im 1., 10., 11., 12., 16., 17., 18., 20., 21., 22., 23., 26., 28., 29., 31., 34., 37., 39., 42. und 44. Kongreß; durch je **zwei** Repräsentanten im 2., 3., 7., 8., 13., 15., 19., 35. und 41. Kongreß; durch je **drei** Repräsentanten im 6., 14. und 38. Kongreß; durch je **fünf** Repräsentanten im 4., 6., 45. und 47. Kongreß; durch je **sechs** Repräsentanten im 5. und 46. Kongreß; und durch **acht** Repräsentanten werden sie im nächsten Kongreß vertreten sein. Nicht repräsentiert waren sie im 24., 25., 27., 30., 31., 32., 36., 40. und 43. Kongreß.

(Nach dem „Deutschen Pionier", Cincinnati.)

Chile und Peru.

1.

Tritt man an die Schilderung außereuropäischer Staaten heran, so thut man wohl am besten, alle Vergleiche mit europäischen Verhältnissen zu unterlassen. Leider wird gegen diese Ansicht von den meisten Schriftstellern gefehlt, da sich nur zu viele darin gefallen transatlantische Zustände mit denen ihres engern Heimatslandes zu vergleichen, ohne das alte Sprüchwort zu beherzigen, daß andere Länder andere Sitten bedingen. Ganz besonders gilt dies von den beiden hervorragendsten Republiken an der Westküste Süd-Amerikas: **Chile und Peru**, welche — obgleich Kinder **einer** Mutter und fast gleichzeitig unabhängig geworden, — sich doch grundverschieden von einander entwickelt haben und nach Maßgabe der Umstände sich auch verschieden entwickeln mußten. Während Chile unter Herrschaft der Spanier wenig beachtet war, da es den gesuchten Reichtum an edlen Metallen nicht besaß, stand Peru, welches das heutige Bolivia in sich schloß, infolge der reichen Ausbeute an Gold und Silber in höchstem Ansehen, und während damals die Spanier in Chile ihren Unterhalt durch, wenn auch nicht harte, so doch regelmäßige Thätigkeit gewinnen mußten, brauchten die Spanier in Peru nichts weiter zu thun als die reichen Erträgnisse des Landes für sich zu verbrauchen, resp. einen Teil davon an das Mutterland abzuführen. Eine Folge davon war, daß Chile bald zum Verbannungs- wenn nicht Deportationsdistrikt herabsank, und daß die Spanier, welche in Chile anwesend waren, bald mehr oder minder mit den Eingeborenen in innigen Verkehr traten, da sie ebenso wie diese ihren Unterhalt durch Bebauung des Bodens oder durch Viehzucht erwerben mußten. Während nun die chilenischen Spanier sich mehr und mehr mit den Eingeborenen vermischten, sahen ihre peruanischen Landsleute in dem Eingeborenen ihres Landes nur den Sklaven, der dazu bestimmt, ihnen die Mittel zu einem genußreichen Leben zu verschaffen, und würden sie es als einen Schimpf betrachtet haben, legitime Verbindungen mit dem Indigeno einzugehen.

Während sich also im Laufe der dreihundertjährigen Herrschaft der Spanier in Chile in Wirklichkeit eine neue Rasse entwickelte, — sodaß heute daselbst (mit Ausnahme der Provinz Araucania) wohl schwerlich ein Eingeborner reinen Bluts existiert, — standen und stehen sich in Peru die Weißen und Eingebornen noch jetzt, wenn auch nicht feindlich, so doch wie Herr und Diener gegenüber. Man kann daher von einem „Peruano" nicht in demselben Sinne wie von einem „Chileno" reden, denn während letzter eine **Rasse** repräsentiert, vertritt der erstere nur eine **Nationalität**.

Ein großer Gewinn für Chile war ferner, daß es verhältnismäßig wenig einträglich für die Spanische Regierung war, und sich diese daher auch weit weniger um dessen Verwaltung bekümmerte, wie solches in Peru geschah. So konnte sich Chile unabhängiger und mehr den betreffenden Verhältnissen gemäß entwickeln als Peru, wo ein strenges Regiment nach den Maximen des Mutterlandes gehandhabt wurde. Eine Konsequenz davon war es wohl, daß Chile anfangs dieses Jahrhunderts der letzte Staat war, welcher sich von der spanischen Herrschaft befreite, indem es eben das Joch weniger spürte, und eine natürliche Folge war es auch, daß sich alsdann Spanier von bestem Blut und hervorragender Bildung, an die Spitze der Bewegung stellten, um dadurch ihr neues Vaterland vor all' den schweren und langwierigen innern Kämpfen zu behüten, welche andere Republiken

noch viele Jahre nach ihren Befreiungskämpfen zerfleischten.

Die Entwicklungsgeschichte beider Staaten bis zum Jahre 1878 soll nun hier nicht in's Einzelne verfolgt werden; es sei daher nur gesagt, daß Chile, im Gegensatz zu seinem nordischen Nachbar, als aristokratische Republik sich stetig entwickelte, von Revolutionen fast gänzlich verschont blieb, gesicherte Rechtsverhältnisse schuf, ein stehendes Heer von 3—4000 Mann zum Schutze seiner Grenzen gegen die wilden Indianerstämme aufstellte, in der Hauptstadt Santiago eine nach europäischem System gebildete Universität errichtete und überhaupt zu einem geordneten Staatswesen erstarkte. Der Handel dehnte sich immer mehr aus und während im Jahre 1847 Einfuhr und Ausfuhr 10 Millionen, resp. 9 Millionen Dollars betragen hatten, war der Gesamthandelsverkehr nach 30 Jahren auf ca. 58 Millionen Dollars gestiegen, von denen aber nur 22 Millionen auf die Einfuhr und 36 Millionen auf die Ausfuhr zu rechnen waren. Ein sehr großer Vorteil für die Entwicklung des Handelsverkehrs Chile's war und ist die geographische Lage des Landes, welches bei geringer Breitenausdehnung eine lange Meeresküste besitzt, sodaß die Ausfuhrsprodukte, — hauptsächlich Weizen und Kupfererze — günstig versandt werden können. Auch besitzt Chile dicht am Meere große aufgeschlossene Kohlendistrikte, welche ihm in handelspolitischer Beziehung eine große Superiorität über alle anderen südamerikanischen Nachbarn verleihen. Die Staatsschuld Chile's setzt sich zusammen aus einer internen und externen, von denen die erstere am 1. Januar 1880 $27^7/_{10}$ Mill. Dollars mit einem Zinsaufwand von $1^7/_{10}$ Mill. betrug, während letztere $34^7/_8$ Millionen mit einem Zinsengenuß von $1^5/_6$ Millionen ausmachte. Zinsen und Amortisationen werden pünktlich bezahlt und rangieren die Chilenischen Papiere an den europäischen Börsen als die vertrauenswürdigsten Südamerikas über pari.

Camillo Stolle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weinland Kalifornien.*)

Von allen Staaten der Union besitzt Kalifornien für den Weinbau die günstigsten Vorbedingungen, ein Klima gleich dem der berühmten Weinregionen der Mittelländischen Küste, eine lange Wachstum- und Reifeperiode, eine hohe Sommertemperatur, Sonnenschein ohne Ende und eine fast unerschöpfliche Fülle warmen, lockeren, tiefen Bodens, vor allem den vulkanischen, eisenrostreichen roten Boden der Vorberge oder „Foothills" der Sierra Nevada und des Küstengebirges, während außerdem in den Thälern reicher schwarzer Humus-, sandiger Lehm- und leichter Kiessandboden, auch der Granit- und Schieferboden in Teilen des Foothills, sich für die Rebzucht empfehlen. In folge ihres vulkanischen Bodens haben die schönen Thäler Napa und Sonoma bis jetzt im ganzen den besten Ruf für Produzierung von Weinen von feinem Geschmack und prächtiger Blume erlangt. Die Küstennebel, die hier wie in einer Anzahl Küsten- und den Baicounties (um San Francisco) zur Geltung gelangen, verzögern die zu rasche Reife der Trauben und modifizieren deren Zuckergehalt und die Alkoholstärke der Weine. Im Süden des Staates und in den großen inneren Thalflecken des Staates, dem Sacramento- und San Joaquimthal, wo das Klima ein bedeutend wärmeres, entwickelt sich vornehmlich der Saccharingehalt in weit stärkerem Maße und finden die feurigen, schwereren Weine ein vorzügliches Feld. Der unabläßige Sonnenschein, unter dem die Trauben dort reifen, hat besonders in der zuckersüßen spanischen Missionstraube den Alkoholgehalt in so hohem Grade entwickelt, daß man oft die daraus fabrizierten Weine für künstlich gestärkt hielt. Auch hält es im Anfang stets schwer, die französischen und deutschen Winzer zu überzeugen, daß es in Kalifornien des segensreichen Sonnenscheins zu viel geben könne, von dem jede Stunde in ihrem Heimatslande den Marktwert des Produktes erhöht. Vor allem hat man damit begonnen, statt der Missionsrebe überall auswärtige Sorten einzuführen, und wieder erwies sich Kalifornien als der einzige Staat in der Union, in dem sämtliche gangbaren europäischen Sorten in erfolgreichster Weise gezogen werden können. Seit der Einführung derselben datiert eigentlich erst der Ruf Kaliforniens als Weinland. Die Missionsrebe entsprang aus Samen, den die Franziskaner und Jesuitenmissionäre aus Spanien mitgebracht. Die Beere gleicht derjenigen, die den bekannten Benicarlo-Wein ergibt. Sie ist blau, klein, rund und bildet zu Zeiten sehr große, auswuchernde und lose zusammenhängende Trauben. Die Beere ist, vornehmlich in Südkalifornien, äußerst süß, besitzt sehr wenig Säure und Herbheit, keinen ausgesprochenen Geschmack und empfiehlt sich für die Weinproduktion nur durch ihre Saftfülle und die überaus große Fruchtbarkeit des Stockes. Die ersten europäischen Einwanderer in Kalifornien fanden die Missionsreben in vernachläßigtem Zustande in den alten Missionsgärten vor, verpflanzten sie in neue Felder und legten damit den Grund zum heutigen kalifornischen Weinbau. Die meisten heutigen Tages zur Ausfuhr gelangenden Weine aber sind entweder gänzlich oder teilweise aus auswärtigen Rebsorten erzielt.

Vor allem hat die Einführung von Blauer Elba oder Elbling, Burger (Berger oder Burgherr) für weiße, Zinfadel und Charbonau für Rotweine im südlichen Los Angeles County bewiesen, daß sich auch hier Weine ohne Sherrygeschmack erzielen lassen. Die in Kalifornien zu so hohen Ehren gelangte Zinfandel-Rebe (Zierfahndl) ist eine Abart des auch in Europa hin und wieder kultivierten Sylvaner (von sylva, Wald). Die prächtigsten Rieslings mit vollem Aroma hat man in Sonoma und Napa Counties (nördlich von San Francisco) gezogen. Überhaupt haben in den Counties an der nördlicheren Grenze des Weinbaues, an der Küstenregion die verschiedenen Rheinweinsorten, wie Rieslings, Gutedel (Gold-Chassalas), Blaue Elba, Traminer, Burger, die besten Resultate geliefert und den kalifornischen Weißweinen die erste Stelle in der einheimischen Weinproduktion gewonnen, und zwar einmal wegen der vollständigen Auswahl passender Sorten für die Mostmischung, wie auch wegen Anpassung der Reben an Klima und Oertlichkeit.

*) Aus dem in der Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer „Über's Meer" demnächst erscheinenden Bande „Kalifornien. Nach eigenen Beobachtungen von Paul Alexander."

Von weißen Bordeauxrebsorten, Sauternes, hat erst ein einziger Weinberg (der des Franzosen Lefranc in Santa Clara County) eine gute Sammlung aufzuweisen, darunter den Sauvignon vert und jaune, dessen Anbau sich für die Küstencounties südlich von der Bai von San Francisco empfiehlt. In Santa Cruz wie in benachbarten Counties werden echte Burgundertrauben, besonders die Pinots, mit großem Erfolge gezeitigt, und der davon erzielte Wein repräsentiert den besten Burgunder-Typus. In den berühmten Weindistrikten von Sonoma und Napa werden auch vorzügliche Rotweine, die den französischen Bordeaux' am nächsten kommen, gewonnen. Hier sind die bedeutendsten Zinfandel-Pflanzungen, und statt des gröberen Malvasier als Mostmischung gelangen nunmehr die Carbenets und Malbecs zu größerer Beliebtheit. Auch Charbonneau vom Jura-Distrikt (obwohl keine feine Sorte, doch ein achtungswertes, ergiebiges Gewächs) und Mataro vom Roussilon-Distrikt eignen sich für diese Counties zu Mischung mit Zinfandel. Im San Diego County gedeihen besonders Zinfandel und die Roussillonsorten Grenache, Mataro, Carignone. In den anderen südlichen Counties wie im Sacramento- und San Joaquim-Thale sollten besonders Port- und Sherry- (Xerex) produzierende Rebsorten kultiviert werden. Hier wie in den Foothills der Sierra ist das beste Terrain zur Produktion schwerer Weine (darunter auch ungarischer Tokayer, Madeira, französischer Grand Vins, südeuropäischer Weine ꝛc.), sowie der Rosinentrauben Muskateller, Gordo Blanco, Muscat von Alexandria, kernfreie Sultana, wegen der intensiveren Sommerhitze, Trockenheit der Luft und demgemäßen schnelleren Reife der Frucht. Die Foothill-Traube weist einen Überfluß von Zucker für die besseren Sorten auf, der sich mit der Kultur jedoch etwas vermindert. Der Foothill oder Eldorado-Distrikt stellt in anbetracht der günstigen Bedingungen für den Weinbau und der ca. 2 Millionen Acres unbesiedelten wohlfeilen Regierungslandes (von dem auch in allen übrigen Distrikten mehrere Millionen Acres sich für Weinpflanzungen vortrefflich eignen) glänzende Resultate für Kaliforniens Weinproduktion in Aussicht. Und zunächst kommen für neuere Entwickelung Lake nördlich, San Diego, Ventura, Santa Barbara, Los Angeles-Counties südlich in betracht. Während bisher mit Ausnahme des eigenartigen, neueren und in Europa weniger bekannten Zinfandel-Typus (auf den Kalifornien mit Recht stolz sein kann) die besten kalifornischen Weine ihren Ruf durch Ähnlichkeit mit gleichnamigem europäischen Weinen erlangt, läßt sich von der Foothill-Region (Eldorado-Distrikt) Teilen des Sacramento- und San Joaquim-Thals und San Diego County erwarten, daß hier eingeführte Traubensorten bei ungewohnten Klima- und Bodenverhältnissen wichtige Wandelungen erfahren und der Grund zu eigentümlichen verdienstvollen kalifornischen Weinen legen werden. Für die Anlagen europäischer Rebsorten ist zum Schutze gegen die Reblaus das Pfropfen auf einheimische Stöcke unerläßliche Bedingung.

Die Zinfandel, Berger, Alexandriner Muskat, Mission, Weiße St. Peter, Malvasier, Charbonneau, gehören so weit zu den ergiebigsten Sorten. Die Frühtrauben, die bereits im Juli Vollreife erlangen, sind die Weiße St. Peter, Madeleine Blanche, Schwarze Juli, Sweetwater, Früh-Cassela und Fontainebleau. Die vom Oktober bis Ende Dezember im Markt bleibenden sind die Alexandriner Muskat, Muskatel, Weiße Malaga, Rose von Peru, Roter Tokayer und (der gurkenförmige) Cornichon. Die amerikanischen Tafeltrauben Isabella, Concord, Catawba sind wenig gebaut, da sie für die Weinproduktion nicht beliebt sind.

Die meisten kalifornischen Weinpflanzungen sind auf ebenem Lande angelegt, da in dieser Weise die Pflege der Reben und Kultivierung des Bodens leichter ist. Die Reben werden niedrig gehalten, die Stöcke sind zumeist nur bis 40 cm. hoch. Der Zwischenraum zwischen den Stöcken beträgt $2^2/_3$ m., was genügend Raum für den Pflug — die leichteste Kultivierungsmethode — gewährt. Auch durchschneiden Fahrwege die Pflanzungen, sodaß die Trauben schnell per Wagen nach der Weinpresse geschafft werden können.

Man berechnet die Ergebnisse eines kalifornischen Weinbergs im vierten Jahre auf durchschnittlich 2 Tonnen Trauben per Acre (800—1000 Reben per Acre); $2^1/_2$ Tonnen (gleich 5000 Pfund) im fünften Jahre, $3^1/_2$ im sechsten, und vier im siebenten. Manche Weinfelder haben Jahr für Jahr 10 Tonnen (gleich 20,000 Pfund) per Acre ergeben. Ja, hie und da sind 13—17 Tonnen erzielt worden — allerdings auf Kosten der Qualität. Die demgemäße Quantität sollte sorgfältig reguliert werden. Der Weinbergsbesitzer verkauft, falls er nicht selbst eine Weinpresse besitzt, die Trauben an den Weinproduzenten zu 20 bis 30 Dollars per Tonne, sodaß ein Weinberg im vierten Jahre (unter günstigen Bedingungen natürlich) von auswärtigen Traubensorten schon einen Bruttoertrag von 60 Dollars, 75 Doll. im fünften, 105 Doll. im sechsten, 120 Doll. im siebenten ergeben dürfte. Tafeltrauben werden oft zu 10 Cents das Pfund en gros verkauft. Die Kosten eines vierjährigen Weinberges werden, falls man die Arbeiten per Kontrakt von Andern verrichten läßt, ausschließlich des Preises für das Land, auf 60 Dollars per Acre, und die Ausgaben für Aberntung auf 25 Dollars per Acre geschätzt.

Das Weinprodukt Kaliforniens stellte sich in den letzten Jahren auf 7—11 Millionen Gallonen, einschließlich 300,000 Gallonen Cognac. Im Jahre 1881 wurden in San Francisco 4,855,000 Gallonen empfangen ($^1/_4$ von Napa, $^1/_4$ von Sonoma, 115 von Südkalifornien — der Rest aus anderen Gegenden). Die Gesamtausfuhr per Bahn und zur See betrug 3,150,000, Gallonen. Auf der Grundlage eines Durchschnitts-Ergebnisses von $3^1/_2$ Tonnen per Acre und 15 Pfund Trauben für die Gallone Wein, erzielt ein Acre ca. 466 Gallonen; 60,000 Acres Weinpflanzung daher = 28 Millionen Gallonen Wein. Von den in 1880 erzielten 10,200,000 Gallonen brachten den Produzenten 700,000 Gallonen süßer Wein zu 60 Cents und 9,500,000 herber Wein zu 25 Cents insgesamt 2,795,000 Dollars. Zu 25 Cents per Gallone (welchen Preis der Produzent gewöhnlich 10 Monate nach dem Herbst empfängt) ohne Faß, ergibt eine Tonne (2000 Pfund) Trauben zu 130 Gallonen per Tonne, einen Bruttoertrag von $3^1/_2$ Dollars, oder $7^1/_2$ Dollars Überschuß für Fabrikationskosten und Reingewinn, falls 25 Dollars für die Tonne Trauben bezahlt worden. Größere Weinfabriken werden zur Zeit errichtet.

Der Preis per Gallone im Engrosverkauf stellt sich durchschnittlich von 35 Cents bis 1 Dollar.

Das Haus Arpad Haraszthy & Co. produziert jährlich 15,000 Gallonen Champagner, und zwar 3 Sorten: „Eclipse", Prima Qualität von teuren Weinen, „Grand Prize", 2. Qualität, und „Sillery Mousseux", 3. Qualität, die einen guten Ruf erlangt haben. 450,000 Gallonen Cognac wurden 1880 (zu $ 1.15 per Gallone) in Kalifornien aus der Missionstraube und anderen Sorten destilliert.

Unter den Weißweinen im Markte nimmt Riesling, unter den Rotweinen Zinfandel die erste Stelle ein. Unvermischte mehrjährige Zinfandel, Riesling, Gutedel, aus den berühmtesten Weinbergen des Staates gekeltert, sind ohne Mühe zu finden. Während diese und andere „trockenen" Weine (in denen der Zuckergehalt gänzlich durch Gährung umgesetzt worden) 10—14 Prozent Alcohol enthalten, haben die süßen Weine (die einen Teil des Zuckers behalten), Sherrys, Ports 2c., 14—20 Prozent. Volle Reife der kalifornischen Trauben im Süden unter nie bewölktem Sommerhimmel entwickelt einen größeren Zuckergehalt, was stellenweise eine gründliche Gährung erschwert. Der süße Angelica erhält ein Zusatz von 10—15 Prozent Cognac.

Die Produktion kalifornischer Tafelrosinen für den Markt begann 1872. Im J. 1875 füllte die Ernte 18,000 Kisten zu 20 Pfund; 1876: 33,000; 1877: 37,000; 1878: 44,000; 1879: 64,000; 1880: 65,000 und 1881: 160,000. Ausgedehnte Rosinentraubenfelder gelangen in nächster Zeit zur Fruchtung, und eine bedeutende Steigerung des jährlichen Ergebnisses ist zu erwarten. An der pazifischen Küste werden 60,000 Kisten jährlich verbraucht und der Überschuß nach der atlantischen Küste versandt. Der jährliche Nettoertrag eines guten Rosinenweinbergs beziffert sich auf 200 bis 300 Dollars. Sechs Acres in Riverside, San Bernardino County, dem berühmtesten Mittelpunkt der südlichen Rosinenindustrie ergaben 1881: 1190 Kisten zum Werte von 2275 Dol.; und die Ausgaben waren: 120 Dollars für die Traubenlese, 200 Dollars für Trocknung 2c., 164 Dollars für die Kisten, 221 Dollars für Papier, Etiquette und Verpackung — insgesamt 775 Doll. Der Nettoertrag von 6 Acres belief sich daher auf 1500 Dollars oder 250 Doll. per Acres. Die weiße Muskattraube wird für Rosinen vorgezogen, aber auch andere Sorten sind beliebt. In Kalifornien werden die Trauben auf leichten Tafelbrettern (3 Fuß lang, 2 Fuß breit) im Weinfelde selbst in der Sonne getrocknet. Nach 10 Tagen werden die Lagen mittelst darauf gelegter Tafelbretter von zwei Männern schnell umgedreht. In 3 Wochen sind die Rosinen für die Schwitzkästen und demnächst zur Verpackung bereit. Ein Areal von mindestens 20,000 Quadratmeilen läßt sich in Kalifornien für die Rosinenkultur verwenden. Die beiden Mittelpunkte Davisville (bei Sacramento) und Riverside sind 400 Meilen von einander getrennt, und Fresno, ein anderer Mittelpunkt (im San Joaquimthal), liegt in der Mitte zwischen Beiden. Die besten Riverside-Rosinen stehen kaum hinter den Malagas ersten Ranges zurück. Welche klingenden Aussichten sind der Rosinenkultur in Kalifornien eröffnet, wenn man bedenkt, daß der hauptsächliche Rosinendistrikt in Spanien, der von Malaga, mit einem Areal von 450 Quadratmeilen, 75 Meilen Front am Mittelländischen Meere und sich 6 Meilen landeinwärts erstreckend, gegen 20,000 Tonnen = 4,000,000 Pfund jährlich produziert, wovon die Hälfte nach den Ver. Staaten exportiert wird. Auch Xanta-Korinthen werden bereits aus der kernlosen weißen Sultanatraube in Kalifornien mit großem Erfolge produziert. Die Jonischen Inseln ergeben 90,000 Tonnen jährlich davon.

Paul Alexander, San Francisco.

Das deutsche West-Texas.

1.

Von der Matagorda-Bai an, wo der Fuß des in West-Texas Landenden die früher beinah zu zwei Dritteilen deutsche Hafenstadt Indianola*) betritt, bis zum Llanofluß und über ihn hinaus hat die deutsche Einwanderung, welche zu Anfang der Vierziger Jahre nach der Republik Texas hingeleitet wurde, bei jedem Schritte fast, den sie das Land hinauf gethan, ihre unverwischbaren Spuren eingedrückt und in dauernden Schöpfungen zurückgelassen. Sie hat deutsche Ackerbau-Ansiedlungen geschaffen, deutsche Counties begründet und bevölkert, deutsche Städte gebaut. Victoria, vierzig (englische) Meilen aufwärts von der Golf-Küste gelegen, — vor der deutschen Einwanderungs-Periode kaum mehr als ein armseliges, halb verfallenes Mexikaner-Dorf, — ist durch das deutsche Element zur Bedeutung einer Binnenstation für Verkehr und Handel emporgewachsen, die Stadt selbst und ihre Umgebung zum großen Teile von Deutschen bevölkert und zur Blüte gebracht. Die gleichnamige Grafschaft, deren Gerichts- und Verwaltungssitz sie ist, zählt heute unter ihren ca. 6500 Einwohnern etwa ein Viertel Deutsche, für deren politische und gesellschaftliche Vertretung die wöchentlich einmal erscheinende Deutsche Texas-Zeitung in Victoria sorgt.

Von da ab der nach San Antonio führenden Straße folgend stoßen wir zunächst, in der Grafschaft Dewitt, auf die von Jahr zu Jahr sich gedeihlicher entwickelnden Niederlassungen deutscher Ackerbauer an den verschiedenen Armen des Coletto-Flüßchens. Der Countysitz, Cuero, — bis jetzt noch Endpunkt für die von Indianola heraufkommende Golf-Bahn, — ist trotz seines jugendlichen Alters (von 7 bis 8 Jahren) bereits zu einem Städtchen voller Leben und Betriebsamkeit herangewachsen und zählt unter seinen ca. 1400 Bewohnern einen sehr beträchtlichen Bruchteil von Deutschen, welche Gewerbe und Handel, selbst das Großgeschäft, fast ganz in ihren Händen haben. Der dort erscheinende „Deutsche Herold" vertritt die deutschen Interessen der Grafschaft. Außer Cuero und den Coletto-Ansiedelungen hat Dewitt noch das beinah ausschließlich deutsche, durch Gewerbfleiß zu erfreulicher Wohlhabenheit gelangte Örtchen Yorktown, sowie die deutschen Niederlassungen Meyersville, Arneckville, Hochheim und Concrete aufzuweisen. Von den ca. 10,000 Eingesessenen, welche die Grafschaft nach der Censusangabe vom Jahre 1880 hatte, besteht —

*) Indianola ist seitdem in Folge einer Sturmflut und der Eisenbahn-Entwickelung in Central-Texas zu verhältnismäßiger Unbedeutendheit herabgesunken.

bei sicherlich nicht zu hoch greifender Veranschlagung — ein gutes Dritteil aus Deutschen, und es ist wohl kaum zu viel behauptet, daß Dewitt ihnen und ihrem Fleiße zum nicht geringen Teil den Aufschwung dankt, der sich von Jahr zu Jahr sichtlicher kund gibt.

An Dewitt nordöstlich angrenzend liegt die Grafschaft Lavacca. Bis zur Beendigung des Bürgerkriegs — im Jahre 1865 — war dieselbe noch beinah ausschließlich nur von großen Pflanzern, also Amerikanern, besiedelt; die Censusliste des Jahres 1870 wies unter ca. 9000 Einwohnern kaum mehr als 500 Deutsche auf. Das mit 1870 beginnende Jahrzehnt hat aber für Old-Lavacca, — wie die Amerikaner es hießen, weil es zu den am frühesten angesiedelten Grafschaften gehörte, — einen mächtigen, tief greifenden Umschwung gebracht. Infolge der Aufhebung der Sklaverei hat der frühere Sklavenhalter und Landbesitzer der Grafschaft Lavacca sich mehr und mehr in die Notwendigkeit versetzt gefunden, seine Plantage zu zerstückeln und zum Verkauf zu stellen, und ein nicht unansehnlicher Teil des so in den Markt gekommenen Landes ist in die Hände von Deutschen übergegangen und von ihnen zu kleineren Bauerngütern umgeschaffen worden. Es war hauptsächlich der in Texas geborene Nachwuchs der deutschen Ansiedler älteren Datums in den Grafschaften Colorado, Fayette &c., welcher sich die Gelegenheit zu nutz gemacht hat, die als außerordentlich fruchtbar bekannten Ländereien in Lavacca County zu erwerben und durch sorgsamere Kleinkultur zu erhöhtem Ertrag zu bringen. Wie stark diese deutsche Zuwanderung gewesen, läßt sich aus den noch mangelhaften Censusangaben von 1880 nicht feststellen; sicher ist aber, daß unter den 4500 Köpfen, welche das Jahr 1880 als Zuwachs zu den 9000 Köpfen von 1870 für Lavacca gibt, mindestens die größere Hälfte dem deutschen Elemente zufällt. Den Erfahrungen gemäß, welche anderweitig betreffs der deutschen Texas-Kolonisation gemacht worden sind, erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß das Deutschtum den so erlangten Vorteil nicht wieder aus der Hand geben wird; im Gegenteil, — auch in Old-Lavacca wird es sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreiten und mehr Boden gewinnen.

Die nordöstlich und nördlich von Lavacca liegenden Grafschaften Colorado, Fayette, Bastrop und Travis gehören kaum zur Hälfte, nur soweit sie westlich über den (als Grenzscheide zwischen Central- und West-Texas angenommenen) Colorado-Fluß hinüberreichen, dem Territorium von West-Texas an; auch lagen sie nicht an der Straße, welche der deutsche Einwanderungsstrom der vierziger Jahre das Land hinauf nahm. Genüge es daher hier zu bemerken, daß sie besonders auf ihren zu Central-Texas zu rechnenden Gebietsteilen starkbevölkerte und blühende deutsche Niederlassungen haben, die seit Beendigung des Rebellionskrieges, — hauptsächlich infolge der kräftigeren Eisenbahn-Entwickelung in diesen Landesteilen, — an Kopfzahl und Wohlstand rascher und entschiedener zugenommen haben, als die deutschen Ansiedelungen des Westens. Es bleibe einem späteren Artikel vorbehalten, ausführlicher über sie zu berichten.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Dewitt zurück und verfolgen von da den alten deutschen Einwanderer-Weg, welcher in das Herz von West-Texas führt. Die zunächst nördlich darüber gelegene Grafschaft Gonzales, mit ihren unerschöpflich reichen und fruchtbaren Niederungen am San Marcos und dessen Zuflüssen, hatte vor allen anderen Teilen des Westens, lange Zeit schon vor dem Ausbruch des Kampfes, welcher Texas schließlich als unabhängigen, eigenen Staat von Mexiko abtrennte, die amerikanischen Ansiedler mit ihren Sklaven angezogen, weil sie für den Plantagenbau und somit für Sklavenarbeit die günstigsten Bedingungen bot.

Sei es gestattet, hier eine kurze geschichtliche Abschweifung einzuschalten; welche im Folgenden die Begründung ihrer Notwendigkeit finden wird. — Der sogenannte „Befreiungs“-Krieg, welchen die amerikanischen Kolonisten von Texas in der Mitte der dreißiger Jahre gegen die Republik Mexiko führten, war in Wirklichkeit, wenn man ihn seiner romantischen Verhüllungen und Beithaten entkleidet, nichts weiter als ein Krieg zu Gunsten der Sklavenhalter-Interessen gegen die freie Arbeit, also „gegen die Freiheit“. Die Republik Mexiko ihrerseits erkannte das Institut der Sklaverei nicht als zu Recht bestehend an, die amerikanischen Texas-Kolonisten dagegen, welche seit Anfang der zwanziger Jahre, unter Bewilligung der mexikanischen Regierung, meistens aus dem sklavenhaltenden Süden der Union nach Texas gekommen waren und dort das unangebaut liegende, reiche Land zum Geschenk bekommen hatten, waren eingefleischte Sklavenhalter, und ihre Interessen erheischten gebieterisch nicht allein den thatsächlichen und rechtlichen Fortbestand, sondern auch eine Weiterausbreitung der Sklaverei. Dieser Widerstreit der sich entgegenstehenden Interessen war es, welcher in dem Kampfe seinen Ausdruck fand; die amerikanischen Kolonisten hatten ihn gleich von vornherein mit der unzweideutigen Absicht und in der Hoffnung unternommen, im Falle eines glücklichen Ausganges das von Mexiko losgetrennte Texas mit Hülfe weiteren Zuzugs von Sklavenhaltern aus den Unions-Südstaaten zu behaupten und äußersten Falles dasselbe dem nordamerikanischen Staatenbunde einverleiben zu können. Es ist daher bezeichnend, daß die Grafschaft Gonzales, als die dem offiziellen Mexikanertum (welches zu jener Zeit seinen Sitz in San Antonio hatte), nächstgelegene Domäne des sklavenhalterischen Amerikanertums, den Anlaß zum Ausbruch dieses Kampfes gegeben hat, — eines Kampfes, welcher erst im großen nordamerikanischen Bürgerkriege durch die gänzliche Aufhebung des Sklaverei-Institutes seinen endgültigen Abschluß finden konnte und fand.

Die nächste Wirkung des Sieges, welchen der texanische Sklavenhalter über Mexiko davontrug, war natürlich die, daß im unabhängigen „Freistaat“ Texas die Sklaverei zur unangefochtenen, gesetzlichen Herrschaft gelangte, besonders kräftig in denjenigen Landesteilen, welche für Sklavenarbeit die günstigsten Bodenbedingungen boten; — zu diesen Landesteilen gehörte die Grafschaft Gonzales. Im Beginn der vierziger Jahre, zu der Zeit, als die deutsche Einwanderung zuerst in größerem Maßstabe nach Texas und speziell nach West-Texas gelenkt wurde, war dieselbe fast ausschließlich von amerikanischen Pflanzern besiedelt, die an Zahl verhältnismäßig schwach sein mußten, weil der Plantagenbau ein unverhältnismäßig großes Terrain in Anspruch nimmt. Für die Ansiedelung des kleinen, deutschen Bauers war infolge dessen kaum Platz

übrig, auch abgesehen davon, daß der sklavenhaltende Pflanzer eine derartige Ansiedelung und mit ihr die Konkurrenz der freien Arbeit gegen seine Sklavenhände naturgemäß nicht begünstigen konnte. — So kam es, daß von dem großen deutschen Auswanderer-Heere, welches Jahre hintereinander durch die Grafschaft Gonzales zog, nur hier und da ein vereinzelter Posten auf ihrem Territorium zurück blieb. Noch heute ist, — trotz dem seither eingetretenen Umschwung der Arbeitsverhältnisse, — die Zahl der in Gonzales County angesiedelten Deutschen eine verhältnismäßig unbedeutende; sie bilden unter den beinah 15,000 Insassen, welche die Census-liste von 1880 für die Grafschaft aufweist, einen nur geringfügigen Bruchteil; der Zuzug neuern Datums, — im letzten Census-Jahrzehnt sich auf ca. 7000 Köpfe belaufend, — besteht zum überwiegend größeren Teile aus Amerikanern und Engländern.

Die nächstfolgende westtexanische Station für das Deutschtum bildet die Grafschaft Guadalupe, westlich an Gonzales angrenzend. Dort sehen wir das Cibolo-Flüßchen entlang, am Santa Clara-, am San Geronimo-Bach u. s. w. die stattlichen Erfolge deutscher Thatkraft und deutschen Fleißes in blühenden Farmansiedelungen verkörpert, deren Begründung bereits bis gegen den Schluß des vierziger Jahrzehnts zurückreicht, und welche von Tag zu Tag an Umfang und gedeihlichem Wohlstand zunehmen. Auch in Guadalupe-County, wo in der vorkrieglichen Periode in den reichen Niederungen und Flußländereien des Guadalupe der plantagenmäßige Betrieb des Großackerbaues die Regel bildete, hat die Umgestaltung des Arbeitsystems sich seit 1865 zu Gunsten der freien Arbeit und des kleinen Farmbetriebes geltend gemacht; eine bedeutende Anzahl, vielleicht die Mehrzahl der früheren, großen Pflanzungen ist bereits in den Besitz von deutschen Ansiedlern übergegangen, zerstückelt und durch die Arbeit ihrer kräftigen Arme in kleinere, einträglichere Ackergüter umgewandelt worden. Schon der Census des Jahres 1870 wies unter 7882 Eingesessenen der Grafschaft gegen 1775 nach, welche der deutschen Nationalität angehörten, also nahezu ein Vierteil der Gesamtbevölkerung als deutsch; der Grafschaftssitz Seguin zählte unter seinen ungefähr 1000 Einwohnern gegen 350 Deutsche, wenn nicht mehr. — Seit dem Ende des Jahres 1876 schneidet die Harrisburg-San Antonio Bahn quer durch das Gebiet von Guadalupe, und die Bevölkerung ist, zum Teil in folge davon, bis zum Jahre 1880 auf 12,202 Köpfe gestiegen. Der Zuwachs der deutschen Bewohnerschaft hat mit der Zunahme der Gesamtbevölkerung mehr als gleichen Schritt gehalten, und wenn die speziellen Zählungslisten für Guadalupe auch noch nicht vorliegen, so dürfte es, nach anderen Anzeichen zu schließen, dennoch gerechtfertigt sein anzunehmen, daß heute das deutsche Element der Grafschaft durch ungefähr ein Drittel ihrer Gesamt-Bevölkerung vertreten ist.

Theodor Hertzberg.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

1. Kapitel.

Abreise von Hamburg. Kapverdische Inseln. Bahia. Landung in Santos. Eisenbahn- und Dratseilbahn-Fahrt von Santos nach Sao Paulo. Weiterreise nach Ipanema.

Zum Zwecke naturwissenschaftlichen Sammelns und erfüllt von Forschungseifer und Reiselust begann ich meine Reise nach Brasilien mit der Abfahrt von Hamburg an Bord des deutschen Passagierdampfers „Hamburg", am 5. Mai 1881. Am Abend des 11. Mai fuhren wir in den Vorhafen von Lissabon ein, wo wir den Morgen erwarten mußten, da man nur am Tage in den eigentlichen Hafen einzulaufen pflegt. Der nächste Tag wurde einem Besuche Lissabons gewidmet und in später Abendstunde wieder an Bord zurückgerudert. Am 13. war die hier einzunehmende Ladung, die in der Hauptsache aus Wein bestand, bis gegen Mittag an Bord, ebenso die neu hinzugetretenen Passagiere, und so gingen wir denn um 12 Uhr mittags in See.

Wundervolles Wetter machte die Fahrt um so angenehmer und günstiger Wind ließ uns alle Segel setzen, so daß wir Sonntag den 15. Mai bis 13 Seemeilen per Stunde zurücklegten; eine nicht zu unterschätzende Geschwindigkeit. Am 16. Mai hatten wir in den goldenen Strahlen der Morgensonne Teneriffa vor uns, und passierten die Insel in der Entfernung von circa 1 deutschen Meile. Am 17. Mai zeigte mein Thermometer im Schatten 24 Grad Reaumur. Bei günstigem Barometerstande trat gegen Abend leichtes Gewitter und ein wohlthätiger Regen ein. Am 19. sahen wir das letzte Mal Land, und zwar die Insel Vogo von der Gruppe der Kapverdischen Inseln, also afrikanisches Land. Weiter ging's nun hinaus in den weiten Ozean. Das Barometer fiel jetzt konstant, und bis zum 21. abends herrschte bei niedrigem Barometerstande eine sehr hohe Temperatur; ich las bis 28 Grad R. im Schatten ab. Gegen 6 Uhr abends wurden alle Segel gerefft. Ein mächtiges Gewitter zog herauf. Bald war der ganze Himmel, der kurz vorher noch fast vollkommen klar war, mit dicken, schwarzen Wolken bedeckt, und nun brach das Wetter in seiner ganzen Wucht los. Ich hielt mich, in meinen Regenmantel gehüllt, mit noch drei jungen Leuten auf Deck, die Anderen waren alle schon bei den ersten heftigen Windstößen geflüchtet. Die Großartigkeit eines solchen Gewitters hatte ich mir vorher nie vorgestellt. Blitzen und Donnern nahm wohl dreiviertel Stunden lang kein Ende und mächtige Sturzwellen gingen über Bord. Die drei jungen Leute wurden hinunter geschickt; ich hatte mich in der Nähe des Großmastes am Schafstall festgemacht und wurde nicht gesehen. Trotz des Mantels war ich sehr bald durchnäßt, denn manchmal kamen die Sturzseen so mächtig, daß ich erst nach Sekunden wieder Luft schöpfen konnte. Im Zwischendeck soll es zu dieser Zeit schrecklich gewesen sein, denn die Leute, meist ungebildetes Volk, sahen einen Schiffbruch schon vor Augen. Das Knarren und Ächzen des Schiffes, das Jammern und Schreien der Leute, das bunte Durcheinanderrollen aller nicht festgemachten Gegenstände, das Klirren zerschlagener Teller, Gläser, Flaschen — alles das zusammen muß betäubend gewirkt haben auf diejenigen, die das zum ersten Male erlebten. In der That sind auch die meisten

Gefäße, die nicht gerade von Blech waren, in diesem Gewittersturm zerschlagen worden. Ich selbst glaubte manchmal, der Mast müsse brechen, oder bei dem gewaltigen Rollen des Schiffes, dasselbe müsse kentern. Glücklicherweise verlief das böse Wetter, ohne uns weiteren Schaden zuzufügen, als den, daß es uns unsere kleine Signalkanone hinwegführte, die auf Deck am Bug des Schiffes nicht sicher genug befestigt war. Nachdem sich das Gewitter einigermaßen beruhigt hatte, begann nun erst der Regen mit erneuter Heftigkeit herabzuströmen. Jetzt konnte man sich das Salzwasser vom Regenwasser abspülen lassen. Der Sturm ließ jetzt ebenfalls schnell nach und eine leichte Brise zeigte, während des fortdauernden Regens, daß der Wind vollständig umgesprungen war. Gegen 1 nachts wurde endlich Ruhe an Bord und wir badeten nun auf Deck, das heißt, wir gossen gegenseitig Salzwasser über uns und ließen uns vom Regen wieder abspülen, der ununterbrochen mit einer Heftigkeit fortdauerte, die ich zuvor nie erlebt hatte. Es regnete die ganze Nacht so fort, auch andern Tags noch, Sonntag den 22. Mai, den ganzen Vormittag. Dann hellte sich der Himmel mehr und mehr auf und nachmittags war das schönste Wetter, der Himmel war blau und klar und kein Wölkchen an demselben zu erblicken.

Am 27. Mai langten wir glücklich in **Bahia** an. Einen prächtigen Anblick gewährt hier die schöne Tropenlandschaft, der mir in seiner Neuheit für mich unvergeßlich bleiben wird. Ich setzte hier zum ersten Male meinen Fuß auf amerikanischen Boden. Leider hatte ich nur 5 Stunden Zeit am Lande, und habe doch 3 Stunden davon im tropischen Walde zugebracht. Die Stadt selbst scheint nicht viel besonders Erwähnenswertes zu bieten.

Am 30. Mai liefen wir in **Rio de Janeiro** an. Ich ging an Land und war 2 Stunden dort. Nachdem ich mir die Stadt flüchtig angesehen, machte ich mich bei Zeiten wieder auf, um rechtzeitig an Bord einzutreffen. Wir hatten 160 Passagiere nach Dona Francisca an Bord; deshalb handelte es sich jetzt darum, nicht nur nach Santos, sondern an diesem Platze vorbei zu segeln, um diese Leute in Donna Francisca auszuschiffen. Am 2. Juni langten wir daselbst vor der Einfahrt des Hafens an, konnten jedoch ohne Lootsen nicht einlaufen, sondern mußten uns bis zum andern Morgen gedulden. Zu Mittag waren die Passagiere abgesetzt und um 1 Uhr ging's wieder in See, zurück nach Santos. — 4. Juni mittags 1 Uhr waren wir vor **Santos** angelangt; wegen starken Nebels hatte sich unsere Einfahrt um mehrere Stunden verzögert. Da ein anderer Dampfer kurz vor uns angekommen war, konnten wir vor 4 Uhr nachmittags nicht an die Zollbrücke, und deshalb war es auch nicht möglich, noch denselben Tag nach Sao Paulo zu fahren, weil wir unser Gepäck nicht mehr rechtzeitig wiederbekommen konnten.

5. Juni, Pfingstfest, vormittags 10 Uhr kamen wir endlich ans Land. Hier konnte ich mein Gepäck auch nach Verlauf von nur einigen Stunden verzollen und machte es möglich, noch mit dem Eisenbahnzug 1 Uhr 15 Min. nach **Sao Paulo** zu fahren. Mit Mühe und Not brachte ich nebst meinen Reisegefährten unser Gepäck vermittelst nicht weniger als 8 Schwarzen nach dem Bahnhof, noch rechtzeitig genug für die Benutzung des erwähnten Bahnzuges. Der Fahrpreis nach Sao Paulo betrug 4 Milreis (ungefähr 8 Mark) pro Person.

Diese Bahnfahrt war eine der herrlichsten Pfingstpartien, die ich jemals gemacht habe; neu für mich in jeder Hinsicht, und wahrlich in ihrer überraschenden Schönheit schwer zu beschreiben. Die hier benutzten offenen Wagen bieten dem Reisenden nach allen Seiten hin den unbehinderten Ausblick über diese herrliche Gegend. Die Reise ging zuerst durch ein Sumpfland, ungefähr eine Stunde lang. Herrliche Blütenbäume schmückten die Landschaft rechts und links; dann waren wieder große Wassertümpel



Der Pali bei Honolulu.
(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen". Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)

zu sehen, bevölkert mit Scharen verschiedenartiger fremder Vögel, unter denen mir besonders weiße Reiher in Masse zu Gesicht kamen. Nun begann die schönste Partie der ganzen Fahrt. Wir kamen an die Serra (das Gebirge) und fuhren per Drahtseilbahn, nach meinem vorzüglichen Taschen-Aneroid gemessen, 750 Meter hoch hinauf, in diese herrliche tropische Gebirgslandschaft hinein, und immer weiter, weiter. Immer neue herrliche Szenerien wechselten im Fluge miteinander ab — wahrlich ein ungekannter und ungeahnter Hochgenuß für Neuankommende. Während dessen stieg das Terrain fortwährend sehr bedeutend an; ungefähr eine Stunde dauerte diese Auffahrt. Dann ging die Fahrt noch schließlich abermals etwa ein Stündchen weiter durch ebeneres, mit üppigem Urwald bestandenes Land, bis zur Ankunft in Sao Paulo. Hier fand ich sehr bald ein mir gut empfohlenes deutsches Gasthaus, wo für täglich 3 Milreis gute Kost und Wohnung geboten wird. — Den 6. Juni, zweiten Pfingstfeiertag, verlebte ich in Sao Paulo, ließ hier mein größeres Gepäck im Gasthofe, wo es gut und sicher aufgehoben war, einstweilen zurück und begann am 7. meine Weiterreise, nur mit meinem Handgepäck versehen, nach Ipanema, wo ich am 8. Juni anlangte und in der Familie des Herrn Major Dr. de Souza Mursa, an welchen ich von dessen Sohn, der in Dresden studierte, empfohlen worden war, die liebenswürdigste, gastfreundlichste Aufnahme fand.

2. Kapitel.

Ipanema mit seinen Eisenwerken Sao Joao de Ipanema und Capaava. Die Eisenerze daselbst. Martit-Krystalle. Weiterführung der Eisenbahn von Sao Paulo über Ipanema bis Botucatu.

Ipanema liegt am Fuße eines ansteigenden Gebirgsterrains, das als Ausläufer der Serra do Mar zu betrachten ist; der sich unweit des Städtchens erhebende stattliche Ipanema-Berg ist Urgestein, hat hübsche Quarzkrystalle aufzuweisen, ist von dichtem Urwald bewachsen und scheint mir circa 3000 Fuß hoch zu sein. Ein Flüßchen gleiches Namens schlängelt zunächst sich an Ipanema in vorherrschend nordwestlichem Laufe zum Sorocaba-Flusse, mit welchem vereinigt er sich in den Tiété-Fluß ergießt, und erweitert sich bei Ipanema zu einem stattlichen See mit malerischer Umgebung, die besonders nach der westlichen Seite dichte Urwaldpartien aufweist. Den hauptsächlichsten Verkehr Ipanema's bedingt die neue Eisenbahn, die als Fortsetzung der großen Staatsbahn von Rio de Janeiro über Sao Paulo von hier jetzt immer tiefer in's Land hinein weiter fortgesetzt wird, und zwar folgendermaßen: Sao Paulo, Sorocaba, Ipanema, Boituva, Tiété, Botucatu.

Ipanema ist ein sehr bedeutendes Kaiserlich brasilianisches Eisenwerk unter der Direktion des um das zeitgemäße Aufblühen desselben hochverdienten Herrn Major Dr. Joaquim de Souza Mursa, meines liebenswürdigen Gastfreundes. Herr Dr. de Mursa ist Brasilianer und hat in Tharandt seiner Zeit studiert. Frau Dr. de Mursa, geb. Striegler, ist aus Freiberg in Sachsen gebürtig. Die 560 Einwohner Ipanema's sind sämtlich Arbeiter des Kaiserlichen Eisenwerkes und sind friedliche, arbeitsame Leute. Sie sind zum Teil aus Steiermark und Krain — diese sind schon 8 Jahre hier —, zum Teil aus Berlin und eine Familie aus Sachsen (Zwickau). Unter allen, so auch unter den Deutschen, herrscht ein vortrefflicher Geist; auch hier haben diese ihr deutsches Vaterland lieb und wert behalten, und so leben in der That alle in freundschaftlicher Gemeinschaft.

Das Terrain der Fabrik umfaßt circa 4 □ Leguas, d. h. ziemlich 4 deutsche □Meilen und hat außerordentlich reiche Eisenlager, die zu Tage ausstreichen, und zur Zeit durch den Abbau zu Tage genügendes Material liefern, so daß man für jetzt von einem tieferen Abbau als 1 Meter Teufe der in großer Mächtigkeit sich weithin erstreckenden Eisenerze noch vollständig absieht. Mächtige Blöcke von mehreren Kubikmetern bleiben unangerührt, da das Sprengen zu zeitraubend ist und man genug handlichere Stücke hat. Das gegenwärtig gewonnene Mineral selbst ist ein aus Magneteisen (Eisenoxydul-oxyd) durch den Sauerstoff der Luft weiter oxydiertes Eisenoxyd, ein Roteisenerz, Martit, und soll bis 65 Prozent reines Eisen liefern. Es werden immer dann und wann größere und kleinere schöne Krystalle gefunden, Pseudomorphosen von Roteisenerz zu Magneteisen, die die doppelte Krystallform, den Oktaeder und den Granatoeder, meist deutlich erkennen lassen. Einzelne zeigen den Oktaeder so schön und rein, daß man es mit schwarzen Diamanten und nicht mit Eisenerzen zu thun zu haben meint. Das Erz wird nicht, wie bei uns, in Rostöfen geröstet, sondern viel primitiver ist die Behandlung. Es wird einfach auf große Holzstöße geschüttet, dann noch mit Holz bedeckt und das Ganze in Brand gesteckt; wenn dann das Holz niedergebrannt ist, nennt man das Erz „geröstet“. Die fünf Stahlstampfen, die dann dasselbe zerkleinern, werden durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt. In Capoava ist auch ein guter Kalkofen, der den kaum 15 Minuten von da gebrochenen schönen blauen Kalkstein brennt. Die Eisenwerke Ipanema's sind in Sao Joao do Ipanema, etwas südöstlich von der Fabrik gelegen, und in Capoava*), jenseits, westlich, des sich nordsüdlich langhin erstreckenden Ipanemaberges. Von den letzteren Werken führt eine Mulenbahn über das Gebirge nach Ipanema, während die Werke von Sao Joao ihr Material mit der Eisenbahn nach der Fabrik in Ipanema befördern. Hier wird Gußund Schmiedeeisen fabriziert; auch eine Maschinenbauanstalt ist vorhanden. Interessant dürfte noch sein zu erwähnen, daß in ganz Ipanema niemand Mietzins zahlt.

Richard Krone.

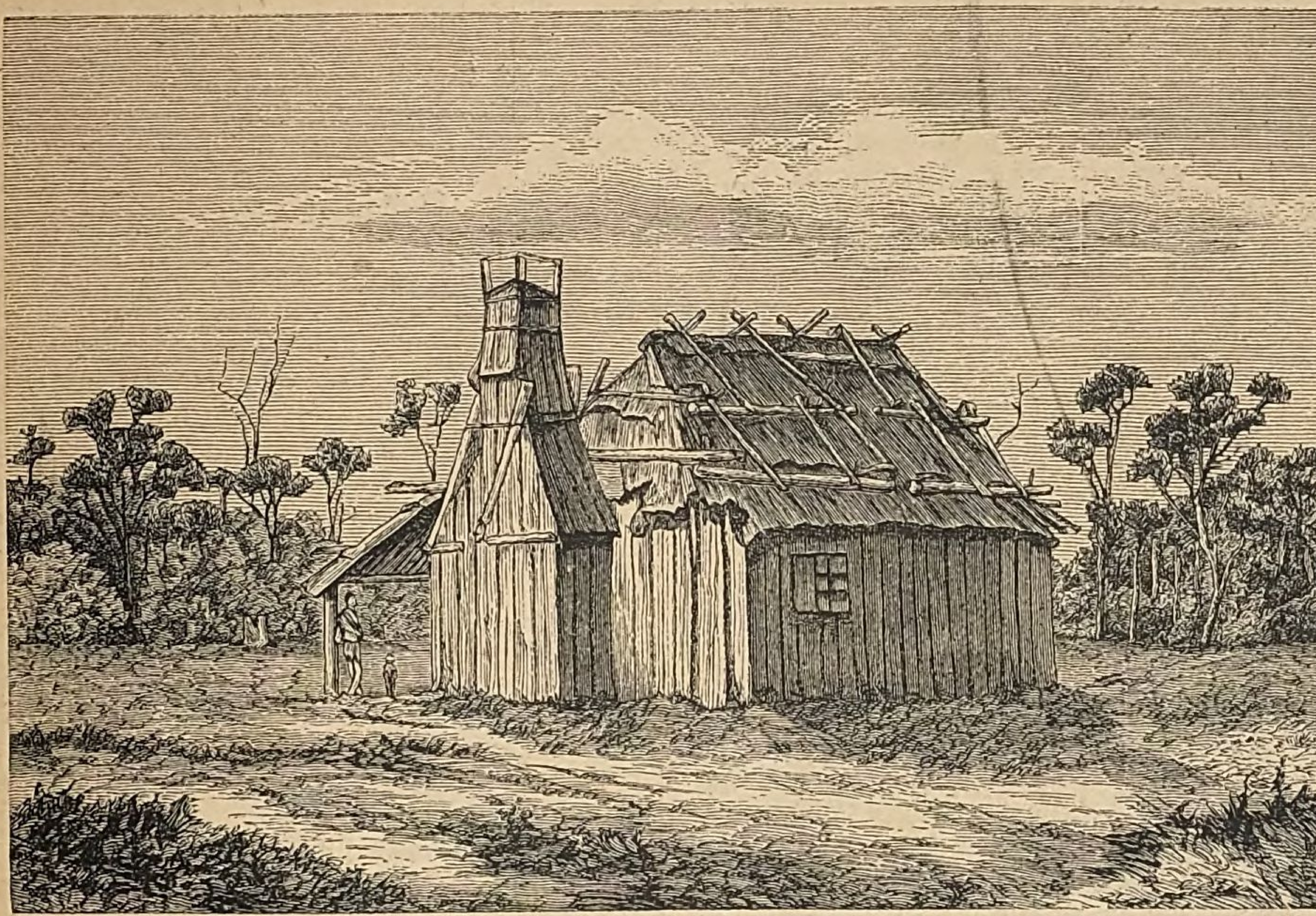
(Fortsetzung folgt.)

Die Diamantminen in Salobro,

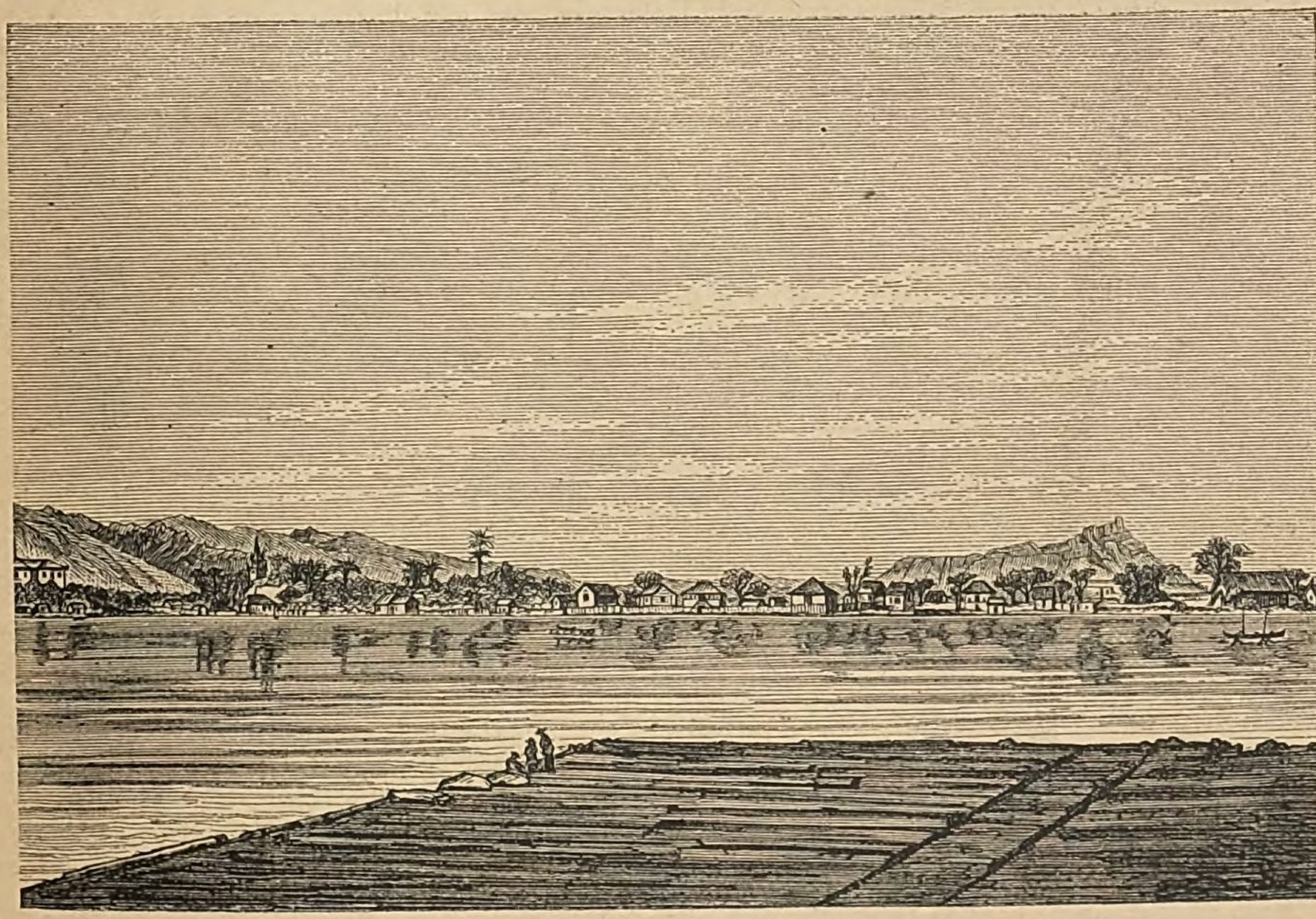
Provinz Bahia, Brasilien.

Kein Jahr mag es her sein, daß die Nachricht von neu entdeckten Diamantfeldern in der Provinz Bahia hier viel von sich reden machte. Jetzt kommen dann und wann noch Anzeigen von der wirklichen Existenz dieser Minen mitten im Urwalde hin zur Außenwelt, aber da fehlt es an Interesse dafür. Während dort Tausende nach den wertvollen Steinen mit Einsetzen ihres Lebens suchen, gibt es hier wohl

*) Unter „Capoava“ versteht man eigentlich das Stück Land, das von einem Fazendeiro seinen Sklaven zum Anbau ihrer Lebensmittel überlassen wird. Das jetzt zu Ipanema gehörende so benannte Gebiet wurde von verschiedenen kleinen Fazendeiros und Eigentümern von Sittios zusammengekauft, und seitdem behielt das Stück Land, wo sich jetzt das Pochwerk befindet, den Namen „Capoava“ bei.



Eine Schule im Busch (Australien).
(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen". Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)



An der Werft von Honolulu.
(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen". Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)

wenige, die überhaupt nur etwas davon wissen, daß die ersten, scheinbar übertriebenen Nachrichten von den Diamantfeldern auf Wirklichkeit beruhen. Dennoch werden hier Diamanten so häufig, wie vielleicht in keinem andern Lande getragen und eine im Sonntagsschmuck einherstolzierende Mulattin würde sich unglücklich fühlen, wenn nicht wenigstens einer der zur Mode gehörigen Steine sie zierte. Aber meist sind es keine brasilianischen, denn dem relativ hohen Werte, den die brasilianischen im Vergleich zu andern Diamanten besitzen, muß man es zuschreiben, daß man hier für gewöhnlich nur afrikanische Diamanten trägt. Die brasilianischen Diamanten gehen nach Europa, vorzüglich nach Paris und von da werden als Tausch die billigeren, gelblichen, afrikanischen Diamanten auf alle nur denkbare Art und Weise hier eingeschmuggelt, oder, allerdings zum kleinsten Teil, durch das Zollamt eingeführt. Es gibt auch hier wie in anderen Provinzen Diamantschleifereien, aber die Ausdehnung und Leistungsfähigkeit ihres Betriebes ist nur gering im Verhältnis zu dem Reichtum der hier gefundenen Diamanten.

Folgen Sie mir im Geiste nach dem Fundorte vieler jetzt nach Europa gehender Diamanten, nach Salobro in Bahia, das augenblickliche Eldorado der Diamantsucher. Mitten in einem brasilianischen Urwald, auf einem 2—3 Kilometer langen Waldschlag, zwischen Baumstämmen-Stumpfen, Ästen und Zweigen, im fußhohen Schmutz und Kot liegen, ähnlich unseren Ameisenhaufen, 600—1000 elende Hütten. Dieses ist der Glückshaufen der Abenteurer, mit wenigen Worten „das Goldland", wo das Geld häufig in so großen Summen kursiert, daß kleineren Beträgen kaum ein Wert beigemessen wird und die übermütigen Worte „Ha, das Gold ist nur Chimäre!" in dieser Weise zur Wirklichkeit werden. Tausende von Menschen bewegen sich auf und ab in diesem Chaos, ein Leben und Treiben, das der Geschäftigkeit einer Großstadt gleichkäme, wenn nicht die Bewaffnung der Leute an einen mittelalterlichen Kriegszustand erinnerte. Menschen aller Farben vom tiefsten Schwarz bis zum reinsten Weiß des entlaufenen Muttersöhnchens einer angesehen Familie finden wir hier vertreten. Waffen aller Systeme, die jedem Waffenkabinete Ehre machen könnten, sehen wir hier zur Schau tragen neben dem allgemein gebräuchlichen und unentbehrlichen brasilianischen Waldmesser. Lassen Sie uns ohne Furcht den verdächtigen Gestalten nach dem Ufer eines kleinen Waldbaches folgen, an welchem Hunderte von Menschen in allen Lagen des Körpers, mit starren Augen auf die langen Holzschüsseln sehend, die sandähnliche Masse des Bodens auswaschen, um unter den Tausenden von Steinchen mit einer unglaublichen Sicherheit den oft nur winzigen Diamanten herauszusuchen. Unwillkürlich muß man beim Anblick der Gesichter an eine Spielbank denken, denn auch hier, wo das Finden doch meist vom Glücke abhängt, trifft man dieselben Ausdrücke in den Gesichtszügen, wie bei den Habitués der Roulette. Aber abgesehen von diesen physiognomischen Studien lohnt es hier nicht der Mühe, sich bei den einförmigen Arbeiten dieser Wäscher aufzuhalten, denn der Diamant hat erst Wert, wenn er aus ihrer Hand ist. Diesen häufig körperlich elenden und sittlich verkommenen, ja leider gar zu oft von allen Lastern erfüllten Abenteurern, kann der wertvollste Fund nur für kurz vorübergehende Augenblicke Genuß gewähren. Es mögen vielleicht einige Wenige darunter sein, welche im stande wären, mit irgend einem wertvollem Funde den Grund für eine bessere Zukunft zu legen, aber diese wirklichen Glückskinder werden selten von den Diamantminen erzählen und ihren Reichtum einer noblern Herkunft zuschreiben, als den Arbeiten in den Diamantminen mitten in der Hefe des Volkes.

Nach des Tages Last und Hitze, ob die Arbeit lohnend war oder nicht, begibt sich der noch „laufen könnende" Gräber nach der venda (Schenke mit Verkaufsladen), um in Gesellschaft von vielen Genossen an die sich hier zu hunderten aufhaltenden Diamanthändler seine Steine zu verkaufen. Aus einem mit Blättern verstopftem Rohr von taquara (eine starke Schilfart), werden die Steine zur allgemeinen Musterung ausgeschüttet und nach peinlich aufmerksamem Wiegen und Besehen gegen sofortige Barzahlung losgeschlagen. Um zu begreifen, mit welchen Summen hier beim Ein- und Verkauf gehandelt wird, muß man sich vorstellen, daß Käufer, also Händler sich hier befinden, die über 800,000 Mark bar verfügen.

Nachdem die Handelsgeschäfte erledigt sind, werden die Vorkehrungen zur Unterhaltung getroffen. Nebenbei fragt mon höchstens, wer heute gestorben oder erkrankt ist und nimmt im übrigen wenig davon Notiz, da die Antworten nur unangenehme Erinnerungen bringen und alle recht gut wissen, daß niemand in dieser Beziehung ungestraft die Diamantfelder betritt. Jeden Tag in denselben schreibt die Natur mit ehernem Griffel und hundertfältigen Zinsen auf die Lebenstafel, um denselben von dem Lebensreste in Abzug zu bringen. Alle nur erdenkbaren Fieber und tropischen Krankheiten wüten hier, ohne daß Heilung gefunden werden kann. Glücklich, wer nach mehrtägigem Aufenthalte nur mit einem Wechselfieber davonkommt. Doch dieses kümmert keinen der sich hier Aufhaltenden.

Von dem rasenden Wahnsinn des schnellen Reichwerdens ergriffen, ruinieren sie in wenigen Wochen ihre Gesundheit, um leider so häufig mit nichts in den Hospitälern der Hauptstadt ihr trauriges Ende zu finden. Warum aber mit nichts so oft auch die glücklichsten Finder zurückkehren, das sehen wir, wenn wir nach dem Abendessen bei ihnen verweilen. Da erblicken wir in beinahe all' den elenden Hütten mit ihren Palmblätterwänden und Dächern die Leute in ihren wilden und „zahmen" (civilisierten) Kostümen auf dem Boden zusammengeschart auf Holzklötzen und Satteldecken. Gläser, Flaschen und Karten mit Geld ist alles, was man in ihren Händen bemerkt. Stearinkerzen, in Flaschen gesteckt, beleuchten das widerliche Bild. Fluchen und Schreien und lautlose Stille wechseln ab, denn hier steht auf einer Karte oft der Gewinn von vielen Tagen, um wie gewöhnlich dem geschicktesten Kartenkünstler anheim zu fallen. Im Hintergrund entwickelt sich ein anderes Bild. In Hängematten, um ein Feuer liegend, spielen Mehrere einen der hiesigen Tänze auf ihren Violas und dazu tanzen andere Gräber, Händler und tutti quanti, aufgeregt von Wein und Sinnlichkeit, mit den aus den Städten in den Urwald verlaufenen Frauenzimmern, welche wie die Männer, aber allerdings auf eine andere Art, hier ihr Glück, d. h. Gold, viel Gold suchen. So sehen wir im Halbdunkel scheinbar wirr durch-

einander alle diese verwilderten Männer und Frauen einen „Zamba“ (Nationaltanz) aufführen, — nur wenige Minuten des Lauschens, um die Verse der Sänger zu verstehen, welche dieselben als Lob auf die Tanzenden zur Viola winseln, sind hinreichend, sich über die Sinnesart der Gruppe zu unterrichten. Mit Schaudern verläßt man die Gesellschaft, denn was nur je das personificierte Laster zu betreiben vermag, hier wird es offen ohne Scheu und Scham zur Schau gestellt.

Bemüht irgend wo eine Hängematte zu erlangen, um so fern als möglich von dem wüsten Lärm die Nacht zuzubringen gelingt es mir, endlich, für Geld und Bitten, in dem Rancho eines Händlers Erlaubnis zu bekommen, die Hängematte in dem Dachsparren aufhängen zu können und das Feuer für die Abendmahlzeit zu benutzen. Trockenes Fleisch auf ein Stück Holz gespießt und am Feuer gebraten mit pirao (Farinhamehl, bereitet aus der Mandiocawurzel, und Wasser) bilden das frugale Mahl. Händler und Gräber haben hier allgemein ihren feijao preto (schwarze Bohnen) mit carne secca (getrocknetes Fleisch), das brasilianische Leibgericht für alle Mahlzeiten. Angekleidet, bewaffnet und mißtrauisch wirft sich alles in die Hängematten. Doch bei der Strohcigarre wird noch lange gestritten, nach welcher Richtung, ob Nord oder Süd, sich die reichhaltigste Diamantader hinzieht.

Lange noch werfe ich mich wachend in der Hängematte herum, denn trotz der Entfernung von andern Ranchos kommen doch die Laute des eintönigen Gesanges, das Schreien und Rufen der Tänzer, sowie das Stöhnen von Kranken an mein Ohr und mit der Überzeugung schlafe ich ein, daß vielleicht Viele der wertvollen Steine entbehren würden, wenn sie verurteilt wären, nur eine Nacht hier in den Diamantminen zuzubringen. Aber etwas Gutes gibt es doch hier, denn trotzdem alle Autoritäten fehlen, kommen nur wenig Streitigkeiten vor, das heißt, die aus Eifersucht um Damen entstandenen, ausgeschlossen. Wegen Diebstahls und dergl. in Beziehung auf die Steine selbst hört man selten Klagen führen, und dieses mag vorzüglich den rein brasilianischen Elementen zuzuschreiben sein, die hier fast einzig vertreten sind. Gutmütigkeit und Gefälligkeit herrschen vor und alle Neulinge, die irgend wie das Mißtrauen auf sich ziehen, können sich nicht hier aufhalten, denn nur zu deutlich gibt man denselben zu verstehen, daß sie hier zu viel sind. Dieses mag vielleicht das einzig nennenswerte Gute in den Minen von Salobro sein. Wo mit Geld so unsinnig umgegangen wird, ist es erklärlich, daß man die größten Kontraste in der Kleidung, wie in den Speisen und Getränken findet. Ein Neger bei Champagner, eine Mulattin mit einer Gänseleber-Pastete auf dem Teller und selbst in einen kostbaren seidnen Shawl gehüllt, gehört zum Alltäglichen, obgleich derartige Sachen hier mit ganz enormen Preisen bezahlt werden müssen. Die Diamantenhändler sind größten Teils auch Eigentümer von sortimentos (Läden mit Auswahl von Waren), die eigens für die Minen in den Hauptstädten zusammengestellt werden. Diese Händler sind es, welche im Grunde mit den neu entdeckten Minen das beste Geschäft machen und wenn ihr Gewinnanteil nicht für gewöhnlich blos ein kleiner wäre, denn den Hauptanteil erzielen die vereinigten Großhändler der Hauptstadt, welche das Sortimento ausrüsten, so würden die Händler in kurzer Zeit zu Millionären, vorausgesetzt, daß sie sich beim Einkauf der Diamanten nicht betrügen lassen. Diese Vorteile der Händler sind aber so allgemein bekannt, daß eben der Andrang zu groß wird, die Steine werden infolge dessen noch gut bezahlt und es kommt oft Mangel an ihnen vor. Durchschnittlich mögen am Platz 3 Händler auf einen Gräber kommen und zeitweilig noch mehr.

Hoffentlich wird bald den überall wach werdenden Beschwerden von der Provinzial-Regierung Gehör geschenkt, damit auch diese reiche Diamantmine ihren verwahrlosten Charakter verliere und sich wenigstens den bekannten Minen in der Provinz Minas-Geraes, was Ordnung anbetrifft, gleichstellen kann, soweit der deutsche Begriff „Ordnung“ in Brasilien anwendbar ist. **Richard Lange**, Rio de Janeiro.

Der aus Roßwein in Sachsen gebürtige Verfasser, Herr **Richard Lange**, hat sich durch seinen vieljährigen Aufenthalt in Brasilien wie durch seine Thätigkeit als Kaiserl. brasil. Ingenieur eine seltene Landeskenntnis des ganzen Kaiserreichs erworben, mit welcher er deutsche Bildung und Urteilsschärfe verbindet. Wir sind daher sehr erfreut ihn mit obiger Schilderung als Mitarbeiter einführen zu können. Sein neuestes Unternehmen dürfte unsere Leser interessieren. Herr **Richard Lange** hat in öffentlicher Konkurrenz mit einem reichen Kapitalisten, einem Brasilianer, die Konstruktion der Hafenbauten von Ceará zum Preise von 2500 Contos de Reis = 9 Mill. Mark übernommen. Der Hafen dieser Stadt (deren offizieller Name Cidade da Fortaleza da Bragança lautet, im Volksmunde aber der Kürze willen den der Provinz Ceará führt) ist zwar geräumig, bietet aber gegenwärtig den Schiffen Schwierigkeiten und wegen der heftigen Brandung Gefahren, welche durch die Neubauten beseitigt werden sollen, um eine reiche Provinz mehr dem Weltverkehr zu erschließen. Herr **Richard Lange** ist im April d. J. zum Offizier des Brasilian. Rosenordens, des höchsten Brasilian. Ordens ernannt worden, — eine dem Ausländer höchst selten zu Teil werdende Auszeichnung, welche dem Inhaber Oberstenrang verleiht. Die Red.

Die Riesen-Hängebrücke zwischen New York und Brooklyn.

Das Jahr 1883 hat dem amerikanischen Kontinent wieder ein Weltwunder bescheert, die nun vollendete monumentale Hängebrücke über den Meeresarm, welcher die Handelshauptstadt der nordamerikanischen Union von ihrer großen Faubourg-Metropole Brooklyn bisher geschieden, — ein Ereignis, das die Verschmelzung beider Stadthälften zu einer Weltstadt mit nahezu 2 Millionen Bewohnern bedeutet.

Die Brücke ist zwischen zwei weitsichtbaren Türmen ohne jede Mittelstütze über den East-River in so hoher Schwebe gespannt, daß die höchsten Masten der Ozeanschiffe darunter passieren können. Sie stellt eine neue große Straße her, die beiden Städten gemeinschaftlich angehört, und bildet mit der dritten Avenue der Bowery, der Chatham-Street von New York, und der Fulton-Street und Fulton-Avenue auf der Brooklyner Seite eine einzige mächtige Verkehrsader von 14 (engl.) Meilen Länge, die bereits vom Harlemfluß am oberen Ende von New York bis East New York, der oberen Vorstadt Brooklyns, mit ununterbrochenen Häuserreihen besäumt ist.

Die New York-Brooklyner Brückenpassage mißt von ihrem New Yorker Endpunkt gegenüber der City Hall bis zu ihrem Brooklyner Ausgangspunkte in Sandstreet, wo der allmähliche Aufstieg beginnt, über eine englische Meile, 5989 Fuß, und ein geschickter Läufer muß sich in der That beeilen, will

er die Reise über die gewaltige Spannung in zwanzig Minuten zurücklegen. Doch für 5 Cents (20 Pfennige) wird er den Weg bequemer und weit schneller (in ca. 5 Minuten) in den neuen Kabel-Dampfbahnwagen machen können, die scheinbar ohne jede sichtbare Triebkraft mittelst endlosem Dratkabel unter dem Brückendamm und einer stationären Dampfmaschine am Ufer, auf der einen Seite der Brücke herüber, auf der anderen Seite hinüber, hin und zurück bewegt werden. Der für Naturschönheit und Fernsichten empfängliche Passant wird die Brücke jedoch weder in 5 noch in 20 Minuten überschreiten wollen. Schritt für Schritt wird er anhalten, um das unvergleichliche, ewigbewegliche Panorama zu seinen Füßen und in blauer Ferne zu bewundern. Ja, die Brücke selbst wird dem aufmerksamen Beobachter stets ein fesselndes Kaleidoskop bieten, wenn er von dem breiten Fußgängerwege in der Mitte, der sich hier auch in gesonderte Abteilungen für die Passanten beider Richtungen teilt, zunächst zu beiden Seiten die Schienenpfade betrachtet, auf denen hin und her fortwährend Passagierzüge rollen werden, oder andererseits dem bunten Wagengewimmel hin- und herüber auf den beiden Außenseiten des luftigen Boulevards, wo neben den schwerbeladenen Frachtwagen die Equipagen der oberen Zehntausend vorüberfahren, den Blick zuwendet. Unter ihm dagegen der unaufhörlich belebte Fluß mit seinen Fährdampfern, auslaufenden Ozeanschiffen und unabsehbaren Mastenwäldern der Uferfronten, die beiden, nunmehr vereinten großen Städte mit ihren zahllosen Türmen und gewaltigen Geschäftspalästen von Stein und Eisen und in der Ferne, den Kreislauf schließend, das mit Villen überstreute, von der Natur malerisch aufsteigende Staaten-Island, die Marschen, Flüsse, Städte von New Jersey bis zu dem Orange-Berge und den fernen Anhöhen, die den amerikanischen Rhein, den herrlichen Hudson, umschließenden Felsenmauern der Pallisaden; dann das lachende Wiesenland von Westchester, die große von Hellgate sich öffnende Eingangsstraße des Sundes von Long-Island, letzteres selbst und das fischförmige Paumanok mit seinen Buchten, die „Narrows" (enge Ozeanpassage) mit ihren drohenden Forts; die ganze, sich weit ausbreitende Bai, wo bald die Kolossalfigur der Freiheitsgöttin stolz die hohe Leuchtturmfackel emporhalten wird — und endlich der Ozean, der unendliche, mit seinen schwimmenden Palästen und nach Millionen zählenden kostbaren Frachten für andere Welten! Und wenn er durch New York selbst wandert, so verliert er fast nie aus den Augen die neue große „Landmark", die nunmehr dies Hudsonkabel kennzeichnet und beherrscht, gleichwie der Sankt Peters-Dom die ewige Stadt, der Triumphbogen den Eingang zur Seine-Metropole, das Kapitol die amerikanische Bundeshauptstadt beherrscht, nämlich die doppeltürmige Mamuthbrücke, deren massives, kolossales Mauerwerk seit der Zeit der Pyramiden nicht seines Gleichen findet. Während die ägyptischen Riesenmassen das Resultat anhaltender Sklavenarbeit durch mechanische Aufeinanderschichtung gewaltiger Steinblöcke waren, besteht das Wunder und der Triumph dieser neuesten Errungenschaft menschlichen Schaffens unserer Zeit darin, daß die luftige Spannung, welche ungeheuere Lasten des Verkehrs zu tragen vermag, mittelst menschlicher Erfindung und Geschicklichkeit aus zarten Dratfäden gewoben wurde, die anscheinend ein Kind zu brechen vermag.

Mehrere Jahre hat allein die Fertigstellung der vier gewaltigen Kabelstränge gedauert, die von Turm zu Turm, von Ufer zu Ufer die einzigen sichtbaren Träger oder vielmehr Halter des unter ihnen schwebenden großartigen Brückenboulevards sind. Sie bestehen aus nicht weniger als 21,000 dünnen Einzeldräten, die nur $^1/_8$ Zoll stark sind und, nachdem ihre Spannung über den Fluß $1^1/_2$ Jahr in Anspruch genommen hatte, dann erst über dem Wasser mühsam mit einander — und zwar zuerst je 278 zu einem Strange, von denen wieder 19 für ein Kabel erforderlich waren, — verbunden und zu Monstre-Seilen von ungeheurer Tragkraft versponnen werden mußten. Von der Scheitelhöhe der Türme, $276^2/_3$ Fuß über dem Wasserspiegel, schwingen sich in graziöser Curve von der einen Uferseite zur andern gleich umgekehrten Riesenbogen die vier mächtigen Kabel, um in der Mitte die schwebende, von 118 Fuß Höhe an jeder Uferseite leicht ansteigende Brückenspannung von $1595^1/_2$ Fuß Länge, ein compliziertes ungeheures Stahlgerüst, in einer Höhe von 135 Fuß über dem Wasserspiegel zu fassen und mit unerschütterlicher Sicherheit festzuhalten. Das Gewicht des ganzen Schwebegestells, einschließlich Kabel, Spannung und Bohlung, beträgt 6740 Tonnen oder 13,480,000 Pfund, und die Maximallast, mit der die Brücke beschwert werden kann, wird auf 1320 Tonnen oder 5,760,000 Pfund geschätzt. Dies ergibt ein Gesamtgewicht von 8120 Tonnen oder 16,240,000 Pfund, wovon 6920 Tonnen auf die Tragkraft der vier großen Kabel und 1190 Tonnen auf die Tragkraft einer Anzahl Hilfskabel fallen, die sich auf je 400 Fuß Länge unter das Stahlgestell der Brückenspannung strecken und allein schon genügen würden, um diese Teile der Brücke mit ihrer Last in der Schwebe zu halten. Der Druck, den die Kabel der Länge nach aushalten, ist gleich 11,700 Tonnen und ihre Gesamtstärke gleich 49,200 Tonnen.

Die große Passage der Brückenspannung teilt sich, wie bereits oben angedeutet, in 5 Parallel-Alleen von einer durchschnittlichen Breite von 16 Fuß, die durch 6 Reihen Gitterwerke von einander geschieden sind. Die Außenalleen für den Wagenverkehr haben eine Breite von je 19 Fuß. Die $15^1/_2$ Fuß breite Mittelallee für Fußgänger erhebt sich 12 Fuß über den anderen Abteilungen, so daß die Passanten eine ungeschmälerte Aussicht über die Wagen und Züge hinweg bis in die weite Ferne genießen können. Die beiden äußeren Schutzwehren haben zur Sicherheit der Fuhrwerke in dieser beträchtlichen Luftschwebe eine Höhe von 8 Fuß, während das Gitterwerk, das die inneren Abteilungen von einander scheidet, mit Netzwerk zur Ablenkung des Windes versehen ist.

Die vier großen Stahlkabel, deren Durchmesser $15^3/_4$ Zoll beträgt, beschränken sich jedoch nicht darauf, die Brückenspannung zu halten, sondern setzen sich ununterbrochen über die Höhe der Türme landeinwärts in allmählichem Abstieg, behufs ihrer schließlichen Verankerung und Stützung der gleichfalls allmählich zur Brückenhöhe ansteigenden Uferspannung, weitere 930 Fuß fort. In der That mißt jeder Strang des ursprünglich dünnen Drates für das Kabel 100 Millionen Fuß oder 200 Meilen in der Länge und spinnt sich 278 Mal ununterbrochen rückwärts und vorwärts, von Ufer zu Ufer. Während, wie gesagt, die 19 Stränge von je 278

Einzelfäden zu einem Kabel über dem Wasser verschmolzen wurden, spreizen sich dieselben an den Uferenden wieder aus, und jedes der 19 umgebogenen Stangenenden ist hier durch ein eisernes hufeisenförmiges Gestell gezogen, welches dann wieder zwischen den Enden zweier Ankerstangen befestigt ist. Diese Endteile des Kabeldrats finden ihren Ruhepunkt in einem massiven würfelförmigen Mauerfundament, dessen Fläche 119 Fuß Länge bei 132 Fuß Breite und dessen Höhe 90 Fuß mißt. Dasselbe hat ein Gewicht von 60,000 Tonnen = 12 Millionen Pfund. An der Basis öffnet es sich in ein Paar Bogengewölbe-Durchgänge. Unter dem Gemäuer und der Stadtseite zunächstliegend sind 4 massive, sternförmige Ankerplatten ($16^1/_2$ F. bei $17^1/_2$ F., $2^1/_2$ Fuß dick in der Mitte, und je 46,000 Pfund schwer) eingefügt, welche eine Kette bogenförmig herabsteigender festeingemauerter Ankerstangen, deren oberstes Glied die 25 Fuß in das Gemäuer eindringenden Kabelenden festhält, unbewegbar und unlösbar einschließen. So ist jedes Detail der großartigsten Brückenunternehmung aller Zeiten mit mathematischer Genauigkeit der Berechnung des Massen und Einzelgewichtes, der Tragkraft, Festigkeit, Widerstandsfähigkeit jedes Teils, kurz mit unfehlbarer Sicherheit ausgearbeitet, und das cyklopenartige Ganze ruht auf Grundlagen, die unerschütterlich erscheinen müssen. Fast scheint es, als sei ein großer Teil des Aufwandes von Gewicht und Stärke sogar überflüssig, da beispielsweise eine Kraft, die im stande wäre, die gewaltige eiserne Wurzelverzweigung der Kabel aus der so fest zusammengefügten Felsenmasse des Fundaments zu lösen, zehnmal so stark sein müßte, als die, welche die Kabelstränge über dem Wasser auseinanderzureißen vermöchte. Allein der Ingenieur bezweckte nicht nur, die Stärke der Verankerung der Stärke der Kabel gleichzustellen, sondern auch der Verankerung eine Festigkeit zu verleihen, die schlechterdings auf 100 Jahre nicht im geringsten Grade von dem unaufhörlichen Druck der Lasten der Brücke oder von der Gewalt furchtbarer Stürme angegriffen werden kann, so daß eine Lockerung oder selbst nur ein leises Erzittern des Fundamentes nicht möglich ist. Um die Sicherheit zu vervielfältigen, ist jedes Stück Metall für diesen, wie für alle Teile des Baues, mittelst Probestücke unter der ungeheueren Kraft der hydraulischen Presse bis zum Brechen untersucht worden.

Und alles dies war noch verhältnismäßig eine einfache Arbeit, da die Verankerung der Kabel auf festem Lande vor sich ging. Allein die großen Türme, welche die Kabel tragen, mußten soweit als möglich in Tiefwasser gebaut und gleich sicher und fest hingestellt werden — gleichzeitig der Anfang des Unternehmens und eines der interessantesten Probleme, sowie einer der glänzendsten Triumphe der Ingenieurkunst. Es galt, große Mauerwerke unten aus dem Bett und durch die rauschende Flut eines tiefen Ozeanarmes aufzubauen. Dies war das Fundament des Ganzen; war einmal diese Aufgabe gelöst, dann mußte das Uebrige im Verhältnis sich fast von selbst ergeben. Der in die Geheimnisse der Ingenieurkunst nicht eingeweihte Bewunderer dieser aus den brandenden Wogen aufragenden Turmkolosse wird sich nicht erklären können, durch welche Zaubermittel die Granitmassen so sicher und unerschütterlich nicht allein 40 Fuß unter brandender Flut, sondern 80 Fuß unter ihrer Oberfläche, auf dem Felsen basiert werden konnten. Das Geheimnis ist mit wenigen Worten erklärt. Der unterseeische Teil der Türme ist über Wasser in freier Luft auf dem gleich einem Fährboot an der Baustelle geankerten „Caisson“ (aus dem Französischen „umgestülpter, unten offener Kasten“) gebaut. Thatsächlich war dieser Caisson eine riesige oblonge Taucherglocke mit einer 102 Fuß breiten, 172 Fuß langen und 15 bis 22 Fuß dicken Bedachung aus starkem, verpichtem Fichtenholz. Mittelst dieses Caisson wurde der Bau in die Tiefe gesenkt und das Bett hier von der luftdichten Höhlung des Caisson aus weiter gegraben. Nachdem schließlich der Caisson, also das hölzerne Fundament des hinabgelassenen Mauerwerks, die nötige Tiefe als Ruhepunkt erreicht und seine untere Höhlung mit einer festen hydraulischen Concretmasse, die sich felsartig verhärtet und mit der Felsenunterlage unbeweglich verbindet, ausgefüllt worden, steht der Turm hier 40—45 Fuß unter dem Bett des Wassers so fest verankert, wie die Kabelenden auf der Landseite. Der Caisson auf der Brooklyner Seite ging am 2. Mai 1870 vor Anker und am 11. März 1871 war das Fundament gelegt; der Caisson auf der New Yorker Seite wurde im Oktober 1871 an Ort und Stelle geschafft und ruhte im Mai 1872 in einer Tiefe von 78 Fuß unter dem Wasserspiegel auf dem unterseeischen Felsfundament. Der Bau der $276^2/_3$ Fuß hohen Türme über der Wasserlinie war natürlich ein einfaches, obwohl ungeheures Stück Maurerarbeit. Der Brooklyner Turm war im Mai 1875, der New Yorker im Juli 1876 vollendet. 118 Fuß über dem Wasserspiegel teilen sich die Turmwände durch zwei große Thoröffnungen von je $31^1/_2$ Fuß Breite in drei Massen, die sich in einer weiteren Höhe von $120^1/_2$ Fuß Breite im Spitzbogenschluß wieder vereinigen. Darüber hinaus steigt die Mauermasse noch 30 Fuß höher, um hier eiserne Platten aufzunehmen, auf denen wieder die „Sattel“ ruhen, in deren Vertiefung die Kabel eingefügt sind.

Die Ueberspinnung des Wasserarms in dieser Höhe mit Kabeldräten erforderte nicht nur die Hilfe komplizierter Maschinerien, sondern auch gefährliche, mutige Handarbeit seitens der auf schmalem Brett schwebenden und an den ersten dünnen Dratseilen über das Wasser gezogenen Arbeiter. E. E. Farrington, der Werkmeister, der an den Hängebrücken von Cicinnati und den Niagarafällen mitgearbeitet hat, gab am 25. August 1876 als Erster, der die gefährliche Luftfahrt ausführte, seinen Leuten ein Beispiel von Mut und Zuversicht, und legte die Ueberfahrt vor einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge unter dem Donner von Geschützen und dem Läuten aller Glocken in 22 Minuten zurück. Der letzte der 21,000 Dräte war am 15. Oktober 1878 gespannt; dann begann die langwierige Arbeit der Verknüpfung der Einzelstränge.

Ein mächtiges Bauwerk, wie dieses ist ein Kampf mit den Mächten der Natur, in dem, wie in anderen Schlachten, der Tod seinen Tribut fordert. Von der kleinen Armee Arbeiter, die einmal 600 zählte, sind über 20 als Opfer gefallen, darunter mehrere an der „Caisson-Krankheit“, d. i. in Folge der Arbeit unter atmosphärischem Druck; allein trotz der schwindelnden Höhe ist kein Einziger ins Wasser gestürzt. Das vornehmste Opfer war das Meistergenie selbst, das die großartige Hängebrücke ersonnen und ausgelegt, der Schöpfer der Niagara- und

Cincinnatibrücken, der bekannte deutsche Ingenieur Johann A. Roebling, der, bereits am 23. Mai 1867 von der Brückenkommission beider Städte zum Ingenieur und Leiter des Unternehmens ernannt, im März 1869 seinen Plan eingereicht hatte. Derselbe war sofort fast einstimmig genehmigt worden. Doch schon einige Monate später wurde ihm bei Anordnung der ersten Vorarbeiten auf der Brooklyner Seite der Fuß gequetscht, in folge dessen Mundsperre eintrat und seinen Tod herbeiführte. Erbe und Nachfolger des Werks wurde sein Sohn Washington A. Roebling, der im Dezember 1871 bei einem Brandunglück im Brooklyner Caisson selbst ein Opfer der Caisson-Krankheit wurde und heute ein hinsiechender Krüppel ist. Die Gesamtkosten des Baues betragen $15^1/_2$ Millionen Dollars — beinahe 5 Millionen Dollars mehr, als von Roebling zuerst veranschlagt war; doch hat die Zunahme des Verkehrs eine Erweiterung des ursprünglichen Planes und eine Vergrößerung der Brücke bedingt. Der Bau hat im ganzen 14 Jahre gedauert, 5 Jahre länger, als zuerst geplant war. Die beiden Städte New York und Brooklyn haben sämtliche Kosten des Unternehmens bestritten, die Brücke ist öffentliches Eigentum, und zwar zu $66^2/_3$ pCt. von Brooklyn, zu $33^1/_3$ pCt. von New York, in welchem Verhältnisse auch die Zahlungen geleistet worden sind.

(Vossische Zeitung.)

Um die Welt ohne zu wollen.

1.

„Von meinem Winterausfluge zurückgekehrt, frugen mich viele Bekannte, wo ich war und was ich gesehen habe. Da es zu lang und zu langweilig gewesen wäre, allen immer wieder dasselbe zu erzählen, so dachte ich mir, mein Logbuch drucken zu lassen und ihnen ein Exemplar desselben als Antwort zu schicken. Es ist kein Buch, es sind nur Notizen, wie sie täglich aufgezeichnet wurden, an denen ich nichts geändert habe, um ihnen gewissermaßen die Natürlichkeit des momentanen Eindrucks zu belassen. Neues wird man nichts darin finden, die berührten Plätze sind weltbekannte Plätze und mein Aufenthalt war auch überall ein viel zu kurzer, um in detaillierte Schilderungen eingehen zu können."

Diese anspruchslosen Worte bilden die Einleitung zu dem hochinteressanten Reisetagebuche des Erzherzogs Salvator von Oesterreich, das unter obigem Titel soeben in einer für das Publikum bestimmten 2. Auflage in Leo Woerl's Verlag in Würzburg erschienen ist, — eines Mannes, der mit Recht von sich behaupten kann: daß er auf der ganzen Erde zu Hause sei. Diese Aufzeichnungen seiner jüngsten Weltreise (denn schon oft haben seine Fahrten ihn zum Orient wie zum amerikanischen Kontinent geführt) erhalten ein besonderes Interesse durch 100 Illustrationen, meistens Küstenprofile, die von des Reisenden eigner Hand entworfen. Wie er dies im Vorwort erwähnt, verdient von uns anerkennend wiedergegeben zu werden: „Aus meinen Skizzen wurde eine Auswahl von 100 Bildern getroffen, die, wiewohl mangelhaft, den vielleicht noch mangelhafteren Worten zu Hilfe kommen werden. Für beides bittet um nachsichtige Aufnahme der Verfasser." Nun, der der Feder wie des Griffels kundige Weltreisende mit seiner feinen Beobachtungsgabe, die ihn als Naturfreund charakterisiert, hatte es wahrlich nicht nötig, diese Bitte auszusprechen! Den wunderlich klingenden Titel seines Buches erläutert Erzherzog Salvator in dem Vorwort. Er hegte nur die Absicht, die Ausstellung in Melbourne zu besuchen und gleichzeitig die verschiedenen Kolonien Australiens kennen zu lernen. Das Schiff, das er zur direkten Heimreise benutzen wollte, war bereits besetzt und um nicht auf den nächsten Dampfer, ein kleineres Schiff der Peninſ.- & Orient-Linie 14 Tage zu warten, entschloß er sich, den gewöhnlichen Postweg von Neu-Süd-Wales nach Europa, — den Weg über Amerika einzuschlagen. Was ihn hierin bestärkte, war die vor 2 Jahren teilweise Vollendung der Süd-Pacificbahn, wodurch er den amerikanischen Kontinent auf einem ihm neuen, erst vor kurzem eröffneten Wege durchkreuzen konnte.

Mit dem Neujahrstage des Jahres 1881 beginnt das Reisetagebuch; — an einem jener ruhigen, leuchtenden Wintertage des Mittelmeeres, wo alles in Sonnenglanz schwimmt, verabschiedet sich der hohe Reisende von Venedig. In Brindisi besteigt er den Dampfer, der ihn die griechischen Gestade entlang durch den Suezkanal und das Rote Meer bei Aden vorüber auf der bekannten Weltstraße durch den Indischen Ozean (Station Point de Galles auf Ceylon) nach Australien glücklich geleitet. Auf der Rückreise die Südsee-Inseln berührend, begrüßt der Erzherzog am Goldenen Thor Amerika's Westküste, um auf der Southern-Route via Yuma, Deming, St. Fé, Kansas City, Chicago, Suspension Bridge in New York die Atlantische Küste zu erreichen, von wo ihn ein Dampfer der White Star Line Mitte Mai nach Europa zurückführt. — Dieser an 350 Seiten starke „Bädeker für Weltumsegler" vergißt nicht zu bemerken, daß man sich für 10,000 Francs diese großartige Reise um die Erde mit ihren unbeschreiblichen Genüssen leicht verschaffen kann, — der liebenswürdige Verfasser des Buches (der aus Bescheidenheit nicht mal seinen Namen darauf setzt) versteht es im übrigen, die mit dieser Summe von kleinem Geld gesegneten Reiselustigen für eine derartige, durchaus nicht beschwerlich zu nennende, überaus genußreiche Fahrt zu begeistern. Für jeden Leser aber ist das Buch eine Quelle lehrreichster und fesselndster Unterhaltung, indem es bei aller schlichten Darstellungsweise oft in poetisch feinfühlenden Schilderungen der langen Meeresfahrt immer neue Reize abgewinnt und die fremden Länder und Völker aufs treffendste charakterisiert. Man merkt eben aus jeder Zeile den geübten Beobachter, den kundigen Weltreisenden. R. L.

(Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Post.

Berichte eines Leipziger.

1.

Abgefaßte Diamantendiebe. — Antilopenjagd in der Karroo. — Straußenzucht. — Gefahren des Hafens von East London. — Venus-Durchgang. — Rauchgenüsse der Kaffern.

Kapstadt, Mitte Januar 1883.

Befinde mich wieder einmal in der Kapstadt, wo ich Ende Dezember reicher an Erfahrungen, ärmer an Geld eintraf. Ein rollender Stein setzt kein Moos an. Wegen des außerordentlich schlechten Geschäfts-

ganges in den Diamantenfeldern verließ ich Ende November 1882 Kimberley. Zwei Drittel der Gesellschaften haben die Arbeit in den Gruben eingestellt. Die Diamanten stehen so niedrig im Preise, daß die Ausbeute nicht die Kosten des Ausgrabens deckte. Am 21. November wollten eine weiße Frau und zwei Farbige dem staubigen Kimberley wohlgemut fare well! sagen, dem Kap der guten Hoffnung zusteuern, um daselbst in Ruhe und Beschaulichkeit die Früchte ihres Fleißes zu genießen. Detektive Burgeß war jedoch mit der Reise des Kleeblattes nicht einverstanden. Es war diesem Pürschgänger hinterbracht worden, daß die Reisenden viel edles Gestein bei sich führten, welches sie nicht auf ehrliche Weise erworben hatten. Fama hatte nicht gelogen, man fand 1500 Karat Diamanten bei den Leutchen. Die Steine waren in einem Wasserfaß versteckt. Aus der Reise wurde freilich vorläufig nichts. Später wird man dem Kleeblatt freie Reise nach dem Kap gewähren, freilich in Begleitung von Policemen, welche ihre Schützlinge in die Convict-Station abliefern. Durch neidischen Verrat kam noch an den Tag, daß einer der Schuldigen noch weitere 3000 Karat Diamanten vergraben habe, welche man auch wirklich gefunden haben soll. Der Verteidiger der Verhafteten verlangte Freilassung seiner Klienten, weil deren Verhaftung nicht genau nach den Vorschriften des Gesetzes vor sich gegangen wäre. Dieses Verlangen wurde natürlich abgewiesen. — Da ich die Reise vom Kap nach den „Fields“ in einem früheren Briefe schon einmal beschrieben und die Gegenden, welche man auf dieser Tour berührt, geschildert habe, ist es nicht nötig, nochmals darauf zurückzukommen; nur einiges will ich von meiner diesmaligen Reise mitteilen. Die letzten Regen hatten das Land bis einige Meilen hinter Hope Town mit Grün überzogen. Je mehr man sich aber Victoria West näherte, wurde die Karroo immer öder; die glühenden Sonnenstrahlen haben alles versengt, den Boden ausgedörrt, da es im Victoria-Distrikt 6 Monate nicht geregnet hat. Die steinestrotzenden Berge der großen Flats bieten einen trostlosen Anblick dar. — Noch nie habe ich so viel Springbock-Antilopen zusammen gesehen, wie dies hinter Hope Town der Fall war. Wenn ich sage: tausende, so ist es nicht gelogen. In Rudeln von 3—400 fanden wir diese zierlichen Tiere beisammen; lustig war es anzusehen, wenn die ganze Truppe die Flucht ergriff und dabei leicht über die Büsche setzten. So scheu auch diese Tiere sind, können dieselben doch oft ihre Neugierde nicht bezähmen. Wenn ihnen irgend etwas in die Augen springt, stehen die schlanken Dinger oft wie angewurzelt, die Ohren gespitzt, Schnauze erhoben, beäugeln sie mit klugen Augen das Fremdartige. Wenn auch schon ein Schuß unter sie gefeuert wurde und sie sich bereits auf der Flucht befinden, kann die Flüchtlinge ein greller Pfiff oft sofort zum Stehen bringen; die Tiere sind zu neugierig und müssen wissen, wer gepfiffen hat. Diese List wenden die Antilopenjäger häufig an. Sie lassen einen lauten Pfiff ertönen, während sie die Büchse schon halb im Anschlag haben; wenn nun das fliehende Rudel stutzt, bietet sich dem Jäger fast immer eine günstige Gelegenheit zum Schuß. Als wir mit unseren zwei Riesenwagen, bespannt mit 24 Mauleseln (außerdem hatten wir 10 Reservetiere) durch die Karroo donnerten, hoben die Antilopen neugierig die Köpfe in die Höhe, verwundert über das Geräusch und die ungeheuren Staubwolken. Die Schar Aasgeier (4—500), welche wir bei einem verendeten Ochsen versammelt antrafen, kümmerten sich gar nicht um uns, sie ließen sich nicht bei ihrer Mahlzeit stören, nicht einmal die langen Peitschen unserer Hottentotten konnten diesen gefräßigen Tieren Respekt einflößen. Die Karroo, vorzüglich in der Nähe Hope Town's, Hannover's und Richmond's, ist so ganz das Feld leidenschaftlicher Jäger. Freilich großes Raubwild, wie man es noch im Norden Transvaals antrifft, ist in der Karroo äußerst selten, man kann hier ohne Gefahr der Jagd obliegen. Wenn also ein wohlhabender Sportsman das Jagen auf Rehe, Hasen, Füchse &c. in der Heimat überdrüssig hat, mag er einmal herunter nach dem Kap auf die Karroo*) kommen. Die Reise nach Kapstadt ist eine Vergnügungstour. Die schönen Steamer fahren von London nach dem Kap gewöhnlich in 20—22 Tagen**) und kostet ein Billet 2. Klasse 21 £ 10 Sh. (430 Mk.). Dann fährt der Nimrod mit Bahn bis Beaufort West. Die Bahn fährt zwar etwas weiter (bis Nels Poort) nach Victoria W. zu, es ist jedoch besser den Jagdzug von Beaufort W. aus zu beginnen, weil man sich daselbst am besten zur Expedition ausrüsten kann. Jagdgewehre und Munition bringt man sich natürlich aus der Heimat oder von England mit; besser man zahlt hier den üblichen Zoll für seine guten Büchsen, als daß man sich solche für schweres Geld erst hier ankauft. Der Jäger kauft sich nun in Beaufort W. drei Pferde, eins ist für seinen Burschen, das andere wird als Packpferd für Proviant, wollene Decken, Kochgeschirre u. s. w. dienen. Als Burschen engagiert man am besten einen Hottentotten, da dieselben mit den Verhältnissen der Karroo gut vertraut sind und meist alle holländisch und etwas englisch verstehen. Wenn man auch in der Karroo Hyänen, Schakale, Erdwölfe, Warzen- und Stachelschweine, Füchse u. s. w. noch genug antrifft, sind doch die Springbock-Antilopen das Hauptwild. Wenn auch die Sonne manchmal recht ungemütlich sticht und Wasser rar ist, muß es doch für leidenschaftliche Jäger einen eigenartigen Reiz haben, auf flüchtigem Roß die leichtfüßige Antilopenschar über Büsche und Termitenhaufen, Erdspalten und andere Hindernisse zu verfolgen. Wilde Strauße sind in der Karroo selten, habe aber doch zwei Stück, einen grauen und einen schwarzen, zu Gesicht bekommen. In der Kalahari-Wüste werden diese Riesenvögel noch häufig angetroffen und die Tauschhändler, welche sich am Saume der Kalahari einen Shop aufgeschlagen, machen brillante Geschäfte. Dieselben kaufen von den Eingeborenen die Straußenfedern für einen Spottpreis und verkaufen sie dann natürlich so teuer wie irgend möglich wieder. Mußte ich doch 1878 in Maraqueen, welches unfern der Kalahari gelegen ist, so einem „Dealer“ für zwei weiße Federn 1 £ 10 Sh. (30 Mk.) zahlen. Die Strauße stehen gegenwärtig niedrig im Preise, obgleich für die Federn noch immer gut gezahlt wird. So hoch wie 1874 werden die Strauße wohl nie wieder im Preise steigen. In Worcester zahlte man für ein außergewöhnlich schönes Straußenpaar 500 £ (10,000 Mk.) und auf einer Farm in der Nähe genannter Stadt verkaufte man zwei Strauße sogar für 600 £ (12,000 Mk.) Für die Bodenkultur, den

*) Tausend Fuß über dem Meeresspiegel.
**) Die Reise ist schon in 18 Tagen gemacht worden.

Ackerbau Südafrikas ist die Straußenzucht ohne Zweifel ein großes Hindernis. Die Straußenfarmer umzäunen große Strecken, oft des besten Ackerlandes, was also für den Feldbau verloren ist; die Riesenvögel brauchen ein großes Terrain, um sich ergehen zu können. Die schönen Federn bringen dem Farmer mehr als Feldfrüchte oder Schafwolle ein; man kauft lieber den Mealis (Mais) für die Vögel, als daß der Farmer selbst welchen baute. Südafrika wird noch lange von anderen Ländern abhängig bleiben; trotz seiner geringen Bevölkerung muß es Mehl von Australien, Fleisch, Milch, Butter, Käse, alle Arten Präserven rc. aus anderen Ländern einführen, jeder ankommende Dampfer bringt Massen von Kisten und Fässern voll Bier und Brandy. — Hier muß ich bemerken, daß sich das Bergedorfer Bier hier eines guten Rufes erfreut, während Berliner Tivoli nicht mehr beliebt ist; so oft ich eine Flasche von letzterem versuchte, war es sauer wie Essig. Ein Policeman wurde wegen Trunkenheit im Dienst bestraft. Als Rechtfertigung führte derselbe an, daß er, wenn er viel Brandy trinke, durchaus nichts Unrechtes darin erblicken könne, da doch das Gouvernement durch Erteilung von Licenz für Brandyverkauf ganz hübsche Einnahmen machte.

Bei East London, diesem gefährlichen Landungsplatz an der Ostküste, wurde schon manches Menschenleben vernichtet, manches Schiff zertrümmert. Am 18. November 1882 büßten wiederum 16 Menschen ihr Leben ein. Nur wer selbst einmal Augenzeuge gewesen, wenn die wogende See sich am Felsgestade bricht, kann sich eine Vorstellung von der ungeheuren Brandung des Indischen Ozeans bei East London machen, wenn der Wind heftig von der See dem Lande zu bläst. Am 18. November war die See ziemlich ruhig bis mittag 1 Uhr, wo die Wellen begannen der Küste zuzurollen, und in kurzer Zeit schon brach hohe Brandung sich an den Felsen. Der kleine Dampfer „Kimberley“ hatte drei Boote im Tau und befand sich bereits mit einem Boote hinter der gefährlichen „Bar“. Der „Kimberley“ stoppte einen Augenblick, um ein paar anrollende „Brecher“ an den noch vor der „Bar“ befindlichen zwei Booten vorbeizulassen. Der Anprall dieser furchtbaren Wogen war jedoch so heftig, daß das eine der Boote mit riesiger Gewalt auf das andere geschleudert wurde; eine nachstürzende Woge warf beide Boote um und 22 Menschen kämpften in der kochenden See um ihr Leben. Sechs Menschen wurden gerettet. Das Boot, welches auf das Deck des anderen zu liegen kam, hat sicher mehrere Mann zerquetscht. Es wird jahraus, jahrein an den Hafenbauten in East London gearbeitet, doch es wird noch mancher Tropfen aus dem Buffalo in den Indischen Ozean fließen, ehe man den Schiffen einen geschützten Hafen zum Ankern bieten kann.

Von dem Durchgange oder Vorüberziehen der Venus an der Sonnenscheibe habe ich herzlich wenig bemerkt. Befand mich am 6. Dezember gerade auf der Reise zwischen Victoria W. und Beaufort W. Ein geschwärztes Glas konnte ich mir nicht beschaffen, die Sonne erschien etwas matt und hatte einen lichten, rötlichen Glanz. Das war alles, was ich von 4 Uhr nachmittags bis zum Untergang bemerken konnte. Der Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1874 war dagegen am Kap so sichtbar, daß man die Sterne am Himmel deutlich sehen konnte. Die Eingeborenen wußten nicht, was das zu bedeuten habe und warfen sich vor Angst zu Boden.

Wie Türken und Chinesen sich durch Opium zu berauschen lieben, versetzt sich der Kaffer durch Rauchen von Dagga (wilder Hanfsamen) in Dusel. Hat der Kaffer seine Pfeife zerbrochen oder verloren, und Appetit zum Rauchen stellt sich bei ihm ein, so weiß er sich schnell zu helfen. Er macht einfach zwei enge Löcher in die Erde, welche er an den unteren Enden miteinander in Verbindung setzt. Das eine etwas größere Loch dient als Pfeifenkopf, das andere als Rohr. Der Kaffer schüttet Tabak hinein, wirft Feuer darauf und bringt an die andere Oeffnung seinen Mund. Das Rauchen beginnt, wobei der Raucher gemütlich auf dem Bauche liegt und sich die liebe Sonne auf den Rücken scheinen läßt. — Wenn Kaffern, Hottentotten und selbst die kleinen, drei Käse hohen Buschmänner rauchen, warum sollen es die Paviane nicht auch thun? So ist es denn schon mehrere Male vorgekommen, daß Reisende, welche beim Lagerfeuer eingeschlafen waren, beim Erwachen in nächster Nähe einen oder mehrere Paviane bemerkten, welche gemütlich aus ihren (der Reisenden) Pfeifen schmauchten. Verläßt eine Gesellschaft ein Lagerfeuer und es sind Paviane in der Nähe, kommen diese oft aus ihren Verstecken hervor, blasen die Glut des Feuers wieder an, legen frisches Holz darauf und setzen sich dann behaglich um das flackernde Feuer, ganz wie es die Mitglieder der eben aufgebrochenen Gesellschaft gethan. Von der Ferne aus glaubt man Eingeborene ums Feuer sitzend zu sehen. Bei Nels Poort, einige zwanzig Meilen von Beaufort W., war ich einige Zeit an der Bahn beschäftigt, und daselbst hausten auf den steinigen Bergen viele Paviane, manche von respektabler Größe. Abends machte oft die Gesellschaft einen Mordspektakel, welcher bald wie das Brummen eines Ochsen, bald wie Hundegebell oder höhnisches Gelächter klang. Eines Abends stiegen mehrere Arbeiter, mit brennender Laterne versehen, einen steilen Berg empor, um ein paar junge Affen zu fangen. Die Arbeiter mußten jedoch schleunigst wieder abwärts steigen, wenn nicht ihre Köpfe und Laternenscheiben Löcher bekommen sollten, da die Paviane große Steine nach den Ruhestörern warfen. Die Affen halten Skorpione für Leckerbissen. Sie wälzen gemeinschaftlich große Steine weg, um die gewöhnlich darunter sich aufhaltenden Skorpione zu fangen. Blitzschnell reißen sie denselben den Schwanz mit dem gefährlichen Stachel aus und verzehren dann schmunzelnd das ekelhafte Tier.

Otto Uhlemann.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kolonie Cerrito
in Argentinien.

Dem „Argentinischen Wochenblatt“ vom 21. April, entnehmen wir folgendes:

„Aus der Kolonie Cerrito wird uns unterm 12. April eine Korrespondenz zugeschickt, welche sich nicht sehr vorteilhaft über dieses Unternehmen äußert. Da wir nicht den Zweck verfolgen, dem Publikum die Kolonie Cerrito als ein Paradies vorzumalen, so lassen wir hienach einige Stellen aus dem erwähnten Briefe folgen. — Wir hatten bei Gründung der Kolonie Cerrito die schöne Illusion gehegt, es ließe sich hier eine deutsche Kolonie in

großem Maßstabe ins Leben rufen. Und wirklich ließ sich im Anfang Alles gut an. Die Gesellschaft „Colonizadora Argentina" zeigte sich willig, ausschließlich mit Einwanderern germanischer Abstammung zu kolonisieren. Ein tüchtiger deutscher Verwalter wurde in der Person des Herrn Friedrich Könekamp gefunden. Leider hatten Könekamp und Schreiber dieses zwei Faktoren nicht in betracht gezogen: die Charakter-Eigentümlichkeiten der Argentiner und der Deutschen. Die Unternehmer, enthusiasmiert für die Kolonie und mit der Illusion, man brauche blos in Deutschland den Namen der Kolonie Cerrito bekannt zu machen, so strömten Scharen von Auswanderern nach dorten, sahen sich in ihren übertriebenen Erwartungen getäuscht und als nach einem halben Jahre noch immer keine Schiffsladungen deutscher Kolonisten ankamen, riß ihnen die Geduld und sie fingen an, Italiener, Franzosen 2c., kurz Krethi und Plethi auf Cerrito anzusiedeln. Damit war die Kolonie für das deutsche Element verloren. Im gleichen Verhältnisse, wie sich eine deutsche Familie nach Cerrito wandte, siedelten sich zehn italienische an, und jetzt schon, nach noch nicht einjähriger Existenz, bilden die Deutschen in Cerrito die kleine Minderheit.

„Außer der „Weltpost" hat in Deutschland kein Organ die Wichtigkeit der Gründung einer großen deutschen Kolonie in Argentinien begriffen; ja, der „Export", der sich doch das Organ zur Förderung deutscher Interessen im Auslande nennt, hat wahrheitsgetreue Angaben des Verwalters, des Herrn Hobecker und Schreibers dieses der Aufnahme nicht würdig befunden. Während man deutscherseits überlegte und Erkundigungen einzog, ging die Kolonie Cerrito unterdessen der deutschen Kolonisation auf immer verloren und eine ähnliche Gelegenheit, 40 Quadrat-Leguas ausschließlich mit Deutschen zu besiedeln, wird sich so bald nicht mehr zeigen. Sobald die Gesellschaft einmal mit der Idee gebrochen, eine deutsche Kolonie ins Leben zu rufen, hielt sie sich auch nicht mehr gebunden, die Verpflichtungen innezuhalten, welche sie den Kolonisten gegenüber mit dem Schreiber dieses und mit Herrn Könekamp vereinbart hatte. Es war nämlich festgesetzt worden, den Kolonisten einen Komplex Land von 16 Quadrat-Cuadras zum Preise von 200 $ zu überlassen, mit einer Reserve-Konzession nebenan, welche dem Kolonisten nach drei Jahren zu 250 $ überlassen werden sollte, niemals höher. Unter diesen Bedingungen hätte die Kolonie vorwärts kommen können, immer vorausgesetzt, daß sie in kurzem Zeitraume und ziemlich zahlreich hätte bevölkert werden können. Von nun an gibt die Company auch keine Reserve-Konzessionen mehr und verlangt für die kleine Konzession von 16 Quadrat-Cuadras bereits 250 $. Unter solchen Umständen können wir keinem deutschen Einwanderer mehr anraten, in Cerrito sich niederzulassen, denn um von hiesigen Geldprotzen und Landspekulanten ausgebeutet zu werden, dazu sind die deutschen Kolonisten denn doch zu gut. Dieses vorausgeschickt, lassen wir nun die Auslassungen unseres Gewährsmannes folgen:

„Es existiert von der Kolonie Cerrito eine sehr schöne Karte. Nach derselben ist das ganze Land in nummerierte Konzessionen abgeteilt, in Wirklichkeit ist aber nur der vierte Teil, der östliche entlegenste, auf der Karte grün kolorierte, vermessen; von dem übrigen Lande ist durch Kolonisten vorläufig noch nichts zu erwerben. Außerdem sollen die Eigentümer beabsichtigen, den noch unvermessenen Teil der Kolonie durch einen Drahtzaun abzuteilen, um ihn als Weide zu verpachten, wodurch der Kolonie die Abfuhr der Produkte nach dem Rio Paraná abgeschnitten wird. Ich kann überhaupt nicht einsehen, weshalb man gerade den vom Paraná entferntesten Teil zuerst kolonisiert; in jeder andern Kolonie sucht man die ersten Kolonisten da anzusiedeln, wo sie den leichtesten Absatz für ihre Produkte haben; hier scheint es, als habe man bei Anlage der Kolonie gar nicht an das Fortkommen der Kolonisten, sondern nur an das Füllen des Geldbeutels der Besitzer gedacht. . . ."

Die sich hieranschließenden höchst ungünstigen Aeußerungen des Berichterstatters über die Bodenbeschaffenheit der Kolonie lassen wir unerwähnt, da solche gleich den von einem Kolonisten in Villa Urquiza in der „Deutschen La Plata Zeitung" v. 15. April veröffentlichten Schilderungen der agrikulturellen Nachteile Cerrito's von dem Herausgeber des „Argentinischen Wochenblattes", Herrn J. Alemann selbst, in der Nr. vom 28. April als eine zum Teil ungerechtfertigte und jedenfalls einseitige Kritik hingestellt wurden. Dieser, als kompetenter Beurteiler seines Landes wie als warmer Förderer der deutschen Einwanderung nach Argentinien unseren Lesern bekannt, schreibt hierüber: „So wird (in der „Deutschen La Plata-Zeitung") von dem Einsender u. A. bemerkt, die vielgepriesene schwarze Erde sei die sehr geringen Ertrag bringende Greda, in die das Regenwasser nicht eindringen könne und die noch vor dem Trocknen von tiefen Spalten zerrissen werde. Die sterile Tosca sei an vielen Stellen blosgelegt und sonst nur wenig mit Greda bedeckt. Von einer gesicherten Existenz der armen Kolonisten könne keine Rede sein; gesäet und gepflanzt sei bis jetzt sehr wenig. Ein Markt für kleinere Produkte existiere nicht, denn am Hafenplatz Curtiembre sei nur eine Pulperie, die Stadt Paraná liege in der Luftlinie sicher mehr als zehn geographische Meilen entfernt. Ferner seien die Zustände hier im Kamp sehr unsicher, wie denn auch seit Ende Februar sieben Personen eines gewaltsamen Todes gestorben seien 2c. Der Herausgeber des „Wochenblattes" hat nun in den Tagen vom 16.—19. April die Kolonien Cerrito und Villa Urquiza ebenfalls besucht und da er in Sachen der Kolonisation kein Neuling, so erlaubt er sich auf erwähnte Einsendung Einiges zu entgegnen. Betreffs ersterer Kolonie besteht der große Übelstand darin, daß die Eigentümer des Bodens gemeine Landspekulanten sind, die kein Herz für die Kolonisten haben. Gegen diese Exploiteurs werden wir aber rücksichtslos zu Felde ziehen und gibt es Mittel und Wege, sie zum Verstande zu bringen. Es läßt sich nämlich bewirken, daß keine Einwanderer mehr sich Cerrito zuwenden und dann müssen die Betreffenden wohl andere Saiten aufziehen. Die Kolonie selbst ist äußerst günstig gelegen und wird der jetzt noch fehlende Absatz der Produkte, wenn einmal solche vorhanden, leicht zu erzielen sein. Die Bodenbeschaffenheit ist eine vorzügliche und was da von Greda und Tosca gesagt wird, beschränkt sich auf Stellen von ganz geringer Ausdehnung. Der Herr Einsender, wäre er beauftragt, Land zu Anlegung einer Kolonie auszusuchen, würde in ganz

Argentinien die größte Mühe haben, zu gleichen Kaufpreisen besseres und empfehlenswerteres Land zu finden. Betreffs der geleisteten Arbeit der Kolonisten, so versteht derjenige von den Schwierigkeiten des ersten Anfangs einer Kolonie absolut nichts, welcher behauptet: „es sei sehr wenig gesäet und gepflanzt worden.“ Die ersten Kolonisten sind ja erst während des letzten Winters gekommen und hatten mithin keine Zeit, große Strecken Land in Kultur zu setzen. Was menschenmöglich war, wurde gethan und im Vergleich zu der Russenkolonie bei Diamante hat Cerrito enorme Fortschritte gemacht. — Den Kolonisten ist im hiesigen Land nirgends bange, zu klagen und zu schimpfen, wenn sie Grund dazu zu haben glauben. Um ihre Stimmung zu vernehmen, braucht man ihnen keine geheimnißvollen Besuche zu machen, wie jener Einsender voraussetzt. Aber in Cerrito sind die Kolonisten mit dem Verwalter, Herrn Könekamp, wirklich bestens zufrieden. Er behandelt sie mit dem richtigen Verständnisse als einsichtsvoller, praktischer Mann, Hingegen beklagt sich der Verwalter selbst über die Besitzer der Kolonie, die nur ernten, aber keine Opfer bringen wollen, damit die Kolonisten besser vorwärts kommen können. Auch die Administrationsgebäude befinden sich in einem himmeltraurigen Zustande, lediglich weil die Patrone zu geizig sind, etwas darauf zu verwenden. Da muß man aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Das sind Anhängsel, die geändert werden können; die Hauptsache ist und bleibt, daß im Uebrigen in Cerrito die Grundbedingungen zum Gedeihen entschieden vorhanden sind. Übelstände dieser und jener Art sind in allen neuen Kolonien anzutreffen. — Während unserer Abwesenheit (vom 12.—22. April) hat auch ein Einsender in unserem Blatte sich in analogem Sinne ausgesprochen. Wir haben seither in Erfahrung gebracht, daß derselbe nur wenige Tage in Cerrito sich aufgehalten und wegen Mißhelligkeiten die Kolonie verlassen hat, und mithin haben wir auch begriffen, warum dieser Herr an der Kolonie Cerrito kein gutes Haar findet. Was den Grund und Boden anbetrifft, so bleibt konstatiert, daß derselbe durchaus nichts zu wünschen übrig läßt.“

Diese neueste Post von der Kolonie Cerrito, auf deren Entwicklung wir nach früheren Berichten und in anbetracht ihrer günstigen geographischen Lage die besten Hoffnungen setzten, — die uns veranlaßten, das deutschfreundliche Bestreben unseres verehrten Mitarbeiters, des Herrn J. Alemann, diese Ansiedlung zu einer reingermanischen zu gestalten, nach Kräften zu unterstützen, — ist vom deutsch-nationalen Gesichtspunkt aus recht betrübend, umsomehr, wenn die Bodenverhältnisse sich entgegen der mißgünstigen Beurteilungen als im großen und ganzen vortrefflich erweisen. Denn auch Herrn Alemann's Entgegnung betont die Spekulationssucht der Unternehmer und erscheint uns nach dem nicht widerlegten Bericht von der Überflutung der Kolonie durch romanische Ansiedler der Verlust Cerrito's als „deutsche Kolonie“ unrettbar! Mögen die in der Minderzahl begriffenen deutschen Ansiedler den Lohn ihrer Mühen jedenfalls ernten, Herr Könekamp aber von seinem Posten sobald nicht weichen.

Die Redaktion.

Deutsches Liebeswerk.

Wie groß die Teilnahme der in Australien lebenden Deutschen an dem durch die Ueberschwemmungen des vergangenen Jahres in Deutschland hervorgerufenen Unglück ist, beweisen die jetzt immer noch aus Australien von den dortigen Deutschen gesammelten, bei dem Oberbürgermeister von Berlin, dem Vorsitzenden des „Geschäftsführenden Ausschusses“ eingehenden Beiträge. So ist am 4. Juni von dem Deutschen General-Konsulat in Sydney die Summe von 100 Pfd. Sterl. eingegangen, welche der Deutsche Konsul in Levuka (Fidschi-Inseln) als erste Sammlung der auf diesen Inseln lebenden Deutschen eingeschickt hatte. Aus Australien sind bisher eingegangen: in Sydney gesammelt 27,651 Mk., in Brisbane 28,996, in Melbourne 2665, zusammen also mit den aus Levuka eingegangenen Spenden über 61,300 Mk.

Die Gesamtsumme der beim Reichstage eingegangenen Gelder für die Ueberschwemmten erreichte, wie der Präsident bei Schluß der Session mitteilte, die Höhe von 1,692,464 Mrk., wovon allein aus den Vereinigten Staaten 1,461,599, aus Deutschland 86,681, aus der Schweiz 22,947, aus Luxemburg 21,450, aus Brasilien 19,051, aus Peru 10,573, aus der Türkei 10,230 u. s. w.; die geringsten Beträge kamen aus Frankreich 243 M. und aus Oesterreich 38 Mark. Bis auf 58,204 Mark ist die ganze Summe verteilt, und zwar an Baiern 583,230 (darunter Donaugebiet 96,160, Unterfranken 206,080 und baierische Pfalz 278,990), an Elsaß-Lothringen 53,759, an Hessen-Darmstadt 326,750, an Baden 197,280, Regierungsbezirk Wiesbaden 46,105, Rheinprovinz 225,420, außerdem Eifelgebiet 100,000, Württemberg 59,140, Kreis Gersfeld (Hessen-Nassau) 1000, Tyrol 1430 und für die Weichsel-Ueberschwemmten 40,000 Mark.

Echo aus allen Weltteilen.

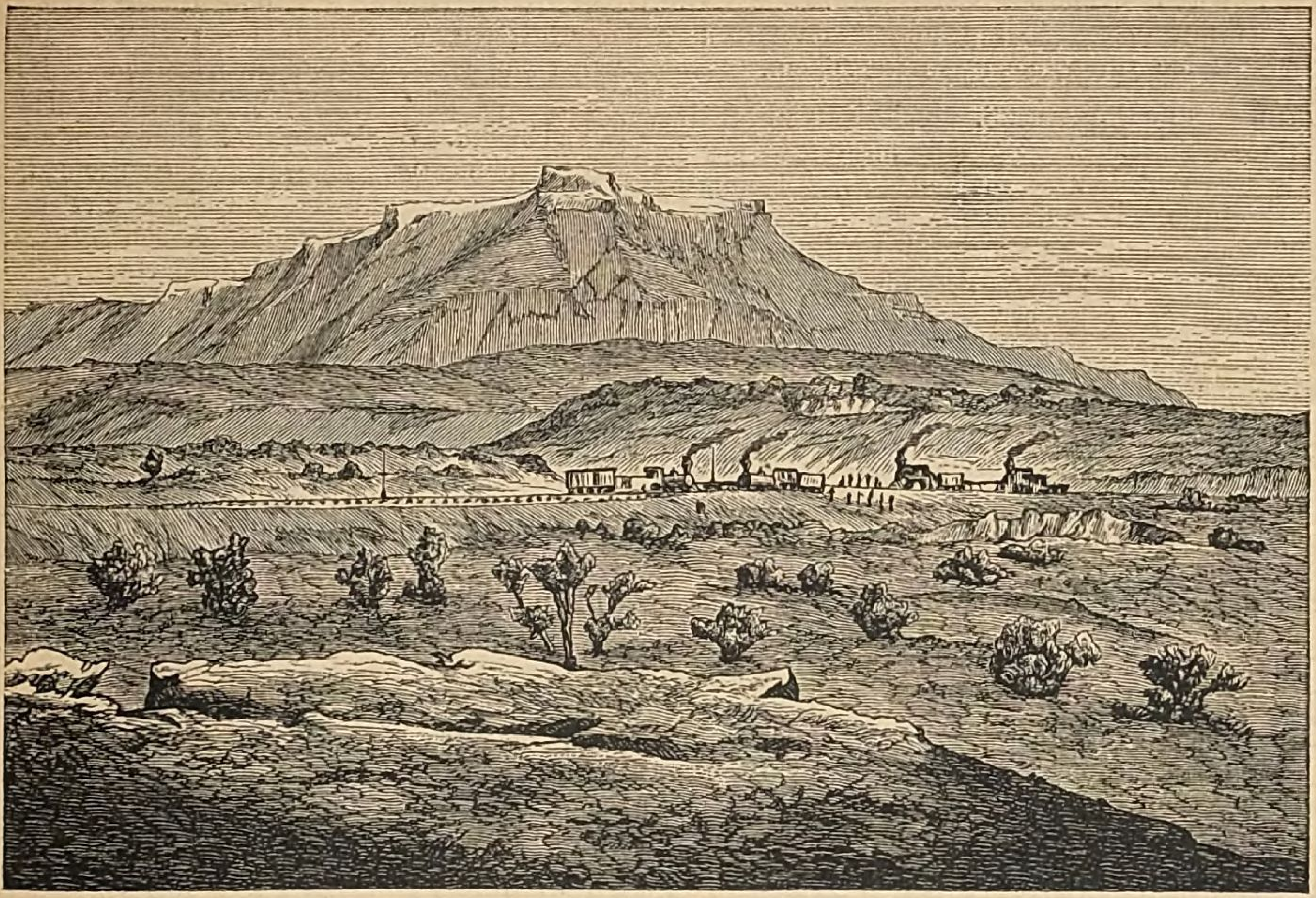
In Dresden im Staate New York starb dieser Tage der 94 Jahre alte Negerprediger Josiah Henson. Henson hat seine Lebensbeschreibung selbst verfaßt und der Frau Harriet Beecher-Stowe viel von dem Material zu ihrem berühmten Romane „Onkel Tom's Hütte“ geliefert. Als Sklave in Maryland geboren, rettete er seines bankerotten Eigentümers Vermögen, soweit es in Sklaven bestand, indem er diese 1000 Meilen weit nach Kentucky führte. Später von demselben schurkischen Herrn betrogen, der ihm 450 Dollars für seinen Freikauf abnahm und dann weitere 500 Dollars verlangte, rettete er sich und seine Familie durch die Flucht nach Kanada, wurde hier Prediger und betrieb zugleich eine „unterirdische Eisenbahn“, auf welcher er Hunderte von flüchtigen Sklaven in Sicherheit brachte. Oft war er auf seinem Wege nach und von Kentucky in höchster Lebensgefahr; aber sein Mut und seine Erfindungsgabe retteten ihn und seine Schützlinge jedes Mal. Er starb wohlhabend, da er von seiner Selbstbiographie in England allein 40,000 Abzüge verkauft hatte.

In der Soldaten-Heimat zu Dayton in Ohio starb kürzlich im hohen Alter von 96 Jahren „Papa Grimm“, eigentlich Adolf Grimm, aus der preußischen Provinz Sachsen gebürtig, der schon gegen Napoleon den Ersten gekämpft und, als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, als 74jähriger Greis sich noch der Unionsarmee anschloß. Er kam anfangs der vierziger Jahre nach Amerika.

Ueber die Forstbaumzucht im Staate Nebraska, Verein. Staaten, wird authentisch berichtet, daß seit 27 Jahren 244,356 Acker Wald angepflanzt, und zwar mit 605,514,268 Bäumen, von denen etwa ein Viertel nicht aufwuchs. Die Esche, die Eiche, der Walnußbaum und andere ähnliche Sorten gediehen vortrefflich. Das Anpflanzen mit Samen hatte kein günstiges Resultat. Am besten ist es, junge Bäume zu verpflanzen und alle Wurzeln möglichst nahe abzuschneiden. Das Mischen der Bäume auf dem gleichen Boden hat sich nicht als vorteilhaft erwiesen. Im allgemeinen hat sich die Bauholzkultur in befriedigender Weise entwickelt. Die vorgekommenen Verluste und das teilweise Mißraten komme auf Rechnung nachlässiger Behandlung beim Pflanzen und beim Aufwachsen. Nicht künstlich erzeugter Baumwuchs gedieh indeß bedeutend besser als künstliche Anpflanzungen. Die Zunahme des Landwertes in folge der Baumzucht für Bauholzzwecke ist eine auffallende; Land, das vor 20 bis 25 Jahren beinahe wertlos war, gilt nun 20 bis 80 Dollar per Acker.

Bei den am 22. April ohne Streit und Blutvergießen (wie das „Argentinische Wochenblatt“ charakteristisch hervorhebt) stattgefundenen Munizipalitäts-Wahlen in Buenos Aires wurden auch 2 Deutsche, Ed. Hammer und Otto Recke, gewählt, wie überhaupt die Fremden in der Munizipalität besser repräsentiert wurden als bisher.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.



Die beiden Hülfsmaschinen an der Arbeit. (Siehe Seite 252.)
(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen". Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

3. Kapitel.

Pferd und Mule. Schweinsjagd (Dicotyles labiatus). Die Campos westlich der Serra do Mar. Rebhuhnjagd.

Am 19. Juli ritt ich früh von Ipanema fort, um einer mir gewordenen Einladung nach dem Collegio de Toledo zur Rebhuhnjagd zu folgen. Dieses Collegio de Toledo ist eine Schule ganz in brasilianischem Stile, mit circa 60 Schülern, die allerdings mehr auszureiten und zu schießen, als zu studieren pflegen; ihre Lehrer, ein Herr Dr. de Toledo mit seinen drei Söhnen zumal sind leidenschaftliche Jäger. Einer der Söhne, Friderico, hatte mich bei Dr. de Mursa kennen gelernt und wollte mir gern, da ich mich dafür interessierte, seine Pferde, Hunde &c. vorführen. Den Weg nach Toledo, 4½ Leguas, legte ich mit meinem „Othello", einem vorzüglichen Rappen, in 5 Stunden zurück und wurde gut empfangen. Das Wetter war ungünstig geworden und ein tüchtiger brasilianischer Landregen machte bis Mittwoch den 20. mittags die schon an sich schlechten Wege noch bodenloser. Trotzdem ritten wir, Friderico und ich, nach Tische mit einem Hunde auf den Kamp, um Hühner zu schießen. Wir erlegten nur 4 Stück und mußten wieder heim, da der Regen von neuem in Strömen floß. Auf diesem Wege lernte ich erst die großen Vorzüge einer Mule kennen, denn leicht und sicher ging das Maultier des Snr. Friderico auf den schlüpfrigen, lehmigen Wegen, während mein Pferd alle Augenblicke ausrutschte. Die schwierigste Stelle, ein sehr abschüssiger Weg beim Übergange über einen Bach, war noch zu passieren. Die Mule nahm dieselbe glücklich, doch mein Pferd fiel in die Kniee, ich auf seinen Hals, und wir rutschten brüderlich umschlungen den glatten Weg zum Bache hinunter. Alles lief jedoch noch gut ab; bald saß ich wieder im Sattel und nach einer halben Stunde konnten wir uns am flackernden Feuer trocknen.

Andern Tags früh um 7 Uhr weckte mich Friderico, indem er mir mitteilte, daß ein junger Sklave am Flusse die frischen Spuren einer „Vaca", eines Wildschweines, Dicotyles labiatus, hier Taiaçu genannt, aufgefunden. Nun ging's hinaus in den frischen, klaren Morgen. Mein Thermometer zeigte + 7° R. Bald hatten wir mit unserem Führer und einer Meute von 7 guten Jagdhunden den Fluß und die aufgefundene Spur erreicht, die in dem lockeren Erdreich leicht zu verfolgen war. Die Hunde hatten bald Wind, und nun ging's mit dem Messer in der Hand durch Dick und Dünn den Hunden nach. Gegen 10 Uhr meldete uns das wütende Gekläff der uns weit vorausgeeilten Meute, daß das Tier gefunden und gestellt sei. Als wir herankamen, hatte die ganze Hundebande das Tier gepackt und wir warteten nun beide auf einen günstigen Moment zum Schuß. Ich jolte laut auf, die Hunde ließen einen Moment ab und zwei Schüsse knallten wie auf Kommando; das Tier lag am Boden. Friderico hatte Posten geladen und das Schwein direkt ins Gesicht geschossen; ich hatte, mehr seitwärts stehend, eine Kugel richtig durch's Schulterblatt in die Brust gejagt. Das Tier wurde ausgeweidet und voll Freude über die gelungene Jagd schleppten wir unsere Beute

im „Schweinstrabe" heim. Um 2 Uhr kamen wir nach Toledo zurück und nun gab es natürlich an diesem und dem nächsten Tage, einem Rasttage, für die Jäger nur frisches Bacafleisch. Das Tier maß vom Rüssel bis zur Schwanzwurzel 76 cm.

Am Sonnabend den 23. ging's früh um 8 Uhr auf eine Hühnerjagd. Da wir mehrere Tage zu bleiben gedachten, wurde ein Sklave mitgenommen, der auf seinem Tiere Proviant, Munition 2c. trug. Da ich Sorge hatte, daß mein Pferd auf der Jagd zu sehr angestrengt würde, lieh ich mir eine gute Mule; auch der beste der Jagdhunde wurde mir zugeteilt.

Ich möchte nun aber erst ein Bild des Jagdterrains entwerfen, denn Felder für Rebhühnerjagd gibt's hier nicht. Auf der Hochebene westlich von der Serra do Mar, dem Küstengebirge, ist nicht, wie auf der östlichen Seite derselben, alles Land dicht von Urwald bestanden, sondern es wechseln mit diesem weite, freie Grasflächen, Campos, ab, und geben der Landschaft einen eigenen Reiz, denn von fern gesehen scheinen diese Campos bebaute, wohlgepflegte Felder zu sein. Der Wald hat hier im Umkreise von wenig Meilen schon sehr verschiedenartigen Charakter und mag der Grund davon wohl darin zu suchen sein, daß er eben von diesen großen, oft einige Quadratmeilen haltenden Grassteppen unterbrochen ist. Man trifft da zum Teil ganz gleichmäßigen, dichtgeschlossenen Hochwald von den verschiedensten Laubhölzern, mit Palmen und mit Baumfarn vermischt, in welchem der Boden fast durchgängig unbedeckt, nur hier und da mit spärlichem Unterholze bestanden ist. Nur die zähen Lianen — Cipos —, die sich von Baum zu Baum ranken und diese umschlingen, erschweren das Eindringen ungemein. Dieser Bestand heißt Matto limpo. Dann findet man die herrlichsten Pinienwaldungen, die, je nachdem der Boden mit dichtem, buschigem Unterholze oder mit 5—6 Fuß hohem Grase bedeckt ist, Matto catanduba oder Matto fachinal benannt werden. Wir reiten also jetzt mit unserm Diener und 2 guten Hunden auf den Kamp, um Hühner zu schießen. Ein Jäger drüben würde uns belächeln, doch ist das Reiten eben hier notwendig, da man in dem hohen Grase nach einer Wanderung von wenig Stunden zur Fortsetzung der Jagd unfähig wäre. Das Gras ist oft so hoch, daß man nur mit Mühe vom Tiere aus den suchenden Hund verfolgen kann. Jetzt haben wir unser erstes Feld, den Campo largo, erreicht, welcher einen wohl 3 Leguas langen, flachen Bergrücken bedeckt, und nun wird ein am Horizont sich scharf markierender Busch als Rendezvous bestimmt. Der Diener reitet gemächlich darauf zu; Friderico nimmt die eine, ich die andere Seite des Hügels, und bald ist von lebenden Wesen nur noch der Hund im Grase sichtbar. Da — auch er ist verschwunden. Doch er hat sich nur geduckt, er hat ein Huhn gefunden. Schnell vom Tier herunter, Gewehr fertig. Nun läßt mich der Hund, indem er sich immer nach mir umsieht, bis dicht hinter sich heran, dann geht er, seinem feinen Riechorgan und Spürsinn folgend, oft nur noch wenige Schritte vor, und mit schwirrendem Flügelschlag fliegt das Huhn auf. Leider werden nun bei dieser Gelegenheit ziemlich viele Löcher in die Luft geschossen, denn nur ca. 50 pCt. der aufgescheuchten Tiere fallen; doch zu meiner Befriedigung hatte ich bemerkt, daß es Snr. Friderico, einem viel älteren Schützen, als ich es bin, eben nicht besser erging.

Als wir um 2 Uhr am Rendezvousplatze zusammentrafen, hatte ich 8, Friderico 10 Hühner am Sattel hängen. Jetzt suchten wir uns am Ufer eines Baches ein schattiges Plätzchen und hielten unser Mittagsmahl. Ein gebratenes Hühnchen, allerdings gallina domestica, in Farinha eingewickelt, stillte unsern Hunger, und die durstigen Seelen labten einige Schluck guten Rheinweins, von welchem Herr Dr. Toledo sen. mir zu Ehren eine Flasche gespendet hatte. (Beiläufig erwähnt, kostet hier die Flasche Rheinwein 10—15 Mark nach unserem Gelde.)

Dann ging's weiter, immer nach Norden zu, auf andere Kampe, die gewöhnlich nach den in der Nähe gelegenen Fazenden benannt sind, z. B. Campo Roberto, Campo Joaquim Antonio u. s. w. Um 5 Uhr trafen wir wieder zusammen. An diesem Tage hatte ich 15, Friderico 19 Rebhühner geschossen. Doch noch eine unangenehme Episode war uns vorbehalten, ehe wir die in der Ferne schon sichtbare Fazende, unser Nachtquartier, erreichen sollten. Es dunkelte schon stark, und wir mußten es unseren Tieren selbst überlassen, sich den besten Weg zu suchen, da man die Erdlöcher der Gürteltiere, überhaupt die kleinen Unebenheiten des Bodens nicht mehr vom Sattel aus erkennen konnte. Da tritt das Pferd von Friderico auf einen Termitenbau, die dünne Erdkruste bricht ein und das Pferd fällt. Friderico, der ganz allmählig abgesetzt worden war, hatte keinen Schaden genommen, aber sein Pferd lahmte stark, es hatte sich den einen Vorderfuß verrenkt. Der Schwarze führte das Pferd nach und wir ritten etwas schweigsam unserm Ziele entgegen. In der Fazende wurden wir bereitwilligst aufgenommen, und ein guter, starker, schwarzer, süßer, selbstgebrauter Kaffee erfrischte unsere ermüdeten Lebensgeister. Die Gastfreundschaft ist hier zu Lande auf's äußerste gepflegt und kommt man als anständiger Mann in eine Fazende, so kann man sicher darauf rechnen, gutes Nachtlager und Speise und Trank zu bekommen, wenn nötig, sogar für Tage und Wochen, ohne auch nur einen Ventin zu bezahlen. Doch ist es Hauptbedingung, daß man zu Pferd oder zu Esel kommt, denn wer kein Tier hat, ist kein anständiger Mann. Mit der größten Bereitwilligkeit erhielten wir von unserm gastfreundlichen Wirt Snr. José Roberto ein anderes Pferd für unser erlahmtes geliehen, welches letztere José schon den anderen Tag nach Toledo zurückschickte.

Die Schilderung des ersten Tages unserer dreitägigen Rebhühnerjagd gibt wohl einigermaßen das Charakteristische solcher Jagdtouren. Am ersten Tage hatten wir, wie erwähnt, 34, am zweiten 39, am dritten, einem Regentage, 24 Rebhühner geschossen. Der zweite und der dritte Tag verliefen beide zu unserer Zufriedenheit und ohne Unfall; an den 97 Hühnern aber hatte der Esel unsers Dieners weidlich zu schleppen.

Richard Krone.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemannes.

4.

Singapore.

Die Insel Singapore ist von dem Festlande der malaischen Halbinsel nur durch einen schmalen Wasserstreifen, von der Breite eines größeren Flußes, getrennt. In früheren Jahren, ehe Raffles Lighthouse in der südlich von Singapore vorüberführenden Straße erbaut war und die Stadt Singapore noch nicht ihre heutige Bedeutung als Stapelplatz erlangt hatte, wurde fast nur dieser alte, nördlich um die Insel führende Weg von Schiffen benutzt, welche von der Malakkastraße nach China oder umgekehrt wollten, da diese Straße überall guten Ankergrund und fast gar keine gefährliche Stellen, wie Sandbänke oder Korallenriffe hat. Nichtsdestoweniger wurde die alte Singaporestraße von den Seefahrern bis zu Anfang dieses Jahrhunderts als eine der gefährlichsten Passagen betrachtet infolge der hier vornehmlich hausenden malaischen Seeräubern, und nur wohlbewaffnete und wohlbemannte Schiffe durften wagen es mit ihnen aufzunehmen. Die Lage der Insel, mit den umgebenden vielen kleineren Inseln, bot natürlich ein ungemein günstiges Operationsfeld für die verwegenen Piraten, die sich hier mit ihren Parauen leicht im Hinterhalt legen, und vor ihren Verfolgern verstecken konnten; daher auch der Name Singapore eigentlich „Singapura" aus Singal-parau (singal einkehren, parau malaisches Schiff) korrumpiert ist.

Die Insel wurde 1819 von dem Sultan von Djohore (spr. Dschohore) an die Ostindische Kompanie abgetreten, und als später die Straits settlements an die Englische Krone übergingen, wurden die Verhandlungen durch den schlauen und weltkundigen Maharadja, den ersten Beamten des Sultans von Djohore, geleitet. Letzterer, ein energieloser Regent, trat die Regierung an seinen Maharadja ab, unter der Bedingung, eines nach seinen Begriffen sehr großen, aber in Wirklichkeit nur sehr geringen Jahresgehaltes von 2000 Dollars. Der Maharadja, ein sehr intelligenter Mann, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig, benutzte seine Stellung, die Interessen seines Landes und hiermit seine eigenen durch gute Beziehungen zu England zu heben; und seine nachherige, nicht unbedeutende Machtstellung erregte den Neid seines Sultans, der inzwischen zur Null herabgesunken war, und gab Anlaß zu mehr oder weniger verwickelten Fragen, welche hier zu erörtern der Raum fehlt.

Die Stadt Singapore, welche den gleichen Namen wie die Insel führt, liegt nicht an der alten Singaporestraße, sondern auf der Südseite der Insel, und daher wird auch jetzt nur von allen Schiffen allein die Süd-Passage benutzt; die alte oder Nord-Passage hat nur noch Bedeutung für Schiffe, welche Bauhölzer direkt bei den Djohore-Sägemühlen laden; sonst auch wird die Straße bei Vergnügungspartien gelegentlich benutzt, denn hier auf der Nordseite der Insel liegen verschiedene reizende Bungalows (Landhäuser oder Villen), welche den Europäern zu zeitweisem Aufenthalt dienen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1—150,000, von denen die Hälfte wohl Chinesen sind, Europäer resp. Weiße sind nur etwa 3—400 an der Zahl, ohne das Militär. Der Rest ist ein buntes Gemisch von Malaien, Javanen, Arabern, Armeniern, Klings- und Korringeleute (Tamil) von der Koromandel-Küste, Chitty (spr. Tschitti) von Chittagang u. s. w.

Man sieht hier alle Schattierungen der Hautfarbe, vom tiefsten dunkelbraun (denn ganz schwarz ist eigentlich kein Mensch), bis zum zartesten weiß der europäischen Dame. Das deutsche Element ist unter den Europäern hier sehr stark vertreten; einige der ältesten und angesehensten Handelsfirmen sind deutsche Häuser. Der Zufall führte mich gleich am ersten Tage meiner Ankunft mit einem alten lieben Freunde zusammen, einem früheren Schulkameraden; derselbe hatte ein Shipchandlergeschäft und bewohnte, wie alle Europäer, eine Art Villa, außerhalb der Geschäftsstadt. Seine liebenswürdige Einladung, während meines Hierseins sein Gast zu sein, nahm ich mit Dank an, da ich durch ihn mit Land und Leuten rasch bekannt wurde, indem er mich in den Deutschen Klub einführte, wo ich sehr heitere gemütliche Abende verlebte.

Das Klubhaus ist ein großes einstöckiges Gebäude mit breiter Veranda rings umher und enthält einen großen Saal mit schönem Flügel für die Uebungen der deutschen Sängerbrüder, Billard und Lesezimmer. Bei festlichen Gelegenheiten verwandelt sich das Lesezimmer zur Bühne und der Saal zum Zuschauerraum und es wird dann in deutscher Weise gemimt und nachher getanzt. Diese Räume wissen von manch glänzenden Festen zu erzählen. Einem solchen wohnte ich bei, welches der Deutsche Klub dem Admiral und den Offizieren der 1865 von China über Singapore heimkehrenden englischen Flotte gab, zu welchen auch die Offiziere von Kriegsschiffen anderer Nationen, sowie alle angesehenen europäischen Familien eingeladen waren.

Auch das beliebte Kegelschieben wird hier sehr eifrig von Deutschen und Engländern betrieben, nur mit dem Unterschiede, daß man hier anstatt mit 9 mit 10 Kegeln spielt. In der Zeit der Puritaner waren alle Spiele verpönt und durch Gesetze verboten, unter diesen auch das Kegelspiel (game of nine pins.), um dieses Gesetz nun zu umgehen, spielte man anstatt mit 9, mit 10 Kegeln und in dieser Weise hat sich das Spiel bis auf unsere Zeiten erhalten.

Es war mir nicht vergönnt, dieses Mal die Naturschönheiten der herrlichen Inseln lange zu bewundern und die liebenswürdige Gastfreundschaft meines Freundes zu genießen. Die Reisernte in Birma hatte begonnen und durch den Taiping (Rebellen)-Krieg waren die Preise im Norden von China, Shanghai und Umgegend bedeutend gestiegen, da hieß es denn in aller Eile, das Schiff zur Wiederabreise rüsten, Flagge wechseln, den Verkaufsvertrag formell abzuschließen und ich selbst mußte noch mein englisches master mariner-Examen machen, da mein deutsches Patent bei den englischen Behörden nicht gültig war.

Da das chinesische Neujahr bevorstand, so wurde meine Abreise mit besonderer Eile betrieben, denn an diesem langandauernden Feste thut kein Chinese einen Handschlag. Die niederen Klassen feiern gewöhnlich 5 Tage und ihre ausschließliche Beschäftigung ist dann Spielen, Essen, Trinken und Schlafen, die besser Situierten aber sogar 14 Tage bis 3 Wochen, dann werden keine Geschäfte gemacht, Festlichkeiten aller Art wechseln miteinander ab, die

hauptsächlich in Gastmahl, Aufzügen und Wyang-Wyang (Chinesisches Theater) bestehen, welche letzteren auf einem größeren Platze unter freiem Himmel stattfinden. Die Bühne ist dann eine etwa 4 Fuß über dem Erdboden erhabene Bretterbude, worin die eine dem Zuschauer zugekehrte Wand fehlt. Die Wyangspieler werden bei solchen Gelegenheiten von reichen Kaufleuten bezahlt und die Zuschauer haben das Schauspiel umsonst. Die Schauspieler entwickeln eine ganz enorme Leistungsfähigkeit, indem sie wochenlang jeden Tag 6—8 Stunden spielen, d. h. in dem höchsten Falsatt kreischen, einander mit Fußtritten traktieren und furchtbar gestikulieren, und bei darzustellenden Zornesausbrüchen oft große Luftsprünge machen. Hierzu kommt noch, daß das auf der Bühne befindliche Orchester den Darstellern oft recht nachdrücklich mit Gong und Trommel in die Rede fällt, außerdem begleiten eine Art Geige und Klarinette sehr häufig die im Rythmus gesprochenen Worte der Darsteller. Gewöhnlich wird eine ganze Lebensgeschichte aufgeführt, wobei gute und böse Dschins mit bemalten Gesichtern, reich gekleidete Mandarinen u. s. w. eine große Rolle spielen, Frauen werden fast immer von Männern dargestellt. Wo ein Stück aufhört, läßt sich schwer sagen, da es sich meistens über mehrere Abende ausdehnt. Die Zuschauer gehen und kommen und bleiben je nach Gefallen längere oder kürzere Zeit vor dem Theater stehen. Auch ist die Aufführung eigentlich nicht ihretwegen, sondern wird als eine Art Dankopfer an ein höheres Wesen betrachtet. Es gibt außerdem hier in Singapore noch ein festes chinesisches Theatergebäude, mit richtigem Zuschauerraum und Bühne, wo man Eintrittsgeld bezahlt und ähnliche Stücke abwechselnd mit Akrobaten sieht, gerade so wie ich es in Tientsin und andern großen Städten Chinas kennen gelernt habe.

Da für Rangun (Birma) keine Ladung einzunehmen und Ballast schon an Bord war, so hatte ich nur noch eine neue Mannschaft anzuwerben, Proviant und sonstigen Schiffsbedarf zu besorgen; und fünf Tage, nachdem der George Lee auf der Rhede zu Anker gegangen war, befand sich derselbe, jetzt „Burlington" umgetauft wieder mit mir unter Segel, mit einem günstigen Winde die Singapore- und Malakkastraße durcheilend.

Johannes Römer.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche West-Texas.

2.

Im Nordwesten an Guadalupe anstoßend liegt heute die fast ausschließlich deutsche Grafschaft Comal und ihre ganz deutsche Hauptstadt Neu-Braunfels, welche sich den Ruhm erworben hat, zuerst in Texas eine Heim-Industrie begründet zu haben, welche die Boden- und Viehzuchtserzeugnisse des Landes, Baumwolle und Wolle, auf heimischem Boden verarbeitet und verwertet. Im Jahre 1845, als der „Verein von Fürsten, Grafen und Herren"*) unter der Führung von Carl Friedrich Wilhelm Ludwig Georg Alfred Alexander, Prinzen zu Solms, Herrn zu Braunfels, Greifenstein, Münzenberg, Wildenfels und Sonnenwalde, General-Kommissär des Vereins zum Schutz deutscher Einwanderer in Texas 2c. 2c. die erste Vorstoßkolonne des deutschen Einwanderer-Heerzuges an die Stelle brachte, wo der Comalfluß in die Guadalupe mündet, befand sich auf der weiten Strecke zwischen San Antonio, damals einer Ruinenstadt, und dem halbverlassenen Austin kein Platz, der von Menschen weißer Rasse bewohnt und besiedelt gewesen wäre. Der Fleck, auf welchem die deutsche Einwanderung ihren ersten, dauernden Halteplatz finden und wo sie ihre Erstlings-Kolonisationsversuche machen sollte, lag hart an der Grenze des Indianergebietes und wurde noch von den Stämmen der Lipans, Tonkawaes und Caranquoes als Jagdgrund beansprucht. Daß diese Stelle zum ersten Ansiedelungs-Posten bestimmt werden mußte, war also gekommen. Der „Fürsten-, Grafen- und Herren-Verein zum Schutze deutscher Auswanderer" hatte im Jahre 1844 den Landschenkungs-Titel erworben, welchen zwei in Houston wohnende Deutsche, die Herren H. F. Fischer und B. Müller, von der Republik Texas erhalten hatten, und zwar unter der Bedingung, binnen einer bestimmten Frist eine bestimmte Anzahl von Kolonisten auf dem geschenkten Lande anzusiedeln; dieselbe Verpflichtung ging natürlich auf die Käufer des Schenkungstitels über. Die Uebertragung desselben an den Verein hatte in Deutschland stattgefunden, und der Verein, welchem es an jedweder Erfahrung im Auswanderungs- und Kolonisationsfache gebrach, hatte es nicht einmal für nötig befunden, sich darüber ins Klare zu setzen, wo das neuerworbene Vereinsgebiet eigentlich belegen war. Erst als Prinz Solms im Juli des Jahres 1844 in Galveston gelandet war, erfuhr er, daß das gerühmte Fischer und Müller'sche Grant-Land hoch oben im nordwestlichen Texas lag, 3—400 Meilen weit von der Golfküste entfernt und über 150 Meilen von jeder Spur einer Civilisation abgetrennt. Der Prinz-Kommissär mußte sich natürlich bald überzeugen, daß die Besiedelung dieses Landes, mochte es auch sonst in jeder Hinsicht von vorzüglichster Beschaffenheit sein, — zunächst eine absolute Unmöglichkeit war, — einfach weil es vorläufig und vielleicht für lange Zeit noch unerreichbar blieb.**) Da war nun Not am Manne; der erste Einwanderer-Zug, aus 150 Familien und einer großen Anzahl unverheirateter junger Männer bestehend, ging im September 1844 auf 3 Vereinsschiffen von Bremen ab und traf schon im Laufe des Novembers und Dezembers in Texas ein, und — der „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer" hatte noch über keinen einzigen Acker Landes zu verfügen, der für die Kolonisation der Ankömmlinge geeignet gewesen wäre. Von Galveston aus wurden die Schutzbefohlenen des Fürsten-, Grafen- und Herren-Vereins zunächst auf Schoonern, zum Teil alten, kaum noch seetüchtigen Fahrzeugen, nach der Lavacca-Bai befördert; dort landeten sie und bezogen ein Lager. Dieses Lager wurde dann nach kurzer Zeit an den Chocolate-Bayou und, nachdem

*) Laut der eingemauerten Stiftungs-Urkunde der Stadt Neu-Braunfels hatte derselbe „sich im Jahre des Heils Eintausend Achthundert und Zweiundvierzig in Deutschland gebildet und, eingedenk der zunehmenden Uebervölkerung und der dadurch entstehenden Armut, namentlich unter den niederen Volksklassen, sich den Zweck gestellt, diesem Uebel durch Regulierung der schon ohnehin so bedeutenden (!) Auswanderung abzuhelfen."

**) Dasselbe ist in der That erst seit ein paar Jahren der Einwanderung zugänglich geworden.

die letzten Einwanderer gelandet waren, bis zum Spring-Creek, oberhalb von Victoria, vorgeschoben. Die Vorkehrungen, welche seitens der geschäftsunkundigen Vereinsbehörde zur Verproviantierung und Verpflegung einer so großen Zahl von Menschen getroffen waren, erwiesen sich bald als wenig zweckentsprechend und völlig unzureichend; so konnte es nicht fehlen, daß bei der Auswanderungsmannschaft sich bald Mangel, Unzufriedenheit, Unordnung und Krankheit einstellte. In weiterem Verzuge lag noch größere Gefahr; sollte das Unternehmen nicht, gleich in seinem Beginne, scheitern, so mußte unverzüglich Rat geschafft werden, — eine Stätte, wo die Kolonisten bleibende Unterkunft fänden. Angesichts dieser gebieterischen Notwendigkeit entschloß sich Prinz Solms kurz, ritt im Anfang des Monats März nach San Antonio und kaufte Namens des Vereins einen Teil der zur Erbmasse des Mexikaners Juan Martin Veramendi gehörenden Ländereien; es war dies der 15 Meilen nördlich von Seguin am Guadalupe-Fluß gelegene Landkomplex, welcher die Comalquellen und 5 Meilen des Comal-Thales umfaßte. — Schon am 21. März, am Charfreitag des Jahres 1845 fuhr der erste Wagen mit einer Ladung von Kolonisten durch die Guadalupe, und am 27. März ward der Grundstein zum „Vereinshause" in Neu-Braunfels gelegt.

Eine ausführliche Geschichte der Vereinskolonisation und ihres kläglichen Fehlschlags gehört nicht hierher; sei nur so viel gesagt, daß die Besiedelung des Comalgebietes unter hartem, heldenmütigem Kampf gegen Widerwärtigkeiten aller Art, gegen Entbehrung und Krankheit, oft beinah gegen Hungersnot langsam aber stetig vor sich ging, und daß ihr viele Hunderte von Menschenleben zum Opfer fielen. Aber die trübe Zeit, — meist durch die Geschäftsunfähigkeit und Misverwaltung des „Schutzvereins" verschuldet, — ging vorüber, eine Periode gedeihlichen Aufschwungs folgte, und heute, — heute sehen wir die Grafschaft Comal,*) welche vor der deutschen Besiedelung ein bloßes Weideland, aber ohne Viehheerden, ein Jagdgrund des roten Mannes war, durch den bienenemsigen Fleiß und die freie Arbeit der deutschen Bauernhand zu einem blühenden und reichen Kulturdistrikte umgeschaffen, dessen Wohlstand auf dem allersolidesten Grunde, dem eines tüchtigen Ackerbaues fußt, und auf den selbst der Amerikaner mit Stolz, — er nennt ihn „den Gartenfleck von Texas", — wenn zugleich auch vielleicht mit stillem Neide blickt. Die Censusliste vom Jahre 1880 gibt die Kopfzahl der Einwohner von Comal County auf 5546 an, und unter ihr, fügen wir hinzu, befindet sich nur ein verschwindend kleiner Teil von Nicht-Deutschen. Neu-Braunfels, der Gerichts- und Verwaltungssitz für die Grafschaft, zählt über 1500 Bewohner, die seit länger als 30 Jahren schon ihr eigenes Blatt, die Neu-Braunfelser Zeitung, besitzen, und geht nach schweren, wechselvollen Kämpfen, die es siegreich bestanden, jetzt einer vielversprechenden Industrie-Entwickelung entgegen, welche durch die außergewöhnlich reiche Wasserkraft des prächtigen Comalflusses ihm gesichert ist. Lassen wir zum Schluß einen der Pioniere der Comal-Kolonie und Mitbegründer der Stadt Neu-Braunfels, einen Mann, der in Leid und Glück, in guten wie in bösen Tagen treu zu ihnen gestanden, Herrn Hermann Seele sprechen; in dem „Deutschen Jahrbuch für Texas" von 1882 sagt er wörtlich, wie folgt:

„Und wie steht es nun heute mit der ersten deutschen Stadt in Texas, heute am 10. November 1881, dem Geburtstage Luther's, Schiller's und Scharnhorst's? Eisenbahn und Telegraphie verbinden uns mit der ganzen zivilisierten Welt. Die Post bringt wöchentlich ein Tausend Zeitungen und Briefe. Die neue Fabrikgesellschaft hat auf die umfassendste Weise ihr Unternehmen (eine im großartigsten Maßstabe zu betreibende Baumwollenfabrik) begonnen. Ihre Ingenieure haben die Vermessungen, Berechnungen und Pläne entworfen. Zur sofortigen Ausführung derselben werden die Bausteine im Steinbruch zur Verladung fertig hergerichtet und herangefahren, sind die nötigen Vorarbeiten zum Dammbau in Angriff genommen, und wird Alles mit Energie betrieben. Wenn vollendet, wird sie in Gemeinschaft mit der Wollfabrik, die unausgesetzt ihren Betrieb erweitert, Großes zur Hebung der Stadt beitragen und die Anlage weiterer Unternehmungen am Comal herbeiführen. Die Ernte ist eine mittelgute, Bau- und andere Arbeiter haben für guten Lohn vollauf Beschäftigung; Gewerbe, Fabriken, Handel und andere Geschäfte blühen empor, Schulen und Kirchen erfreuen sich gedeihlichen Fortschritts; Kunst und Geselligkeit werden in den Vereinen gepflegt und für Hülfe in Leid und Not sorgen die beiden Logen und der gegenseitige Unterstützungsverein. — Die Söhne und Töchter, die Enkel und Urenkel der ersten Ansiedler genießen heute die Früchte von deren Mut, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit und bewahren treu, als festen Grund ihres Glückes, das beste Erbteil, die gute deutsche Sitte in der freien Heimat!"

Von Comal aus zweigte sich eine nicht unbeträchtliche Abteilung des großen deutschen Einwanderungszuges, welcher in der räumlich zu beschränkten Stamm-Kolonie nicht Platz genug für seine Massen fand, bald nach Westen zu ab, nach dem alt-mexikanischen Distrikt Bexar hin und zunächst nach dem früheren, weit in das unangebaute Texasgebiet vorgeschobenen Grenzposten des Spanischen Vizekönigreichs Mexiko, San Antonio, das selbst im Jahre 1845 noch eine Art von Oase in der Wüste bildete. Vor mehr denn anderthalb Jahrhunderten und ursprünglich zur Abwehr und zum Schutz gegen französische Eroberungsgelüste begründet, hatte San Antonio de Bexar während der langen Zeit spanischer Herrschaft und Schlaraffenwirtschaft es eben nur dazu gebracht ein kümmerliches, auf sich selbst beschränktes Dasein von Tag zu Tag hinzufristen, ein Dasein, welchem der spanische Soldknecht und der spanische Mönch den Charakter aufdrückte; seine Bevölkerung, die im Anfang der dreißiger Jahre ungefähr 5000 Köpfe gezählt haben soll, bestand mit Ausnahme der Besatzung, der Beamten und einiger weniger Familien von rein-spanischem Blut aus leibeigenen Mischlingen halbindianischer Abstammung; während des Kampfes der amerikanischen Kolonisten gegen Mexiko war es dann infolge der wechselnden Kriegsereignisse, welche bald die amerikanischen Streitkräfte, bald die mexikanischen Truppen als Sieger nach S. Antonio brachten, zur Bedeutungslosigkeit eines Binnendorfes herabgesunken. Heute aber ist dieses selbe San

*) Sie wurde im Jahre 1848 von der Staats-Legislatur unter obigem Namen organisiert.

Antonio — und das hauptsächlich durch **deutsche Arbeit** und die **deutsche Thatkraft**, welche die Periode von 1845 ab bis 1851 ihm zugeführt hat, — zum Handelsemporium von West-Texas emporgewachsen, welches einen Handelsverkehr von Millionen im Wert vermittelt. Das Dörfchen hat sich seit 45 zu einer umfangreichen Stadt ausgedehnt, die im jetzigen Augenblick gegen 30,000 Bewohner zählt; die halbverfallenen Lehmhütten der Vorzeit, die meist nur mit Schilfdächern bedeckt waren, haben stattlichen, soliden, mehrstöckigen Steingebäuden und stilvollen Villen Platz gemacht, und — das Grundeigentum in dem neu erstandenen San Antonio lag schon im Jahre 1869 **zu mehr als der Hälfte in deutscher Hand**, sein Handel und Gewerbe war **zu beinah 60 Prozent** durch das **deutsche Element vertreten!** Und San Antonio steht heute erst auf der Schwelle seiner Zukunfts-Entwickelung und -Bedeutung. Seit Anfang des Jahres 1876 erst mit den Schwesterstaaten der nordamerikanischen Union durch die **Sunset-Bahn** verbunden, welche im jetzigen Augenblick bereits einen Eisen-Arm in das westliche Hinterland, über Castroville bis nach Uvalde ausgestreckt hat, — seit etwas länger als Jahresfrist von der großen, den reichsten Teil von Texas durchschneidenden **International-Bahn** berührt, die heute schon den Rio Grande bei Laredo überschritten, und die Hauptstadt des mexikanischen Staates **Nuevo Leon** erreicht hat, geht die Hauptstadt von Westtexas, als natürliche Mittlerin für die Verkehrs- und Handelsinteressen der beiden Länder wohl unzweifelhaft einer großartigen Bestimmung und Entwickelung entgegen, und ihr Deutschtum ist ebenso unzweifelhaft dazu bestimmt, auch künftig hin einen bedeutsamen Anteil daran zu nehmen. Seit ein Paar Monaten hat die verlängerte Sunset-Bahn auch ihren Anschluß an die Süd-Pacific-Bahn vollzogen und somit San Antonio in direkte Verbindung mit San Francisco gesetzt. Die Tragweite dieses neuen Ereignisses muß und wird für die Weiterentwicklung von San Antonio eine sehr große sein. Die Kopfzahl der deutschen Bewohner von San Antonio wurde schon im Jahre 1881 auf 8000 veranschlagt, und ihre Bedeutsamkeit für den Handel und Verkehr des Platzes so wie ihre Beteiligung an beiden ist, wie eben erwähnt, seit lange schon eine hervorragende gewesen.

Und — den Beweis dafür, daß die Deutschen im fernen San Antonio das Gefühl und Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit der alten Heimat nicht verloren haben, daß sie die Erinnerung an das Stammland, daß sie deutsche Bildung, Sitte und Weise noch immer hegen und pflegen, gibt die neben den städtischen **Freischulen** fortbestehende sechsklassige Lehranstalt, welche sie aus eigenen Mitteln gegründet haben und erhalten, — eine Anstalt, an welcher tüchtig geschulte, meistens in Deutschland vorgebildete Lehrer wirken; denselben Beweis liefern das deutsche Kasino, mit seinem kleinen, aber hübsch ausgestatteten Theater, welches seit mehr als zwanzig Jahren den Mittelpunkt für deutsche Geselligkeit bietet, die **deutschen Musikvereine, der deutsche Turnklub** und die **beiden deutschen Blätter**, deren eines, die täglich erscheinende, über ganz Texas verbreitete „**Freie Presse für Texas**", das republikanische Banner unentwegt hoch hält; dafür sprechen die deutschen Gesang-, Turn- und Karnevalfeste San Antonio's und dafür hat erst jüngst wieder ein glänzendes Zeugnis abgelegt das große deutsche Volks- und Bundesfest, welches am ersten Juni des vergangenen Jahres dort gefeiert worden ist, und dessen Beschreibung die „Weltpost" im 8ten Hefte des Jahrganges 82 ihren Lesern gebracht hat.

Aber auch im **Landdistrikt** der Grafschaft **Bexar** findet das deutsche Element schon jetzt durch zahlreiche Niederlassungen seine Vertretung. Deutsche Besitzer von Rindviehherden in der näheren Umgebung von San Antonio sind es der Hauptsache nach, welche der Stadt ihren Bedarf an Milch liefern. Es ist der deutsche Salado-Bauer, welcher für die frische Butter, für Eier und Geflügel sorgt. Weiter ab am Cibolo-, wie am Martinez-Bach liegen nahe aneinander gereiht deutsche Bauernhöfe, deren Insassen zum Teil Ackerbau und Rindviehzucht, an der Martinez insbesondere (und das schon in ausgedehnterem Maßstabe) Schafzucht treiben. — Am Medinafluß, an den Quellen der Leone, an den Helotes-, und Balcones-Bächen trifft man auf mehr oder weniger dichte Niederlassungen von Deutschen, welche sich unter der fleißigen Hand ihrer Besitzer alle von Jahr zu Jahr zu gedeihlicherem Wohlstande emporarbeiten. — Daß im Verhältnis zu dem Wachstum der Stadt San Antonio und ihrer sich steigernden Bedürfnisse auch die Zahl der Farmstätten und der ländlichen Bevölkerung um sie herum wachsen wird, wenn auch in langsameren Tempo, unterliegt keinem Zweifel, und die Annahme, das deutsche Element werde auch in Zukunft an diesem Wachstum entsprechenden Anteil haben, ist sicherlich eine gerechtfertigte. Und — Raum nicht bloß, sondern auch gutes Land für deutsche Ansiedelungen hat Bexar-County noch übrig genug!

Noch weiter nach Westen hin hat das Deutschtum seine zivilisatorischen Vorposten und Marksteine in die große, Jahrhunderte lang unangebaut gebliebene Landstrecke hinausgeschoben, welche zwischen San Antonio und dem Rio Grande liegt, durch Gründung der Niederlassungen im Medinathal, an den Quihi- und Secco-Bächen. Das Städtchen **Castroville** (heute gegen 750 Bewohner zählend und durch Eisenstraße mit San Antonio verbunden) so wie die blühenden Ansiedlungen in seiner Umgebung sowie die Settlements **Quihi, New-Fountain** und **Dhanis** sind die lebenden Zeugnisse deutscher Kulturarbeit; sie haben sich, unter harten Kämpfen, welche sie Jahre lang mit der Natur und mit den Rothäuten zu bestehen hatten, Boden und festen Bestand errungen und die Vor- und Pionier-Arbeit für die Aufschließung des fernen Westgebietes gethan, die ohne eine solche unmöglich geblieben wäre. Bemerken wir hier, daß die Grafschaft **Medina**, welche heute die obengenannten Plätze in sich schließt, ihre Besiedelung hauptsächlich einer **Kolonie von Elsässern** dankt, welche unter Führung eines Franzosen, Henri Castro, zu gleicher Zeit ungefähr mit der Vereins-Einwanderung, aber vollständig unabhängig von derselben, nach Texas gekommen ist, und daß sich im Laufe der Zeit Kolonisten aus anderen Teilen von Deutschland ihr angeschlossen haben. — Von den 2092 Einwohnern, welche sie nach dem Zensus von 1870 aufwies, gehörten 1620, mithin nahezu vier Fünftel der deutschen Nationalität an, und eine Einsicht in die letzte Zensusliste der Grafschaft würde unzweifelhaft feststellen, daß die aus 4492 Köpfen bestehende Ge-

samtbevölkerung von 1880 mindestens das gleiche Verhältnis zu Gunsten der Deutschen ergibt. —

Vom Stammsitz der Vereinskolonie, von Comal County aus hat das Deutschtum aber auch nordwärts hinauf Pioniere zur Besiedelung des dort beginnenden Hügellandes von West-Texas ausgeschickt. Überall in den Thälern, welche zwischen den Hügelreihen und längs den kleinen Gebirgsflüssen sich hinstrecken, trifft das Auge, wo Anbau nur möglich ist, auf deutsche Farmniederlassungen. Etwa dreißig Meilen oberhalb von San Antonio stoßen wir zunächst auf die an Comal nordwestlich angrenzende Grafschaft Kendall, deren Gerichtssitz, die blühende und ganz deutsche Landstadt Börne,*) im prächtigen Cibolothale gelegen, mit ihrem grünen Hügelhintergrunde, ihren einfachen aber sauberen Häuschen, ihren trefflich gepflegten Gärten und Feldern auf das Auge jedes Reisenden einen so überaus freundlichen und wohlthuenden Eindruck macht, den Eindruck gemütlichen Behagens und zugleich deutscher Betriebsamkeit. — Wir können es uns nicht versagen, hier einzuschalten, was ein Veteran von Kendall County und Börne, Herr H. Claus, im Jahrbuch für Texas von 1882 mit einer Art wohl erlaubten Stolzes von seiner neuen Heimat sagt. „Das Cibolothal, — lauten seine Worte, — vier bis fünf Leguas (gegen 25,000 deutsche Morgen) Land umfassend, wird von der Haupt- und Post-Straße durchschnitten, welche von San Antonio nach Friedrichsburg hinaufführt; da wo diese den Cibolo schneidet, liegt Börne. Nördlich wird dieses Thal von einer Bergkette begrenzt, deren höchste Gipfel Malakoff und Sedan getauft sind; jenseits dieses Gebirgszuges fließt die Guadalupe, ein klarer, fischreicher Fluß, früher beschattet von jahrhunderte-alten Cypressen, wahrhaften Baumriesen, die leider aber zum größten Teile als Schindel-Lieferanten der Axt und — der Zivilisation zum Opfer gefallen sind. Im Osten und Südosten schließt das Thal ein hügelartiges Terrain ein mit kleinen Seitenthälern, hauptsächlich für Rindvieh- und Schafzucht geeignet. Im Westen zieht sich ein schroffer Gebirgsgürtel hin, in dessen Schluchten der Cibolo entspringt nebst einigen Bächen, die sich in ihn ergießen. Vor zwanzig Jahren noch war hier der wildeste, zerklüftetste Teil des Thales, der Bären in großer Zahl, Jaguare, Panterkatzen, Pumas und Luchse beherbergte und fast unausgesetzt den Indianern zum Versteckort diente. Heute sieht es hier freilich anders aus; der Cibolofluß ist bis zu seinen Quellen besiedelt, und wo damals der Comanche hausete, zieht jetzt der Schäfer mit seiner Herde einher. Der üppige Wald ist dort buchstäblich überwuchert mit wilden Wein,— der sogenannten Mustang-Traube, deren Stamm oft einen Durchmesser von ½ bis ¾ Fuß hat und die Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Auch die Schluchten sind von wilden Reben überzogen, von denen es wohl zehn bis zwölf verschiedene (blaue) Sorten gibt, alle zur Weinbereitung brauchbar; der daraus gewonnene Wein, an der subtropischen Texassonne gar geworden, ist einem gehaltreichen Ungarwein ähnlich. Die Farmerzeugnisse unseres Thales sind bis jetzt hauptsächlich: Baumwolle, Weizen, Roggen, Hafer, Mais, Kartoffeln, Bataten (Süßkartoffeln), Sorghum (chinesisches Zuckerrohr) und Tabak; alle Gartenfrüchte gedeihen vortrefflich. Die Berge sind größtenteils mit Cedernwald bedeckt, die Thäler sind natürliche Wiesenflächen (Prärien), mit nahrhaften Gräsern bestanden, in welche kleinere und größere Baumgruppen, aus zehn bis zwölf verschiedenen Eichenarten gebildet, eingesprengt sind. Das Thal in seiner Gesamtheit macht den Eindruck eines Naturparkes, der an Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit so leicht nicht übertroffen werden kann. Kakteen, Yuccapalmen und Mimosen neben der knorrigen, breitgeästeten Lebenseiche geben dem Bilde den edlen, subtropischen Charakter, vorzüglich im Frühjahre, wenn die schneeweißen Blütenbüschel der Yucca weithin in die Ferne leuchten. — Die Wälder, welche die Ufer der Flüsse und Bäche besäumen (Bottoms) enthalten größtenteils Pappel-, Maulbeer-, Wallnuß-, Sycamore- und (wilde) Kastanienbäume, auch Eichen. Zwischen dem Börne von heute und dem vor 25 Jahren ist der Unterschied ein gewaltiger; wo damals ein Paar Blockhütten primitivster Bauart standen, sieht man heute stattliche, hübsche Steingebäude, unter ihnen drei Hotels, die sich bestreben, den Ansprüchen der Zivilisation gerecht zu werden. Börne ist nämlich zum „gelobten Lande" für Lungenleidende geworden; die ozonreiche Gebirgsluft unseres Thales, unsere Eisenmagnesiaquelle und die prächtige Gebirgs- und Waldlandschaft üben eine wohltuende, Genesung fördernde Wirkung auf den Kranken aus. — Und — die deutsche Gemütlichkeit ist uns hier oben auch noch nicht abhanden gekommen. So haben wir am 8., 9. und 10. Oktober 1881 das erste Sängerfest des westtexanischen Gebirgssängerbundes in Börne gefeiert, und trotzdem daß die Witterung ausnahmsweise ungünstig und regnerisch war, hatte sich der Sängerbund doch vollständig, 125 Köpfe stark, zum Feste eingefunden. — Möge Börne, „so schließt der Bericht," — „fortwachsen und gedeihen, möge sich Mancher noch ein freundliches Heim hier gründen, möge noch mancher Kranke hier Heilung finden und das Gebirgsvölkchen an seiner deutschen Gemütlichkeit festhalten!" —

Theodor Hertzberg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Anfang der fünfziger Jahre gegründet.

Um die Welt ohne zu wollen.*)

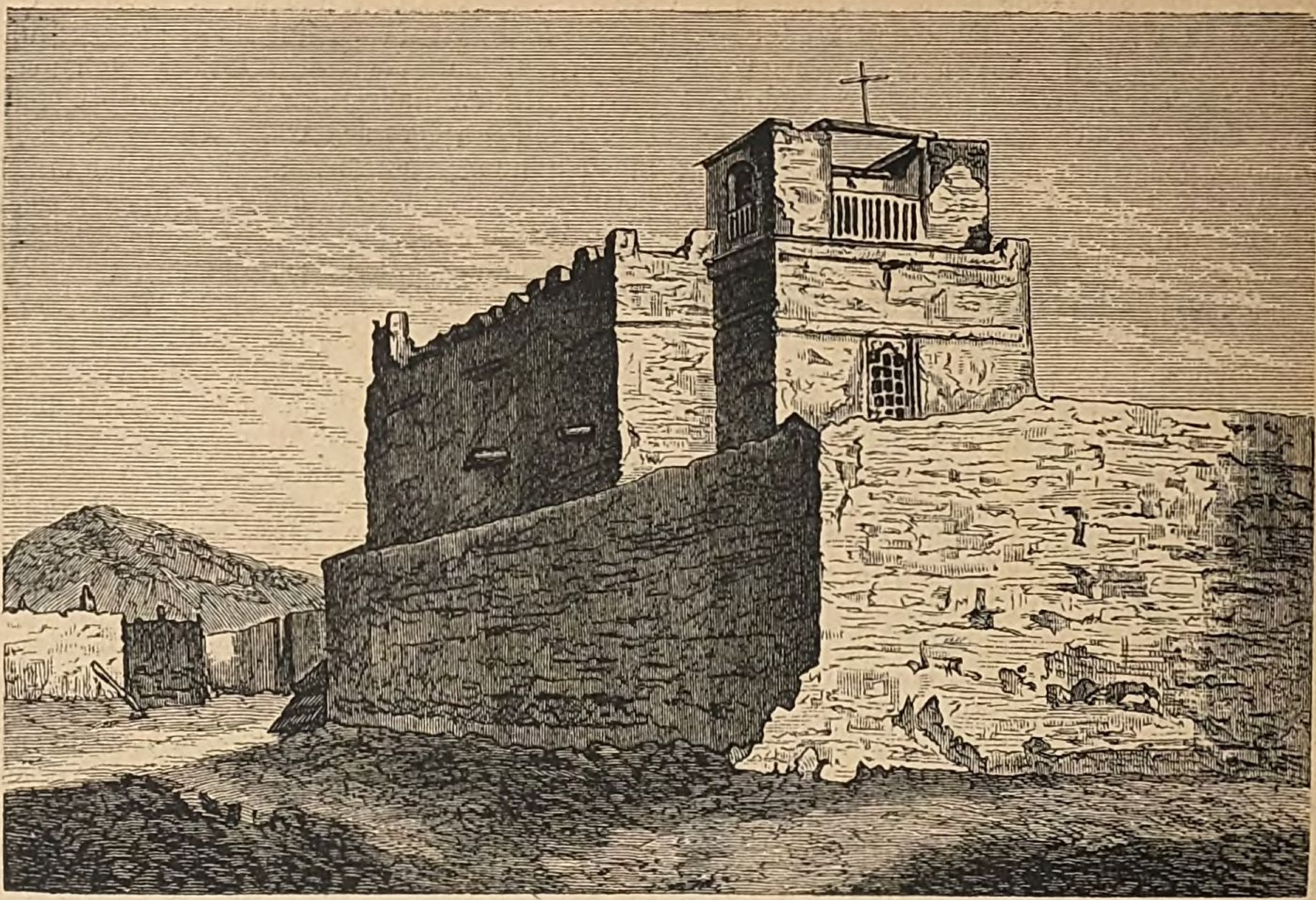
2.

Die drei weiteren Abbildungen, die wir heute aus dem vom Erzherzog Ludwig Salvator eigenhändig so reich illustrierten Werke bieten, wählten wir aus dem Abschnitte, der die Fahrt durch Arizona und Neu-Mexiko auf der Südpacificbahn behandelt. Von der knappen, so charakteristischen Darstellungsweise des Weltreisenden mögen die hierauf bezüglichen Reisenotizen, die wir dem Raume unseres Blattes entsprechend nur bruchstückweise herausgreifen konnten, Probe ablegen.

* * *

„..... Der Himmel klärt sich auf, die schönen Umrisse der Sierra enthüllen sich allmählig und lieblich scheint die Sonne auf die stille Landschaft herab.

*) Das Werk (im Verlage von Leo Wörl in Würzburg) ist in Lieferungen à 1 Mk. 40 Pfg. oder vollständig (elegant gebunden) à 8 Mk. durch den Weltpost-Verlag, Richard Lesser, Leipzig, gegen Einsendung des Betrags franko zu beziehen. (Siehe „Weltpost", 13. Heft.)



Die San Miguel-Kirche in Santa Fé.
(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen". Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)

Manchmal reitet ein einsamer Kalifornier auf seinem mexikanischen Sattel, hin und wieder erheben sich grüne Bäume. Wir steigen aber höher und höher durch grünende, mit weißen und orangegelben Blumen bedeckte Wiesengegend, und prächtig breitet sich uns zur Linken die ernste Sierra aus mit den schneebedeckten Anhöhen; wir sind in San Gorgonio, 2592 Fuß über dem Meere, von wo sich uns eine schöne Aussicht auf die Kette darbietet. Eine Drehplattform dient dazu, die Maschine herumzudrehen, die wir hier, als auf der höchsten Stelle, ausspannen. Die Abhänge der Berge zur Rechten scheinen wie mit losen Steinen überworfen, kein Haus, kein Vieh, kein Baum, nur bei einer Art trockenem Torrente sind ein paar Platanen zu sehen. Der stachelige Cereus macht dafür ganze Büschel, namentlich ist dies nach Cabezon der Fall, hie und da treten auch Yuccas auf. Leute aus einem Fuhrwerk, dessen Pferde weiden und aus dem ein Kind den Kopf heraussteckt, bereiten sich in dieser öden Natur aus den Büschen ein Feuer vor, um das Mittagsmahl zu kochen. Hin und wieder treten auch runde Mamillarias auf. Wir drehen uns links; das Land wird immer öder, die Yuccas hören wieder auf, nur mageres Gebüsch und die Kakten sind zu sehen. Die Hügel sind ganz kahl, wir sind in der Wüste, ein Häuschen mit einigen Pappeln ringsum bildet eine kleine smaragdene Oase. Die Luft ist brennend, der Himmel klar, die Ebene weiß, die Hügel grüngelb oder rötlich, eine wahre Wüstenlandschaft . . . . ."

* * *

„. . . . . Die Ebene wird ganz lehmig und ohne Vegetation. Der Schlamm hat Ströme in dieser Fläche gebildet, die, lichter in der Farbe, sich wie Riesenschlangen ausnehmen. Auch die Berge zur Linken entfernen sich, kleine, wie bankartige Ueberserste gestaltete Hügelchen ragen zur Linken empor, wir sind in Dos Palmas. Die Gegend ist von trostloser Oede, ein zerbröckelter Lehm ohne Vegetation, außer sehr vereinzelten, spärlich wachsenden Gruppen einer niedrigen Pflanze. Der Wind weht stark von Südwesten, eine schwere Staubluft umhüllt die Gebirge auf beiden Seiten. Wir sahen den Staub hinaufwirbeln von Dos Palmas aus, jetzt sind wir ganz mitten drin. Wir halten in Finks Springs, der Boden ist mit Salzanflug bedeckt. Zur Rechten treten zwei Hügel aus dem Schlammmeere empor, sie schauen wie zwei große Walfischrücken aus. Links ganz nahe an der Bahn ist eine Mudwell, d. h. eine große Schlammquelle mit Fumarole von schwachem Schwefelgeruch daneben, deren mehrere in der Gegend vorkommen. Der Kondukteur war freundlich genug, den Zug bei derselben anzuhalten, damit wir dieselbe besichtigen könnten; nur erbat er sich von mir eine Zeichnung von Cachizes Head-Gebirge, an welchem wir vorbeifahren werden und wofür er auch dort halten wird, die er seiner Frau mitbringen wolle. An einer Stelle ist der Boden ganz mit Steinplatten besetzt, manche scheinbar absichtlich aufrecht gestellt. Dann fangen die Pflanzen an häufiger zu werden und wir kommen durch eine tiefe Mulde, eine Art Flußbett, wo noch eine Wasserlache steht. Dann folgt wieder feiner Sand mit höheren buschartigen Pflanzen. Längs der Bahn läuft eine Wagenspur, ein einsamer Rabe fliegt auf, sonst kein Lebenszeichen weit und breit. Wir passieren Tortuga. Die Ebene bietet uns dünenartige Sandbuckel und förmliche Sandhügel zur Rechten. Die Gebirge zur Linken



San Francisco-Straße in Santa Fé.

(Aus: „Um die Welt ohne zu wollen.“ Leo Woerl's Verlag, Würzburg.)

treten allmählig näher heran. Ein einsames hölzernes Kreuz bezeichnet wahrscheinlich die Ruhestätte irgend eines armen Wanderers .....“

* * *

„..... Die Vegetation nimmt zu, die schönen Berge zur Linken sind aber in der Sandluft verhüllt. Wir sehen einzelne Häuser auf Erdhügeln, wir sind in Yuma, der Grenzstadt von Arizona, 648 Meilen von Lathrop entfernt. Schon auf dem Bahnhofe sehen wir zahlreiche Indianer diesseits des Flusses, manche gehen an dem Zuge vorbei, wie wir den Colorado auf einer ganz hölzernen Brücke mit aus Kieselstein gebauten Pfeilerfesten passieren. Es sind halbnackte, schöne kupferfarbige Gestalten mit freundlichen Gesichtern, die einen anlachen, manche mit Federn geschmückt, und auch im Ansehen hübsch und von schönen üppigen Körperformen. Von der Brücke aus hat man eine schöne Aussicht auf die am Flusse gelegene Ortschaft, eine Reihe von Lehmhügeln, kahl von unten bis oben, welche mit breiten Verandas umgebene Adobe-Häuser überragen. Dicht bei dem Stadt-Bahnhofe, wo uns Indianer, Indianerinnen mit hängenden Brüsten und schöne Knaben mit rotem Kaliko um die Hüften entgegeneilen, baut man ein großes hölzernes Gasthaus für die Bahngesellschaft, von dem aber nur die Frame besteht. Am Bahnhofe stand ein Wagen mit flinken Arizona-Pferden bespannt, um uns zum Palace Hotel zu bringen, einem alten Adobe-Haus mit breiter Veranda, wo wir aber vortreffliche Hammel-Koteletts und Rum-Omelette fanden. Yuma ist ein Stück Spanisch-Amerika und dabei der staubige Himmel mit den breiten Straßen, an denen niedrige Adobe-Häuser liegen und die in der Abendbrise tanzenden Mesquite-Bäume. Man glaubt in Aegypten zu sein. Die Nacht ist schön und sternenhell und die Brise weht kühl über die wüste Gegend .....“

* * *

„..... Wir kommen in Deming an, 477 Meilen von Yuma entfernt, einer improvisierten eigentümlichen Ortschaft, meistens Zelte, aber fest gebaut, manche recht groß und mit den Aufschriften: Delmonico Hotel, Model Lodging House u. s. w. Die Bevölkerung besteht aus zufällig zusammengekommenen Leuten; selbst Buben, welche die Zeitung verkaufen, haben einen Revolver in der Tasche. Auch die Bahn hat alles nur kampiert. In einem Waggon ist die Office, wo man die Billets und jene der Schlafwaggons verkauft, ein anderer, wo zwei freundliche Neger wirtschaften, dient als Eßzimmer. Die Landschaft ist einfach, aber großartig in den Linien und Farben, namentlich schön ist der Gebirgszug zur Rechten, tief durchfurcht und in den herrlichsten Lazurfarben. Der Abend ist klar und selbst nach Sonnenuntergang unendlich durchsichtig die Luft, gegen welche sich in tiefe Schatten gehüllt die in komischen Spitzen endigenden Rücken der Hügel abspiegeln, bis alles in der Abenddämmerung verschwindet. Man spricht viel über die Indianer, allein sie sind hier, wo sie in Menge sich aufhalten, gutmütig; sie haben aber gute Gründe, nach welchen die Weißen lüstern sind. Es gibt da drei Forts, wir passieren den Rio Grande. Die Nacht ist herrlich .....“

* * *

„..... Dem trockenen Flußbett entlang, welches erdige Bänke aufweist, fahren wir hinauf,

während wir auf der linken Seite felsige Vorsprünge eines rötlichen Gesteins gewahren. Man sieht ein Bergwerk zur Rechten und ein breites Thal. Auf den Kuppen zur Linken wächst eine Art Cypresse, dazwischen weiden einige Ochsen die magere Weide ab, es sind wahre Skelette. Wir kommen in Windungen durch ein koupiertes hügeliges Land. Die Hügelrücken sind dicht mit der Cypressenart bewachsen, in den Niederungen kommen einige Cereus vor. Wir langen in Lamy an, 298 Meilen von Deming, ein einfaches Depot von dürren, spärlich mit der Cypressenart bekleideten Hügeln umringt, von wo die Bahn nach dem 18 Meilen entfernten Santa Fé hinauffährt. Wir frühstückten daselbst und nahmen nach drei Viertelstunden Aufenthalt den zur Stadt fahrenden Zug, welchem man auch einen Familien-Sleeping-Car von Reisenden anspannte. Dies ist jetzt eine in Amerika sehr verbreitete Sitte. Eine Familie oder einige Bekannte mieten wochen- oder monateweise einen derartigen Waggon, wo sie Küche und alles mögliche mithaben, und welchen sie, den einzelnen Gesellschaften, deren Schienen sie benützen, so und so viel per Meile entrichtend, ein- und ausspannen lassen, wo sie wollen; solchergestalt haben sie selbst an ganz wüsten Bahnhöfen ein treffliches Gasthaus ....."

* * *

(Santa Fé.) "..... Jenseits des Flusses ist die alte Kirche von San Miguel, ein mit Sprüngen versehenes Adobe-Gebäude mit zinnengekröntem, oben offenem Turm, wo die Glocke hängt, das roheste Gebäude, das man sich denken kann. Das Innere ist ganz roh gebaut, mit flacher Decke und mit Kämpfer-Konsolen, welche die runden Balken tragen, ein roher Altar, gegen welchen zu sich die Kirche verengt, und eine Empore über dem Eingang mit eingeschnitzten Renaissance-Ornamenten. Die Kirche wurde 1597 gebaut, 1680 von den Pueblo-Indianern zerstört, unter Gouverneur de Vargas 1710 restauriert. Von der Terasse des Turmes ist eine herrliche Aussicht auf ganz Santa Fé, den hinter der zweiten Kette emporragenden Baldy-Berg, den Rücken, der sich hinter Santa Fé hinzieht und dann in leichten Anhöhen gegen die Ebene vorschwingt; das alles durchzogen von dem silbernen Flüßchen, an dem die mit jungen Blättern versehenen Pappeln wachsen. Zwei vulkanische Kegel erheben sich in der Ferne bei Venanzas City. Die Stadt liegt in der Flußmulde, am besten kann man sie von der Ostseite mit den waldbedeckten, oben beschneiten Bergen dahinter überschauen. Sie trägt noch gänzlich den mexikanischen Charakter. Auf dem großen Platze, der mit Pappeln bepflanzt ist und an welchen der mit einfachen Verandas versehene Gouverneur-Palast stößt, steht ein Sandstein-Obelisk mit vier Marmor-Inschriften zum Andenken an die Gefallenen in Valverde 1862, Pigeons Rancho, Cañon del Apache und Peralta 1862, den in den verschiedenen Kämpfen mit den Indianern Gefallenen von dem Volke Neu-Mexikos errichtet. Die Inschrift wünscht, daß die Union eine bleibende sein möge. Wir hatten noch die verschiedenen Manufakturen von Santa Fé zu sehen, die Goldfiligrane nach mexikanischer Art, aber von sehr hohen Preisen. Manche Arbeiten sind recht zierlich, namentlich fielen mir Gold- und Silberähren als Haarnadeln auf. Ein Goldkreuzchen als Nadel kaufte ich um 3 Thaler. Das Gold ist aus der Gegend und von der feinsten Sorte. Wir sahen auch herrliche Micasblätter, die von einem gewissen Sandoval 75 Meilen von Santa Fé entfernt gewonnen und hinaus verfrachtet werden, dann die Indian Pottery-Fabrik. Indianer machen die Töpferwaaren nach altem Muster, durchschnittlich kosten sie 25 Cents das Stück, dafür aber die alten, deren man nur wenige hat, $1\frac{1}{2}$ Thaler. Ich kaufte 6 Stück, man verpackte sie frei. Auch die Indianer der Umgebung machen rohe Töpferwaaren zu ihrem Gebrauch. Es ist eine förmliche Industrie der Indianer, vielleicht auch der Mexikaner; die Filigranarbeiter sind alle Mexikaner. Abends wollte der Wirt unser Geld in seine einbruchsichere Kasse in Aufbewahrung nehmen, da er meinte, es sei nicht sicher, wenn wir es im Zimmer behielten ....."

* * *

"..... Es ist hier die höchste Stelle des Glorietagebirges, 7537 Fuß über der Meeresfläche. In großen Windungen steigen wir allmählig durch das waldige Hochthalland hinab. Um $11\frac{1}{4}$ Uhr hörten wir einen Stoß, die beiden vorderen Maschinen — wir hatten nämlich zwei, um uns hinaufzuziehen — gingen aus den Schienen heraus. Es waren daselbst Arbeiter mit dem Auswechseln von Schienen beschäftigt, sie hatten eine Signalflagge gesetzt und einen Mann als Wache; der Maschinist kümmerte sich aber nicht darum und draußen war er. Angeblich hatte er die Signalflagge für das Zeichen „Acht geben", da Arbeiter da waren, gehalten, eine unglaubliche Nachlässigkeit. Sogleich nahm man einen Telegraphendraht herab und telegraphierte nach beiden Seiten, ein Bahnvelociped ging mit Blitzesschnelle ostwärts. Inzwischen kam ein Warenzug, dessen Maschine die Waggons zu der ersten Weststation zurückführte und allein wieder zurückkam, um zu versuchen, die erste Maschine herauszuziehen, indem man mit zwei großen Haken und einem Tau an derselben zog. Bald langte die Hilfsmaschine von Osten aus mit vielen Arbeitern an, welche den halb umgeworfenen Tender wieder nach Thunlichkeit zu befestigen trachteten, die Maschine des Warenzuges versuchte wieder nach Möglichkeit die andere Maschine hinauszuziehen, aber der Ring riß und man mußte von neuem das wirklich erprobte Tau befestigen. Als die Bahnlinie gegen Osten wieder hergestellt war, näherte sich die Hilfsmaschine und schlepple zuerst die Maschine und dann den Tender gerade. Um 3 Uhr war das alles fertig und die beiden westlichen Maschinen fuhren zurück, um die beiden Züge (unseren und den Warenzug) abzuholen, während die beiden östlichen hier verblieben. Ein Mann zu Pferd kam inzwischen von der nahen nur eine Meile entfernten Ortschaft San José, die aber im Thale versteckt bleibt, sodaß man von dem Vorfalle nichts wußte. Er hatte hölzerne Steigbügel, starke Sporen und einen mageren Mosteño. Schnell wurden die zum Hissen der Maschinen und des Tenders teilweise beseitigten Schienen wieder gesetzt. Der $3\frac{1}{2}$ Uhr-Zug wird uns in der nächsten Station erwarten. Wir fahren endlich fort durch ein mageres Terrain und überschauen den rechter Hand hinabfließenden Fluß, dessen Thal schön bebaut und mit einigen Adobe-Häusern mit altmodischen Verandas besetzt ist."

Chile und Peru.

2.

Betrachten wir nun den Verlauf der ersten 7 Decennien der Unabhängigkeit Peru's, so machen wir fast in jeder Beziehung die entgegengesetzten Erfahrungen. Die spanischen Beamten und das Volk standen sich bei Ausbruch der Revolution ganz fremd gegenüber und wurde dieselbe nur durch Einfluß von außen, von Colombien unter Bolivar her, ermöglicht. — Die Spanier, welche nach dem gelungenen Umsturz in dem Lande verblieben, verstanden nicht, sich zu uneigennützigen Herren der jungen Republik aufzuschwingen, und bald begannen in den betreffenden Kreisen Streitigkeiten wegen der höchsten Macht. Da dieselben, um ihr Prestige zu begründen nun keinerlei Verdienste um das Wohl des Landes anführen konnten, so waren sie gezwungen sich die zu ihrer Wahl nötigen Stimmen zu erkaufen. — Diese traurigen Verhältnisse haben fort und fort gedauert und wenn auch nicht immer das Geld, sondern meistens die Furcht der maßgebende Faktor war, so ist doch bis zum heutigen Tag keine einzige wirklich freie Erwählung des Präsidenten von Peru erfolgt. Revolutionen und Contrerevolutionen folgten die eine auf die andere, bald stürzte die Militärpartei den aus dem Civilstand hervorgegangenen Präsidenten, bald erhob sich der Süden Perus mit Arequipa an der Spitze gegen den Norden, gegen Lima und so fort. Kaum hat es einen Präsidenten von Peru gegeben, der seine Präsidentialperiode vollständig überdauert hat.

Anfangs der 40er Jahre nun, wurde in Peru der Guano und Salpeter zwar nicht entdeckt, denn schon in vorspanischen Zeiten hatten die Indianer ihre Felder mit demselben verbessert, aber doch für Europa besser bekannt, und über Nacht wurde aus einer unbedeutenden Republik einer der reichsten Staaten der Erde. Gar bald buhlten die Banquiers und Spekulanten von ganz Europa um die Gunst der Peruanischen Minister und Präsidenten und leider gab es in jener Zeit keine kräftige uneigennützige Verwaltung an der Spitze Perus, welche die Reichtümer zum Wohle des Vaterlandes verwendet hätte. Das erlöste Geld, welches von Europa in jeder beliebigen Menge geborgt wurde, wanderte entweder direkt in die Taschen der Machthaber und der Entrepreneure oder wurde zu großartigen Unternehmungen verwendet, die wiederum gestatteten einen bedeutenden Teil in private Säckel fließen zu lassen. Auf diese Weise wurde Peru Besitzerin der zwei großartigsten aber auch kostspieligsten Eisenbahnen der Welt, welche bis zum Scheitel der Cordillera auf 13—14,000' Höhe geführt sind, die aber in ihrem jetzigen Zustand von so wenig praktischem Werte sind, daß wöchentlich nur je 2 Züge verkehren, die die Kosten für den Betrieb durchaus nicht decken können. Ferner nennt — oder vielmehr nannte — Peru eine Flotte Kriegsschiffe sein eigen, welche nach dem nord-amerikan. Krieg mit hohen Kosten daselbst angekauft worden waren, die aber durchaus nicht imstande waren die hohe See zu halten, sodaß es wiederum enormer Prämien bedurfte, um wagehalsige Yankees zu veranlassen, dieselben nach Peru zu überführen. Durch den Guano- und Salpeterschwindel wurde nun leider der letzte Rest des Rechtsbewußtseins des peruanischen Volkes zerstört, denn da von dem großen Raube Teile in Jedermanns Tasche fielen, so schwieg man dazu, weil man mit seinem Anteil daran zufrieden war. Zu verwundern bleibt es, daß es Peru, welches namentlich aus dem Guano eine enorme Einnahme bezog (ca. £ 6. netto per Tonne) fertig gebracht hat, die Erträgnisse auszugeben und außerdem eine auswärtige Schuld von ca. 600 Millionen Mark zu kontrahieren, welche jetzt ebenfalls fast wertlos ist, da wie oben erwähnt keine Wertobjekte dafür vorhanden sind. Von der internen Schuld Perus kann nichts mitgeteilt werden, da dieselbe die Form von Kassenanweisungen und Certificaten hat, über welche kein Buch geführt worden ist. Natürlich ist auch diese Schuld gänzlich ohne Wert. Das Peruanische Heer war zu Anfang des chilenisch-peruanischen Krieges ein Unikum in der Welt, denn es zählte bei einer nominellen Gesamtheit von 8000 Mann, 26 Generäle, ca. 100 Obersten und 3870 Offiziere überhaupt. Die Offiziersstellen waren natürlich nur geschaffen, um einer möglichst großen Anzahl von Personen einen Anteil an den Guano- und Salpetererträgnissen zu gewähren. Der beste Beweis, wie fast ganz Peru nicht von ehrlicher Arbeit, sondern vom Schmarotzertum lebte, ist wohl der Census der Hauptstadt Lima pro 1876:

Fremde	15,378
Indianer	19,630
Schwarze	9,008
Mischlinge	23,120
Peruanos, weißer Rasse	33,020
	100,156 Einw.

davon 62,243 „ohne Beschäftigung“ („sin ocupacion“)!

Zieht man davon also die Fremden und die Schwarzen ab, so stellt sich heraus, daß von 75,000 Peruanern mehr als $^{9}/_{10}$ vom Staate lebten. — Unter diesen Verhältnissen begannen die Chilenisch-Peruanisch-Bolivianischen Verwicklungen.

Camillo Stolle.

(Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Post.

Berichte eines Leipziger.

2.

Deutsche Bergleute in südafrikanischen Minen. — Deutsche Kolonie in Kapstadt. — Handwerkerlöhne. — Nachahmungstrieb der Paviane. — Unterschlagungen in den Diamantenfeldern. — Unruhen der Basutos, Kaffernkämpfe mit den Boers &c.

Weiße Raben sind selten und so ist es auch mit den weißen Kaffern. Am 29. November sah ich jedoch in der Nähe von Kimberley einen weißen Kaffer. Es war ein starker Bursche von 23—24 Jahren, seine Hautfarbe war weiß wie die eines Europäers, Augen schwarzbraun und das wollige Haar war von schönster semmelblonder Farbe. Einige Monate früher sah ich in Bultfontein auch ein weißes Koranna-Mädchen. Zu den sogenannten Albinos gehören also diese nicht, denn sie haben weder rote Augäpfel noch strähniges, langes Haar. — Anfang Dezember v. J. verließ der Dampfer „Chittagong“ die Tafelbai, um nach der Mündung des Kongo zu fahren. An Bord hatte derselbe 230 Eingeborene von Zansibar, welche als Lastträger für Stanley's Expedition engagiert waren. — Die Nachrichten aus den Goldfeldern von Transvaal lauten wieder etwas günstiger. Es herrscht

jedoch Fieber daselbst. Hiesige Blätter brachten vor einiger Zeit die Notiz, daß die Kapitalisten, welche Besitzer von Goldfarms in Transvaal sind, 200 Bergleute in Sachsen engagieren wollten, um dieselben nach dem de Kaap-Goldfeld zu senden. Bei solchen Anwerbungen von Arbeitern wird immer viel versprochen, an Ort und Stelle jedoch wenig gehalten. Das hat schon mancher deutsche Bergmann in den Kupferminen Namaqualands (an der Westküste) erfahren. Wer auf Kontrakt nach Ookiep in die Kupferminen geht, muß sich 5 Jahre verbindlich machen. Die Reisekosten werden vom Lohne nach und nach abgezogen. Dann gewährt die Gesellschaft auch Vorschuß, und so kommt es, daß ein von Europa kommender Bergmann bei Beginn der Arbeit mit 4—500 Mark Schulden belastet ist. Hat er aber Frau und Kinder mitgebracht, so ist seine Schuld natürlich bedeutend größer. Freie Wohnung wird dem Arbeiter gewährt. Der Lohn ist 5 Sh. 6 d. (5 Mk. 50 Pf.) täglich. Nach deutschen Begriffen ist dies ein guter Verdienst; hier reicht er nicht weiter, als von der Hand in den Mund zu leben, da der Lebensunterhalt teuer ist. Man sagt den Arbeitern bei der Anwerbung, daß sie bei Akkordarbeit per Monat 20 £ (400 Mk.) verdienen könnten. Von den 20 £ geht nun aber für den Lohn von 1 oder 2 Eingeborenen, welche man als Gehülfen haben muß, so und so viel ab, dann wird Dynamit, Zündschnur, Lichter, alles zu den höchsten Preisen berechnet, so daß für den Akkordübernehmer höchstens 6—7 £ übrig bleiben. Die Behandlung der Arbeiter von seiten der Vorgesetzten läßt auch viel zu wünschen übrig. Die Vorrichtungen zur Verhinderung von Unglücksfällen in den Gruben sollen sehr mangelhaft sein. Manchem Arbeiter gelingt es nie, sich von der Schuldenlast zu befreien und er entschließt sich zu desertieren, was aber auch seine Schwierigkeiten hat. Namaqualand ist ein ödes, sandiges Land, mit wenig Wasser. Der Flüchtling hat von Hunger und Durst viel zu leiden, ehe er in bewohntere Distrikte gelangt. Sobald die Flucht eines oder mehrerer Arbeiter bekannt wird, beginnt die Verfolgung. In leichter Jagdkarre, von 6—8 Maultieren gezogen, setzten ein oder zwei Policemen, von einigen Farbigen begleitet, den Ausreißern nach. In vielen Fällen werden die Flüchtlinge zurückgebracht, wo man dieselben dann vor den Magistrat bringt. 2—3 £ Geldstrafe oder entsprechende Haft sind gewöhnlich die Folgen des unerlaubten Abschiednehmens. Mancher ist schon zwei bis drei Mal desertiert und wieder eingefangen worden, bis es ihm schließlich doch einmal gelang, seinen Verfolgern zu entgehen. Habe nach und nach wenigstens ein Dutzend Landsleute gesprochen, welche in den Kupferwerken gearbeitet hatten und desertiert waren. Alle beschrieben mir die Verhältnisse auf gleiche Weise, wie ich dieselben weiter oben geschildert habe. Ein Hamburger ließ sich mit mehreren Kameraden von der Firma King & Co. in Kapstadt für die Kupfermine bei Ookiep (Namaqualand) als Zimmermann anwerben. Man versprach demselben als täglichen Lohn 7 Shilling. Es wurde ihnen ein in englischer Sprache abgefaßter Kontrakt zum Unterschreiben vorgelegt. Die Angeworbenen verstanden kein Englisch und unterschrieben das Schriftstück im guten Glauben. Dieselben wurden nach den Werken befördert, aber anstatt 7 Sh. zahlte man denselben nur 3 Sh. pro Tag; diese reichten aber knapp für den Lebensunterhalt. Der Hamburger nebst Kameraden desertierten natürlich bei der ersten Gelegenheit; alle waren bewaffnet, und als die Verfolger nahten, drohten die Flüchtlinge, jeden niederzuschießen, der es wagen würde, Hand an sie zu legen. Dies zog; die Policemen dachten, daß die „bloody germans" Ernst machen könnten und kehrten um.

Obgleich hier seit Jahresfrist ein **Deutscher Verein** besteht, welcher gegenwärtig gegen 90 Mitglieder zählt, und außerdem noch ein oder zwei deutsche Klubs existieren, vermögen dieselben doch nicht, den großen Teil der hier lebenden Deutschen, welche es nicht für nötig halten, deutsche Sitten und Gebräuche auch in fremdem Lande zu pflegen, heranzuziehen. Sobald der Deutsche ein paar Brocken Englisch kann, hält er sich englische Zeitungen, da ihm dieselben mehr bieten und billiger sind. Dies soll jedoch nur in bezug auf Tagesblätter gesagt sein, da deutsche Zeitschriften, wie Gartenlaube, Illustrierte Zeitung, Daheim, Über Land und Meer, Weltpost hier gern gelesen werden. Es ist ja bekannt, daß der Deutsche sich schnell in die Verhältnisse zu finden weiß und fremde Sprachen sich schnell aneignet. Der Engländer im allgemeinen dagegen setzt seinen Stolz darein, fremde Sprachen nicht zu kennen, wenn er sich hier auch aus Geschäftsinteresse bequemen muß, etwas „dutch" zu lernen. Es ist ja gewiß der Vorteil jedes Ausländers, sich die Sprache des Landes, welches er zur zweiten Heimat machen will, so bald als möglich anzueignen. Unsere Landsleute gehen aber oft in dieser Aneignungssucht zu weit. Oft bin ich Zeuge gewesen in Restaurants oder in Gesellschaften, wo die anwesenden Gäste oder Mitglieder ausschließlich aus Deutschen bestanden und wo selbst vielleicht nur aus Zufall sich ein oder zwei Engländer eingefunden hatten, daß die ganze deutsche Gesellschaft diesen Paar Fremden zu Liebe englisch sprach oder radebrechte, was natürlich dem Englishman nicht wenig schmeichelt und seinen Dünkel noch verstärkt.

Kürzlich waren hier einige Sonnenrosen ausgestellt, von denen die größte $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser war. Dieselben waren auf „Camp Ground", unweit der Kapstadt, gewachsen. Weintrauben sind gegenwärtig billig hier, für Kartoffeln sind die Preise auch nicht hoch; auch Gurken sind verhältnismäßig nicht zu teuer. Aprikosen, Pfirsiche sind billig, während Ananas, Bananen, Äpfel, Birnen immer gut bezahlt werden. Fische und Krebse sind fast immer im Überfluß hier. So habe ich Schnucken von 9 bis 10 Pfd. mit nur einem Penny bezahlen sehen. Aber der Verdienst läßt viel zu wünschen übrig. Die Löhne für Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schmiede gehen zurück; ein Tagelöhner muß für 4 Sh., in vielen Geschäften sogar für 3 Sh. 6 d. täglich arbeiten. Dieser Lohn steht durchaus nicht im Verhältnis zu den hiesigen Preisen von Lebensmitteln, Wohnung und Kleidung; 4 Sh. oder gar 3 Sh. 6 d. sind ungenügend für den Lebensunterhalt. Will jedoch der Weiße für diesen Lohn nicht weiter arbeiten, nun so warten schon ein halbes Dutzend Farbige auf seine Stelle. Ein tüchtiger Handwerker verdient jedoch noch immer gut, wenn er Arbeit hat, jedoch ist nicht immer Beschäftigung für alle hier lebenden Handwerker. Handel und Wandel haben sich hier in Kapstadt seit der Pockenepidemie noch immer nicht wieder heben können.

Das seit Neujahr d. J. in den Diamantfeldern eingeführte Searching-System (Durchsuchung der

Grubenarbeiter) läßt seine Wirkung die auf Ankauf unrechtmäßig erworbener Diamanten ausgehenden dortigen Geschäftsleute und Canteenkeeper schon empfinden; hingegen haben die Grubenbesitzer die unangenehme Wahrnehmung gemacht, daß von den Fields aus Diamanten in bedeutenden Quantitäten auf fremde Märkte gebracht und dort so billig losgeschlagen werden, daß die Waren unmöglich auf ehrliche Weise erworben sein können. Man wird also nicht fehl gehen, wenn man die Spitzbuben unter den höheren Beamten der Minen zu suchen hat, und schlagen die hiesigen Blätter nun vor, das Gesetz auch bei den Aufsehern streng durchzuführen. In den letzten vier Monaten vorigen Jahres wurden durch die Post in Kimberley Diamanten im Werte von 1,156,274 Pfd. St. befördert. Das Gewicht der von 1881—82 durch die Post beförderten Diamanten betrug 1666 Pfund. — Im Basutolande gährt es fort und fort und hat man deshalb das Parlament schon am 19. Januar eröffnet. Überläßt die Kolonie die Basutos sich selbst, so würden die ehemaligen Rebellen sofort über die Loyalen herfallen, da der Haß, welchen die Parteien seit dem letzten Basutokrieg gegenseitig hegen, eher zu- als abnimmt. — Die Transvaal-Bauern hauen sich immer noch mit dem Kaffernhäuptling Mapoch herum. Derselbe macht den Boers mehr zu schaffen, als diese anfangs glaubten. Die Kap-Regierung unterstützt hierbei ihre ehemaligen Widersacher, indem sie den Boers 2 Kanonen im Kampf gegen Mapoch geliehen. — Einem in Kapstadt eingetroffenen Telegramm zufolge leiden die Galeka-Kaffern, deren Gebiet zwischen dem Kei- und Baschee River gelegen, viel durch Hungersnot. Dieses Elend kann nur durch große Dürre entstanden sein, da sonst dieses Land sehr fruchtbar ist; die größten und fettesten Ochsen habe ich bei den Galekas gesehen. — Eine hübsche Quantität Gold stellte man am 22. Januar hier aus, welches Mr. Holland mit aus Transvaal gebracht hatte. Es war gediegenes Gold in Stücken und Staub und repräsentierte einen Wert von 1500 £.

Kapstadt, 1. Februar 1883.

Der alte Häuptling der Galeka-Kaffern, Kreli, hat beim Governement um Pardon nachgesucht. Man hat ihm denselben gewährt und ihm ein diesbezügliches Schriftstück am Baschee River, wo der Häuptling wartete, übergeben. Kreli war der erste Häuptling, welcher mit seinem Stamme den Reigen der Kaffern-Empörungen gegen das Governement im Jahre 1877 eröffnete. Dieser alte Fuchs war seit der Zeit nicht mehr sicher vor Gefangennahme, und so viel Umstände, wie mit Cetewayo, hätte man mit ihm nicht gemacht. Kreli hatte in seinem Bittgesuch mit angeführt, daß er es satt habe, immer in Gemeinschaft mit „wilde Beest" (wilde Tiere) in Buschwerk und Schluchten zu hausen. — Das Parlament, welches lediglich wegen der Lage im Basutolande zusammengetreten, ist wieder geschlossen. Die Minister wurden ob ihrer wankelmütigen Politik in bezug auf dieses Land heftig angegriffen. Nach langem Hin- und Herreden hat man beschlossen, die Basutos sich selbst zu überlassen, d. h. sie sollen sich selbst regieren. Jetzt, nachdem der letzte Basutokrieg dem Governement so und so viel Millionen gekostet, gesteht die Regierung, daß ihr diese Wilden zu viel sind. Aber in der Haut der Loyalen, welche bis dato treu zum Governement gestanden, möchte ich nicht stecken; diese armen Teufel werden wohl nun nackt und bloß aus ihren heimatlichen Kraalen flüchten müssen.

Zum Schluß meines Briefes möchte ich Landsleuten, welche gesonnen sind, auszuwandern und dabei über London zu reisen gedenken, noch raten, ihr Quartier in London nicht bei Theodor Pasch, Tower Hill & Queen Street, aufzuschlagen, denn dort werden die Auswanderer tüchtig gerupft. Ich spreche aus Erfahrung, und ich bin mit vielen Landsleuten zusammengekommen, denen es ebenso bei Pasch ergangen. Derselbe hat seine „Runners", welche den Bauernfängern nichts nachgeben. Verlangte doch so ein sauberer Patron für zwei kleine Koffer nach der Themse zu fahren, ein Weg von 10 Minuten, nicht weniger als 1 £ 10 Sh. (30 Mk.) Pasch stammt aus Polen und hat geschmeidige Manieren, nennt jeden Ankommenden „Landsmann". Wer also bei Auswanderung über London gehen will, der englischen Sprache aber nicht mächtig ist, würde am besten thun, wenn er seine Wohnung in Young men's home, 28 Finsbury Square, London E. C., nimmt. Er wohnt daselbst sehr billig, anständig und ist vor Prellereien sicher.

Otto Uhlemann.

Stella-Land, eine neue Republik in Südafrika. Vor zwei Jahren etwa riefen zwei Betschuanen-Häuptlinge, Mankoroane und Massoun, welche Krieg miteinander führten, weiße, meist holländische Freiwillige zu ihrer Hülfe herbei, indem beide ihnen für ihre Unterstützung nach beendigtem Kriege je 3000 Morgen Land für den Mann versprachen. Mankoroane brachte 60 weiße Freiwillige zusammen, während sich zu Massoun an 360 schlugen, und zwar meist tüchtige Schützen. So konnte denn auch der Sieg nicht zweifelhaft sein; Mankoroane verlor und erklärte nun seinen weißen Verbündeten, daß er ihnen den verheißenen Lohn nicht geben könne, ja er soll ihnen noch all' ihre Habe genommen haben. Die Weißen flüchteten nun zu ihren Gegnern, bei denen inzwischen ihre Hülfstruppen die Macht völlig in die Hand bekommen hatten. Sie wurden von letzteren nicht nur freundlich aufgenommen, sondern erhielten auch gleiche Berechtigung auf einen Boerenplaats (Bauernhof) zuerkannt. Man sieht, aus fremdem Leder ist überall gut Riemen schneiden. Nach Massoun's Sieg wurde im Februar 1882 Friede geschlossen und die Grenze zwischen Mankoroane's und Massoun's Gebiet am Matjesspruit festgesetzt, nicht weit vom Harts-River. Alles, was nördlich von dieser Linie liegt, soll Mankoroane's Gebiet sein. Hierauf wurden fünf Land-Kommissionen aus Weißen gebildet, jedem Freiwilligen sein Stück Land zugemessen und zwar in dem allerbesten Teil des Landes, in dem jetzigen Gebiet Massoun's. Nur solche Ländereien wurden genommen, wo sich wirklich ein Bauerngut anlegen läßt, alles dazwischenliegende Land verblieb nominell dem Häuptling. Obgleich dieses von den Weißen besetzte Gebiet zu Massoun's Reich gehört, ist doch ausgemacht, daß die Weißen ihre eigene Regierung haben sollen. Alle Freiwilligen und alle, die von ihnen Land kaufen, müssen dieser Regierung einen Eid der Treue ablegen, daß sie den Gesetzen gehorsam sein wollen. Regiert soll das Land werden nach den in der Oranje- und der Transvaal-Republik giltigen Gesetzen. Kurz, das Land soll eine Republik sein und Stella-Land heißen.

Die Fruchtbarkeit des Landes übertrifft die meisten Bauernplätze, selbst die besten im Oranje-Freistaat und in Transvaal. Das Land bietet Weidefeld, allerlei Gebüsch und Wald. Passende Stellen, um Wasserreservoirs anzulegen, mit Hülfe deren man in Südafrika das Wasser für die trockene Jahreszeit aufbewahrt, finden sich überall. Den Weg von Kyburg, das ungefähr in der Mitte dieses neuen Gebietes liegt, nach den Diamantfeldern kann man zu Pferde in 14 Stunden zurücklegen; mit Wagen ist Kimberley in 6—7 Tagen zu erreichen. Interessant ist die Art und Weise, wie man die einzelnen Bauernplätze abmißt. Von einem bestimmten Punkte aus läßt man ein Pferd nach zwei Richtungen hin, die rechtwinklig zu einander stehen, je 60 Minuten lang gehen, wobei es in der Minute 100 Schritt machen muß, und dann ist das ganze Quadrat, welches durch diese zwei Linien eingeschlossen wird — also eine Quadrat-Stunde sozusagen — der abgemessene Bauernplatz, deren jeder nun genau $^1/_4$ deutsche Quadratmeile, und also nicht — wie bestimmt — 3000 Morgen, sondern circa das Doppelte betragen muß. Viele dieser Bauernplätze sind sofort von Freiwilligen an Bauern aus dem Oranje-Freistaat oder aus Transvaal verkauft worden, und zwar war der mittlere Preis 500—600 Pfd. Sterling; halbe Plätze wurden mit 250 Pfd. Sterl. bezahlt. Viele Freiwillige haben schon ihre Familie bei sich. Das neue Land scheint eine so große Anziehungskraft zu besitzen, daß von allen Richtungen, zum Teil selbst aus weiter Entfernung, sich Bauern dahin auf den Weg machen. — So bildete sich in aller Stille im südlichen Betschuanenlande, nördlich von Kimberley und westlich von der Transvaal-Republik, die jüngste Republik, „Stella-Land" in Südafrika; ob von Bestand, wird die Zukunft lehren. J. L.

(Leipz. Tagebl.)

Einwanderungsbestimmungen für Süd-Australien.

(Nach der in Adelaide erscheinenden „Australischen Zeitung".)

Freie Einwanderung, d. h. solche, für welche die Regierung der Kolonie die gesamten Kosten zur Herüberschaffung der Auswanderer trägt, besteht zur Zeit nicht mehr, jedoch können Dienstmädchen, an denen es in der Kolonie recht sehr fehlt, unter gewissen Bestimmungen auch jetzt noch auf Kosten der Regierung frei einwandern, wenn auf den gemieteten Schiffen für unterstützte Einwanderer sich Raum dazu bietet. Wenn also Dienstmägde auswandern wollen, denen es an Reisemitteln fehlt, so können sie sich jederzeit beim Agenten der Kolonie anmelden, der ihnen anzeigen wird, ob und wann er sie zu befördern vermag. Wie solche Anmeldung geschehen muß, wird aus dem Folgenden ersichtlich werden. Für die allgemeine Einwanderung thut die Regierung gegenwärtig folgendes: 1. Sie zahlt für Einwanderer, welche in der Kolonie von Verwandten und Bekannten bezeichnet sind und für deren Beförderung letztere hier einen Teil der Einwanderungskosten angezahlt haben, den Rest derselben. Zu solchen, von der Regierung unterstützten Einwanderern können nur Ackerbauer, Farmarbeiter, Handwerker, Knechte und Mägde, gewöhnliche Arbeiter, Eisenbahnarbeiter 2c. gewählt werden. Irgend Jemand in der Kolonie, der solche Leute zu sich kommen lassen will, wendet sich persönlich oder schriftlich an den Landminister und bittet um ein „assisted passage certificate" (unterstütztes Reisezeugnis) für die zu ernennende Person oder Personen. Er erhält solch ein Zeugnis auf die Genannten ausgestellt, wenn er folgende Summen für sie gezahlt hat: für jede männliche oder weibliche Person im Alter von 1 bis 12 Jahren £ 3, unter 40 Jahren alt £ 4 und für solche, welche älter als 40, aber unter 50 Jahre alt sind, £ 8, während für Kinder unter 12 Monate alt, nichts gezahlt zu werden braucht. Hat man dieß Zeugnis hier erhalten, so sendet man es durch die Post an die genannten Personen. Sollten diese nicht auswandern wollen, so werden nach einer gewissen Zeitfrist die hier eingezahlten Gelder zurückerstattet. Wenn die betreffenden Personen das Zeugnis erhalten haben und auswandern wollen, so müssen sie folgendes thun: sie haben an den Agent-General for South Australia, Sir A. Blyth, No. 8, Victoria Chambers, Westminster S. W. London, ein förmliches schriftliches Gesuch zu senden, in dem sie ihr Alter, ihre Beschäftigung (was sie sind) angeben und ein ärztliches Gesundheitsattest beilegen. Billigt dieser Agent, nach Prüfung der erhaltenen Papiere, die Auswanderung dieser Personen, dann zeigt er es ihnen schriftlich an und meldet zugleich, mit welchem Schiffe sie befördert werden sollen und an welchem Tage und von wo dasselbe abgehen wird. Gleichzeitig erhalten sie Anweisung, womit sie sich für die Reise zu versorgen haben. (Betten, Eßgeschirre 2c. werden frei auf dem Schiffe geliefert.) Nach dem angegebenen Hafenorte (London, Plymouth) müssen die so ernannten Personen auf ihre eigenen Kosten reisen. Ehe sie zu Schiffe gehen, findet noch eine ärztliche Prüfung durch einen Arzt statt. Auf diesen englischen Schiffen haben es die Einwanderer sehr gut, alle weiblichen Personen stehen unter weiblicher Aufsicht, und Deutsche haben Gelegenheit, die englische Sprache zu lernen. 2. Die Regierung bewilligt für Einwanderer Landordres im Werte von £ 20, und zwar an Personen, welche ihre eigenen Reisekosten bis zur Kolonie bezahlen und auch an solche, welche für unterstützte Einwanderung von hiesigen Bekannten ernannt sind, wenn sie nach Ankunft in der Kolonie innerhalb eines Jahres den Rest der Reisekosten in Höhe von £ 11 an den Landminister zahlen. Sie gewinnen dadurch etwa £ 5. Haben sie diese Absicht, so müssen sie innerhalb eines Monates dies dem Landminister in Adelaide anzeigen. Solche Landordre, zu der jede gesunde Person, sie möge sein, was sie wolle, berechtigt ist, ist in folgender Weise zu erhalten. Will Jemand in Deutschland nach hier auf seine eigenen Kosten auswandern und diese sich durch eine Landordre ersetzen lassen, so thut er am besten, sich brieflich an den Vertreter von Rob. M. Sloman's australischer Linie: C. A. Mathey in Hamburg, Rödingsmarkt 57, mit dem Gesuche zu wenden, ihm eine Application Form für eine Landordre zu senden und zugleich anzuzeigen, wann ein Dampfer dieser Linie nach Süd-Australien abgeht. Hat er diese Applikations-Form erhalten, so füllt er sie aus und sendet sie an den Kolonial-Agenten (Adresse ist oben angegeben) in London, reist dann zum angegebenen Termine nach Hamburg, bezahlt seine Passage und geht dann, in London eingetroffen (denn die Sloman'schen Dampfer gehen stets über London), zum Kolonial-Agenten, präsentiert die

Quittung für die bezahlte Passage und bittet um Aushändigung einer Landordreanweisung, die ihm nie vorenthalten werden kann, wenn er die gesetzlichen Bestimmungen darüber erfüllt, die folgende sind: Er darf nur mit einem Schiffe gehen, das direkt nach Süd-Australien (also nicht erst nach einer anderen Kolonie, wie z. B. die Orientdampfer nach Melbourne segelt), und muß sich als körperlich wie geistig gesund durch ein ärztliches Zeugnis ausweisen (ebenso seine Familie, wenn er solche hat). Sollte man vom Slomann'schen Office in Hamburg die oben genannte Applikations-Form nicht erhalten, so wendet man sich, vom Heimatsorte aus, brieflich deshalb direkt an den Kolonial-Agenten in London, und zwar, ehe man das Passagegeld für die Schiffsreise bezahlt.

Sollte von irgend einem Schiffsagenten in Hamburg, Antwerpen rc. Jemandem, der sich der Auswanderung wegen an einen solchen gewendet hat, mitgeteilt werden, daß er sich um eine Landordre nicht an Sir A. Blyth zu wenden brauche, indem man solche für ihn besorgen und ihm bei seiner Abreise übergeben wolle: so wird er klug handeln, wenn er nicht darauf eingeht; denn solche Landordreanweisungen können gesetzlich nur vom Kolonial-Agenten, nach geschehener Prüfung und Annahme des Auswanderers, wie oben angeführt, ausgegeben werden. Wir erinnern hieran besonders, weil uns Fälle bekannt sind, in denen durch ein solches Versprechen eines Agenten Auswanderer, die sich darauf verließen, um eine Landordre gebracht worden sind. Als sie nämlich im Hafen eintrafen, war angeblich die Landordreanweisung nicht angekommen, und man tröstete den wissentlich oder unwissentlich Getäuschten damit, daß sie noch von London eintreffen werde, und, wenn nicht, auch kein Verlust dabei sei, denn man werde sie ihm nachsenden; oder er möge bei seiner Ankunft in Adelaide sich an den Landminister wenden, der sie ihm ausstellen werde. Dem ist indes nicht so, denn unter keinen Umständen kann der Landminister hier eine solche Ordre ohne eine Ordreanweisung ausstellen, weil gesetzlich nur der General-Agent in London eine solche nach geschehener Prüfung der Atteste und des Gesundheitszustandes des Auswanderers rc. erteilen kann. Alle die Auswanderer, welche mit einem Sloman'schen Dampfer reisen, haben bei der Ankunft des Schiffes daselbst reichlich Zeit, im Office des General-Agenten dieser Landordreanweisung wegen vorzusprechen, wo stets ein Beamter anwesend ist, indem der Dampfer, um Ladung und Kohlen rc. einzunehmen, sich mehrere Tage in London aufhält. Wir bemerken hierbei noch besonders folgendes: Alle diese Begünstigungen für Einwanderer nach Süd-Australien gelten nur für die, welche nicht schon früher in derselben Kolonie gewohnt haben, zurückgereist sind und nun nach Adelaide heimkehren wollen und, wie oben bemerkt, ausdrücklich nur für Auswanderer, die mit einem Schiffe reisen, das direkt nach Adelaide geht und nicht nach Melbourne oder Sydney, wie es bei der Orient-Dampfer-Linie rc. der Fall ist. Es ist vorgekommen, daß Agenten solchen, mit Landordreanweisungen versehenen Einwanderern gesagt haben, daß dieser Umstand nichts zu bedeuten habe, denn die Schiffskompanie sorge dafür, daß sie von Melbourne auf ihre Kosten nach Adelaide geschafft würden, wodurch nur einige Tage verloren gingen. Das letztere ist allerdings der Fall, aber nicht das erstere in betreff der Landordreanweisung. Sie wird hier in der That gesetzlich verworfen, wenn er nicht mit einem direkt nach hier gehenden Schiffe ankam. Hierbei ist indes nicht gemeint, als ob das Schiff nicht auf dem Wege nach Adelaide in Said, Suez und Albany, wie es gewöhnlich geschieht, um Kohlen rc. einzunehmen, anlegen dürfte.

So wie der von hier aus unterstützte Einwanderer in Semaphore oder Port Adelaide eintrifft, hat er nichts weiter zu thun, als zu seinen Freunden zu gehen, die ihn kommen ließen und die ihn gewöhnlich schon auf dem Schiffe in Empfang nehmen. Er hat hierbei Ansprüche auf freie Eisenbahnbeförderung, wenn solche dahin führt, wohin er zu gehen wünscht. Die, welche ihre Reisepassage bezahlten und eine Landordreanweisung vom Attorney General besitzen, melden sich nach ihrer Ankunft in Adelaide im Landamte, wo ihnen sofort die wirkliche Landordre ausgehändigt wird. Sie hat einen Wert von £ 20 für jede Person im Alter zwischen 12 bis 45 Jahren und £ 10 für jedes Kind zwischen 1 und 12 Jahren. Wollen diese Ordrebesitzer von der Regierung Land kaufen, so zahlen sie diese Ordre an, die als bares Geld gilt; wollen sie kein Land kaufen, so können sie dieselbe an jede beliebige Person gegen Empfang des Wertes übertragen, sowie sie zwei Jahre in der Kolonie sich befinden. Es macht durchaus keine Schwierigkeit, Landordre in dieser Weise in bar umzusetzen. Besteht eine Einwandererfamilie z. B. aus Vater, Mutter, drei Kindern über 12 Jahren und zwei Kindern im Alter von 1 bis 12 Jahren, so haben ihre Landordres zusammen einen Wert von £ 120 (2400 Mark). Dieses Geld genügt, unter dem bestehenden Kreditsystem, Land bis zu 900 Ackern aufzunehmen, wenn sie außer den Landordres noch so viel Vermögen besitzen, alle nötigen Farmeinrichtungen rc. anschaffen zu können. Wer nämlich Land unter dem Kreditsysteme aufnimmt, hat sofort 10 pCt. des gebotenen Wertes des Landes (etwa über £ 1 per Acker), also etwas über 2 s. per Acker, anzuzahlen, während er den Rest in kleinen Summen erst im Laufe einer Reihe von Jahren abzuzahlen braucht. Bei der letzten Zahlung wird ihm der Besitztitel ausgehändigt. Ebenso kann er bedeutend größere Landflächen zur Viehzucht auf 21 Jahre mit Kaufrecht von der Regierung pachten.

Die ganz freie Einwanderung, wie sie früher bestand, hat seit einigen Jahren aufgehört, weil die von hier aus aufgeforderten und unterstützten Einwanderer, welche der Kolonie eine größere Garantie bieten, in solcher Zahl angemeldet werden, daß freie Einwanderung nicht ferner nötig erschien.

Gemeinschaftliche Reisen für Auswanderer.

Wie wir schon früher die Vorzüge einer unter Führung eines sachverständigen, gewissenhaften Unternehmers ausgeführten Gesellschaftsreise für Auswanderer vor der vereinzelten Auswanderung beleuchteten und bei diesem Anlaß in den von den vereinigten Auswanderungs-Agenturen C. A. Voigt in Leipzig, Ernst Voigt in Dresden und C. A. Voigt in Chemnitz veranstalteten Gesellschaftsreisen volle Gewähr für beste Beförderung der Teilnehmer erkannten, so sind wir heute erfreut auf zwei derartige Gesellschaftsreisen für Auswanderer empfehlend hinweisen zu können, die im September dieses Jahres zur Ausführung gelangen werden.

Die eine geht wiederum von den oben erwähnten Voigtschen Auswanderungs-Agenturen aus, die als General-Agenten des Norddeutschen Lloyd mit einem der Lloyd-Dampfer von Bremen am 8. September eine Gesellschaftsreise nach Texas und Kalifornien veranstalten, unter Führung des Herrn Carl Voigt in Leipzig. Nach dem günstigen Verlauf und der allgemeinen Zufriedenheit der an den früheren gemeinschaftlichen Reisen Beteiligten können wir diese Reisegelegenheit nach dem Süden und Westen der Vereinigten Staaten als eine in vielfacher Hinsicht vorteilhafte, Auswanderungslustigen empfehlen. Der bezügliche Prospekt verspricht nicht mehr als die Unternehmer halten können und werden.

Die andere, am 15. September von Antwerpen aus abgehende Gesellschaftsreise für Auswanderer ist die erste, welche unter den Auspizien der Einwanderungsgesellschaft von Kalifornien als gemeinschaftliche Reise nach Kalifornien organisiert ist und dürfen wir nach näherer Kenntnisnahme des Prospekts und der seitens der hochachtbaren Einwanderungsgesellschaft von Kalifornien gegebenen Bürgschaften auch diese Gelegenheit als eine höchst günstige solchen, die in Kalifornien ihre neue Heimat begründen wollen, angelegentlichst empfehlen. Die Einwanderungsgesellschaft von Kalifornien wurde von dem Handelsrat von San Francisco vor einigen Jahren gegründet, um kostenfreie Auskunft über die noch freien Staatsländereien zu geben und den Ankömmlingen mit Rat und That zur Seite zu stehen, um die Bevölkerung des Staates Kalifornien durch brave, arbeitsame Ansiedler vermehren zu helfen. Diese Reiseunternehmung ist nun der erste Versuch seitens der Einwanderungsgesellschaft durch überaus günstige Preise (via New Orleans bis San Francisco für 268 Mark) und sonstige Arrangements Auswanderungslustige, welche sich für einen bestimmten Staat der Union noch nicht entschieden, zu gemeinsamer Fahrt für Kalifornien zu gewinnen. Die in Verbindung mit der Compagnie Commerciale in Antwerpen hierfür eingesetzte Agentur für Kalifornien (25 Place Falcon) stellt auf Wunsch ihren ausführlichen Prospekt dieser Gesellschaftsreise Jedermann gratis zu. Wie weit die Fürsorge für die sonst ganz auf sich im fremden Lande angewiesenen Einwanderer bei diesem Reiseunternehmen geht, sagt folgender Passus, welcher der jetzt vollständig eröffneten Süd-Pacificbahn übrigens das beste Zeugnis ausstellt: Der Bahnzug, welchen die Eisenbahngesellschaft für diese Partie bei ihrer Ankunft in New Orleans bereit hält, besteht aus Schlafwaggons, die ohne Extrakosten von New Orleans bis San Francisco durchgehen, wodurch also das Umsteigen von einem Zug in den andern, Beförderung von einem Bahnhof auf den andern und die damit verknüpften Unkosten erspart bleiben. Diese Schlafwaggons sind in offene, viersitzige Familiencoupés, zu beiden Seiten des Mittelgangs durch den Waggon, geteilt, in derselben Weise, wie die eleganten Schlafwagen 1. Klasse, nur mit dem Unterschiede, daß die breiten Doppel-Sitze nicht gepolstert sind. Diese Sitze werden des Nacht durch Verschiebung in vollständige Bettgestelle verwandelt, und von der Decke jeder Abteilung wird eine dort während des Tages verschlossene Bettlade, in der die Passagiere ihr Bettzeug aufbewahren, als zweites oberes Bett über dem unteren herabgelassen. In diesem breiten die Passagiere ihre Matratzen, Kissen und Betten aus, erfreuen sich somit bequemer Nachtruhe, wie sie selbst Passagiere 1. Klasse nur mittelst Extrabezahlung sich verschaffen können. Die Compagnie Commerciale überläßt das Bettzeug (Matratze, Kisse, Decke), wie auch Eß- und Trinkgeschirr, das sie für die Ozeanreise gratis liefert, dem Einwanderer bei seiner Landung in New Orleans zur Benutzung im Schlafwaggon gegen Zahlung von 6 Mark. Die Mitglieder der Partie werden nebst Gepäck von der Eisenbahngesellschaft gratis vom Dampfer auf den Bahnhof befördert, wo sie event. freies Nachtquartier erhalten. Die Schlafwaggons enthalten außer Bettvorrichtung auch Trinkwasser, Waschapparat, Kochofen, Kabinet ꝛc. Es wird dem Einwanderer Gelegenheit geboten werden, sich vor der Abfahrt von New Orleans frische Lebensmittel zu mäßigen Preisen für die Bahnreise zu verschaffen, was ihm billiger zu stehen kommt, als die Wegzehrung auf den Stationen. Wer sich dieser Partie anschließt, hat von der Abreise von Antwerpen bis zur Ankunft in Kalifornien somit weiter keine Auslagen, als für Beköstigung auf der Eisenbahn und Beschaffung des Bettzeugs für den Schlafwaggon, falls er letzteres wünscht. Erwähnung verdient noch, daß den Teilnehmern dieser Gesellschaftsreise nach Kalifornien seitens der Einwanderungsgesellschaft gutes freies Land zur Auswahl überwiesen werden wird und ein Mitglied der Antwerpner Agentur die Führung bis an Ort und Stelle übernimmt.

Wir wünschen beiden Reiseunternehmen besten Erfolg.

R. L.

Echo aus allen Weltteilen.

Neger, welche auf Baumwollpflanzungen im Süden unter der Bedingung arbeiten, daß sie als Lohn einen Teil des Ertrages erhalten, klagen vielfach über Betrug seitens der Pflanzungs-Besitzer. Daß es deutschen Arbeitern, welche derartige Verträge im Süden abschließen, ebenso schlimm ergehen kann, ersieht man aus folgender Zuschrift des Pommern Christian Hinzmann an den „Anz. d. W.": „Was ich hier erzähle ist eine wahrhaftige Begebenheit, und ich nenne meinen Namen zum Beweise meiner Aufrichtigkeit. Ich kam mit meiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen anfangs Januar 1882 nach Texas und wurde von einem Plantagen-Besitzer, Mister Hayne bei Herne, in Arbeit genommen. Wir sollten vierzig Acker mit Baumwolle und Mais bestellen, und weil er Alles lieferte, die Hälfte des Ertrages für unsern Lohn nehmen. Da haben wir denn gepflügt und geeggt und mit der Hand behackt und gejätet, daß unser Feld so sauber war, wie ein Gemüsegarten. Wir hatten auch guten Erfolg; auf den 29 Acker Baumwolle zogen wir 27 Ballen, und Mais hatten wir 394 Bushel. Aber wie es nun zum Abrechnen ging, da kriegten wir wohl viel Lob, viel Anerkennung und Ehre; aber was thue ich damit? Zuerst hatten wir die lange, große Store-Rechnung zu bezahlen und der Store gehört dem Pflanzer. Obwohl ich selbst Alles getreulich aufgeschrieben hatte, was wir gebraucht, so wurde doch davon keine Notiz genommen; es hieß, Ihr seid so und so viel schuldig und damit Punktum. Die Baumwolle verkaufte der Pflanzer, und sie hätte 1350 Dollars bringen sollen; aber da waren so und so viel Abzüge für's Reinigen, Wiegen, Fahren, Pressen, Packen und was sonst noch, daß mir's ganz blau vor den Augen wurde. Den Mais maß er nach der Wagenladung, wobei er einen großen mächtigen Kasten für sich und einen gewöhnlichen für mich hatte. Zu vierzig Cents den Bushel wäre das Korn doch 157,60 Dollars wert gewesen. Nun hatten wir ein ganzes liebes langes Jahr gearbeitet, und redlich gearbeitet, aber hatten die ganze Zeit keinen Groschen Geld in der Hand gehabt. Und wie es zum Abrechnen und Auszahlen kam, blieben mir noch — statt der vorerwarteten fünfhundert Dollars — was glauben Sie wohl? Mein Anteil war 703,80 Dollars, und wie wir mäßig gelebt, keine Kleider, keine Luxusgegenstände gebraucht hatten, hätte man doch 500 Dollars erwarten können. Aber ich bekam 114 Dollars, sage Einhundert und vierzehn Dollars. Da packten wir unsere Siebensachen zusammen und reisten am nächsten Morgen so weit fort, als das Geld reichte, bis nach Kansas, wo wir wieder unter zivilisierte Leute gekommen sind, die uns eine Chance gaben, vorwärts zu kommen."

Es gibt kaum irgend einen Teil des vor der Revolution besiedelten Gebietes der Union, wo es nicht damals schon deutsche Ansiedelungen gegeben hätte. Außerhalb Pensylvaniens sind die meisten in folge der Vereinzelung im Engländertume untergegangen und haben ihre Sprache eingebüßt. Es gibt solche Ansiedelungen überall von Süd-Carolina bis Maine. An ihr ehemaliges Deutschtum erinnern nur noch alte Dokumente, Familienbibeln und hier und da eine Kirche. Eine derartige Ansiedelung wurde im Jahre 1748 zu Waldoboro (Waldburg?) im jetzigen Staate Maine gegründet. Ihr Andenken lebt noch in den deutschen Namen der Einwohner und in der alten deutsch-lutherischen Kirche, die noch heute eine Meile von dem Orte steht. Ihr Alter kennt man nicht, nach ihrem jetzigen Platze ist sie vor etwa 90 Jahren von einem etwa zwei Meilen entfernten Platze hingebracht worden. Sie ist 70 bei 47 Fuß groß, Kanzel und Chor sind kunstreich geschnitzt, die Thore hängen in schweren eisernen Klammern und die Fenster haben die kleinen Scheiben der alten Zeit. Ursprünglich ist die Kirche, wie die Kirchen Deutschlands, ohne Heizvorrichtung gewesen, denn es ist kein Kamin vorhanden. Im Jahre 1800 wurde in Verbindung mit der Kirche ein „deutscher protestantischer Kirchen-Verein" begründet, der noch besteht, obgleich keines der Mitglieder deutsch spricht. In der Kirche liegt ein Grabstein mit der Inschrift: „Hier liegt begraben Herr Johann Martin Groß und ist geboren den 1. Februar anno 1679 und ist gestorben den 11. Februar 1768 im 90. Jahr."— Der jetzige Küster der Kirche heißt Miles Standish und ist ein direkter Abkomme des berühmten „Pilgervaters" dieses Namens, der sich in den frühesten Kämpfen gegen die Indianer auszeichnete.

Auch von Deutschen zu Topeka in Kansas ist jetzt eine „Deutsche Gesellschaft zum Schutze der deutschen Einwanderer" gegründet. In ihren Statuten heißt es: „Der Zweck der Gesellschaft soll darin bestehen, den in Topeka ankommenden deutschen Einwanderern in jeder Beziehung hülfreich zur Hand zu gehen, namentlich ihnen Rat und Auskunft zu erteilen, sie durch moralischen Einfluß und nötigenfalls auf gesetzlichem Wege gegen Mißhandlungen, Übervorteilungen und Prellereien zu schützen, ihnen zur Erlangung von Arbeit oder zur Weiterreise behülflich zu sein, verloren gegangenes Gepäck ihnen wieder zu beschaffen, Mittellosen und Notleidenden eine, den Kräften der Gesellschaft entsprechende materielle Hülfe zu gewähren. Unter deutschen Einwanderern sollen nicht bloß die aus Deutschland kommenden, sondern alle Einwanderer von deutscher Abstammung verstanden werden."

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.



„Das goldene Thor“, Eingang der Bucht von San Francisco.
(Aus: „Kalifornien. Nach eigenen Beobachtungen von Paul Alexander“, Über's Meer, Band VIII, Weltpost-Verlag, Leipzig.)

Schuldig?

Eine wahre Geschichte aus dem amerikanischen Negerleben.

Nachdruck verboten! Gesetz vom 6. Mai 1870.

„Was rennen die Leute? Was ist geschehen? Was gibt's?“

Die Fragen gehn von Mund zu Mund und aus dem dichten Menschenhaufen, der sich um den breiten Fahrweg dicht am Spielplatz drängt, kommt abgerissen unklar Antwort:

„Ein Mord! Tom Mehaley! Mit einem Jackknife!“ (besonders spitzes Messer) und „wer? wieso? wo denn?“ tönt's zurück und Frag' und Antwort verhallen in dem erregten Schieben und Gestoße des sich ansammelnden Volkes. „Zurück! Die Polizei!“ Die Menge teilt sich. Die Männer des Gesetzes dringen vor und aus dem dichten Menschenhaufen sucht sich ein halberwachsener stämmiger Bursche gewaltsam durchzuschlagen, um die Straße zu gewinnen.

„Haltet ihn!“ Es folgt ein Ringen und ein Balgen, und in der schreienden gespannten Menge wird der verfolgte Missethäter festgepackt und von der Polizei der Straße zugeführt.

„War's eine Prügelei? Wie kam's? Ist er erstochen?“ Diejenigen, die sich vorgebeugt, den kleinen Negerkörper, der so reglos starr auf dem Steinpflaster liegt — betrachtend, geben mitleidige Antwort:

„Ganz tot, poor little fellow!“ (Armer kleiner Kerl!) Erschüttert stehn die Menschen; es fällt eine Stille, wie sie der Anblick jähen Todes inmitten regsten Lebens wachruft und aus den Reihen der Umstehenden schiebt sich ein altes Mütterchen mit Mühe vor.

„Nehmt ihn doch auf!“ spricht sie, indem sie mit halb blöden Augen strafend auf die unthätig gaffende Menge sieht. „Aufnehmen! Forttragen! Oder ist er vielleicht kein Mensch, weil er schwarz ist?“

Wie durch den Ruf der Alten zur Thatkraft geweckt, strecken sich sofort willige Hände vor und zwei der stärksten Männer heben die Kinderleiche empor.

„Wohin, Aunt Hassey?“

„Kommt mit!“ Die Alte führt den Weg. Der Haufe folgt. Durch enge Straßen, spärlich bebaut und dunkel, geht der Zug, um endlich vor einer niedern baufälligen Hütte in dem sogenannten „Negerviertel“ stehen zu bleiben. „Tragt ihn hinein!“ Die Alte stößt mit ihrem Stocke, an dem sie geht, die angelegte Hüttenthüre auf; „so, legt ihn nieder und dann geht alle fort! Ich bleibe hier, bis Steve Mehaley kommt! Geht — hört Ihr nicht?

Und wenn Ihr Steve begegnet — erschreckt ihn nicht — „ein junges heißes Blut, der arme — was gibt's — Steve!"

„Laßt mich durch! Ist es wahr? Oh Tommy! Mit einem Aufschrei wirft sich der Negerjüngling auf die Leiche seines kleinen Bruders, und eine Weile hört man in dem Stübchen, dessen Thüre von Aunt Hassey von innen zugeschlossen wurde, nichts — als das krampfhafte Schluchzen Steves, der beide Arme um den Kopf des Toten hält.

„Steve!" Er hebt ein wild verstörtes Antlitz zu der alten Nachbarin.

„Wer hat's gethan?" fragt er in gellend lautem Tone, und seine großen Augen glühen unheimlich „wer hat das Herz gehabt, den kleinen Tommy heimlich zu morden" —

„Es war im Streit um einen Ball. Bill Jeffreys schimpfte ihn 'nen diebischen Neger, und Tommy schlug nach ihm" —

„Recht hatte er!"

„Dann zog Bill Jeffreys sein Messer und" —

„Verdammter irischer Hund! Laß' mich!"

„Steve — Steve — wo willst Du hin?"

„Ich will ihn fassen, den verd" —

Die alte Frau hält ihm den Weg versperrt. „Besinne Dich doch, Steve! Die Polizei hat ihn ja mitgenommen. Die Strafe kommt durch das Gesetz!"

„Gesetz? ha! ha! ha!" Der junge Mann lacht höhnisch auf. „Gesetz?" schreit er, „für einen Neger? Gibt's ein Gesetz, das für den Neger spricht? Ein irischer Teufel kann ein schwarzes Kind hinmorden, und so ein armer Bootblack (Stiefelputzer) Steve steht hilflos da" —

„Warte es ab, Steve, warte es ab! Das Gericht wird — Aber Junge!"

Der junge Neger ist auf einen Stuhl gesunken; er drückt das Antlitz in die Hände. Bei seiner Nachbarin sanftem gütigem Wort hebt er den Blick. Hochaufgerichtet steht er plötzlich da.

„Ich werde warten," spricht er, und seine Stimme klingt ganz eigenartig schrill; „ich werde warten! Wenn das Gesetz den Mörder straft, so ist es gut. Thut das Gesetz es nicht, so finde ich den feigen Hund, und töte ihn, so help me God! (so wahr mir Gott helfe!)"

„Still! Um des Himmels willen! Es stehen ringsum Menschen!" Steve hört nicht auf den angstvoll ausgestoßenen Mahnruf der alten Mulattin — er blickt mit stieren heißen Augen zu dem Bett hinüber. Die Alte ist zur Thüre gehinkt, und horcht — das Ohr dicht an das Holz gelegt — mit ahnungsvoller Sorge auf die Straße hinaus. —

* * *

Der Gerichtssaal ist gedrängt voll von Menschen. Sie stehen Kopf an Kopf bis an die Ausgangsthür gedrückt und hören atemlos gespannt auf die Verhandlung.

„Bill Jeffreys, angeklagt wegen thätlichen Angriffs auf den Neger Tom Mehaley!" liest der Gerichtsvorsitzende mit lauter Stimme, und tief im Hintergrunde des geräumigen Saales regt sich's im Gewühl.

„Was ist das?" Der Ruf kommt von den Lippen des Mulattenjünglings Steve, und geht in dem Gemurmel um ihn her verloren.

„Ruhe im Gerichtssaal! Sind die Parteien anwesend? Der Fall — Bill Jeffreys wegen thätlichen Angriffs" —

„Es war ein Mord!" Drohend, herausfordernd fallen die Worte, und aller Blicke richten sich auf Steve, den Ruhestörer.

„Ruhe da, oder der Saal wird geräumt!" Die Verhandlung nimmt ihren Anfang. Bill Jeffreys, der jugendliche Raufbold hat beide Hände auf die Holzbrüstung der Anklagebank gelehnt und sieht mit einem störrisch gleichgiltigen Ausdrucke auf die Menge. Dicht neben ihm steht eine untersetzte Männergestalt, mit aufgedunsenem rotem Antlitz und an dem unteren Knopf seines modern geschnittenen kurzen Rockes hängt eine dicke goldene Kette auf den korpulenten Leib herab. Pete Jeffrey, der bekannte „Lunch house Pete" (Schankwirt Peter) läßt seine kleinen grauen Augen über die Bänke schweifen, nickt grüßend in die Reihen hinauf und zieht dann, immer stehend — mit einer stark beringten Hand einen Klumpen Kautabak aus seiner Tasche, von dem er eine Ecke abbricht und sie wohlgefällig in den Mund führt.

„Chew?" fragt er nachlässig, dem an seiner Seite sitzenden Anwalt das Stück darbietend — und dieser lehnt es mit einer Handbewegung ab und deutet auf den Staatsanwalt, der sich erhoben hat. Es ist ein alter Herr, der jede Sache ernsthaft nimmt. Er spricht in kurzen, knappen Sätzen. Er stellt die That des Angeklagten als einen schwerwiegenden, brutalen Ueberfall den Hörern dar. Er spricht in warmem Mitleid von dem kleinen Negerknaben, den die böswillige Rauflust des viel älteren Bill Jeffreys — feige opfert. „Fordert Strafe, meine Herren! Sinne der Gerechtigkeit — verpflichtet, meine Herren — — — hm. Tragen von Waffen — verbrecherisch! Muß ausgerottet werden! Zuchthaus, meine Herren — drei Jahre Zuchthaus, hm!" — — Im Hintergrund des Saales regt sich's — da sich der Staatsanwalt gesetzt, von neuem. Ein Schieben und ein Drängen hinter den gefüllten Bänken; — darauf ein dringliches „Hindurch will ich" — „es war ein Mord" — „Ruhe da hinten!" mahnt der Vorsitzende vom hohen Pult herab.

Zwei runzelige braune Hände legen sich beschwichtigend warnend auf des Negers Arm.

„Laß mich, Aunt Hassey!"

„Phillis, sprich Du zu ihm!" Das hochaufgeschossene, schlanke Mädchen, das ungelenk genug hinter der Greisin halb verborgen stand, und mit den großen dunklen Augen forschend in das Antlitz Steve Mehaleys sah — schob sich, beim Ruf der Alten, eigenartig rasch behend hervor, und legte wortlos eine kleine schmale Hand auf die des Negers. Lag in der Berührung etwas, was die Leidenschaft Mehaleys zügelte? Der ernste Blick in den voll aufgeschlagenen Mädchenaugen hielt den seinen, und hastig athmend, wie im wankenden Entschlusse kämpfend — lehnt er an einem Pfeiler und schließt auf einen Augenblicke die Augen.

„Der Anwalt für Bill Jeffreys! Jetzt geht's los!" Steve hört das Flüstern um ihn her. Er rafft sich auf. Vorn — auf dem erhöhten Podium steht der Anwalt für den Angeklagten — ein wohlbeleibter Herr, mit einer salbungsvollen Fistelstimme. Er sieht die ganze Sache von der unschuldvollen Seite. Er billigt es durchaus nicht, daß man in der Heftigkeit zu einer Waffe greift, indes, die „Jugend hat nicht Tugend," und welcher weißer

Knabe von geringstem Stolz nur (hier vibrierte der salbungsvolle Ton, und der rechtliche Verteidiger warf den bartlosen Kopf zurück, „welcher Knabe vom geringsten Stolz nur, könne es dulden, daß ein sich herumtreibender unnützer Neger die Hand gegen ihn rührte, welcher — meine Herren?" Wir haben vor uns einen Knaben, dessen ganze Zukunft in unseren Händen liegt! Ist es geraten auf das junge Dasein den Makel aufzuwälzen, den das Zuchthaus gibt? Das Zuchthaus, meine Herren, ist ein Asyl für die verderbtesten Verbrecher, aus seinen Fesseln kehrt niemals ein Reuiger zurück. Wir haben aber vor uns einen Knaben, dessen Dasein noch zu retten ist, und darum haben wir das Recht — ja die Verpflichtung, ihn zu strafen, indem wir ihn in's Korrektionshaus geben. Ich beantrage die Bestrafung des Knaben Bill Jeffreys und zwar mit 8 Monaten in der Besserungsanstalt bei Bellville!" Das selbstzufriedene Antlitz des Verteidigers sieht, da er geendet, Beifall suchend, um sich.

„Ruhe da! Was bedeutet der Aufruhr?"

„Steve! oh Steve!" Des jungen Mädchens Angstruf kommt zu spät. Die vorgestreckten Hände sinken jäh herab. Durch die Menschenwogen drängt sich der junge Neger, und bahnt mit wilden Schlägen sich den Weg nach vorn.

„Der Mensch ist toll!" Vor dem entschlossenen stieren Auge weicht die Menschenzahl zurück. Der kräftige Arm holt aus. Ein rasches Blinken — ein kurzer Schrei! — Bill Jeffreys sinkt zu Boden, und regungslos, mit festgeschlossenen bleichen Lippen steht der Neger über ihm, und liefert sich — verächtlich schweigend, dem Gesetze aus.

* * *

„Die Zeit ist um, Mamselle!"

Das Mädchen, welches in der finstern Zelle neben dem Lager des Gefangenen kniete, hob ihren Kopf und heftete ihre dunklen Augen flehend auf den graubärtigen Schließer.

„Darf ich nicht noch fünf Minuten bleiben?"

„Geht nicht, Mädchen! Zeit ist um, und der Advokat will herein!"

„Der Advokat?" Phillis ist von ihren Knien aufgesprungen. Sie schlägt mit einer leidenschaftlichen Geberde beide Hände um den Arm des vor ihr stehenden Negers und spricht in leisem Tone — dringlich ernsthaft, hastig auf ihn ein.

„Steve, er ist wieder da, der Advokat! Steve, es ist das letzte Mal. Gib nach! Höre auf ihn! Tommy ist tot, es ist nichts daran zu ändern — wozu Dein Leben und das meinige opfern — ich bleibe allein zurück, wenn sie Dich töten, Steve."

„Come girl, come!" Das Mädchen schreckt bei des Gefangenwärters Mahnruf jäh zusammen. Sie richtet sich, da Steve noch immer schweigend vor ihr steht, hochauf, und geht der Thüre zu, dann wendet sie zum letzten Mal den Kopf zu ihm zurück.

Kein Wort fällt zwischen ihnen. Mit einem dumpfen Stöhnlaut faßt der Neger die herabgefallene Mädchenhand und drückt sie fest an seinen Mund.

„Steve! da draußen stehen hunderte von Menschen, die in den Gerichtssaal drängen. Die Herren sind versammelt. In einigen Stunden ist's entschieden. Steve — Du thust's!"

Ein langer Blick aus schmerzerfülltem Auge trifft sie, Steve Mehaley schüttelt sanft bestimmt verneinend seinen Kopf.

„Ich kann nicht Phillis!" Die Schlüssel klirren. Die Eisenthüre fällt in's Schloß und in den finstern schmalen Gang, der von der Zelle in den Ausgangskorridor hinführt — steht Phillis dem eintretenden Rechtsanwalt gegenüber.

„Herr Richards!"

„Mein armes Kind, Du kommst von ihm!" Sie nickt und hebt die Augen klagend.

„Er ist nicht zu bewegen, Herr! Gibt's keine andere Rettung?"

„Ich will ihn nochmal sprechen!" Der junge Anwalt schreitet mit kurzem Gruß an ihr vorüber und findet Einlaß in die Zelle Steve's.

„Mein junger Freund — ich komme noch einmal um in Sie zu dringen, nein, lassen Sie mich sprechen!" Der Gefangene hat sich auf die harte Kante seines Lagers hingesetzt und dem Rechtsanwalt den Holzschemel hingeschoben.

„Machen Sie's kurz, Herr!"

„Mein Freund — Sie wissen, was ich will; Ich habe mich erboten Ihre Sache zu vertreten, sobald Sie sich dazu verstehen, eine Rolle zu spielen, die mich berechtigt, Sie unter der Vorgabe „temporären Wahnsinns" zu verteidigen. Als ich mich Ihnen freiwillig dazu anbot, geschah es in meinem eigensten Interesse — ich bin ein junger Anwalt, und Ihre Freisprechung hätte mir einen Namen gemacht. Seit ich Sie kenne, und das arme junge Geschöpf — das mit jeder Fiber an Ihnen hängt — Mehaley, ich bin Ihr Freund — lassen Sie sich raten — es ist das Einzige, was Sie rettet!"

„Ich will Gerechtigkeit — nicht Gnade!"

„Gerechtigkeit? Mein Freund — Sie haben einen jungen Mann erstochen!"

„Er tötete meinen Bruder!"

„Im Spiel."

„Gleichviel — er nahm ihn mir!"

„Wir haben ein Gesetz, das die Verbrecher straft!" Steve warf mit Leidenschaft den Kopf zurück.

„Ja," rief er, „ein Gesetz, das einen weißen Knaben wie ein Kind zu züchtigen sucht, weil er einen Neger tötete, und einen Neger hängt, wenn er den weißen Knaben totsticht. Ein schönes, ehrliches Gesetz — nein, nein, mein Herr, ich wußte, was ich that — ich that's bedacht. Ich bin nicht feige — ich verkriege mich nicht hinter einer Maske und heuchle Wahnsinn für die That, die mir Gerechtigkeit bedeutete. Ich fordere jene Herren heraus. Galt für den irischen Hund das Korrektionshaus, so wollen wir doch sehen, ob für den Neger andere Strafe gilt!"

„Die Umstände liegen anders!"

„Ich leugne das!" Im Korridor erhallen Schritte. Der Schließer öffnet.

„Ich muß Sie bitten, Mr. Richards!" Die beiden Männer haben sich erhoben. Steve streckt dem Anwalt seine Rechte hin.

„Ich möchte Ihnen danken!" sagt er weich, und Mr. Richards drückt die ihm gereichte Hand.

„Ich werde es doch versuchen, junger Mann!" Und er versucht es redlich; mit allen Mitteln sprachgewandter Rede; aus allen kleinen Quellen, die ihm hilfreich scheinen. Die jugendlich volle Stimme dringt ein in die Herzen aller Hörer, die den Saal bis auf den letzten Winkel ganz ausfüllen, und

manches Auge, das hart und mitleidslos geblickt, kehrt sich in leiser Wehmut zu dem hochgewachsenen Negerburschen, der mit stummen Lippen und gesenkten Lidern vor den Richtern steht; und da der Anwalt seine Rede schließt, geht ein Gemurmel leisen Beifalls durch den Saal.

Wie lange doch die Zeugen sprechen! Wie lang und wie ermüdend sind die Reden der Anwälte! Der monotone Stimmenschall dringt bis hinaus auf den halbfinstern Korridor, an dessen äußeren Eingang ein, trotz der gelben Farbe, blasses Mädchen an den Pfeiler lehnt, und mit bleischweren Lidern und gesenktem Kopf verharrt.

Wie sie doch lange sprachen! Wie feierlich dabei! Wie still es blieb! Bedeutete die Ruhe Günstiges für den Gefangenen? bedeutete — ah — Schritte! des Mädchens Kopf fuhr rasch, lebendig auf.

„Mein Herr!" Ein alter Herr ging eilig aus dem Saal und sah im Gehen nach der Uhr. Sein ungeduldiger Blick glitt flüchtig zu der Fragerin hinüber. „Ach wenn Sie mir doch sagen wollten, wie's da drinnen steht?"

„Um den Gefangenen?" Der alte Mann weist mit dem Kopf zum Saal zurück, dessen Thüre sich in diesem Augenblick der Hitze wegen öffnet.

„Können's selbst sehen," sagt er kurz — eilig weiter gehend, „s' steht schlecht!"

Sie sieht hinein. Ein kleiner Schrei entfährt den blaßgewordenen Lippen. Vor den hunderten gedrängten Köpfen erblickt das Mädchen den der eigenen Großmama auf der erhöhten Zeugenbank auftauchen, sieht wie das greise Antlitz, umrahmt von weißen Haaren, auf denen der karrierte Negerturban sorgsam gefaltet sitzt, in schmerzbewegtem Ausdruck auf den Angeklagten blickt. Was wollte man von ihr erfahren? Weshalb befahl man gerade sie, des jungen Mannes alte Nachbarin und Freundin, auf die Zeugenbank des Staates — sie — Aunt Hassey?

„Sie heißen?"

„Telehassee Greenfield!"

„Alt?"

„Drei und siebzig Jahre, nächsten Oktober!"

„Wo geboren?"

„Im Staate Virginia!"

„Sie kennen den Angeklagten?"

„Ja!"

„Waren an dem Tage bei ihm, als der Bruder starb?"

„Ja!"

„Was that der Angeklagte?" Die Frau ließ einen Augenblick vergehen — bevor sie ohne aufzusehen murmelte:

„Er weinte!"

„Und dann?"

„Dann? ich verstehe nicht, Herr!" Der Richter zog die Brauen finster ein. „Sie wissen doch, daß Sie beeidet sind. Es handelt sich für uns darum — herauszubringen, ob die begangene That in einer temporären Geistesstörung oder mit wohl beabsichtigter böswilliger Mordes- und Rachelust begangen worden ist. Sie haben geschworen — Sie sind Kirchenmitglied — Sie kennen die Bedeutung eines Eides, Sie werden also die Wahrheit sagen — die lautere Wahrheit! Hat der Angeklagte Steve Mehaley durch eine Äußerung angedeutet, daß er nach dem Leben des Gemordeten trachtete?"

Über dem Antlitz des Alten zog ein Ausdruck störrischer Entschlossenheit.

„Ich bin alt und vergeßlich, your honor!"

„Sie werden sich besinnen! Sprach der Angeklagte an jenem Tage die Worte, „wenn das Gesetz ihn straft, so ist es gut — wenn nicht, so töte ich den feigen Hund?"

Das greise Antlitz schaute müd und blöden Auges auf, und der gebeugte Rücken fiel noch mehr herab.

„Ich weiß nicht, Herr," sprach sie in heiserem Tone, „man spricht in seinem Schmerz so viel —"

„Zeugin — Sie stehn vor Gott!"

Ein leichter Schauer zog bei diesen Worten durch die zitternde Gestalt, die welke Hand schlug rasch das Kreuz auf Stirn und Brust und ihre alten Augen hoben sich in stummen Jammer zu dem Neger Steve. Sekundenlang erbebten ihre Lippen, dann kam die Antwort:

„Your honor — ja, ich hörte es!"

Welch' lange, lange todtenstille Pause, in der die zwölf Geschworenen in dem Nebensaal berieten! Das bleiche Mädchen Phillis kauert regungslos im Flur des Hauses. Die mageren Hände decken das Gesicht.

Träumt sie es, oder sind die stillen Männer in den Saal zurückgekehrt? Spricht drinnen nicht die monotone Richterstimme von Gerechtigkeit und Tod und wohlbedachter vorgeplanter Handlung? Und jetzt? die schreckliche erschauerliche Frage:

„Schuldig oder nicht schuldig, meine Herren!"

Das Mädchen fährt mit einem wilden Schrei empor. Es war unmöglich! Sie hatte falsch gehört! Es saußte so geräuschvoll ringsumher. Die Menschen schoben in so großen Massen — so erregt der Ausgangsthüre zu.

„Schuldig!" hat man gesagt, und wie aus weiter Ferne tönt der grausige Satz: das Todesurteil.

„Hanged by the neck until ye be dead! dead! dead!"

Die Ketten rasseln an den Händen des Gefangenen. Die abgespannte Menge füllt die Ausgangsthüren. Im Saale kramen Diener die umhergestreuten Dokumente auf. Der große Raum ist leer, bis auf die eine Ecke, in der auf einem Stuhl ein altes Mütterchen zurückgeblieben sitzt.

„Großmutter Du, Du hast es gethan! Du konntest ihn verraten! Dein Wort war sein Todesurteil. Großmutter, warum sprichst Du nicht, was siehst Du so — Großmutter!"

Die greisen Lippen geben keine Antwort. Verzweifelnd kniet das Mädchen. Sinnlos tasten ihre Hände in dem starren Angesicht der alten Frau, und plötzlich hallt ihr langer Klageruf durch den verlassenen stillen Raum.

„Großmutter — tot — auch Du!"

Fremde Hände sind's, die sich zu später Abendstunde über das ohnmächtige Mädchen beugen; fremde Lippen mühen sich — ihr Trosteswort zuzusprechen — das schmale Antlitz sieht auf die Umstehenden mit einem lieblich träumerischen irren Lächeln, und dieses Lächeln schwebt um ihre Lippen, da sie — Wochen drauf — im großen Hofraum des Gerichtshauses — die Hinrichtung des Negers Steve Mehaley mit großen Kinderaugen interessiert verfolgt.

Sara Hutzler.

Das deutsche West-Texas.

3.

Der obere Teil der Grafschaft Kendall ist ein von Bergen durchsetztes, zerrissenes Terrain; nur hier und da, dem Lauf der Guadelupe entlang und in Seitenthälern, welche von Bergbächen durchflossen sind, bietet es kleinere oder mehr ausgedehnte Flächen Landes, die sich zum Anbau und soweit zu Niederlassungen eignen; die große Masse des bergigen Hinterlandes ist nur zum Betrieb der Viehzucht geschaffen, und die Bevölkerung dieses Landstrichs kann infolgedes nur eine verhältnismäßig dünne sein. Überall aber, wo die natürliche Beschaffenheit des Bodens dem Ackerbau Erfolg verspricht oder wo die Bedingungen für den Viehzuchtsbetrieb günstig sind, hat sich der deutsche Bauer mit deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit sein Heim zu gründen verstanden. — Etwa 12 Meilen nördlich von Börne in einem schönen Thale der Guadelupe liegt die ebenfalls ausschließlich deutsche Ansiedelung Comfort und östlich davon ab, wo der Sister-Bach in die Guadalupe fällt, die deutsche Sisterdale-Kolonie, früher im ganzen Lande unter dem Namen des westtexanischen „Lateinischen Settlements" bekannt. Männer von hervorragender geistiger Bildung und Begabung, unter ihnen ein Gelehrter, dessen Namen in der deutschen Wissenschaft Klang hat, — (die meisten derselben waren durch die Bewegung von 48 aus dem Vaterlande fortgetrieben worden,) — hatten sich den prächtigen Fleck Erde auserkoren, um dort sich ihr Tusculum zu gründen und fern vom Weltgetriebe unter ihren Büchern und im Genusse der Natur als „lateinische Bauern" zu leben. Aber auf amerikanischem Boden gedeiht die Idylle noch weniger als anderwärts; das rauhe amerikanische Pionierleben im Hinterwalde der Zivilisation ist ein unausgesetzter, harter Kampf ums Dasein, der alle Kräfte in Anspruch nimmt, ein Kampf, welchem nur der von Jugend auf an schwere Arbeit gewöhnte, körperlich wie geistig bedürfnislose „wirkliche Bauer" gewachsen ist. Dazu kam im vorliegenden Falle noch, daß gerade in der Erstlingsperiode der Ansiedelung die Witterungsverhältnisse sich möglichst ungünstig gestalteten; eine über das ganze westliche Texas gehende Dürre*) vernichtete mehrere Jahre hintereinander die Ernten und beeinträchtigte den Viehzuchtsbetrieb. So war es nicht zu verwundern, daß der „lateinische Versuch" mislang. Seit beinahe zwanzig Jahren schon ist Sisterdale in die Hände von tüchtigen deutschen Ackerbauern übergegangen, und sie haben unter Mithülfe günstigerer Naturverhältnisse die Ansiedelung zur Blüte gebracht.

Dem Flächeninhalt nach eine der größten Grafschaften des Staates, — sie umfaßt ein Areal von circa 1400 Meilen im Geviert, — ist Kendall im Verhältnis schwach bevölkert, wie oben bereits bemerkt worden. Sie hatte im Jahre 1880 nicht mehr als 2763 Einwohner, gegen 1536 im Jahre 70, und nach Berechnungen, welche der Census des letztgenannten Jahres an die Hand gibt, sind mehr als zwei Dritteile seiner Bevölkerung Deutsche oder deutscher Abstammung. Auch in den westlich und nördlich an Kendall angrenzenden Grafschaften Kerr und Blanco hat das Deutschtum, wenn auch in vereinzelteren Niederlassungen und geringer an Zahl, festen Fuß gefaßt; seine dort, so wie in Kendall zwischen die Berge und in die kulturfähigen oder zur Viehzucht brauchbaren Thäler hineingeschobenen Ansiedelungen erfreuen sich ebenfalls eines sichtlichen und fortschreitenden Gedeihens.

Oberhalb von Kerr und neben Blanco kommen wir sodann zu der beinah ganz deutschen Grafschaft Gillespie. Sie bildet gewissermaßer den nördlichen Abschluß für das Deutschtum von West-Texas, wenn sich auch in den nördlich von ihr gelegenen Counties Mason, Blanco und San Saba noch vielfach zerstreute deutsche Ansiedelungen finden. Mögen die Leser gestatten, daß wir — vielleicht mit einer Art von parteiischer Vorliebe — etwas länger bei der Beschreibung der deutschen Gillespie-Kolonie verweilen, die vor kurzer Zeit noch als Grenzposten der Zivilisation galt; wir halten uns dazu berechtigt, weil gerade sie vor allem den glänzendsten Beweis dafür liefert und die beste Illustration dazu gibt, was deutsche Einwanderung, deutscher Fleiß, deutsche Thatkraft und Ausdauer in Texas geschaffen und für Texas geleistet haben.

Es war im Jahre 1847, als der „Fürsten-, Grafen- und Herren-Verein", weil er in Comal nicht mehr Platz für seine neuankommenden Schutzbefohlenen fand, mitten in dem damals noch unbestrittenen Indianergebiet die Kolonie Friedrichsburg gründete und so den Grundstein zur Besiedelung der späteren Grafschaft Gillespie durch deutsche Niederlassungen legte. Die Ansiedler, welche nach Friedrichsburg gebracht wurden, waren mittellos, teilweise durch Verschuldung des Vereins, an welchen sie in Deutschland ihre Gelder eingezahlt hatten, in der vertrauensvollen Zuversicht, dieselben in Texas zurückerstattet zu erhalten; — der Verein, ohne irgend welche Erfahrung im Kolonisations-Geschäft, wie er war, hatte die ihm anvertrauten Gelder in unfähiger Verwaltung zersplittert und verschleudert; — so waren denn die Kolonisten, als sie an dem von aller Verbindung mit der zivilisierten Welt beinah abgeschnittenen Grenzposten anlangten, von dem Vereine abhängig und selbst betreffs der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse auf das angewiesen, was die Vereins-Depots zu liefern vermochten. Gerade damals aber befand der Verein sich auf der abschüssigen Bahn zur völligen Auflösung; er war dem Bankerotte nahe, seine Kassen leer, seine Magazine erschöpft; die Zeit kam bald, daß Lebensmittel aus letzteren nicht mehr „gefaßt" werden konnten, weil die Vorräte gänzlich ausgegangen waren; der unglücklichen Niederlassung in Friedrichsburg trat wirklich und wörtlich die Hungersnot nahe. Da galt es denn, alle Thatkraft zusammenzuraffen, sollte die junge Kolonie nicht in Verzweiflung und Elend zu Grunde gehen; da galt es, daß die armen, misleiteten und betrogenen Ansiedler, welche der Verein aus der Zivilisation heraus mitten hinein in das Indianergebiet geführt und dort schmählich im Stiche gelassen hatte, — sich nicht selbst verließen. Und — sie erwiesen sich der gewiß nicht leichten Aufgabe gewachsen. Weit entfernt davon, die Stätte des Unglücks zu verlassen und in Verzweifelung aufzugeben, was ihre Arbeit bis dahin geschaffen, — so

*) Seit dem Jahre 1857 hat Westtexas nur noch einmal eine entschiedene Dürre gehabt, im Jahre 1879, und selbst in diesem hat der westtexanische Farmer, welcher inzwischen die richtige Weise der Bebauung seines Landes gelernt hatte, eine verhältnismäßig gute Ernte gemacht.

unbedeutend es vielleicht auch sein mochte, — machten sich die deutschen Kolonisten mit der Zähigkeit des Willens und mit der That- und Arbeits-Kraft, welche dem deutschen Charakter eigen ist, an das Werk, mit ihrem eigenen starken Arm sich die Selbständigkeit zu erarbeiten, welche der Verein ihnen versprochen und — nicht gegeben hatte. Und daß sie dieses Ziel erreicht, daß sie eine, darf man sagen, glänzende materielle Unabhängigkeit durch eigene Kraft und Anstrengung errungen haben, das beweist der Erfolg — das ergeben die Census-Berichte. Der vom Jahre 1880 ist noch nicht in voller Ausführlichkeit erschienen; aus den Bruchstücken, welche bis jetzt in die Öffentlichkeit gelangt sind, läßt sich indes an der Hand von unwiderleglichen Zahlen und Thatsachen erweisen, daß die Grafschaft Gillespie und ihr Gerichtsort Friedrichsburg während des Census-Jahrzehntes 1870 — 80 mit der Gesamtentwickelung des Staates Schritt gehalten haben. — Für die folgenden Notizen stützen wir uns im wesentlichen auf die Angaben des vorletzten Census vom Jahre 70. Sehen wir uns zunächst in Friedrichsburg um. — Wo damals, zur Ursprungszeit der Kolonisation, eine kleine Zahl ärmlicher Blockhütten stand, aus rohen, kaum behauenen Baumstämmen notdürftig und kunstlos zusammengefügt, eben Schutz gegen Wind und Wetter bietend und ohne selbst den bescheidendsten Ansprüchen an Bequemlichkeit Genüge zu leisten, da erstreckt sich heute mehr als zwei (englische) Meilen lang die breite Hauptstraße der Stadt, zum beträchtlichen Teile mit zweistöckigen, aus Bruchsteinen aufgeführten Häusern besetzt. Stehen hier und da zwischen ihnen, als Überbleibsel aus der Schöpfungszeit des Platzes, auch noch vereinzelte Blockhäuser, so haben selbst sie sich dem verschönernden Einflusse der Kultur nicht zu entziehen vermocht, die Wände sind übertüncht, die Fußböden mit Holzdiehlen belegt worden; Fenster sind eingesetzt und Verandas hinzugefügt, um welche sich das freundliche Grün schattengebender Schlingpflanzen zieht; hatten sie früher eben nur der nackten Notdurft gedient, so fangen sie jetzt schon an, auch den Anforderungen an eine Art genüglicher Bequemlichkeit gerecht zu werden. Als „geschichtliche" Denkzeichen an die Entstehungszeit hat sich Friedrichsburg noch zwei Gebäude unverändert bewahrt, das alte „Vereinshaus", einstens das stattlichste Wohngebäude des Ortes, um welches — seiner Geräumigkeit und Bequemlichkeit halber — die gesamte Ureinwohnerschaft die Vereinsbeamten beneidete, und das heute kaum noch den Zwecken eines Kornhauses oder Stalles genügend erachtet werden würde, — sodann das auf dem Marktplatz gelegene protestantische Bethaus, welches — im Achteck gebaut und mit einem Aufsatze versehen — im Volksmunde den bezeichnenden Namen der „Kaffeemühle" trägt. Wer Friedrichsburg in seinem Wohlstand recht erkennen will, der muß es an einem Sonntage besuchen. Da kann er fast vor jedem Hause einen hübschen Wagen halten sehen, mit zwei kräftigen, wohlgenährten Tieren bespannt, oder ein treffliches Reitpferd mit schmuckem Sattelzeug. Die deutschen Farmer von Gillespie County sind von allen Seiten her zur Stadt gekommen, um den Kirchenbesuch und anderweitige Geschäfte abzumachen. Aus der Menge der Fuhrwerke und Reittiere läßt sich der Schluß ziehen, wie zahlreich und bevölkert die Niederlassungen in der Umgegend von Friedrichsburg sein müssen, am Piedernales, am Grape-Creek, am Live-Oak, am Dry-Creek, und wie die Plätze, wo deutsche Bauern sich angesiedelt haben, alle heißen mögen. Aus der stattlichen Ausrüstung der Gefährte, aus der Güte der Pferde, aus der Gediegenheit und Wohlhäbigkeit der Sonntagskleidung, welche Männer und Frauen zur Schau tragen, rechtfertigt sich die Schlußfolgerung, daß in den deutschen Niederlassungen der Grafschaft Gillespie ein genügliches Gedeihen und solider Wohlstand die Regel ist. Soll man den Gesamteindruck bezeichnen, welchen die freundliche Stadt mit ihren stattlichen und sauber gehaltenen Häusern, ringsherum von wohlgepflegten Gärten und Feldern umgeben, auf den Besuchenden macht, so ist es nicht allein eine gewisse anmutende Behaglichkeit und Wohlhabenheit, die gleich auf den ersten Blick überall in die Augen fällt, sondern auch das Gefühl, daß der ganze Platz von dem Bewußtsein eines entschiedenen und sicheren Fortschreitens getragen wird. Das spricht sich nicht bloß in den Neubauten aus, denen das Auge überall begegnet, nicht nur in der stetigen Wertsteigerung des Eigentums; es spiegelt sich, möchte man sagen, in der ganzen Physiognomie von Friedrichsburg und auf dem Gesichte jedes einzelnen Geschäftsmannes und Einwohners wieder. Die Stadt hat kein einziges Anzeichen des Verfalles aufzuweisen, wie das bei so manchem, besonders amerikanischen Landstädtchen des Staates wohl der Fall ist; ihrem Äußern, so wie der Haltung jedes ihrer Bewohner ist im Gegenteil der Ausdruck des festbegründeten, sichern Vertrauens aufgeprägt, eines Vertrauens, welches seine Zuversicht aus der sicheren und reichen Quelle der Ackerbauproduktion in den umliegenden deutschen Farmansiedelungen schöpft.

In der That muß der Umfang des Geschäftsbetriebes, den Friedrichsburg vermittelt, jeden in Erstaunen setzen, welcher den Platz zum ersten Male sieht und die Erklärungsgründe nicht zur Hand hat. Wenn man in betracht zieht, daß die Stadt 75 Meilen von jedem größeren Geschäftsplatze entfernt liegt, und daß nördlich von Gillespie County die Niederlassungen verhältnismäßig dünn gesät sind*), so erscheint es kaum begreiflich, daß ein Landstädtchen mit 10 bis 1200 Einwohnern, wie Friedrichsburg, im stande ist, siebzehn bis achtzehn kaufmännische Geschäfte, (und ein Paar davon sind von nicht unbeträchtlichem Umfang,) zu erhalten. Und es hat nicht allein das gethan, sondern auch dem größten Teil der Kaufleute zu einem verhältnismäßig bedeutenden Wohlstande geholfen. Der Verkehr mit den Militärposten längs der Grenze, für welche sie die Lieferungen übernommen haben, mag mit dazu beigetragen haben, das Geschäft und die Bedeutung des Platzes zu begründen und immer mehr zu heben; als eigentliche Quelle und als letzter Grund für das Gedeihen von Friedrichsburg kann aber dieser Handel mit den Grenzforts nicht gelten; die Erklärung dafür ist in der ackerbaulichen Entwickelung

*) Eine dichtere Ansiedelung des nördlich und nordwestlich von Gillespie gelegenen Distrikts, — und sei es hier beiläufig bemerkt, daß zu ihm der ursprünglich vom „Fürsten-Verein" für seine Kolonisationszwecke erworbene Fischer- und Müllersche Grant gehörte, — hat erst im letzten Census-Jahrzehnt begonnen; nach der Censusliste von 1870 hatten die Grafschaften Kimble, Llano, Mason, Menard, San Saba, Mc. Culloch, Concho, Brown, Coleman und Runnels nur eine Gesamtbevölkerung von 5285 Köpfen; der Census des Jahres 1880 weist für denselben Distrikt eine Einwohnerzahl von 30,853 Köpfen auf.

der Grafschaft Gillespie und ihrer deutschen Niederlassungen zu suchen.

Seit dem Ende der fünfziger Jahre bereits hatte der deutsche Bauer sich dort, — neben der Rindviehzucht und dem Maisbau, welche bis dahin in Gillespie, wie überall in Texas, wo die Baumwolle nicht den Stapelartikel des Ackerbaues bildete, fast ausschließlich betrieben wurden, — auf die Kultur der Kleinkörner-Früchte, Weizen, Roggen und Hafer gelegt. Während der Versuchszeit, so lange bis im neuen Lande die den Bedingungen des Bodens und Klimas entsprechende Weise des Kleinkörnerbaus, die richtige Saatzeit, das passende Saatkorn 2c. herausgefunden waren, konnte es nicht ausbleiben, daß Mißerfolge häufig, fast möchte man sagen, die Regel waren. Aber statt sich durch dieselben abschrecken zu lassen, setzte der deutsche Bauer mit zäher Beharrlichkeit seine Experimente fort, und allmälig war er dahin gelangt den neuen Ackerbauzweig zu einem lohnenden zu machen. Die infolgedessen sich von Jahr zu Jahr steigernde Ausdehnung des Ackerbau- wie auch des Viehzuchtbetriebes in Gillespie County war es, welche nicht allein dem Friedrichsburger Kaufmann es möglich machte, die militärischen Grenzposten mit dem benötigten Bedarf an Fleisch, Korn, Hafer 2c. zu versorgen, — sie legte auch den Grund zu einer neuen Art von Gewerbsthätigkeit und somit zu einer neuen Verkehrs- und Wohlstandsquelle, indem sie Veranlassung ward zur Anlage der drei Friedrichsburger Dampfmühlen, welche das in der Umgegend gezogene Korn und Getreide verarbeiteten. Und mit der stetig wachsenden Wohlhabenheit des Farmerstandes, welche der lohnende Ertrag seines Ackerbaus mehr und mehr auf einen festen und sicheren Untergrund stellte, wuchsen zu gleicher Zeit für ihn selbst auch die Anforderungen an das Leben und die Luxusbedürfnisse, und wieder war es der sie vermittelnde Kaufmann, dem eine solche Steigerung der Bedürfnisse zu Gute kam. Ebenso selbstverständlich war es, daß der Aufschwung des Ackerbaubetriebs dem Handwerk der Stadt, vor allem den zahlreichen Schmiede-, Stellmacher- und Sattlerwerkstätten, durch reichliche Beschäftigung einen „goldenen Boden" sicherte. Kurz, für das kaufmännische Geschäft sowohl als für die Industrie-Entwickelung von Friedrichsburg war und ist die reiche Ackerbau-Produktion der deutschen bäuerlichen Niederlassungen in der Grafschaft Gillespie die eigentliche und hauptsächlichste Quelle des Gedeihens.

Daß ausschließlich das deutsche Element die Kulturarbeit in Gillespie County gethan und sich damit ein unanstreitbares Verdienst um die Aufschließung und Besiedelung des texanischen Nordwestens erworben hat, ist eine Thatsache, für welche die Censuszahlen den Beweis liefern. Von den 3566 Einwohnern der Grafschaft gehörten im Jahre 1870 nicht weniger als 3050, mithin sechs Siebentel, dem Deutschtum an: nur 516 waren Nicht-Deutsche, meist Amerikaner. Und selbst von diesen 516 Nicht-Deutschen waren nur wenige seßhafte Ackerbauer; die Mehrzahl gehörte zu der wenig wertvollen Klasse der Squatter, d. h. solcher, die auf fremden Grund und Boden zeitweiligen Wohnsitz nehmen. An abgelegenen Plätzen in den Bergen sitzend, lebten sie von der Hand in den Mund, teils von der Jagd, teils vom Ertrage einer kleinen Viehzucht, nicht selten auch vom Viehdiebstahl. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß viele derselben sich seitdem weiter nach Nordwesten in die neuerschlossenen Grafschaften gezogen haben, und daß unter den 5228 Einwohnern, welche der Census von 1880 für Gillespie angibt, heute ein noch größerer Bruchteil als der von sechs Siebenteln der deutschen Nationalität zuzurechnen ist.

Das Bild der deutschen Grafschaft Gillespie, wie wir es im Obigen mit wenigen Strichen hingeworfen haben, fußt auf Censusangaben und auf einer Selbstanschauung, die beide schon bis in den Anfang der siebziger Jahre zurückreichen; doch bleibt es heute noch im Ganzen und Großen ein zutreffendes, nur daß das letzte Jahrzehnt auch für Gillespie den gleichen Fortschritt, dieselbe Weiterentwickelung gebracht hat wie für das übrige Texas. Fügen wir demselben hier noch hinzu, daß Friedrichsburg — nach der Mitteilung, welche ein alter Bürger der Stadt, Herr Fr. W. Döbbler im Oktoberheft der „Weltpost" von 1881 gibt, — „die beste Aussicht hat, binnen kurzem durch zwei Eisenstraßen mit dem großen amerikanischen Eisenbahn-Netze in Verbindung zu treten." Die eine derselben, für welche der Bahnhof in Friedrichsburg bereits angelegt ist, stellt die Verbindung mit San Antonio her und wird nicht allein für die Grafschaft Gillespie, sondern auch für alle zwischen ihr und San Antonio liegenden Niederlassungen (Börne, Comfort 2c.) von weittragendster, heute fast noch unberechenbarer Zukunftsbedeutung sein. Die zweite soll Friedrichsburg in direkte Kommunikation mit Houston setzen und wird, von den Handelsvorteilen, welche sie sichert, abgesehen, — als Einwanderungsstraße nach dem Nordwesten von Texas eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit haben.

Der Westen von Texas ist — von der unbedeutenden Golfbahn abgesehen — erst seit dem Jahre 1875 in seine Eisenbahn-Periode eingetreten und er steht heute noch mit seinen zwei bis drei (freilich großen) Bahnen weit zurück hinter Central- und Nord-Texas, über deren Territorien sich schon ein dichtes Eisenbahnnetz ausspannt. Ungeachtet dieses seiner Entwickelung sicherlich nicht förderlichen Umstandes hat West-Texas während des letzten Census-Jahrzehntes einen Aufschwung genommen, welcher nur hinter dem von Nord-Texas zurückbleibt; es hat ebenso wie Central-Texas seine Bevölkerung und seinen Nationalreichtum beinahe verdoppelt und den altbesiedelten Osten von Texas weit hinter sich zurückgelassen. Während der Census von 1870 für Westtexas eine Gesamtbevölkerung von 167,213 Köpfen aufwies, gibt die Liste vom Jahre 1880 ihm 328,451 Einwohner, gewiß ein Beleg dafür, daß es dem Einwanderer gleiche, wenn nicht größere Vorteile bietet als einer der übrigen Landesteile. Die Weiterentwickelung und -Ausdehnung seiner Eisenbahnstraßen im laufenden Jahrzehnt wird unzweifelhaft einen verhältnismäßigen Zustrom von neuer Einwanderung im Gefolge haben und für das westliche Texas eine Periode des materiellen Aufschwungs herbeiführen, an welchem insbesondere auch die deutsche Bevölkerung, — heute gegen 50,000 Köpfe stark, — den Anteil nehmen wird, welchen sie für ihre bisherige Kulturarbeit verdient und welchen ihre Thatkraft und Tüchtigkeit ihr sichert.

Th. Hertzberg.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemannes.

5.

Rangun.

Wer im Nordost-Mensun die Reise von Singapore nach Rangun macht, wird fast ohne Ausnahme von dem schönsten Wetter begünstigt, da hier der Nordostwind vom Lande herweht, also wie an der Malabar-Küste Gutwetter-Mensun bildet, während er an der chinesischen und Koromandelküste von See kommend den Schlechtwetter-Mensun ausmacht. Wenn man die Malakka-Straße verläßt, hat man auf der Ostseite die unzähligen vielen kleinen Inseln, welche vom 5°—14° Nord-Breite an der Küste zerstreut liegen und den großen Mergui-Archipel und andere kleinere Inselgruppen bilden. Auf der Westseite stemmen sich dem Anprall der Wogen des Indischen Ozeans die zwei Inselgruppen Nikabar und Andaman entgegen; indem sie sich vom 7° bis 15° Nord-Breite erstrecken, bilden sie gleichsam die Fortsetzung der Malakka-Straße. In diesem, einige hundert Seemeilen breiten Gewässer legen Segelschiffe mit angenehmer, mäßiger Briese die Reise gewöhnlich in 15—20 Tagen zurück. Wir wurden sehr vom Winde begünstigt, indem wir tagsüber, als der Wind sich mehr seewärts hielt mit demselben von Backbord ein nahezu unsern Kurs steuern konnten, und wenn wir uns dann abends dem Lande auf der Ostseite näherten, holte der Wind etwas mehr landwärts, sodaß wir mit demselben von Steuerbord ein wieder unsern Kurs beinahe liegen konnten. Am zehnten Tage sagte uns die veränderte Farbe des Wassers, daß wir uns bereits im Meerbusen von Martaban befanden, welches die astronomische Beobachtung außerdem bestätigte. Zuerst veränderte sich das Dunkelblau in ein Seegrün, welches bei weiterem Fortschreiten immer mehr in ein schmutziges Gelb überging, während das Senkblei eine im gleichen Grade abnehmende Tiefe bekundete. Am Abende des folgenden Tages gelangten wir bis in die Nähe des Feuerschiffes, welches an der Mündung des Flusses lag, jetzt aber durch einen ausgezeichneten Feuerturm auf Elephant point ersetzt ist; dort ankerten wir, um den Tagesanbruch und einen Lootsen zu erwarten. Ganz in der Nähe der Mündung des Rangunflusses liegt eine andere Flußmündung, die des Pashitang (korrumpiert aus Pa-Shetan, Vater des Teufels), vor der sich der Seemann sehr in Acht zu nehmen hat, denn ein Schiff, welches in diese Mündung gerät, würde mit ziemlicher Gewißheit dem Untergange geweiht sein. Fortwährend sich verschiebende Untiefen im Flußbett (quicksand, shifting sands) bilden bei den sehr starken Gehzeiten die Hauptgefahr. Von dem sehr niedrigen Lande war noch nichts zu sehen als wir schon den Lootsen an Bord hatten, und erst als das Feuerschiff passiert war, zeigten sich die ersten Landmarken.

Die Flußufer tragen wie bei fast allen Flüssen im flachen Lande dasselbe einförmige Gepräge; erst wenn man sich der Stadt Rangun nähert, belebt sich die Landschaft durch üppigere Vegetation und größere und kleinere Höhenzüge und Hügel in einiger Entfernung, von denen die riesigen Pagoden weit in das Land hinausblicken. Rangun wurde in den fünfziger Jahren von den Engländern erobert; den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Birmanen bei der Verteidigung der einen großen Pagode; einige der englischen Offiziere und Soldaten, welche bei der Erstürmung fielen, haben hier oben in der Nähe derselben ihre letzte Ruhestätte unter uralten Bäumen gefunden. In der größten Pagode, welche beinahe im Zentrum der Stadt liegt, werden der Sage nach einige Reliquien, ein Zahn und einige Haare Buddha's, aufbewahrt. Diese Bauwerke Indiens sind so oft und ausführlich von Reisenden beschrieben, daß ich mich einer Wiederholung enthalte, nur möchte ich noch der großen Glocke erwähnen, welche unweit der Grabstätte der gefallenen Offiziere in einem starken Gestelle etwa vier Fuß über dem Boden aufgehängt ist. — Es ist dieses ein uraltes birmanisches Machwerk, über und über mit Inschriften bedeckt, daneben liegt ein einfaches Stück Holz, womit der Birmane vor dem Gebet an die Glocke schlägt, um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf sich zu lenken. Nach der Eroberung von Rangun versuchten die Engländer diese große Glocke als Beute zu entführen und brachten dieselbe mit Hilfe von allerlei Maschinerie bis zum Flußufer. Aber da kein Boot oder Floß groß und stark genug vorhanden war, um die Glocke an Bord zu bringen, blieb dieselbe ohne Wache während der Nacht am Ufer liegen, da man mit Sicherheit einen so schweren Gegenstand, wie diese Riesenglocke, sich selbst überlassen zu können glaubte. Wie groß war das Erstaunen der Engländer, als am nächsten Morgen keine Spur von der Glocke zu sehen war, aber von dem Hügel der Pagode herab schallten die tiefen Töne derselben ins Thal. Was für die Engländer das Werk einer ganzen Woche gewesen, die schwere Glocke bis an das Flußufer zu schaffen, bergab, vollbrachte die vereinte fanatische Kraft der Eingeborenen in einer Nacht, ohne die Gerätschaften der Europäer, bergauf. Dieser außerordentliche Ausdruck von Willenskraft nötigte die Engländer derart zur Bewunderung, daß man die Birmanen in dem unbestrittenen Besitze ihrer Glocke ließ.

Die Stadt Rangun, an Einwohnerzahl Singapore etwa gleich, oder etwas größer, ist sehr weitläufig gebaut, mit schönen breiten Straßen, freilich nicht in dem Sinne einer europäischen Stadt, denn gepflasterte Straßen gibt es wohl im ganzen Orient nicht; man ist froh, wenn dieselben gut chaussiert sind. Auch sind viele der Straßen noch nicht mit schattigen Bäumen bepflanzt und in der trocknen Jahreszeit vor großer Hitze und Staub für Europäer zu Fuß kaum passierbar, daher man sich, auch die weniger Bemittelten, fast stets eines Mietsfuhrwerkes bedient. Auch hier bilden die Chinesen ein Hauptelement des Handels und Handwerkerstandes.

Da der Burlington jetzt für ein chinesisches Handelshaus fuhr, so befand sich auch demzufolge ein chinesischer Superkargo mit seinem ganzen Personal an Bord, welcher für den Einkauf der Ladung und auch für sonstige Arbeiten, welche sonst meistens dem Kapitän im Hafen obliegen, sorgte. Ich hatte daher vollkommen Muße mich an Land umzusehen, jedoch an dem ausgiebigen Gebrauch meiner freien Zeit wurde ich einesteils durch die furchtbar drückende Hitze und anderenteils durch häufige Unpäßlichkeit verhindert, sodaß ich es oft vorzog, dem regen Treiben an Deck meines Schiffes unter den dichten Sonnenzelten zuzusehen. Oft lagen fünf bis sechs

große Reisboote neben und hinter dem Schiffe, deren Inhalt auf vier Stellen zugleich an Deck geschüttet und hier ausgemessen und von den Leuten des Superkargo in Säcke gefüllt wurden, welche dieselben dann zunähten und in den Schiffsraum gleiten ließen, wo dann der Reis gestaut wurde. An Stoff zu Streitigkeiten zwischen Käufer und Verkäufern fehlte es nie, da beide Teile es auf soviel Betrug als möglich gegenseitig anlegten. Vor uns lag ein größeres Schiff, welches nahezu seine Ladung vollendet hatte; eines Tages entstand ein gewaltiger Krawall an Bord, die Reisboote verließen das Schiff unter großer Aufregung der darauf befindlichen Leute. — Der chinesische Superkargo hatte die birmanischen Reisverkäufer in großartig unverschämter Weise betrogen. Er hatte auf den Stellen wo der Reis an Deck geschüttet wurde, einige Löcher bohren lassen, und diesen durch leicht ein- und auszuschiebende Holzpflöcke das Aussehen eines Decknagelpfropfen gegeben. Lag das Deck nun voll Reis, so wurden die Holzpflöcke ausgezogen und ein nicht unbeträchtliches Quantum rann, ungemessen, also auch unbezahlt, in den untern Schiffsraum. Aber so gut die Betrügerei auch gehandhabt wurde, an den Tag kam sie doch, und da hiermit auch zugleich eine Defraudation der Zollbehörde stattfand, so wurde das Schiff mit Beschlag belegt. Wie ich später erfuhr, hatte sich der Superkargo aus dem Staube gemacht, aber der Rheder hatte eine enorme Strafe zu zahlen, die ihm jedenfalls einschärfte, vor einem derartig erfinderischen Superkargo auf der Hut zu sein.

Bei meinen wiederholten Reisen nach Rangun hatte ich Gelegenheit eine Anzahl Volksfeste mitzumachen, von denen hauptsächlich drei hier erwähnt werden mögen. Ein Totenfest, ähnlich wie bei den Chinesen, bei denen große Speiseopfer dargebracht werden, welche zur Beendigung des Festes in zerbrechlichen bunten Schiffchen den Wellen des Stromes preisgegeben werden. Vorhergeht eine Schaustellung der Opfergegenstände, bei denen die Schönen Birmas den Besucher freundlichst mit Cigarren, Limonade und Gebäck regalieren. Auch musikalische Genüsse, ähnlich dem Javanischen Gamelang, erhöhen das Fest, wenn überhaupt orientalische Musik als ein Genuß für ein europäisches Ohr bezeichnet werden kann. Man ist sehr heiter bei diesen Festen, frohe Scherzreden werden getauscht und allerlei Feuerwerk wird verpufft. Ein anderes Fest wird gefeiert, indem den sichtbaren und unsichtbaren Götzen und Gottheiten Speiseopfer dargebracht werden, die in der großen Pagode und um dieselbe her ihre Wohnsitze haben, in deren Nähe sich die vorhin erwähnte große Glocke befindet. Die schönen alten Bäume, die in geringer Entfernung von der Pagode stehen, gelten für einen Lieblingsaufenthalt der Dschins (Genien) und bunte Netze werden zu Schlafstätten für dieselben darin aufgehängt. Schon lange vor Tagesanbruch sieht man Scharen geputzter Birmanen, hauptsächlich Frauen und Mädchen, große Körbe, Holzschüsseln und Näpfe voll von gekochtem Reis und schönen Früchten auf dem Kopfe tragend, den Weg nach der Pagode einschlagen, damit man bei Sonnenaufgang das Opfer beginnen kann. Die Birmanen setzen den Götzen die Opfer vor und überlassen es dem Zufall, wer die guten Gaben verzehrt. Gewöhnlich teilten sich niedere Volksklassen anderer Nationalitäten und die hier in großen Scharen vorkommenden Tauben und Vögel in die Speiseopfer. Aber dieses artete in einen argen Mißbrauch, vorzüglich von Seiten europäischer Matrosen, aus, welche den Frauen und Mädchen die Körbe u. s. w. schon am Fuße des Hügels erleichterten, noch ehe die Speisen ihren Bestimmungsort erreichten. Einige der Götzen sitzen, die Hand offen haltend, in die der gläubige Birmane Geldmünzen zu legen pflegte, welche dann Anlaß zu Raufereien unter den Matrosen wurden, auch wohl dem Betenden, noch ehe er mit seinen Verbeugungen und Gebeten fertig war, entrissen wurden. Jedoch die Englische Regierung machte durch energisches Einschreiten dem Unfug ein rasches Ende. — Ein drittes hier zu erwähnendes Fest ist das Wasser- oder Waschfest. An diesem Tage werden Götzen und Pagode gewaschen, d. h. mit Wasser begossen, und es ist wieder das schöne Geschlecht, welches das Fest in ausgelassenster Heiterkeit, nicht allein zu Hause selbst begeht, sondern bis auf die Straße hin sein Recht geltend macht. Jeder Fußgänger hat sich durch eine Geldspende von einem Sturzbade frei zu kaufen oder unter allgemeinem Gelächter sich der Taufe zu unterziehen, welche die Frauen und Mädchen an ihm vollziehen, indem sie einige Eimer Wasser über ihn schütten. Am Morgen eines solchen Festtages ward ich Zeuge einer sehr komischen Szene. Ein unliebsamer Steuerbeamter, der im Geruche stand, sehr geizig zu sein, wurde, aus seinem Hause tretend, von einer Schar ausgelassener Weiber umringt, die die übliche Spende verlangten. Der Beamte erwiderte barsch, er habe kein Geld bei sich und versuchte seinen Weg fortzusetzen, aber er konnte nur wenige Schritte thun, als er wieder, aber noch energischer, als das erste Mal, unter verdächtigem Schwenken der Kübel und Eimer aufgefordert wurde, zu zahlen, oder wenn er kein Geld bei sich habe, einen check (Anweisung) auszustellen. (Nebenbei bemerkt eine sehr übliche Zahlungsmanier in Indien, von Leuten, die bekannt sind.) Hierzu verstand sich unser Held. Aber, mochte es ein verdächtiges Zucken der Mundwinkel, oder sonst etwas in seinem Gesichte gewesen sein, man schöpfte Verdacht, ob es mit dem check auch wohl seine Richtigkeit habe. Die Inhaberin verschwand auf ein Paar Augenblicke, um in einem Laden sich den Inhalt erklären zu lassen, während die Uebrigen den Beamten noch immer umringten. Bei ihrem Wiedererscheinen entstand allgemeine Aufregung und ehe es sich unser Freund versah, erhielt er von rückwärts einen Eimer voll Wasser über sich, und als er sich wütend umdrehte, bekam er eine gleiche Ladung von vorn. Im Augenblick war die leichte Kleidung total durchnäßt, und unter allgemeinem Gelächter mußte er den Rückzug nach seiner Wohnung antreten.

Die Hauptausfuhr des Landes besteht aus Reis und Teakholz; letzteres ist das beste Bauholz für Schiffe und dem besten Eichenholze in mancher Beziehung vorzuziehen. Bei dem Tragen der Bauhölzer werden häufig zahme Elephanten verwendet, welche bei diesen Arbeiten eine außerordentliche Geschicklichkeit entwickeln und ihre Rüssel sehr vorteilhaft gebrauchen. Die Intelligenz der Tiere hatte ich mehrfach Gelegenheit zu bewundern. Wenn ein größeres Stück Holz im Schlamme versunken ist und ein Elephant dasselbe nicht herausbringt, hilft ihm sein Kamerad ziehen und zwar in ganz systematischer Weise, indem beide auf ein trompeten-

ähnliches Signal, welches eines der beiden Tiere ausstößt, ihre ganze Kraft in einem Ruck vereinigen und auf diese Weise unglaublich schwere Holzmassen in Bewegung setzen. Wo man ganze Scharen von Elephanten zu Arbeiten verwendet, sieht man sie auf ein Signal durch eine Glocke oder Gong ihre Arbeit einstellen und zu ihrem Futterplatze marschieren, und nach Beendigung der Mahlzeit auf dasselbe Signal ihre Arbeit wieder beginnen, wobei die ältern Tiere die jüngern durch Vorbild gleichsam unterrichten.

Ebbe und Flut machen sich bis Rangun und selbst noch weiter flußaufwärts sehr stark bemerkbar. Kurz vor meiner Abreise hatte ich noch Gelegenheit eine außergewöhnliche Flutwelle, „Boar" von den Engländern genannt, zu beobachten. Mit rasender Schnelligkeit erscheint die Flutwelle, hebt die ersten Schiffe auf ihren Rücken und läßt sie eben so schnell in das gewöhnliche Niveau wieder zurücksinken, indem sie, weitereilend, mit den nächsten Schiffen, dasselbe Spiel treibt und so alle Fahrzeuge in eine oft ganz bedenkliche, tanzende Bewegung versetzt, bedenklich hauptsächlich für Schiffe, die an einer Landungswerft oder dicht neben andern liegen. Ein großes englisches Schiff mit voller Ladung Reis, welches unweit der Flußmündung lag und fertig war zur See zu gehen, hatte durch den Stoß der Flutwelle seinen Anker nachgezogen, wodurch es zu nahe an eine Bank geriet, und beim Berühren derselben in dem starken Strom sofort kenterte. Dieses erfolgte so plötzlich, daß die Mannschaft sich kaum retten konnte; drei derselben, welche bei der Ladung im untern Schiffsraum beschäftigt waren, fanden ihren Tod bei der Katastrophe.

Die Reise nach Singapore zurück verlief ohne bemerkenswerten Zwischenfall. Von schwachen aber günstigen Winden begleitet, langten wir nach etwa zweimonatlicher Abwesenheit wieder dort an. Hier stand mir eine angenehme Ueberraschung bevor; nämlich als der Burlington auf der Außenrhede anlangte, kamen wieder wie gewöhnlich die verschiedenen Boote der shipchandler u. s. w. an Bord und aus einem derselben sprang unter froher Begrüßung mein Bruder, den ich seit langen Jahren nicht gesehen und von dessen möglicher Anwesenheit hier ich keine Ahnung hatte. Das Schiff, auf welchem er gedient, war hier verkauft und er hatte nun die Wahl hier zu bleiben oder nach Europa zurückzukehren. Somit konnte mein Lieblingsplan, nämlich ihn als zweiten Steuermann bei mir eintreten zu lassen, ausgeführt werden.

Johannes Römer.

(Fortsetzung folgt.)

Chile und Peru.

3.

Chile, welches nicht über eine räumlich so große Ausdehnung verfügt wie seine Nachbarn, war immer bemüht, diesem Umstand nach Kräften abzuhelfen, so durch Kolonisation eines Punktes der Magalhaensstraße (Punta Arenas), wodurch es sich zum Herren dieser wichtigen Verkehrsstraße des Atlantischen und Stillen Ozeans aufwarf, so durch kommerzielle Besitzergreifung der an Kupfer- und Silbermetallen und Salpeter reichen Provinz Atacama, welche nominell der Republik Bolivia angehörte.

In der zweiten Häfte der 70er Jahre versuchte sich die thatkräftige Chilenische Regierung an einem größeren Objekt, an Patagonien, welches, sowohl von Chile als auch von der Argentinischen Republik beansprucht, bis dahin von keinem der beiden Staaten faktisch in Besitz genommen worden war. Die in Buenos Aires zu diesem Zweck gepflogenen Unterhandlungen führten jedoch zu keinem günstigen Resultat, vielmehr erhitzten sich die Gemüter so stark, daß beide Parteien im Begriff standen, ihre vermeintlichen Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Unter diesen Umständen gab die Chilenische Regierung nach und schloß einen magern Vergleich, was ihr jedoch vom Volke äußerst übel vermerkt wurde, welches sich in seinem stark entwickelten Nationalbewußtsein tief verletzt fühlte.

Ein Revolution stand vor der Thür. Das Chilenische Gouvernement wagte jetzt durch seine offizielle Einmischung in einen Privatstreit einer in obenerwähnter Provinz Atacama domizilierten chilenischen Gesellschaft und der Bolivianischen Regierung die erregte öffentliche Meinung abzulenken.

Sie erklärte die Erhebung eines Exportzolles von 10 Cents per Zentner Salpeter, welchen die Bolivianer auf das auf ihrem eignen Grund und Boden genommene Produkt ausgeschrieben hatten, als casus belli ansehen zu wollen und nahm, da Bolivia nicht rasch genug nachgab, von dem hauptsächlichsten Hafenplatze der Provinz Atacama (Antofagasta) militärischen Besitz. Wie immer in solchen Fällen jubelte das Volk Beifall, die Argentinien gegenüber erlittene Schlappe wurde der Regierung vergeben und vergessen, und dieselbe stand fester als zuvor. Bis zur Besetzung Antofagastas und der daselbst gleichzeitig erfolgten Absetzung der bolivianischen und Installierung der chilenischen Behörden mag nun Chile keine genaue Kenntnis des anfangs der 70er Jahre zwischen Peru und Bolivia abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses gehabt haben, wenigstens wäre anzunehmen gewesen, daß in diesem Falle die zu Vermittlungszwecken in Santiago de Chile anwesende Peruanische Gesandtschaft weniger brüsquiert worden wäre, zumal es mit den Rüstungen Chiles herzlich schlecht bestellt war. Nach Abweisung der Vermittlungsvorschläge erklärte Peru mit dem verbündeten Bolivia an Chile den Krieg und der Kampf, welcher länger als 4 Jahre dauern sollte, begann. (Februar 1879.)

Peru und Bolivia zeigten sich dem kleinen, aber wohlhabenderen, rühigeren und intelligenteren Gegner jedoch nicht gewachsen. Zu Anfang des Krieges schien es freilich, als ob Peru durch seine Kriegsflotte einen Vorteil über Chile erreichen würde, als aber am 21. Mai 1879 das beste peruanische Kriegsschiff, die Independencia, durch Unfähigkeit des Kommandanten bei Verfolgung eines chilenischen Kanonenbootes in einheimischen Gewässern bei Iquique strandete, und als vollends am 8. Oktober desselben Jahres die ultima ratio der Peruaner, der Monitor Huascar nach äußerst tapferer Gegenwehr von überlegenen feindlichen Kräften genommen wurde, war die Herrschaft der Chilenen zur See und damit der endliche Sieg gesichert.

Von da ab gingen die Chilenen an die durch die Konfiguration des Landes bedingte langsame, aber stetige Besiegung und Vernichtung ihrer Gegner. Mitte November 1879 fielen Pisagua und Iquique und mit ihnen die hauptsächlichsten Salpeterhandelsplätze in die Hände der Chilenen; im Mai 1880 wurde das vereinigte Heer der Peruaner und Boli-

vianer bei Tacna in einer blutigen Schlacht überwunden und im Januar 1881 endlich wurde das letzte peruanische Bollwerk bei Chorillos und Miraflores in der Nähe Lima's genommen. — Wie blutig diese letzten Kämpfe waren, zeigen die Verlustlisten der chilenischen Armee, welche an den beiden Kampftagen (13. und 15. Januar 1881), bei einem Bestand von 22,340 Mann, 5786 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Die Verluste der Peruaner waren weit geringer, da dieselben den Angriff ihrer Feinde in fast sturmfreien, und mit allen Hilfsmitteln moderner Technik, inklusive Dynamit, ausgerüsteten Stellungen erwarteten.

Lima, die Hauptstadt Peru's, fiel in die Hände der Chilenen — „der Preußen Süd-Amerikas", wie sie sich gern nennen — und hiermit war der Krieg zu Ende, denn die alsdann noch über 2 Jahre dauernden Kämpfe ungeregelter peruanischen Horden konnten keine Aenderung des Resultates des Krieges herbeiführen. — —

Der Friede ist nunmehr geschlossen worden, auf der Basis, daß die boliv. Provinz Atacama und die peruanische Provinz Tarapacá mit Iquique und Pisagua in den Besitz der Chilenen übergehen. Dadurch ist Chile Herrin sämtlicher Salpeterlager Süd-Amerikas geworden. — Die peruanische Provinz Tacna verbleibt auf 10 Jahre in den Händen der Sieger, um alsdann durch Option sich für Peru oder Chile zu erklären. Der Staat, für welchen sich Tacna erklären wird, zahlt an den andern 10 Millionen Thaler Entschädigung. Tacna, welches seit 1880 bereits unter chilenischem Regime steht, bildet das Thor zu Bolivia wegen des einzigen bequemen Passes, der hier von der Küste nach dem Innern führt. Dasselbe wird unbedingt die Vorzüge einer geordneten Staatsform einsehen lernen und seiner Zeit für Chile stimmen, wodurch die ganze große Binnen-Republik in teilweise Abhängigkeit Chiles geraten wird.*)

*) Zu den für Peru so harten Friedensbedingungen gehört ferner: Die Regierung von Chile soll den mit bezug auf Guano abgeschlossenen Vertrag, sowie die Dekrete, welche die gedachte Regierung betreffs Guanos am 9. Februar 1882 und betreffs Salpeters am 28. Mai desselben Jahres erlassen hat, getreulich ausführen. Das gedachte Dekret vom 9. Februar 1882 ordnete den Verkauf von 1,000,000 Tonnen Guano an, und in Artikel 13 wurde entschieden, daß der Nettopreis des Guanos in gleichen Teilen zwischen der Regierung von Chile und denjenigen Gläubigern der Regierung von Peru, deren Rechte durch die Garantie dieses Stoffes aufrecht gehalten werden mögen, verteilt werden solle. Die Inseln des Nordens werden fortgesetzt von Chile verwaltet, bis der Vertrag für den Verkauf der 1,000,000 Tonnen Guano vollendet ist; sobald dies geschehen, werden dieselben an Peru zurückgegeben. Chile erklärt, daß es an Peru die 50 Prozent, die seinen Anteil an dem Reinerträgnis des Guanos auf den Lobosinseln darstellen, in Übereinstimmung mit dem bereits erwähnten Dekret vom 9. Februar abtritt, und es wird die Zahlung derselben an Peru beginnen, sobald der endgiltige Friedensvertrag vollzogen worden ist. Die Handelsbeziehungen und die den Chilenen zukommenden Entschädigungen sollen durch eine spätere Übereinkunft geregelt werden.

Abhängig ist die Ratifizierung davon gemacht, daß General Iglesias als Präsident der Republik Peru seitens seines Landes anerkannt wird. Geschieht das nicht, dann ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Chile noch einmal zu den Waffen greifen muß.

Zur näheren Kenntnis dieser Staaten empfehlen wir unseren Lesern bei diesem Anlaß von neuem die so hoch interessanten Werke: „Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Ozeans von Paul Treutler" (in 3 Bänden à 3 Mk. 50 Pfg. oder in 1 Prachtband à 12 Mark), und „Peru. Reise- und Forschungs-Erlebnisse in dem Lande der Incas von E. George Squier" (in 20 Lieferungen à 80 Pfg). Beide reich illustrierte Werke sind durch den Weltpost-Verlag zu beziehen. Die Red.

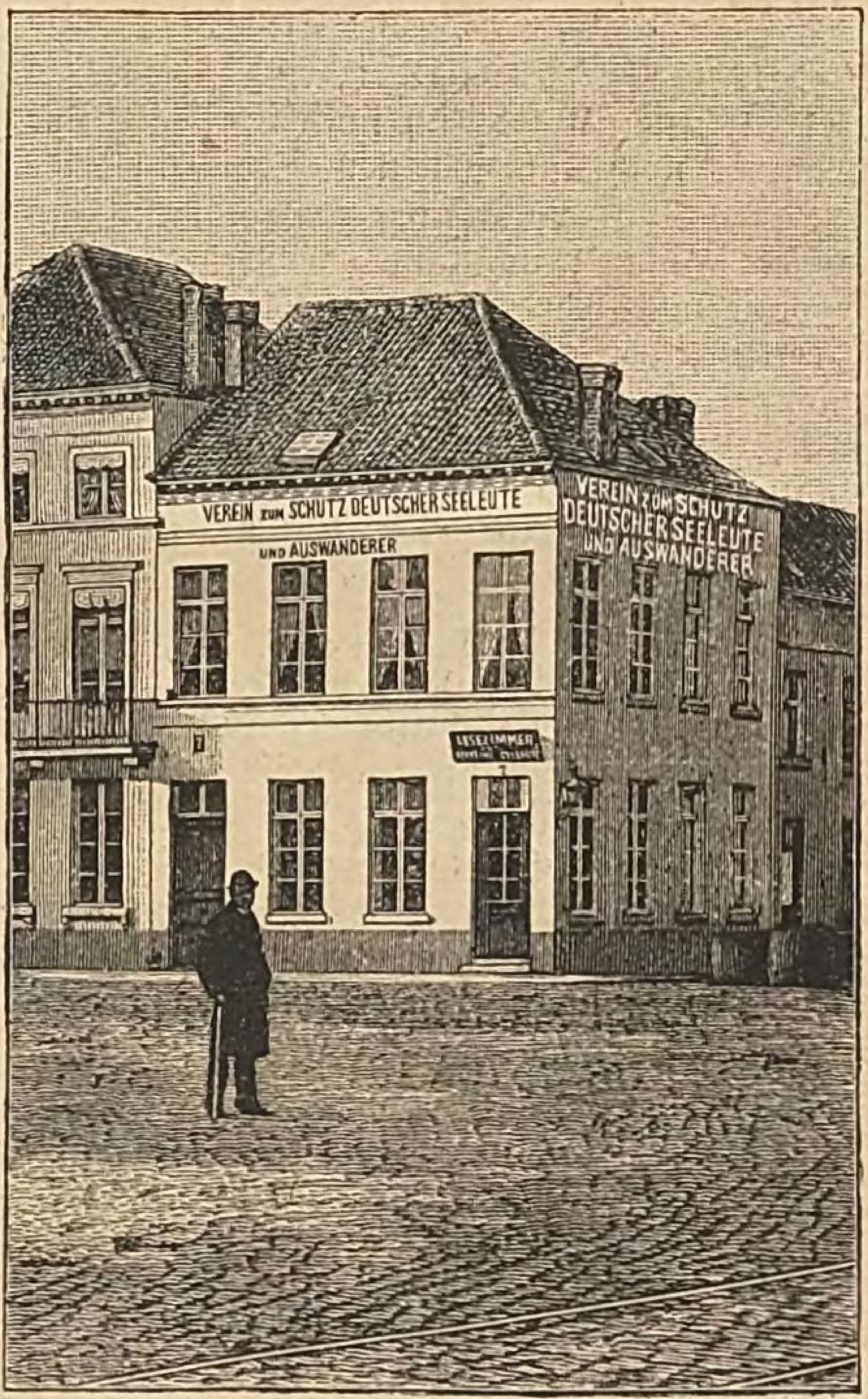
Chile ist es zu wünschen, daß es auch fernerhin starke Regierungen, wie bisher, haben möge, damit es seiner Mission, als hauptsächlicher Kulturträger an der Westküste Süd-Amerikas, wodurch es nicht allein durch die Intelligenz seiner Bewohner, sondern auch durch Klima und Gestaltung des Landes befähigt ist, in immer steigendem Maße gerecht werden könne.

Niemes (Böhmen), Juni 1883.

Camillo Stolle.

Verein zum Schutz deutscher Seeleute und Auswanderer in Antwerpen.

Seit dem 1. März d. J. hat eine Anzahl hochherziger Männer unter dem Namen „Verein zum Schutz deutscher Seeleute und Auswanderer" eine Thätigkeit begonnen, die voraussichtlich für zahlreiche Landsleute, die unsere Stadt passieren, von großem Segen sein wird. Derselbe hat an der Place du Rhin 7 ein Haus mietweise erworben und in demselben ein Lesezimmer, sowie ein Auskunftsbureau eingerichtet, in welchem unentgeltlich



jede Auskunft erteilt wird, der man etwa bedarf. Der Verein übernimmt zugleich die Umwechslung des Geldes, die Sicherung von Schiffsplätzen, Aufbewahrung von Gepäck und dergl. und gibt Empfehlungskarten an das Deutsche Emigrantenhaus in New York aus, mit dem er in enger Verbindung steht. Sein Agent, Herr Eisenberg, erwartet die Bahnzüge, mit denen Auswanderer eintreffen, am Bahnhofe und erteilt schon hier auf Wunsch jeden gewünschten Rat. Er ist an einer weißen Binde am linken Arme und an der roten Karte mit dem hier gegebenen Bilde des Vereinshauses, die er vorn am Hute trägt, leicht erkenntlich.

Das Vereinslokal ist vorläufig nur abends von 6—10 Uhr geöffnet, es wurde bisher durchschnittlich allabendlich von 10 Personen besucht und namentlich auch von Seeleuten zur Erledigung ihres Briefwechsels mit der Heimat benutzt. Bei wachsendem Bedürfnisse soll es den ganzen Tag über geöffnet bleiben. Man braucht es nur einmal gesehen zu haben, in welch' gewissenloser Weise die der Landessprache unkundigen Auswanderer bei ihren Einkäufen übervorteilt werden, um den Segen eines Vereins herauszufühlen, der ihnen für viele Fälle einen Halt und eine Stütze bietet. Wünschen wir ihm deshalb sowohl im Interesse der Auswanderer wie auch in dem der Seeleute viele thätige Mitglieder und einen ausgedehnten Wirkungskreis!

Dr. Mr., Antwerpen.

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

4. Kapitel.

Klima und Temperatur im September. Schlangen. Capivari-Jagd und Unfall im Ipanema-See. Krokodile. Pedro Santo, der „Heilige Stein".

Sittio Gustavo 1881, 22. Sept. Schon im letzten Briefe klagte ich über das Wetter; seitdem hat es noch immer keinen Tropfen Regen gegeben. Alles ist vollständig ausgedorrt, und obgleich der Himmel vollständig wolkenlos ist, kann die Sonne doch die dicke Atmosphäre, die als Nebel auf den Wäldern liegt, nicht durchdringen, nur furchtbar erhitzen. Dampfbad ist ganz analog. Alles lechzt nach Regen. Nur die Schlangen scheinen sich äußerst wohl zu befinden, denn man findet sie jetzt überall. Lästig in der That ist dieses Gewürm; denn verfolgt man etwa, das Gewehr in der Hand, einen Vogel, irgend ein Tier, wo Auge und Ohr vollständig zu thun haben, so muß man doch immer noch auf Tritt und Schritt auf Schlangen gefaßt sein. Vorgestern hat mich, als ich auf der Affenjagd war, eine Schlange in den Stiefel gebissen, wo sie natürlich nicht durchkam; doch ist es ungemütlich, so unverhofft attaquiert zu werden. Das von mir verfolgte Äffchen war selbstverständlich verschwunden, als ich mit dieser Schlange fertig war. Sie hatte die Länge von 2,6 Meter. Die Brasilianer nennen sie Canana. Auch eine Klapperschlange brachte ich an demselben Tag mit heim.

26. September. Einige starke Gewitter reinigten endlich gestern die furchtbar drückende Luft und wunderbar ist in einer einzigen Nacht Alles in der Natur zum Leben gerufen worden. Ich fing heute zum ersten Male eine befriedigende Anzahl von Schmetterlingen.

In der letzten Zeit habe ich keinen weiteren Ausflug unternommen, da mir die Umgebung von Ipanema noch genug bietet. Bei Ipanema ist ein See, auf dem sich immer Gelegenheit findet, das Wasserschwein, Hydrochoerus Capivara, das größte der Nagetiere, zu jagen. Vorige Woche nun saß ich auch mit einem jungen Brasilianer aus der Fabrik in Ipanema bei Sonnenaufgang im Kanoe, und mit unhörbaren Ruderschlägen trieben wir das Boot den Weidegründen dieser „Capivaris" entgegen. Unterwegs schoß ich 2 Enten und nach $^3/_4$ Stunden angestrengten Ruderns sahen wir am niedern Gestade des Ufers ein Wasserschwein grasen. Auf ca. 150 Schritt traf meine Kugel vortrefflich; das Tier wog ca. 50 Kilo. Anstatt aber nun zufrieden zu sein, wollten wir noch weiter jagen, und ich sah auch bald kurz vor dem Kanoe Luftblasen im Wasser aufsteigen. Das Gewehr war fertig, und als das Schwein, um Luft zu schöpfen, zu Tage kam, saß die Kugel im Kopfe. Es machte ein paar tüchtige Purzelbäume im Wasser, und eben schoß das Boot an dem fast toten Tiere vorüber, als mein Gefährte das Schwein erfassen wollte. Doch derartige Kunststücke verträgt ein Kanoe von $1^1/_2$ Fuß Breite und 20 Fuß Länge nicht; es schlug um, und Jäger und Beute verschwanden im klaren Wasser des Sees. Da auch mein Gefährte gut schwimmen konnte, so erreichten wir glücklich das nicht ferne Ufer. Hierbei merkte ich es zum ersten Mal, wie schwierig es ist, mit sämtlichen Kleidern, hohen Stiefeln und dem Gewehr in der Hand zu schwimmen. Unserer Kleider entledigt, schwammen wir sogleich zurück, fingen das Kanoe und die Ruder, welche sich noch am nämlichen Platze schaukelten; von der Beute aber konnten wir nur die Enten auffinden — die Schweine hatten sich die Krokodile konfisziert. Das Gewehr meines Begleiters konnten wir trotz vielen Tauchens nicht finden, da der Boden des Sees sehr schlammig ist, und so kehrten wir, nachdem unsere Sachen getrocknet, und mein Gewehr vorläufig notdürftig gereinigt war, mißgestimmt mit schmaler Beute heim. — Von Krokodilen hier im Ipanemasee habe ich vom Kanoe aus nur ihre gepanzerten Rücken mehrfach gesehen, die sie an der Oberfläche des Wassers zu sonnen pflegen, und auf die man gewöhnlich dann erst aufmerksam wird, wenn sie wieder verschwinden. Die Tiere sind äußerst scheu, und obgleich sich die Leute von Ipanema fleißig im See zu baden pflegen, ist hier, so viel ich weiß, ein Unglück durch Krokodile noch nicht vorgekommen.

Ein Stündchen von Ipanema liegt der sogenannte Pedro santo oder Heilige Stein; eine schroffe Felspartie am Abhange des Ipanemaberges mit der herrlichsten Aussicht auf den Ipanemasee, der sich silberglitzernd zwischen grünen Wäldern dahinbreitet, bis weithin ganz im Hintergrunde die Serra do Mar den Horizont scharf begrenzt. Dieser Pedro Santo ist ein Wallfahrtsort. Dort hängt an jedem der um die drei Kreuze aufgehäuften Steine ein Versprechen. Hat nämlich ein Schwarzer in Ipanema irgend etwas Wichtiges vor, zweifelt aber noch am Gelingen seines Unternehmens, oder geht er auf die Jagd und will dabei seines Erfolges um so sicherer sein, so verspricht er dem Sao Joao einen Stein zu tragen; das gibt ihm frischen Mut und beseitigt alle Zweifel am Gelingen. Diese Steine sind also wirklich alle heraufgeschleppt. In der That gewährt dieser Platz einen überraschenden Anblick, denn in Brasilien findet man selten Steingerölle in Haufen beisammen. Das Land ist an sporadisch vorkommenden Gesteinsstücken so arm, daß oft Leute für ihre Feuerstellen keine Steine auftreiben können, und jahraus, jahrein auf den sich dazu eignenden Stücken von Termitenhaufen ihr Essen kochen.

Richard Krone.

(Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Post.

Berichte eines Leipziger.

3.

Deutsche Emigrantenanwerbungen. — Tembuland. — Mapoch und die Boers. — Cetywayo. — Basutos. — Straußenzucht in Australien. — Diamanten-Unterschlagungen. — Piraten an der Küste von Madagaskar &c.

Kapstadt, April 1883.

Die hiesige Regierung hat einen Landsmann, Kapitän Risler, beauftragt, für die westlichen Distrikte des Kaplandes ein paar Schiffsladungen*) von deutschen Emigranten anzuwerben. Kapitän R. hat sich deshalb nach Deutschland begeben. Derselbe war als Offizier 1848 mit in Schleswig-Holstein und wurde später pensioniert. Hiesige Blätter brachten nun die Nachricht, daß die Deutsche Regierung dem Kapitän R. die Pension entzogen habe, weil sich unter den von ihm für das Kapland Angeworbenen junge Männer befinden sollen, welche ihrer Militärpflicht noch nicht Folge geleistet haben. Diese Nachricht bedarf erst jedoch noch der Bestätigung.

Nach Niederwerfung der Tembus und Tambuckis sind von den Eingeborenen fruchtbare Distrikte in Tembuland verlassen worden und bis dato hatte das Government über dieses Land keine Dispositionen getroffen. Tembuland liegt nördlich vom Keifluß, hat sehr gutes Ackerland, fruchtbare Thäler, und auf den Höhen wächst würziges Gras. Das schönste Rindvieh mit förmlichen Fetthöckern habe ich in Tembuland und bei den Galekas gesehen. An Holz und Wasser ist kein Mangel. Ein Farmer müßte seine Produkte von hier aus nun freilich etwas weit fahren, um einen guten Preis dafür zu erzielen. Mit Ochsenwagen kann man jedoch King Williamstown oder Queenstown in 8—9 Tagen erreichen, es kommt darauf an, in welchem Teile Tembulands sich die Farm befindet. Beide Städte sind mit einander durch Bahn verbunden, welch letztere ihren Anfang in East London an der Ostküste nimmt, während man an der Strecke, welche von Queenstown nach Aliwal führen soll, fleißig arbeitet. Die Straßen sind nach anhaltendem Regen zwar oft in trostlosem Zustande, die Riesenwagen des Kaplands sind jedoch sehr stark gebaut und ein guter Spann Ochsen schleppt den schwerbeladenen Wagen durch Dick und Dünn. Da nun also das Government um den Tembudistrikt sich nicht zu kümmern schien, so zogen eine Anzahl Bauern in dieses Land „Gosen" und machten es sich daselbst heimisch. Als die Regierung davon Kunde bekam, besann sich dieselbe, daß es ihr eigentlich zustehe, über dieses Land zu verfügen. Man sandte Militärabteilungen mit Artillerie nach Tembuland, um die Farmer aus ihrem neuen Heim zu vertreiben. Anfänglich wollten die Farmer Gewalt gegen Gewalt setzen, bis sie sich eines Besseren besannen und nun so schnell wieder aus dem Lande „trekkten", wie sie eingezogen waren. Die meisten der Farmer sind nur ein Stück über die Grenze gegangen und warten daselbst, bis durch das Government Farmen ausgegeben und verkauft werden. So ist denn nun auch in der Gov. Gazette bekannt gemacht, daß in Dordrecht am 27. April 67 Farmen, am 28. Mai 95 Farmen, alle in Tembuland gelegen, verauktioniert werden. — Die Transvaal Boers wissen auf leichtere Art Farmen zu bekommen. Die Häuptlinge Moshete und Masoun erbaten sich den Beistand der Boers gegen die Häuptlinge Montisou und Mankorane. Die letzteren wurden geschlagen und als Lohn für ihre Hilfe nahmen sich die Boers von Mankorane's Land nicht weniger als 800 Farmen, einige von diesen gaben sie großmütig ihren schwarzen Verbündeten.*) Mankorane steht unter Protektion des Cape Governments und hat immer treu zu diesem gehalten, um zu erfahren, daß in Zeiten der Not die Freundschaft aufhört. Die englische Presse erkennt auch das Unrecht, welches Mankorane widerfahren, an, nennt die Boers Freibeuter u. s. w. Damit ist jedoch dem Beraubten nicht geholfen und den annektierten Landesteil wird er wohl für immer los sein.

Die Transvaal-Bauern sind mit dem Häuptling Mapoch noch nicht fertig. Derselbe hat eine sehr starke Stellung eingenommen und nun arbeiten die Boers eifrig daran, den Feind samt Bergfestung durch Dynamit in die Luft zu sprengen. Miner von Fach sprengen Minen, graben Tunnels, man hat bereits Sprengungen vorgenommen, wobei man zu einem Schuß 750 Pfund Dynamit verwandte. Die Bauern lassen die Grenze scharf bewachen, da der Sevazie-Häuptling dem Mapoch Hilfe zugesagt haben soll.**) — Cetywayo beginnt sich wieder zu fühlen, er verlangt bereits sein ganzes Land zurück. Viele der Zulumädchen sollen für den geliebten Tyrannen Gaben sammeln. Oham, der Bruder Cetywayo's ist zu den Boers geflohen, weil er befürchtet von den Anhängern seines Bruders ermordet zu werden. 6 Kaffern von Ohams Stamm sind bereits ermordet worden. Das englische Government dürfte bald herausfinden, daß es mit der Wiedereinsetzung Cetywayo's einen Fehler begangen. — Die Lage in Basutoland ist nichts weniger als zufriedenstellend, die ehemaligen Rebellen stehen den Loyalen schroffer denn je gegenüber, die Häuptlinge beginnen schon wieder, sich gegenseitig die Kraals niederzubrennen. Obgleich Masupha, der alte kriegerische Häuptling, gedroht hat, daß er den nächsten vom Government gesandten Agenten von den alten Weibern seines Kraals mit dem Sjambuk (Knute aus Kautschuck oder Nilpferdhaut) durchprügeln lassen werde, befindet sich doch jetzt der Premier-Minister im Basutoland, um den Häuptlingen seine Aufwartung zu machen und steht „Hut in der Hand" (wie ein hiesiges Blatt sagte), vor dem Häuptling Letsie. Masupha hat in seinem Territorium dem Fusel, alias „cape smak", den Krieg erklärt. So hat er jüngst einem weißen Händler, welcher Brandy schmuggelte, 2 große Faß voll dieses Getränks weggenommen und auslaufen lassen.

So wie in Kalifornien und Argentinien hat man auch in Australien schon vor längerer Zeit mit der Einführung der Straußenzucht begonnen und führt man diese Riesenvögel von hier dorthin gleich zu Hunderten aus. So segelt Ende dieser Woche die deutsche Bark „Ocean", Kapitän Winter, mit 200 Straußen an Bord nach Adelaide. Der Eigentümer der Strauße befindet sich nebst

*) Wörtlich in der Cape Times: „to recruit a couple of ship loads of German immigrants for the Western Districts!"

*) (Siehe Weltpost 1883, 14. Heft, Seite 255 „Stella-Land".)

**) Neueren Nachrichten zufolge sollen die Sevazies durchaus nicht geneigt sein, mit dem Dynamit der Boers in Berührung zu kommen.

Familie an Bord, um mitzufahren, und wird derselbe nach glücklicher Landung der Straußenzucht in Australien obliegen.

Am 8. März nahm der Küstendampfer „Melrose" eine Anzahl Maschinen und erfahrene Bergleute an Bord, um dieselben nach Natal zu bringen, von wo dieselben nebst Maschinen nach den Transvaal-Goldfeldern befördert werden. Es muß sich nun in wenig Monaten ausweisen, ob die Goldgruben ergiebig sind oder nicht. — Der Wert der Diamanten beginnt allmälig wieder etwas zu steigen, seit Monatsfrist ist eine Steigung von 35 Prozent eingetreten. Die Detektives sind unermüdlich im Fahnden auf solche, welche das Diamantenkaufen ungesetzlich treiben. Aron Lyons, ein junger Mann von 20 Jahren, wurde zu 15 Jahren Breakwater verurteilt, weil derselbe Diamanten von 3 Pfund an Gewicht in Besitz hatte, welche er nicht auf reelle Weise bekommen. Der Wert dieser Steine ward auf 11,000 £ oder 220,000 Mark geschätzt. — Einen I. D. B. Treibenden überraschten die Detektives im Bade, bei Durchsuchung der Kleider fand man 4,000 Karat Diamanten. Ein Dritter wurde wegen genannten Vergehens zu 10 Jahren Breakwater verurteilt. Derselbe benutzte eine günstige Gelegenheit zur Flucht, die Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen und da der Flüchtling von Stillstehen nichts hören wollte, sandte man demselben eine Kugel nach, welche ihn am Kopfe verwundete. Er fiel nun in die Hände seiner Verfolger. Elias Jakobs und Simon Blumenthal wurden verhaftet, weil man dieselben für I. D. B. Treibende hält. Man fand dieselben im Besitz von 6½ Pfund Diamanten im Werte von 80—100,000 £ = 2 Millionen Mark. Die Gefangenen sehen ihrer Verurteilung entgegen. — Am 8. März wurden durch die Post in Kimberley 68 Pfund Gewicht Diamanten befördert. Dies ist bis jetzt das größte Quantum, was in einer Woche zur Post gegeben wurde. Sonntag, den 1. April, hat in der Kimberley-Mine ein großer Reeffall*) stattgefunden. Man schätzt die Masse des gefallenen Gerölls auf 2,000,000 Ladungen, das Herausschaffen soll 9 Monat Zeit in Anspruch nehmen und einen Kostenaufwand von 200,000 £ erfordern. —

Der Schooner „Dee" von Durban fuhr an der Westküste von Madagaskar auf ein Riff und konnte nicht wieder flott werden. Alsbald kamen gegen 200 bewaffnete Eingeborene von Madagaskar an Bord und erklärten Schiff und Ladung für ihr Eigentum, es sei ihnen von ihren Großvätern gesendet worden. Die Piraten drohten, Alle zu ermorden, falls man ihnen Widerstand entgegensetzen sollte. Der Kapitän, 8 Matrosen und 4 Passagiere mußten der Uebermacht weichen. Bald war das Schiff vollständig geplündert und dann in Brand gesteckt. Kapitän, Matrosen und Passagiere wurden an Land gebracht und in Zelten gefangen gehalten. Anfänglich wollte man die Gefangenen als Sklaven ins Innere der Insel senden; schließlich gaben sich die Räuber mit einem Lösegeld von 22 £ zufrieden. Ein weißer Händler, mit Namen John Conway, hörte von dem Vorfall. Derselbe holte die Beraubten und brachte sie in seinem Boote fort. Der Schooner „Ann and Mary" nahm bald darauf die mit knapper Not der Sklaverei Entronnenen an Bord und brachte dieselben nach Natal. — Madagaskar scheint den Piraten-Inseln in den chinesischen Gewässern nichts nachzugeben. Dem Kapitän des „Dee" hat man übrigens für 6 Monate das Kapitäns-Kommando entzogen, weil durch seine Schuld das Schiff auf ein Riff geraten ist. — Kürzlich brachte ein Kapitän von Madagaskar ein Ei nach Kapstadt, welches 12 Zoll lang war und einen Breitendurchmesser von 9 Zoll hatte. Das Ei war im Sande verborgen, bis es durch einen heftigen Sturm bloß gelegt wurde. Von welcher längst verschollenen Vogelgattung mag das Riesenei wohl stammen?

Am 11. März tummelten sich ein paar Seehunde ungeniert in den Docks herum, fingen Fische und belustigten durch ihr munteres Treiben die Zuschauer. Dies sollen die ersten Seehunde sein, welche sich bis herein in die Docks gewagt haben. Der Cape Times teilt man mit, daß im George-Distrikt mehrere Farmer Frösche beobachtet haben, welche kleine Vögel und Küchlein fressen. Der Gewährsman hört eines Tags aus einem Busch das klägliche Geschrei eines Vogels und als er sich dem Busch nähert, bemerkt er einen großen grünlichen Frosch, welcher eben dabei ist, einen schönen bunten Vogel zu verschlingen. Nun war es dem Farmer klar, wo die jungen Küchlein hinkamen. Das Sonderbarste aber ist, daß diese Frösche genau wie eine Henne zu glucksen verstehen und dadurch die Küchlein anlocken. — In Natal wurde von Kaffern eine Boa constrictor von 14 Fuß Länge lebendig gefangen. Die Kaffern hatten dem Reptil eine Schleife von einem starken Strick übers Genick geworfen und fest zugezogen. Die Schlange umschlang mit dem Schwanz einen Baumstumpf und 10 Kaffern vermochten das Tier nicht los zu ziehen. — Mancher Jäger will auch in der Wildnis den häuslichen Komfort nicht entbehren. So ging kürzlich ein Mr. Williams nach dem Limpopo*), um Löwen und anderes größeres Raubwild zu jagen. Der Nimrod reiste in Begleitung seiner Frau und seines 8jährigen Sohnes in einem Wagen, welcher mit Sopha, Tisch, Stühle, überhaupt mit allem möglichen Komfort ausgerüstet war. — Seit 4. März spukt die Salvation Army (Rettungs-Armee) in Kapstadt. Mit Pauken und Trommeln, Cymbeln und Trompeten zieht dieselbe durch die Straßen, singt Choräle nach Gassenhauer-Melodien, wie: „Ich bin der kleine Postillon", „Herzliebchen mein unter dem Rebendach" u. s. w. Es ist religiöser Fanatismus, welcher an Wahnsinn grenzt, und dadurch glaubt diese Sekte die sündige Menschheit vom Trinken abzubringen und verlorene Schafe für den Himmel zu gewinnen. — Am 2. März befand sich die halbe malayische Bevölkerung Kapstadt's im vollen Staat im Hafen, vorzüglich waren es die Frauen und Mädchen, welche sich durch bunte seidene Gewänder und Goldschmuck hervorthaten. Es kehrten drei Pilger von Mekka zurück und als die grün, blau und braun bekaftanten Muselmanen den Fuß ans Land setzten, wollte das Küssen kein Ende nehmen. Es gilt für eine große Ehre, einen aus Mekka kommenden Pilgrim küssen zu können.

Der Geschäftsgang ist in ganz Süd-Afrika noch ein sehr schlechter. Ueberall Ueberfluß an

*) Reef ist steiniger Grund, Abraum, in welchem sich keine Diamanten befinden.

*) Der Limpopo bildet die Nordgrenze Transvaals.

Arbeitskräften, vorzüglich in Kapstadt, da von den Diamantfeldern viel nach hier zurückkehren. Ohne die eigentlichen Emigrantenschiffe bringt jeder einlaufende Dampfer mehr oder weniger Einwanderer, von denen der größte Teil in Kapstadt oder Umgebung bleibt, da zu einer Weiterreise ins Land die Mittel fehlen. Hoffentlich wird das Government die deutschen Emigranten, welche für den Westen Kaplands bestimmt sind, in der ersten Zeit des Anbauens unterstützen. Die Deutschen, welche sich 1877 im East London-Distrikt ansiedelten, erhielten vom Government Ackergerätschaften, Zugochsen und auch Geldvorschuß. Von den Deutschen, welche schon 1858 ins Land gekommen, erhielten die Neuangekommenen Saatfrucht meist unentgeltlich. Jedem der sich Anbauenden sollte zur Pflicht gemacht werden, auf seinem Grundstück so und so viel Bäume zu pflanzen und nach Jahrzehnten dürfte Kapland vielleicht weniger durch Dürre zu leiden haben. So unfruchtbar der Boden in vielen Distrikten Südafrikas anfänglich erscheinen mag, erweist sich derselbe nach regelmäßiger Bewässerung äußerst ergiebig, wie man in der Karroo die deutlichsten Beweise dafür hat. Beaufort-West liegt mitten in der Karroo, in öder Wüstenei, aber Wasser und Menschenfleiß haben diesem Ort ein freundliches Aussehen gegeben. Orangen, Zitronen, Feigen, Wein, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w. gedeihen dort herrlich. Als seiner Zeit die Ergiebigkeit der kalifornischen Goldgruben sich mehr und mehr verringerte, sah man sich den Boden dieses wunderbaren Landes etwas näher an und Pioniere des Landbaues, welche vom Goldfieber geheilt oder welche von dieser Krankheit nie angesteckt worden waren, kamen bald zu der Ueberzeugung, daß Kalifornien noch andere Reichtümer als Gold berge, nämlich daß der Boden äußerst fruchtbar und zur Quelle unerschöpflichen Reichtums werden müsse. Heut zu Tage ist der Getreide-, Obst- und Weinbau, die Viehzucht Kaliforniens weltbekannt. Da nun die Diamanten so niedrig im Preise stehen, da man von den Goldfeldern nicht weiß, ob dieselben ergiebig sind und der Wert der Straußenfedern bald sinken dürfte, wenn erst Australien und Amerika große Quantitäten auf den Markt bringen, sollte man sich nun in Südafrika nicht der Bodenkultur, dem Ackerbau zuwenden? Freilich zu der Blüte eines Kaliforniens kann Kapland nie gelangen. Wenn es sich nur vorläufig sein Getreide selbst baute, Butter und Käse genug für seine Bewohner produzierte u. s w., überhaupt bestrebt wäre, sich weniger abhängig von anderen Ländern zu machen. Trotzdem Südafrika bedeutende Viehzucht hat, wird doch sehr viel Präservefleisch hier eingeführt. — Südafrika muß mit anderem Maßstab gemessen werden als Amerika und Australien. Dort bringt die Kultur mit Eilzugsschnelle vorwärts, hier fährt dieselbe in der „gelben Kutsche" der guten alten Zeit. Dort baut man Bahnen tausende von Meilen hinein in die Wildnis und zu beiden Seiten des Bahnkörpers entstehen in erstaunlich kurzer Zeit Weiler, Dörfer, Städte. Hier wartet man bis die Ortschaften hübsch groß und eine Bahn zur dringenden Notwendigkeit geworden, bevor man an Stelle der Ochsenwagen das Dampfroß setzt.

Otto Uhlemann.

(Fortsetzung folgt.)

Durch mehrfache Anfragen, die uns im Frühjahr d. J. von Auswanderungslustigen zugegangen, wurden wir auf die von unserem Kap-Korrespondenten in Vorstehendem nachträglich signalisierte Werbung deutscher Kolonisten seitens des Kapitän Risler, z. Zt. in Hamburg, aufmerksam. Bereitwilligst erhielten wir von diesem die auf seine Expedition (die Beförderung hatte das Auswanderungshaus M. Flatau in Hamburg als Vertreter betr. englischen Dampferlinien übernommen) bezüglichen Drucksachen. Dieselben bestanden aus der Parlaments-Akte der Kap-Regierung v. 29. Juni 1882, welche die Bestimmungen wegen überlassung von Kronländereien an Ansiedler enthält (deren Inhalt seiner Wichtigkeit willen später ausführlich von uns veröffentlicht werden soll), — den näheren Prospekt der Expedition — eine Orientierungskarte der zur Ansiedlung der deutschen Emigranten bestimmten Ländereien in den Cape Flats und ein amtlich beglaubigtes Dankschreiben von in den Cape Flats bereits seit Jahren angesiedelten deutschen Kolonisten. Da wir keinen Grund sehen an der Wahrheit dieser Kundgebung zu zweifeln, welche dem Kapitän Riesler als Regierungs-Kommissar bei seiner Abreise nach Deutschland in echt deutscher herzlicher Weise als ein Beweis dankbarer Liebe geschehen, so halten wir es gerade gegenüber den vielen berechtigten Klagen unserer Landsleute im Kaplande für geboten dagegen diese Anerkennung hier hervorzuheben. Es heißt darin: „wir erkennen es dankbar an, daß die Regierung alles gethan hat, was dieselbe uns in Deutschland versprochen, ja noch mehr, — wir erkennen ebenfalls dankbar an, daß Sie, Herr Kapitän, als Regierungs-Kommissar sich unser stets wohlwollend angenommen haben, obwohl Unverstand, oder gar böser Wille, oft Ihre vielen Mühen mit Undank lohnte 2c. 2c." Die Unterzeichner heißen: H. F. Horstmann, F. Ohlhoff, H. Kühne, C. Beckmann, W. Witte, H. Buhr, C. Abell, W. Wegewardt, C. Leichart, F. Krauel, Adam Baumann, Ernst Schmidt, Simon Hartmann, Johann Bauer, Martin Billing, F. Ch. Riedel, C. W. Leichsenring, Jens Olsen, Peder Olsen, A. Diehlen.

Außer dieser Dankesäußerung und den günstigen Bedingungen des Prospekts ist es die geographische Lage der Cape Flats, welche uns Bürgschaften für das mögliche Gedeihen der Teilnehmer verspricht. Nicht unweit von dem an der Eisenbahnlinie Kapstadt-Simonstown liegenden Städtchen Wynberg befinden sich hier ältere deutsche Ansiedlungen, sodaß die Neuankömmlinge sogleich Anschluß an Landsleute finden, wie sie auch durch die Nähe der Eisenbahn und der Hauptstadt des Landes als Kolonisten nicht verlassen sind, wie es in den entlegeneren, verkehrsarmen Gegenden Südafrikas der Fall sein würde. Der Prospekt besagte, daß nur ackerbautreibende Auswanderer, die nicht älter als 45 Jahre sind, sich an der Expedition beteiligen könnten; Erwachsene hatten 30 Mark Kopfgeld zu erlegen, Kinder unter 12 Jahren 15 Mark. Dafür erhielten die Passagiere in Hamburg freies Logis und Beköstigung, die nötige Schiffsausrüstung, ebenso Bettwäsche, Handtücher, Seife 2c. und kostenfreien Gepäcktransport, kostenfreie Ueberfahrt nach England und freie Beförderung von dort per Dampfer nach dem Kap, sowie 25 Kubikfuß Gepäck frei. Jede selbstständige Person hat vor der Einschiffung an Eidesstatt eine Erklärung zu unterzeichnen, daß dieselbe aus freiem Willen sich entschlossen, nach dem Kap auszuwandern, daß dieselbe über die dortigen Verhältnisse von dem Kommissar unterrichtet und derselben klar geworden, was sie in der neuen Heimat zu erwarten. Bei Ankunft in Kapstadt erhalten die Emigranten 14 Tage Kost und Logis und freie Beförderung nach dem Orte ihrer Ansiedlung. Jede Familie erhält 40 Acker Land (2,12 Acker = 1 Morgen oder annähernd 1 Hektar) für den Preis von 10 Mark pro Acker, zahlbar in 10 Jahren und zwar in jährlicher Abzahlung von 1 Mark. Unter Umständen können bis zu 100 Acker erworben werden. Die erste Rate von 1 Mark pro 1 Morgen muß vor Antritt der Reise deponiert sein. Diese Expeditionen sollten am 6. April, 4. Mai und 1. Juni von Hamburg aus stattfinden. — So günstig anscheinend diese Bedingungen für die Teilnehmer sind, so können wir doch erst, nachdem wir durch unsern Korresondenten Näheres über die Verhältnisse an Ort und Stelle erfahren haben, unser Urteil abgeben, und werden wir jedenfalls unausgesetzt den deutschen Ansiedlungen in den Cape Flats unser wärmstes Interesse widmen.

Die Redaktion.

Von unseren deutschen Brüdern in der Dobrudscha.

2.

Catalui bei Tultscha, 25. Juni 1883.

......Als die Kriegswirren sich zeigten, sehnte man sich allgemein das ungeregelte Türkenregiment los zu werden, besonders war es die eine Plage der

Tscherkessen, welche viel Uebel zu der Zeit anrichteten. Der Krieg brachte uns manche Angst, Gefahr und Beraubung unserer sauer erworbenen Güter, doch wir freuten uns, daß endlich der Russe gewann, und in der That war die kurze, russische Regierung hierselbst ein großer Segen für uns Deutsche. Aber sobald die Uebertragung an den Rumänen ging, war Alles voll von Befürchtungen aller Art, besonders in betreff des Militärstandes. Obgleich bis heute die Ländereien noch nicht geordnet sind, so hätten wir im allgemeinen wohl noch nicht Ursache zu klagen, da wir bisher, als Entschädigung des Krieges, Freijahre hatten. Aber die Befürchtung ist groß für die Zukunft, und dieses veranlaßte denn auch im vorigen Jahre 7 Familien aus unserer Mitte nach Amerika zu ziehen. Diese Ausgewanderten sind glücklich in Jamestown in Dakota angekommen, und gewiß haben noch Viele Lust, denselben nachzusegeln, jedoch besondere Umstände halten sie davon ab. Einer der schwersten ist der, daß die Auswanderer von hier das unbewegliche Eigentum, Haus und Hof, sowie Land nach dem rumänischen Gesetz nicht verkaufen dürfen, sondern nur die beweglichen Sachen. Und da der Meisten Eigentum und Reichtum nur in ihren Grundstücken besteht, so ist es Vielen nicht möglich, auszuwandern. Zudem würde es noch viel kosten, daß der Rumäne nur die Auswanderung geschehen ließe. Einer unserer Wirte wollte mit seiner Familie nach Bulgarien ziehen, und nachdem er sich allen Zahlungen, die großartig waren, unterworfen hatte, gab ihm der Präfekt zuletzt doch den Paß nicht und er zog auf gut Glück ohne denselben zu Lande dennoch dahin; aber er soll viel ausgestanden haben.

In diesen Tagen kamen immerzu welche, um zu hören, was in der „Weltpost"*) über uns stände, viele hätten wohl Lust, sich von den Rumänen frei zu machen, wenn nur andere Aussicht wäre und sie die Erlaubnis erhielten, ihr Eigentum zu verkaufen. Ich meine, der Rumäne hat eigentlich wohl nicht das Recht, sein Gesetz über die Wallachen auch gleichmäßig über die erst kürzlich ihm zugefallene Dobrudscha auszuüben. Vielleicht ließe sich durch Hilfe anderer Mächte die Erlaubnis zum Verkaufen unseres rechtmäßigen Eigentums bewirken?

Der Rumäne möchte nur Alles gleich romanisieren, und wenn sie das nicht wollen, sollen sie gehen. Ein alter Mann antwortete einmal einem Präfekt: „Wir waren ja eher hier als Sie." Und es hat vieles Bitten bedurft, daß er ihn nicht hat einsperren lassen. Die Deutschen müssen ihnen zu klug sein, daß sie dieselben nicht gut leiden können. Und den Deutschen ist es wieder sehr schwer unter ihnen, weil so wenig Gerechtigkeit geübt wird. In diesem Lande regiert nicht Gesetz noch Recht, sondern nur Geld. —v—

Dieses schlichte Schreiben appelliert an die Pflicht der Deutschen Regierung, unseren Landsleuten in der Dobrudscha doch dazu zu verhelfen, daß ihnen nicht die freie Disposition über ihr Eigentum, also auch das Verkaufsrecht ihres Grund und Bodens und ihrer Gebäude seitens der Rumänischen Regierung verwehrt werde und daß unsere Stammesangehörigen dort durch einen Vertrag, welcher im wesentlichen unter Mitwirkung der Deutschen Regierung zu stande kam, schlechter gestellt werden, als vorher unter der Herrschaft der vielfach mit Unrecht geschmähten Türken. Die Red.

*) Siehe „Weltpost" 1883, 11. und 12. Heft.

Von unserm Büchertisch.

„**Die deutschen Handels-, Freundschafts-, Schiffahrts-, Consular- und literarischen Verträge.** Herausgegeben vom Generalsekretär des Centralverbandes deutscher Industrieller Regierungsrat a. D. **Beutner.**" Berlin 1883, Verlag der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt. — Eine überaus verdienstvolle Arbeit stellt das an 439 Seiten starke Werk dar. Wer Interesse an eigener Beteiligung am Welthandel hat oder die Stellung kennen lernen will, welche Deutschland Dank den vom Deutschen Zollvereine und später vom Deutschen Reiche abgeschlossenen und zur Zeit noch in Kraft bestehenden Verträgen zu den verschiedenen Nationen des Erdballs einnimmt, der wird dem Verfasser überaus dankbar sein für die übersichtliche Zusammenstellung eines sonst schwer zu beschaffenden Materials. Die Staaten, mit denen Deutschland hiernach durch Freundschafts-, Handels- oder Schiffahrtsverträge verbunden, sind: Argentinien, Belgien, Brasilien, Chile, China, Costarica, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Hawaische Inseln, Japan, Italien, Liberia, Mexiko, Niederlande, Österreich-Ungarn, Persien, Portugal, Rumänien, Samoa, Schweden-Norwegen, Schweiz, Serbien, Siam, Tonga, Türkei und Vereinigte Staaten von Amerika. Manche von diesen Handelsverträgen sind schon einige Decennien alt und bedürften wohl eine der heutigen Stellung des Deutschen Reiches entsprechende, eine die freiere Entfaltung des deutschen Handels- und Gewerbes im Völkerwettstreit begünstigendere Umgestaltung.

„**Das Reichsstempelgesetz nebst Tarif vom 1. Juli 1881**" ꝛc. von Dr. **Gustav Freudenstein**, nebst vollständigem Wort-, Sach- und Materien-Register. J. C. Brunn's Verlag, Minden 1883. Diese zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage des in wenigen Wochen bei seinem ersten Erscheinen vergriffenen Werkes zeichnet sich von den übrigen Ausgaben des „Reichsstempelgesetzes" durch einen erschöpfenden Kommentar aus. Was das vorliegende stattliche Buch besonders wertvoll macht, ist die hierin gegebene rechtsgeschichtliche und politische Entwickelung des Reichsstempelgesetzes und die Fülle finanzministerieller Entscheidungen und reichsgerichtlicher neu ergangener Erkenntnisse in Reichsstempelsachen.

Echo aus allen Weltteilen.

Internationale Ausstellung in Louisville. In der 125,000 Einwohner (darunter 15,000 Deutsche) zählenden bedeutendsten und äußerst gewerbfleißigen Stadt des Staates Kentucky in Nordamerika wird nach dem uns seitens des „General Manager" zugegangenen Prospekt eine Internationale Ausstellung unter der Benennung „Southern Exposition" stattfinden. Eröffnung am 1. August d. J., Dauer 100 Tage. Die Ausstellung umfaßt 5 Abteilungen: a) Naturprodukte, b) Maschinen und Motoren, c) Manufakte aus mineralischen, vegetabilischen und animalischen Stoffen, d) Transportmethoden und e) Musik, Litteratur und Kunst. Eine Akte des Kongresses autorisiert die Zulassung aller fremden Ausstellungsgegenstände in dortigen Häfen für die „Southern Exposition" frei vom Einfuhrzoll und sind alle Konsulate der Vereinigten Staaten angewiesen, nähere Auskunft an Interessenten zu erteilen.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Die Kolonisation des Orients durch Deutsche.

Wenn irgend etwas in Deutschland sich der vertrauensvollen Zustimmung der gesamten Nation erfreut, so ist es die auswärtige deutsche Politik. Da nun die Kolonial-Politik denn doch überall, wo sie betrieben wird, einen Teil der auswärtigen Politik bildet, so vermag ich mich schwer der Ansicht anzuschließen, als würde von seiten der Reichsregierung die Kolonialpolitik grundsätzlich außer Acht gelassen, vielmehr scheint es mir, als werde von langer Hand her mit weiser Voraussicht und Umsicht die Basis für eine vom ersten Augenblicke an machtvolle Inauguration deutscher Kolonial-Politik geschaffen. Von dem bisher von anderen Völkern adoptierten Verfahren, Kolonien zu gründen, durchaus verschieden, wird sich das Vorgehen Deutschlands bei seinem Beginnen den türkischen Orient der deutschen Kolonisation zu eröffnen zeigen. Nirgends wird dabei die deutsche Flagge aufgehißt werden, als etwa auf einer Anzahl neugegründeter Konsulate, kein Fußbreit Landes, nicht die kleinste Insel des Archipels, wird die Reichsregierung sich abtreten lassen und in ihren Besitz übernehmen. Kaum daß sie je offiziell die zur Auswanderung entschlossenen Staatsangehörigen gemahnen wird, dorthin nach dem Osten sich zu wenden. Aber das Feld bereitet die Politik der Reichsregierung vor, ohne allerdings ein Wort darüber verlauten zu lassen, sie treibe Kolonialpolitk im Mittelpunkt der alten Welt, unmittelbar vor den Thoren Europas, ja in Europa selbst. Wohnlich dem Ausländer das alte Haus der Türkei, das in so vielen Teilen leer und öde steht, umzugestalten, ist das Ziel, woran die Deutsche Regierung im Verein mit der ihr befreundeten Türkischen ersichtlich arbeitet. Vorläufig regnet es allerdings noch durch das türkische Dach, es ist noch recht unbehaglich darunter, darum fordert man auch noch niemanden auf, hinzukommen.

Daß trotz der Stagnation, welche noch immer im Geschäftsleben in der Türkei vorherrscht, gerade die deutsche Kolonie, namentlich in der Hauptstadt Konstantinopel, stetig und schneller als alle übrigen anwächst, ist wenigstens insofern belangreich, als es beweist, wie es nur der weiten Oeffnung des Thores bedarf, um die deutsche Einwanderung einzulassen. Diese wird und soll jedoch noch Jahrzehnte hindurch sich nicht in Strömen über das Land ergießen, ebensowenig wie die Einwanderung nach Amerika gleich von Anfang an in dichten Massen erfolgte. Aber wie nach Amerika vorerst nur der arme Teufel ging und jetzt erst allmählig Wohlhabendere nachfolgen, so muß es im Orient gerade umgekehrt sein. Wälder gibt es hier nicht mehr auszuroden, das haben sich die Türken selbst besorgt, leider nur zu gründlich; hier muß der Großkapitalist an der Tête der Einwanderung marschieren, der Mann von höherer Intelligenz und Wissen muß nachfolgen und erst ganz zum Schluß soll jenen der Handwerker und Ackersmann nachziehen. Das Beste, Tüchtigste, Thatkräftigste, was Deutschland von seinem Ueberschuß entbehren kann, muß zuerst nach dem Orient kommen, ebenso wie das offizielle Deutschland seine tüchtigsten Beamten und Offiziere der Türkei zur Verfügung stellt. Dies sind, in Verbindung mit der zielbewußten Vertretung des Reiches die eigentlichen Pioniere der deutschen Einwanderung, sie helfen der einheimischen Regierung ihr Haus in Ordnung und Sicherheit bringen; Jahre werden allerdings darüber noch hingehen. Von einer regelmäßigen Einwanderung Deutscher in der Türkei wird man sogar erst sprechen können, wenn die große Bagdad-Bahn durch vorwiegend deutsches Kapital, jedenfalls aber unter vorwiegend deutscher Leitung von deutschen Technikern erbaut und in Betrieb gesetzt sein wird. Auf dieser ganzen großen Orientlinie von Belgrad bis nach Bagdad wird deutsch gesprochen werden. Längs der Linie werden sich deutsche Ansiedelungen ansetzen. So geht es langsam mit der germanischen Kolonisierung des Orients, wird man einwenden, das Ende des Jahrhunderts kann darüber herankommen. Es mag so sein, aber große Kolonisationspläne in überseeischen Ländern durchzuführen, werden auch ihr Jahrzehnt an Zeit erfordern. Das Deutschtum aber durch deutsche Ansiedelung in der europäischen und asiatischen Türkei über Oesterreich-Ungarn hinausgreifend, schließt sich von selbst zu einem organischen Körper zusammen, dem die einheitliche Politik der drei beteiligten Mächte einen anderen Schutz zu gewähren vermag, als die deutsche Flotte im Kriegsfalle überseeischen Kolonien.

Wer der deutschen Einwanderung in die türkischen Länder vorzuarbeiten bereit ist, der hat für die Konzessionierung der Bahn Konstantinopel-Bagdad an eine vorwiegend deutsche Gesellschaft sich zu verwenden, und daß die deutsche auswärtige Politik ein sehr nachhaltiges und thätiges Interesse dafür zeigt, ist bekannt. Sie fängt so die deutsche Kolonisierung des Orients durchaus am richtigen Ende an. Nicht auf Eisenbahnen aber sollen die Weinbauer warten, die ein kleines Kapital flüssig haben, um sich am Marmora-Meer oder an der südlichern Küste Kleinasiens seßhaft zu machen, — allzuviel Zeit zu Erwägungen ist nicht mehr vorhanden, die südfranzösischen Weinkultivateure sind hinterdrein, die besten Striche zur Anlage von Weinbergen zu erwerben. Kürzlich hat eine deutsche Weinproduktions-Gesellschaft in der Umgegend von Smyrna Terrains erworben.

Die deutsche Kolonialpolitik im türkischen Orient aber ist die Eisenbahn.

Pera, Juli 1883. F.

Kultur und Gewinnung des Mahagonibaumes.

Nachdruck verboten! Gesetz vom 6. Mai 1870.

Der Mahagonibaum hat wohl eigentlich keine verschiedenen Varietäten aufzuweisen, wiewohl sein Holz von verschiedener Qualität ist. Das von Kuba und Haiti oder das sogenannte spanische, sowie das von Jamaica, hat die schönste Farbe und das prächtigste Geäder, wird aber jetzt selten. Honduras und Yucatan (in Zentral-Amerika) liefern gegenwärtig das meiste Mahagoni-Holz und obwohl dasselbe nicht so dichtkörnig und schön ist, als das spanische, so ist es doch ungemein nutzbar, und man hat es in der neuesten Zeit stark zum Schiffsbau verwendet. Es übertrifft jenes auch in

Ansehung der Festigkeit, mit der es sich an andere Holzarten, namentlich an Fourniere von der spanischen Sorte leimen läßt, und die Würmer gehen dasselbe im Wasser nicht an. Über die Art und Weise, wie das Mahagoniholz marktfertig gemacht wird, sind die unrichtigsten Nachrichten verbreitet worden. Folgender Bericht darüber ward zu Belize in Honduras verfaßt, im Almanach von Honduras abgedruckt und von einem Herrn, der sich dort längere Zeit aufgehalten und mit dem Holzhandel befaßt hat, geprüft und in jeder Hinsicht richtig befunden.

„Der Mahagonibaum von Honduras ist wohl der prächtigste aller Bäume. Die majestätische Eiche, die man die Königin des Waldes zu nennen pflegt, würde neben ihm sehr unbedeutend erscheinen. Der gewaltige Umfang und die riesige Höhe des Stammes stehen mit der Spannweite seiner Krone und Wurzeln im Einklange. Die Einzelheiten des Wachstums dieses unschätzbaren Baumes lassen sich kaum angeben, da er sich binnen einem Menschenalter nur unbedeutend vergrößert; aber so viel steht ziemlich fest, daß durchschnittlich 200 Jahre dazu gehören, um ihn so weit zu zeitigen, daß er als Nutzholz geschlagen werden kann. Wie und wann die Nutzbarkeit dieses Baumes entdeckt und wann dessen Holz zuerst in England eingeführt worden sei, darüber sind die Meinungen sehr verschieden, und wir können hier nicht auf eine kritische Beleuchtung derselben eingehen. Es scheint indes ziemlich ausgemacht, daß der Schiffszimmermann des Sir Walter Raleigh das Holz im Jahre 1595 in einem Hafen der Insel Trinidad beim Fällen verschiedener Baumarten entdeckt und zugleich als höchst wertvoll erkannt habe. Die erste Benutzung des Mahagoniholzes in England war blos ein Werk des Zufalles und sehr anspruchsloser Art, indem eine Kiste für Wachslichte daraus gefertigt ward. Doktor Gibbons, ein angesehener Arzt, welcher zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, hatte einen Bruder, der als Kapitän eines Westindienfahrers Planken dieses Holzes als Ballast mitbrachte, aber deren Wert nicht kannte. Da aber der Doktor gerade damals ein Haus in King-Street, Coventgarden, baute, so glaubte sein Bruder, jener könne diese Planken gebrauchen; allein die Zimmerleute fanden dieselben für ihr Werkzeug zu hart, und sie wurden daher als unbrauchbar zurückgelegt. Als bald darauf Mad. Gibbons eine Lichterkiste brauchte, so ließ Doktor Gibbons seinen Schreiner eine solche aus den in seinem Garten liegenden Planken machen. Als der Tischler, Namens Wollaston, dieselben zersägte, klagte er gleichfalls über deren Härte; indes wurde die Kiste doch fertig und fiel so schön aus, daß der Doktor darauf bestand, auch ein Schreibpult aus demselben Holze gemacht zu haben, welches, als es poliert war, durch seine Schönheit solches Aufsehen erregte, daß die Herzogin von Buckingham den Doktor bat, ihr etwas von dem Holze abzulassen, damit sie ebenfalls eine solches Schreibpult erhalte. Nun kam das Mahagoniholz schnell in Aufnahme, und aus einem an sich so unbedeutenden Umstande entwickelte sich einer der einträglichsten Handelszweige.

Die Zeit, zu welcher das Mahagoniholz geschlagen wird, beginnt gewöhnlich im August. Die Holzhauerrotten, welche man zu diesem Zwecke anstellt, sind meist 20—50 Köpfe stark. An ihrer Spitze steht ein sogenannter Hauptmann, und zu jeder Rotte gehört auch ein sogenannter Jäger, zu welchem man einen der geschicktesten Leute wählt, und dessen Geschäft darin besteht, den Wald zu durchstreifen und Bäume aufzusuchen, damit es den übrigen nie an Arbeit fehlt. Zu Anfang August wird also der Jäger ausgeschickt, und wenn der Grund und Boden seinem Mandator gehört, so erreicht der Jäger seinen Zweck gewöhnlich schnell und ohne Schwierigkeit. Er haut sich durch den dichtesten Teil des Waldes einen Pfad bis auf den Gipfel irgend einer Anhöhe, klettert auf den höchsten Baum und überschaut von dort die Umgegend genau. Zu dieser Jahreszeit ist das Laub des Mahagonibaumes stets gelblichrot, und ein geübtes Auge unterscheidet an diesem Kennzeichen leicht die Stelle, wo dieser Baum am häufigsten wächst. Der Jäger steigt nun wieder hinab und findet sich ohne Kompaß nach diesen Stellen, um sie genauer zu besichtigen. Zuweilen bedarf er der größten Verschlagenheit, um Andere zu verhindern, sich seine Entdeckung zu Nutze zu machen. Denn wenn ihm solche, die demselben Zwecke nachgehen, auf die Spur kommen, was gar nicht selten geschieht, so muß er seine ganze List aufbieten, um sie irre zu führen. Dies gelingt ihm jedoch nicht immer; denn der Scharfblick seiner Nebenbuhler ist oft unglaublich, und ein verdrehtes Blatt, der schwächste Eindruck seines Fußes verrät ihnen seine Spur aufs neue, sodaß der Jäger sich oft in seinen Hoffnungen getäuscht sieht, indem andere ihm zuvorkommen. Sobald er indes einen guten Bestand ermittelt hat, so ist das nächste Geschäft, dort so viele Bäume zu fällen, wie's eben nur geht, damit die Rotte für dieses Jahr hinreichende Beschäftigung findet. Man haut den Baum gewöhnlich 10—12 Fuß über dem Boden ab und errichtet zu dem Zwecke für den Holzhauer ein Gerüst. Das Geschäft scheint auf den ersten Blick gefährlich zu sein; doch kommen die Arbeiter selten zu Schaden. Der Stamm wird, vorzüglich wegen der großen Dimensionen des Nutzholzes, das er liefert, geschätzt; allein zu schöner Tischlerarbeit eignet sich das Astholz besser, da dasselbe feinkörniger und schöner geädert ist. Sobald hinlänglich viele Bäume gefällt sind, um die Rotte die gehörige Zeit hindurch zu beschäftigen, wird nach dem nächsten Flusse ein Weg angelegt, und dieses Geschäft schlägt man in der Regel auf zwei Dritteile der Kosten an, welche die Lieferung des Mahagoniholzes bis zum Einschiffungshafen veranlaßt.

Jede Mahagonirotte errichtet am Ufer des Flusses ein kleines Dorf. Bei dem Baue und der Einrichtung der Hütten legen die Leute oft vielen Geschmack an den Tag, und es ist interessant zu sehen, wie sich dabei der landesübliche Baustil der verschiedenen Negervölker mit europäischer Manier vermischt darstellt. Das Wohnhaus des Unternehmers nimmt sich mit den Vorratshäusern und Viehställen oft sehr stattlich aus, während die Hütten der Arbeiter zwar anspruchsloser, aber aus demselben Holze aufgeführt sind. Wir waren Augenzeuge, daß ein solches Haus mit keinem anderen Instrumente, als der Axt, in einem Tage fertig gebaut wurde. — Nachdem die Niederlassung vollendet ist, führt man, wo möglich in gerader Richtung von derselben aus, einen Weg bis mitten in den Mahagonischlag, wo sich jener dann in viele Neben-

wege spaltet. Zuerst wird das Niederholz mit Jagdmessern abgehauen, welche sich zu diesem Zwecke, bei geschickter Handhabung, außerordentlich gut eignen. Ein tüchtiger Arbeiter pflegt täglich eine Strecke von ungefähr 100 Metern binnen sechs Stunden zu vollbringen. Sobald das Niederholz beseitigt ist, fällt man die starken Bäume mit der Axt so nahe als möglich am Boden, und hierbei werden jedem Manne ebenfalls täglich 100 Meter zugemutet, welches Tagewerk freilich mühseliger ist, da viele Bäume so hartes Holz haben, daß man sich ihrer durch Feuer entledigen muß. Die Stämme dieser Bäume sind zwar zum Teil (z. B. die des Kugelbaumes, des Eisenholzes, Rotholzes und der Sapodilla) ebenfalls wertvoll; allein man läßt sie unbenutzt; höchstens bedient man sich derselben gelegentlich und wo es sich gerade schickt zum Bau von Brücken über Bäche und Schluchten, da solche Brücken manchmal sehr groß und dauerhaft gebaut werden müssen.

Die Länge des durch den Forst zu hauenden Weges richtet sich natürlich nach der Entfernung des Mahagonischlages vom neuerbauten Dorfe. Liegen die Stämme sehr zerstreut, so muß man öfters nach einem einzigen Stamme, der vielleicht nur einen Block gibt, einen mehrere Meilen langen Weg anlegen. Sobald die Wege von der üppigen Vegetation frei gemacht sind, müssen sie mit Picken und Rammen von den stärksten Unebenheiten, als Felsstücken und Baumstämmen befreit werden, damit die Räder der Blockwagen, auf welchen die Stämme transportiert werden, darüber rollen können. Bis zum Dezember ist man gewöhnlich mit den Wegen fertig, und sobald dies der Fall, fängt man an, die Stämme der Quere nach in Blöcke zu zersägen. Manche Stämme geben nur einen Block; andere sind so lang, daß man deren vier oder fünf daraus schneiden kann. Durch Zersägen in Blöcke beabsichtigt man die Ladung gleichförmiger auf die Zugochsen zu verteilen; allein für den Transport manches vorzüglich schweren Blockes muß man dennoch Vorspann anwenden. Da die Mahagonistämme einen so verschiedenen Durchmesser und eine so verschiedene Länge haben, so können die aus dem einen Stamme geschnittenen Blöcke vielleicht nur 300 Kubikfuß und die aus einem andern erlangten wohl 3000 Kubikfuß halten. Der größte in Honduras selbst je zugeschnittene Block war 17 Fuß lang, 57 Zoll breit und 64 Zoll hoch, hielt also 428 Kubikfuß oder 5168 Quadratfuß einzöllige Planken. Sein Gewicht betrug 15 Tonnen (300 Zentner).

Nach dem Durchsägen der Stämme werden die einzelnen Blöcke behauen und zwar aus jedem ein möglichst starker viereckiger Balken gebildet. Schwächere Blöcke läßt man zwar zuweilen rund; allein die stärkeren müssen durchaus gleich im Holze viereckig gehauen werden, teils um sie leichter zu machen, teils um zu verhindern, daß sie auf dem Blockwagen rollen. Im März ist gewöhnlich alles bisher Beschriebene vollendet, und da nunmehr die trockene Jahreszeit eintritt, so beginnt der Transport der Blöcke nach dem Flusse im April und dauert bis Ende Mai, da beide Monate die einzigen sind, wo dieses Geschäft sich ausführen läßt. Denn den ganzen übrigen Teil des Jahres hindurch ist der Boden so weich, daß die schwerbeladenen Blockwagen in denselben einsinken würden. Die Regenzeit erreicht ihr Ende zwar schon im Februar, allein das Erdreich ist so stark mit Feuchtigkeit angeschwängert, daß die Wege selten vor dem ersten April die gehörige Festigkeit darbieten. Nunmehr fängt die eigentliche Ernte der Mahagonifäller an, und das Resultat der Arbeit des ganzen Jahres hängt von dem Umstande ab, daß die Witterung lange genug trocken bleibt, indem ein einziger Regenguß die Wege unfahrbar machen kann. Die Zahl der im Betriebe befindlichen Blockwagen richtet sich nach der Stärke der Rotte; die Entfernung des Transportes beträgt durchschnittlich 6—10 Meilen. Wir wollen beispielsweise annehmen, die Rotte bestehe aus 40 Köpfen; so genügen für dieselbe 6 Blockwagen, da jeder derselben 7 Paar Ochsen und 2 Treiber verlangt, während 16 Leute nötig sind, um Futter für das Vieh zu schneiden, und 12, um die Wagen zu beladen. Diese letzten Leute lassen sich, so lange dieses Geschäft dauert, gewöhnlich im Walde nieder, um nicht jeden Tag den weiten Weg vom Dorfe zweimal zurücklegen zu müssen. Bei Tage ist die Hitze so unerträglich, daß das Zugvieh zusammenbrechen würde, und deshalb findet der Transport der Blöcke des Nachts statt. Die Wagen fahren abends um 6 Uhr leer von dem Dorfe ab und langen um 11—12 Uhr nachts an den verschiedenen Ladeplätzen an. Sie wecken die schlafenden Auflader durch Peitschenknall schon in großer Entfernung auf. Nun werden die Wagen mittels geneigter Plattformen, auf denen die Blöcke in die Höhe geschoben werden, beladen und dieses Geschäft gewöhnlich binnen 3 Stunden vollendet; die Wagen setzen sich dann bei Fackelschein in Bewegung und langen gewöhnlich bis 11 Uhr mittags sämtlich am Flusse an, in welchen die Blöcke, die man vorher mit dem Namenszuge des Eigentümers gezeichnet hat, geworfen werden. Hierauf wird das Vieh gefüttert, die Treiber frühstücken und legen sich alsdann bis zum Abend schlafen. Dieser Transport der Mahagoniblöcke gewährt ein höchst eigentümliches Schauspiel. Die sechs Wagen nehmen eine Wegstrecke von $^1/_4$ engl. Meile ein. Die vielen Ochsen, die halbnackten Treiber (Kleider würden bei der Hitze und dem Staube höchst lästig sein), von denen jeder eine Fackel trägt, die wilde Forstgegend, das Rasseln der Ketten, das Klatschen der Peitschen, welches von vielfachen Echos wiederholt wird, dies alles bildet mit der eigentlichen Ruhe der Nacht einen so grellen Kontrast, daß man eher einen theatralischen Aufzug, als einen seinem Gewerbe nachgehenden Trupp Holzhacker zu erblicken glaubt. Gegen Ende Mai fangen die periodischen Regen wieder an, und diese stürzen mit solcher Gewalt nieder, daß binnen wenigen Stunden die Wege völlig unfahrbar sind, so daß dem Transporte ohne weiteres ein Ziel gesetzt ist und man das Vieh auf die Weide schickt, alle Gerätschaften aber unter Dach und Fach bringt. Es regnet nun bis um die Mitte Juni unaufhörlich, so daß die Flüsse ungeheuer anschwellen. Die Blöcke werden nun 200 engl. Meilen stromabwärts geflößt, und die Rotte folgt ihnen in sogenannten Pitgans, einer Art Canoes mit flachem Boden, um sie von den Hindernissen, an denen sie hängen bleiben, abzulösen, bis sie sich an einem Langbaum ansammeln, der an irgend einer bequemen Stelle quer über den Fluß gelegt ist. Jede Rotte sondert dann ihre Blöcke nach den Kennzeichen an den Enden der letztern ab und bildet daraus große Flöße, welche nach den Werften der Eigentümer weiter geleitet

werden. Dort werden sie dann noch besser behauen, die etwa zersplitterten Enden abgesägt und die Ware zum Einschiffen fertig gemacht. Die Auslagen für das Beischaffen des Mahagoniholzes belaufen sich durchschnittlich auf 100 Pfd St. Honduras-Währung oder 70 Pfd. St. englische Währung jährlich für jeden Arbeiter, jedoch mit Ausschluß des in dem Zugvieh, den Gerätschaften u. s. w. steckenden Betriebskapitals. Damian Gronen.

Die deutsch-argentinische Expedition
zur Prüfung der Kolonisationsfähigkeit der Lezama'schen Misiones-Ländereien.

1.

Meine Reisen in Südamerika, speziell in Argentinien hatte ich im Mai 1878 mit meinem Chef und Lehrer, dem Professor an der Universität Cordoba, Georg Hieronymus, begonnen. Auf naturwissenschaftliche Exkursionen in der Nachbarschaft und in den ausgedehnten Gebirgen der Provinz folgte eine längere Forschungsreise nach dem botanisch noch unerforschten Westen, auf den gegen 22000 Fuß hohen Cerro Nevado de Famatina und nach dem Hochplateau der Anden von La Rioja und Chile. Von dort zurückgekehrt, war ich darauf im April 1879 zur Miterforschung des argentinischen Südens als Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission durch die Pampas und durch die daran sich schließende Dornbuschsteppe nach dem patagonischen Rio Negro gegangen — und zwar im Generalstabe des unter dem gegenwärtigen Präsidenten General Roca gegen die Indianer operierenden Eroberungsheeres, das mit den wilden Söhnen der Pampa und der Kordilleren aufräumte und ein die Größe Deutschlands besitzendes Land der Kultur eröffnete. Während der Rückkehr des Generals und seines Stabes war ich zur Erschließung des gesamten Indianerlandes mit einigen Begleitern den Nauquenstrom hinauf nach den Anden und weiter durch das Indianergebiet der Pehuenches und Ranqueles nach San Rafael und Mendoza geeilt, um von dort durch die Provinzen Mendoza, San Luis, Cordoba und Santa Fe meinen Heimweg nach Buenos Aires anzutreten. Nach Vollendung dieser etwas über 4000 Kilometer langen Tour hatte ich sodann im Auftrage der Argentinischen Regierung mit meinen Reisegefährten Professor Dr. Lorentz und Professor Dr. Doering die wissenschaftlichen Resultate dieser Expedition bearbeitet und dabei mit dem nun leider zu früh verstorbenen Professor Dr. Lorentz Reisen und Exkursionen nach Entre Rios, Buenos Aires und Cordoba, auch nach der Nachbarrepublik Uruguay unternommen. Im September 1880, nach Beendigung der argentinischen Revolution ging ich schließlich wieder nach Europa, doch nur auf kurze Zeit. Nach einem zweijährigen naturwissenschaftlichen, land- und volkswirtschaftlichen Studium und nach Veröffentlichung meiner Reiseresultate reiste ich Mitte Oktober 1882 zu weiterer naturwissenschaftlichen, agronomischen und wirtschaftlichen Erforschung und Berichterstattung aufs neue nach Argentinien.

Es war mir bis dahin gelungen, einige begeisterte Freunde und Förderer einer deutschen Welthandels- und Kolonialpolitik zum Abschluß eines Präliminarvertrags behufs Ankauf von 200 □Leguas Misionesland und zur Aussendung einer Expertenkommission dahin zu bewegen. Nach langwieriger theoretischer Erörterung sollte nun endlich an die Organisation der deutschen Auswanderung mit Hilfe planmäßiger Kolonisation in einem der günstigsten Teile des für Kolonisation tauglichen subtropischen Südamerika geschritten werden.

Die Misiones traten dafür in den Vordergrund, einerseits ihrer vorzüglichen Lage wegen in dem besonders kultur- und kolonisationsfähigen argentinischen Mesapotamien, zwischen den gewaltigen Strömen Uruguay und Paraná und zwischen Paraguay und den reichen brasilianischen Provinzen Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, andererseits auch aus dem Grunde, daß sich für die deutschen kolonisatorischen Bestrebungen der Vorteil bot, schon nach verhältnismäßig geringer Arbeit, d. h. nach Ansiedlung von ca. 20,000 Deutschen, aus dem Misionesterritorium eine Provinz mit fast rein deutschem Gepräge zu gestalten. Die argentinische Verfassung nämlich sagt, daß sich ein Territorium zu einer Provinz mit selbständiger Verfassung und Verwaltung konstituieren kann, sobald dasselbe eine Einwohnerzahl von 50,000 besitzt.

Die Misiones waren auch seiner Zeit, nach dem Auswandern der Jesuiten und ihrer Indianer aus den durch die brasilianischen Mameluken beständig beunruhigten Provinzen La Guara und Vera, der Lieblingssitz derselben und bildeten deswegen auch lange Zeit den wesentlichsten Teil des altberühmten und in der Weltgeschichte ewig interessanten Reiches der Väter Jesu, das sie mit unvergleichlichem Mute, eiserner Ausdauer und mit Intelligenz im gegenwärtigen Paraguay, Südbrasilien und Argentinien unter den wilden Guaranies gegründet und zur Blüte gebracht hatten.

Unsere Expedition hatte den Zweck, die Kolonisationsfähigkeit jenes so hoch gelobten Gebietes festzustellen. Sie begann am 13. Januar dieses Jahres nach einer kleinen Reise in die südöstliche Pampa, über deren wissenschaftliche Resultate das nächste Heft der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin Aufschluß geben wird. Meine Gefährten waren die Herren Ingenieur Schneider und die Landwirte von Wiedebach und von Gülich, welche die Leipziger Südamerikanische Kolonisationsgesellschaft ausgesandt hatte. Wir schifften uns zunächst auf dem nach Curumba in Mattogrosso fahrenden brasilianischen Raddampfer Rio Paraná ein und fuhren darauf ca. 1500 Kilometer weit den Paranástrom hinauf bis Corrientes. Nach dem Durchschneiden des bekanntlich bis über 30 Meilen breiten Rio de la Plata näherten wir uns zuerst der lehm- und sandfarbenen Küste von Uruguay, die entweder sanft ansteigt oder eigentümlich zerklüftet und ausgebuchtet steil abfällt, wo nicht Dünen sind. Im übrigen stellt sie ein hoch- oder weitwelliges Land mit weiteren Wellungen und Senkungen dar, auf dem eine lückenhafte gelbgrüne Pflanzendecke mit einzelnen Baum- und Strauchanhäufungen zu finden ist, weit und breit von Vieh belebt und von freundlichen Estanzias besetzt. Hinter der kleinen flachen Insel und Festung Martin Garcia bogen wir darnach unmittelbar bei der Provinz Entre Rios in den Paraná guazu und somit in das Riesendelta ein, das fast bis zur Stadt Diamante reicht und bis dahin wohl auf Grund der

gleichen Boden- und physikalischen Beschaffenheit eine gleichartige artenarme Vegetation zeigt. Zwischen den flachen, zum Teil überschwemmten dunkelgelblehmigen Inseln oder zwischen Barranka und Inseln, wie zwischen San Pedro und der Mündung des Rio Carcaranal am Buenos Aires- und Santa Fé-Ufer, wohin wir später gefahren waren, sah ich meist weiter nichts als eine Reihe zusammenhängender größerer und kleinerer und mannigfaltig gestalteter gelber Seen mit darüber befindlichem blauen oder durch Schäfchen-Wolken weißgeflecktem Himmel — und am Rande dieser gelben, seidenschillernden, leichtgekräuselten Seen eine meist gleichmäßig dichte, aus meergrünen, schilfartigen Sumpfgewächsen, Gräsern und Binsen, buntblühenden Compositen, rot-braunen Polygonumstauden, weißen oder gelben Jussiaeaarten, vereinzelten oder gesetzlos gruppierten Sträuchern und Weidenbäumen bestehende Vegetation. Da und dort war letztere auch verbrannt oder verkohlt. Vielmals nahm ich auch entwurzelte Weidenbäume am Ufer wahr. Nur weit im Hintergrunde lag Wald, hinter welchem dann mitunter der Rauch oder die Flammenglut eines Kampbrandes sichtbar wurde. Eine rechte Abwechselung in dieses viele hundert Kilometer lange Einerlei, das weder mit Busch-, noch mit Wald-, noch mit Weideland bezeichnet werden kann und außer für Anpflanzung von Frucht- und Nutzbäumen auch keinen rechten Nutz- und Kulturwert hat, brachten auch die wenigen Störche und Reiher, Taucher und Eisvögel und Raubvögel und die vorüberfahrenden Schiffe nicht herein. Säugetiere, Rinder, Pferde u. s. w. fehlten. Das schmutzige Wasser des Paraná ließ auch keine Fische sehen. Nur die Steilbarrancas mit ihren Städten wie San Pedro, San Nicolas und Rosario und mit ihren zerstreuten Wohnungen der Viehzüchter und deren großen in der weiten, baumlosen, flachgewellten Pampa grasenden Viehherden unterbrachen etwas die Langeweile der Passagiere.

Mehr Unterhaltung gewährten die Steilbarrancas von Entre Rios, die wir nach dem Passieren des großen Deltas und nach dem Überfahren vom Santa Féufer nach diesem bis über La Paz hinaus mit den freundlichen Städten Diamante, Paraná und La Paz und den aufblühenden Kolonien Villa Urquiza, Cerrito und Hernandarias und der großen Fleischextraktfabrik unsres Landmannes Dr. Kämmerich in Santa Elena vor uns hatten.

Schon ihre wesentlich verschiedene geologische Schichtenlagerung, das massenhafte Auftreten der Kalktosca und parallel gerichteter Kalkmergel-, roter- und gelblicher Lehm- und humoser Oberbodenmassen waren in ihrem verschiedenartigen Auftreten interessant. Dazu kam noch eine reichere, vielfach von der vorigen verschiedene Vegetation als Weide- und Parklandschaft, zusammengesetzt aus den Vegetationsbestandteilen des von hier nordostwärts durch ganz Entre Rios ziehenden Montielwaldes, der sich in Schlinggewächsen und einzelnen Bäumen und sogenannten Ceibo, oder Erythrina Cristagalli auch in der sonst weniger veränderten Flora der immer noch zahlreichen Inseln geltend machte.

Wie schon oft gesagt, halte ich Entre Rios und den sich daran schließenden niedrigen Teil von Corrientes hinter Esquina bis Goya hinaus für ganz besonders kolonisationsfähig. Als reich bewässertes welliges Wald- und Weideland mit ergiebigem Boden und gesundem, milden Klima zeigt es sich ebenso gut geeignet für Viehzucht, wie für Ackerbau, und gelegen zwischen den mächtigen, mit Seeschiffen befahrbaren Strömen Uruguay und Paraná wie am kolossalen Rio de la Plata ist es auch von der allergrößten Bedeutung für Handel und Gewerbe, um so mehr, als die zahllosen Gewässer des Silberstromes bis weit ins Innere Argentiniens, Uruguays und Brasiliens, Paraguays und Boliviens bis in das Herz der Cordilleren reichen und damit kulturfähige Länder-Gebiete mit der mannigfaltigsten Naturausstattung von der Größe Halb-Europas erschließen.

Einige Leguas hinter Goya wurden die Barrancas wieder 25—30 Fuß hoch und merkwürdig eben und interessant außer durch eine andere, nur weniger vorteilhafte Schichtenlagerung durch eine namentlich in Fluß- und Bachthälern auftretende rote, lockre Eisensandsteinschicht, die stromaufwärts immer mehr zu Tage tritt und bei Corrientes vorherrscht. Die darauf befindliche Vegetation bildet ein Weideland. Nur näher nach Corrientes hin und an den Böschungen und Bachthälern existieren Gehölze resp. Buschwaldinseln und ebenso nur an den Städten Bella Vista und Empedrado künstliche Anpflanzungen von Orangen- und Feigenbäumen, vereinzelten Palmen und dergleichen.

Der Paraná besitzt auch hier noch eine Riesenbreite und eine große Menge buntgeschichteter Lehminseln und Lehmbänke resp. sandiger Lehmbänke, deren Flora jetzt wertvoller, d. h. holzreicher und reicher an Schlingpflanzen und höheren Stauden und Sträuchern und im Massenverhältnis ärmer an Binsen, Eryngiumstauden und Schilfgräsern ist und so auch in ihrem Charakter große Ähnlichkeit mit der Flora des Gran Chaco hat, der ihnen gegenüber liegt.

In Corrientes verweilten wir 13 Tage. Exkursionen in die Provinz und nach dem Gran Chaco ergaben, daß diese Ländergebiete in ihrer geognostischen Beschaffenheit im Untergrunde verschieden, in ihrer Vegetation aber wieder bei gewisser Gleichartigkeit der Witterungsverhältnisse und bei vielfach ähnlicher Wirkung des undurchlässigen Untergrunds in vielfacher Beziehung ähnlich sind, daß ferner der Chaco eine ungeheuer große flache Ebene bildet und sehr tief liegt und ohne rechten Abfluß überfeucht ist und deswegen auch trotz des schönen Oberbodens für Kolonisation nicht besonders empfohlen werden kann. Corrientes fanden wir höher. Nichts destoweniger besitzt es neben allzuvielen dürren und wenig gehaltreichen Stellen auch allzuviel schädliche Feuchtigkeit. Es ist ein nicht hervorragend fruchtbares und auch für Kolonisation vorläufig nicht sehr empfehlenswertes Gemisch von Buschwaldung, Weideland und Lagunen, resp. buschigem Weideland, Wassertümpeln und sehr gelichteten, oft dürren Buschwaldstrecken mit durchaus schlechten Wegen, wenigen, vielfach von Hecken eingeschlossenen Kulturfeldern und mehr vereinzelten, meist recht dürftigen Hütten, Weilern, Estanzias und wenig imponierenden, wenn auch ihres eigentümlichen Volkslebens hochinteressanten Ortschaften. Über das Leben und Treiben der Corrientes- und Chacobewohner, Indianer rc. werde ich ausführlich in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin berichten.

Am 30. Januar gingen wir an Bord des kleinen Raddampfers Rio Alto Paraná, um nach

Jtuzaingo zu gelangen. Lange Zeit blieb der Landschaftscharakter unverändert. Auffällig war neben der stattlichen Strombreite, nur der schönere und artenreichere, von einzelnen Baumkronen hochüberragte Corrienteswald und die immer wiederkehrende rote Sandsteinschicht, die auch da und dort durch die Macht der Wellen vom argentinischen Ufer in Form von Klippen und kleinen Inseln abgetrennt worden war.

Hinter Cerrito, wo der letzte Paraguay-Stromarm mündet, waren wir in den Rio Alto Paraná gelangt, der etwas angeschwollen nun neben gelbfärbenden Lehm- und Sandpartikelchen eine Unmasse von Holz, Rohr, Wasserpflanzen u. dergl. in seinem schmutzigen Wasser von oben herabbrachte. Die erste von uns berührte Ansiedelung war der aus dem Paraguaykrieg wohlbekannte, unbedeutende Ort Paso de la Patria. Dahinter trat sodann das Charaktergewächs des ganzen Alto Paranastromes, das 10—15 Meter hohe Tacuara brava-Rohr auf, anfänglich in kleinen zerstreuten Büscheln, später in größerer Menge. Es stand im Ufergebüsch, das stromaufwärts auf niedrigerem Terrain auch immer niedriger wurde und dann noch mehrmals in interessanter Weise Waldinseln in demselben unterscheiden ließ. Weitere charakteristische Gewächse sahen wir dann am Ufer und auf den zahlreichen Inseln im schönen Ambaibaum, der durch große handförmige, unten silberweiße und oben dunkelgrüne Blätter sich auszeichnet, und in dem nicht minder schönen grauen Sangre del drago, einer Crotonart. Nach dem Passieren der kleinen, durch eine hübsche Kirche auffälligen argentinischen Ortschaft Y-tati und dem zweiten ebenfalls flach gelegenen paraguaischen Cerrito, traten rechts wieder einige weitere Grasflächen durch das jetzt lichtere Ufergebüsch hervor, das sie bisher verhüllt hatte. Bei dem weiterhin gelegenen Orte Itá-Ibate konnte ich auch wieder ein ca. 20 Fuß tiefes Barrancasprofil notieren und zwar auf dem nun tief unten gelegenen roten Eisensandstein einen roten, lehmigen und darüber einen humosen Sand. Von dort an nahm der Sand immer mehr zu. Gleichzeitig wurde auch das Weideland immer mehr charakteristisch. Von Ibicui an bis Jtuzaingo hinaus herrschten beide, Weideland und Sand allein.

Von dem ca. 500 Bewohner zählenden ärmlichen Städtchen Jtuzaingo, das am Rande der Laguna Ibera in einem sandigen Weidgebiete liegt, fuhren wir nach dem Besuche der Apipéinseln in einem 6 Fuß tiefgehenden Segelboot nach den Stromschnellen von Apipé, die mit $2^1/_2$ Fuß tiefgehenden Schiffen das ganze Jahr hindurch, mit tiefergehenden während 9 Monate passiert werden können. Als wir sie mit großer Leichtigkeit überwunden hatten, nahm uns der uns entgegengesandte Dampfer des Gouverneur Oberst Roca auf und brachte uns durch eine großartig schöne Landschaft zwischen den Inseln des weitausgebreiteten Stromes nach Posadas, der jungen, ca. 5000 Einwohner besitzenden Hauptstadt von Misiones.

Im Auftrage des Gouverneurs ging ich nun mit dessen Dampfer unter Begleitung von tüchtigen Führern noch weiter den Alto Paranastrom bis hinter die alten Jesuitenansiedelungen Candelaria, Santa Ana, Loreto, San Ignacio und Corpus hinauf und dann sammelnd und beobachtend zu Pferde über die im Urwaldsdunkel versteckten Trümmer der alten weltberühmten Kulturstätten und durch die neuen, dort entstandenen armseligen Ansiedelungen in den landschaftlich überaus reizvollen, von malerisch schönen Bergen und Hügeln durchzogenen Wald- und Weidegegenden zurück.

Am 20. Februar setzten wir dann auf dem argentinischen Kriegsdampfer „Vigilante" unsere Reise fort. Zunächst fuhren wir in Begleitung des Gouverneurs nach Candelaria, dem ehemaligen Hauptsitz der Jesuiten, wo gegenwärtig unter der Direktion unseres Führers Bosetti eine französische Kolonisations-Gesellschaft auf 128 □ Leguas Wald-, Weide-, Hügel- und Bergland operiert und dann nach der Zuckerplantage des Gouverneurs, von wo aus kleine Exkursionen zu Wasser und zu Pferde nach Holzschlägen, Plantagen, Erzstätten, neuangelegten Estanzias und nach den Ruinen von Santa Ana unternommen wurden.

Unseren nächsten Aufenthalt nahmen wir darauf zur Besichtigung einer ehemaligen Kolonie und zur Besichtigung der ca. $1^1/_2$ Stunden vom Ufer abgelegenen Ruinen von Corpus, im neuen Hafen von Corpus, dicht an der Inselgruppe Pindoy.

Von dort aus dampften wir noch 200 km den immer enger werdenden Rio Alto Parana hinauf zum Grenzstrom von Argentinien und Brasilien, zum Y-Guazu, den wir am 28. Febr. am Punkte Lipsia mit einem Kanonenschuß begrüßten. 322 Gewässer, große und kleine, hatte ich auf dieser Strecke notiert. Auch eine Reihe von Hütten mit Mais-, Mandioca und Zuckerfeldern, sowie Indianerortschaften wie die von San Lorenzo, Pira-Puita und Eroy-guazu in Paraguay waren uns sichtbar geworden, außer den Niederlassungen größerer Yerbaproduzenten, die in den innenwärts gelegenen zahlreichen Yerbales eine große Menge von Arbeitern beschäftigen. Auf dem stattlichen Rio Y-Guazu blieben wir 8 Tage. Nach Besichtigung der Hundert Katarakte und nach den Fußtouren durch den Urwald in den argentinischen und brasilianischen Rio Y-Guazu und Alto Paranaecken trieben wir auf dem rasch hinabfließenden, wirbelnden Strome in einem Segelboote mit 16 Knechten 5 Leguas hinab nach der Pflanzung San Daniel. Dort begannen unsere Waldmärsche zu Maultier nach dem oberen Y-Guazu und zu den Victoriafällen. Diese Wasserfälle sind von so erhabener hinreißender Pracht, daß sie die Aufmerksamkeit der gesamten gebildeten Welt auf sich ziehen werden, denn kein Wasserfall von allen denen, die weltbekannt sind, kommt diesen an Großartigkeit, verbunden mit Schönheit der Szenerie, gleich. Ich habe über die hundert Katarakte des Y-Guaza im Litterarischen Verein zu Buenos Aires in einem Vortrag eine ausführliche Schilderung gegeben. — Von den Victoriafällen zurückgekehrt, ritt ich zur weiteren Erforschung des Binnenlandes die 50 km lange Picada nach dem Bache Yacy. Mit meinen bereits zu Schiff dort angekommenen Gefährten besuchte ich dann eine hochinteressante einsame Waldwiese und schließlich einen 40 km langen Weg bis zum Bache Poy. Hierauf wandten wir uns nach dem paraguayischen Hafenorte Pira-puita, von wo aus wir in einem Indianerboote den Arroyo Uruguay bis zum Lezamafall befuhren und von wo aus ich in Begleitung meines indianischen Dieners das ca. 700 Bewohner zählende Indianerdorf Villa Azara in allen seinen Einzelheiten in Augenschein nahm. Der Ort entstand z. B. der Zerstörung der Jesuitenort-

schaften und der Ueberführung der Bewohner durch Dr. Francia nach Paraguay aus Flüchtigen, die mit ihrem Hab' und Gut in ihren Booten den Alto Paranástrom hinaufgefahren und hier fern von der Welt ungefähr 1 Meile ab vom Strom, am Flusse Pira=puita, ein prachtvolles Stück Erde zur Ansiedelung gefunden hatten. Unter dem ehemaligen Jesuitensekretär aus Corpus stehend, waren sie ihren althergebrachten Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Ohne Verbindungen mit der Außenwelt blieben sie auch der Welt verborgen bis zum Jahre 1851, wo sie zufällig durch Yerbasucher entdeckt wurden. Auch darüber werde ich in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin ausführlich berichten.

Wir gingen von Pira=puita weiter den Strom hinab, zunächst nach dem Arroyo Aguaray=guazu, den wir bis zu den Stromschnellen hinauffuhren, und dann, bald rechts, bald links landend, schließlich zurück nach Candelaria und Posadas.

Gustav Niederlein.

Menschenhandel nach den Kaffeedistrikten Brasiliens.

Je näher die Zeit des Aufhörens der Sklaverei in Brasilien heranrückt und je mehr sich alljährlich die Zahl der noch vorhandenen Sklaven durch Tod, Loskauf und Freilassung vermindert, desto lebhafter sieht man sich dort nach einem Ersatz durch andere Arbeitskräfte um. Bekanntlich hat die Brasilianische Regierung durch ihren außerordentlichen Gesandten Calado mit der Chinesischen Regierung nicht nur eine Konsularkonvention, sondern auch einen auf die Auswanderung von chinesischen Arbeitern nach Brasilien bezüglichen Separatvertrag abgeschlossen, der aber aus uns unbekannten Gründen bisher noch nicht die geringste Wirkung gehabt hat, denn es hat sich noch kein einziger Kuli in den Häfen Brasiliens ausgeschifft. Unter solchen Umständen kann es nun allerdings nicht befremden, daß man dort auf's neue seine Aufmerksamkeit auf die Einführung europäischer Einwanderer lenkt, aber die Art und Weise, in welcher dies geschieht, ist freilich nicht immer die richtige, und wird es an den europäischen Regierungen und an der europäischen Presse liegen, zu rechter Zeit den Gelüsten der brasilianischen Kaffeebarone nach abhängigen weißen Arbeitern entgegenzuwirken, damit sich nicht der Skandal der Halbpachtwirtschaft, durch welche einst so viele arme Deutsche unglücklich geworden sind, wiederhole. Es muß hier aber ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es nur die Kaffeedistrikte Brasiliens in den Provinzen Rio de Janeiro, Sao Paulo und Minas Geraes sind, wo der Ruf nach Einführung europäischer Plantagenarbeiter ertönt; denn in den Nordprovinzen, mit Ausnahme von Bahia, ist die Zahl der Sklaven schon von jeher eine sehr niedrige gewesen, und will die Abolitionistenpartei daselbst sogar nicht einmal die gesetzliche Frist für das Aufhören der Sklaverei innehalten, sondern dringt auf sofortige Loslassung der Sklaven. Ähnlich verhält es sich in den drei Südprovinzen, Rio Grande do Sul, St. Catharina und Paraná. Dort hat sich nicht allein durch frühere Ausfuhr nach den Kaffeedistrikten die Zahl der Sklaven schon so wesentlich vermindert, daß der Zeitpunkt des völligen Aufhörens der Sklaverei ebenfalls, ohne große wirtschaftliche Nachteile herbeizuführen, beschleunigt werden könnte, sondern es ist daselbst durch die Anlage trefflich prosperierender Ansiedelungen nach dem System des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes schon seit Dezennien der richtige Weg für die zukünftige wirtschaftliche Gestaltung angebahnt worden. Nicht nur das Staatsland, sondern auch der große Privatgrundbesitz wird dort der Kolonisation zugänglich gemacht werden, weil es sich schon lange herausgestellt hat, daß derselbe in dieser Weise relativ am besten verwertet werden kann, eine Thatsache, die noch klarer hervortreten wird, wenn sich die Brasilianische Regierung endlich entschließen sollte, den unkultivierten Boden mit einer Grundsteuer zu belasten, was doch früher oder später geschehen muß.

Wir haben es hier also nur mit den mittleren Provinzen zu thun, woselbst sich die mit freien und unfreien Arbeitern betriebene Plantagenwirtschaft schon seit langer Zeit als das rentabelste Mittel der Bodenausnutzung bewährt hat und auch ein hinreichend vermögender Fazendeiro= oder Großgrundbesitzerstand vorhanden ist, um selbst unter ungünstigeren Konjunkturen an der gewohnten Wirtschaftsform festhalten zu können. Von Tag zu Tag verschlimmert sich dort der Arbeitermangel, und nimmt natürlich in demselben Maße die Nachfrage nach Arbeitern zu. Wo aber Nachfrage ist, wird das Angebot nie lange auf sich warten lassen, und so hat denn die italienische Firma Fiorita & Tavolara in Rio beschlossen, der Kalamität durch Einführung norditalienischer Arbeiter ein Ende zu machen, zu welchem Zwecke sie folgendes, von den Zeitungen der brasilianischen Hauptstadt reproduziertes Zirkular an die Fazendeiros versandt hat:

Rio de Janeiro, den 1. Mai 1883.

„Sehr geehrter Herr! Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auf ein Geschäft leiten, welches für Sie von großem Interesse sein dürfte, zumal in der gegenwärtigen Zeit, in welcher der Landwirt mit so vielen Schwierigkeiten und Vorurteilen zu kämpfen hat. Der Gegenstand, den wir Ihrem Urteil unterbreiten, hat den unwiderleglichen Vorteil, die schlimmste dieser Schwierigkeiten bei Seite zu räumen.

„Sie mögen wissen, daß wir, die Unterzeichner dieses Briefes, seit langer Zeit in Paris und in Rio de Janeiro als Inhaber eines Import= und Exporthauses etabliert und Agenten verschiedener italienischer Dampferlinien sind. Durch die Art unserer Geschäfte haben wir hinlängliche Beziehungen im Auslande und besonders in Italien gewonnen. Wenn wir mit den großen Vorteilen rechnen, welche uns aus dieser Position entspringen können, so stehen uns ausnahmsweise günstige Bedingungen zur Seite, um in Norditalien eine beliebige Anzahl von Kolonisten zu engagieren, welche, aus den berühmtesten Ackerbaudistrikten stammend und im Besitz aller Eigenschaften und Vorzüge, welche für eine Niederlassung in diesem Lande erforderlich, in jeder Beziehung den Wünschen und Anforderungen unserer Landwirte entsprechen werden.

„Diejenigen Herren, welche uns also mit ihren Aufträgen beehren wollen, mögen uns ihre Ordres einsenden, und zwar entweder direkt nach Rio de Janeiro, Rua da Alfandega Nr. 15, oder durch

Vermittelung des Herrn Comthur Manoel Antonio Bittencourt, unseres Agenten in Santos oder Sao Paulo, von welchem sie auch alle weiteren Informationen in dieser Angelegenheit erhalten können.

„Für die Erledigung solcher Aufträge verlangen wir eine Kommission von 5% und 9% Zinsen p. a. für das von uns ausgelegte Kapital. Die Kommission, welche man in Italien zu zahlen haben wird, darf niemals den Satz von 5% übersteigen. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß der kontrahierende Grundbesitzer nicht alle Ausgaben allein zu tragen braucht, da bekanntlich die Regierung dem Provinzialgesetz zufolge die Verpflichtung hat, mit dem Betrage von vierzig Milreis (80 Mark) für jeden hier anlangenden Kolonisten beizusteuern.

„Der Kolonist wird im Hafen von Santos oder von Rio zur Verfügung desjenigen gestellt, der ihn hat kommen lassen, und hat letzterer für seine Unterkunft gleich bei seiner Ankunft im Hafen Sorge zu tragen.

„Indem wir auf Ihr Vertrauen rechnen, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung Ihre

ergebensten Diener und Verehrer
Fiorita & Tavolara."

Da hätten wir also in optima forma die Grundlage für einen modernen Menschenhandel; denn ist es nicht ein solcher, wenn ohne Garantie irgend welcher Art europäische Arbeiter für ein fremdes Land als Arbeiter angeworben werden? Früher, zur Zeit der Parceriawirtschaft, bestanden doch wenigstens Verträge zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, die den ersteren wenigstens einen kleinen, wenn auch bei der mangelhaften Rechtspflege in Brasilien ziemlich problematischen Anhalt gegen die Willkür der letzteren gaben; hier aber soll der Arbeiter durch Geldvorschüsse, welche er empfängt, an die Person eines ihm fremden überseeischen Großgrundbesitzers gebunden werden, ohne die geringste Aussicht zu haben, sein Verhältnis zu demselben in einer seinen eigenen Wünschen entsprechenden Weise ordnen zu können. Und ein solches „Geschäft", wie die Herren Fiorita & Tavolara ihre Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit armer Arbeiter ja selbst nennen, wird noch durch die Provinzialregierung von Rio de Janeiro subventioniert! Hat man denn schon ganz vergessen, wie sehr das Land durch die Parceriawirtschaft bereits in Mißkredit gebracht worden ist? Will man denn niemals aus den früher begangenen Fehlgriffen nützliche Lehren ziehen? Man wende hier nicht ein, daß es einigen Halbpachtbauern in Sao Paulo recht gut ergangen; denn eine unwiderlegliche Thatsache bleibt es, daß eine weit größere Anzahl von ihnen in die schmachvollste Abhängigkeit geraten und elend zu Grunde gegangen ist. Will man europäische Arbeitskräfte anziehen, wozu ja allerdings für Brasilien die größte Notwendigkeit vorhanden, so thue man das auf Grund der in den Südprovinzen gesammelten Erfahrungen durch billige Überlassung von Land an die Einwanderer, Herstellung brauchbarer Kommunikationswege u. s. w. Eine bloße Einführung von Plantagenarbeitern wird dagegen stets auf Widerspruch in Europa stoßen, so lange nicht von der Brasilianischen Regierung selbst die nötigen gesetzlichen Garantien für den Rechtsschutz derselben geschaffen worden, an welchen es gegenwärtig noch völlig mangelt.

Sicherlich wird es die Italienische Regierung in dem vorliegenden Falle zu verhindern wissen, daß viele ihrer Landeskinder von den Herrn Fiorita & Tavolara für den von denselben ausbedungenen Judaslohn verraten werden; wir aber benutzen die Gelegenheit, um hier die Erklärung zu wiederholen, daß wir, soweit deutsche Angehörige dabei in betracht kommen, nur solchen Kolonisationsunternehmungen in Südbrasilien das Wort reden, welche das auf den dortigen deutschen Kolonien adoptierte Kolonisationssystem zur Richtschnur nehmen, und auch nur dann für sie mit Energie eintreten können, wenn hinsichtlich der Lage und der Güte des zu besiedelnden Bodens durchaus günstige Informationen seitens urteilsfähiger Personen vorliegen.

A. W. Sellin.

Südafrikanische Post.

Berichte eines Leipziger.

4.

Die deutschen Ansiedler am Hex River. — Neue deutsche Einwanderer. — Die Zukunft Südafrikas. — Die Basutos. — Cetywayo. — Geschäftskalamität. — Der singende Mollah in der Kapstadt. — Koloniekohlen. — Predigende Fingomädchen ꝛc.

Kapstadt, Ende Mai 1883.

Den Lesern der Weltpost, welchen ich bereits (im 5. Heft d. J.) über die unerträgliche Lage der am Hex River im Kapland angesiedelten Deutschen berichtet, wird die Kenntnis des hier im Original beifolgenden Schreibens*) eines der so arg geschädigten Kolonisten sicherlich von Interesse sein.

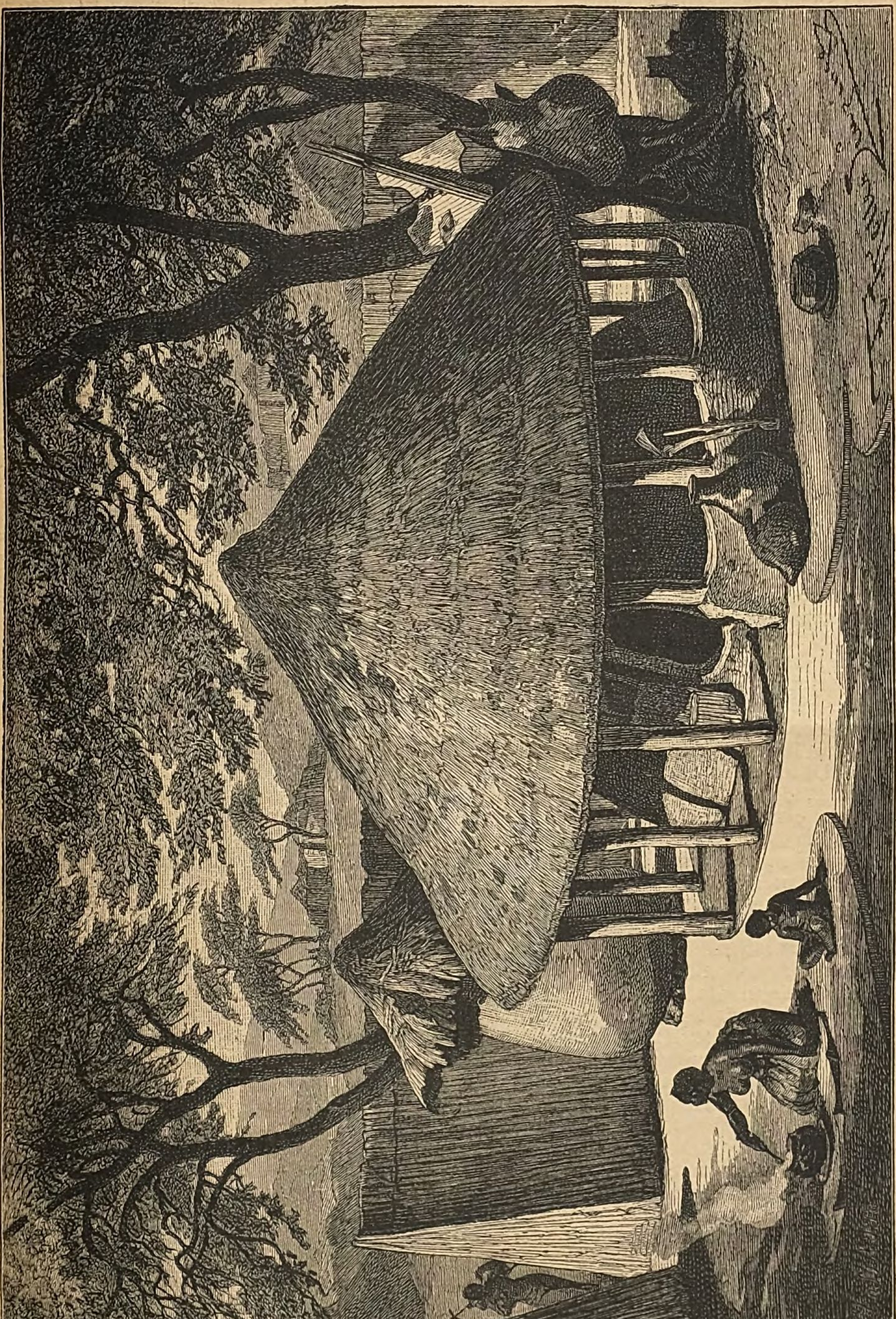
Hex River, den 23. Mai 1883.

„Mein lieber Landsmann!

Ein Brief von Ihnen, datirt: 3. Mai, kam vor einigen Tagen in meine Hände, und sehe ich, daß noch immer Herzen da sind, die sich um unsre faulen und verkommenen Sachen interessiren. Ja, faul und verkommen, denn nach einer Zeit von jetzt 5½ Jahren seine Sachen von der Regierung noch nicht regulirt zu sehen, das ist doch wohl nicht allein mehr schlecht, sondern auch im höchsten Grade gemein. — Ja, ja, lieber Landsmann, wir haben hier eine böse Zeit durchgemacht, und sind auch jetzt noch lange nicht so weit, um Rosen pflücken zu können, denn das, was das erste und nothwendigste zu unsrer Existenz wäre, das Wasser, wird uns beharrlich entzogen. Was sind all die schönen Versprechungen der Regierung gewesen, zu was sind wir denn eigentlich von derselben herüber geholt aus unsrer deutschen Heimath. Wenn die Regierung nicht sicher war, daß sie hier Wasser hätte, so sollte sie uns von vornherein sagen: Wasser habt ihr dort nicht! — dann konnten wir uns sofort für den Grund und Boden bedanken. Aber

*) Wir geben dasselbe ohne jede redaktionelle Änderung, indem wir unserm verehrt. Mitarbeiter am Kap unsern Dank für Übermittelung desselben aussprechen, sowie für die unausgesetzte Fürsorge für unsere in Südafrika angesiedelten deutschen Brüder. Dem Deutschen Kolonialverein möchten wir aber hiermit auf Grund dieses Schreibens von neuem die Inschutznahme unserer deutschen Landsleute am Hex River aufs dringlichste empfehlen. Wenn die Kap-Regierung sieht, daß die berechtigten Klagen unserer dortigen Landsleute in Deutschland an einflußreicher Stelle einen Rückhalt gefunden haben, so ist auch am ehestens schleunige Abhülfe zu erwarten. Der Deutsche Kolonialverein kann hier durch energisches Auftreten beweisen, was seine Bestrebungen wollen und sein Einfluß vermag.

Die Redaktion.



Tschuanen-Gehöfte.

(Aus: „Friedr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen", W. Spemann's Verlag in Stuttgart.)

jetzt? nach allen Mühen und Anstrengungen, jetzt davon laufen? das können wir doch unmöglich, und ein Ende in unserm Leiden sehen wir auch nicht. Jawohl, das uns von der Regierung angewiesene und versprochene Wasser ist uns von Anfang schon von unsern Nachbarn, den Bauern, abgedammt, und die Regierung hat bis heute nichts Ernstliches gethan, um in dieser Angelegenheit ein Ende zu machen. — Das Parlament hat wenigstens so viel ausgemacht, daß wir hier sammt und sonders wieder fort sollen, und, wie königlich, uns £ 500 versprochen!

Wir sind hier im Februar und März 1878 von der Regierung placirt worden, mit der ausdrücklichen Zusage des Wassers aus der Elskloof. Da es uns aber von vorne herein vorenthalten wurde, so wandten wir uns, Klage führend, schriftlich an die Regierung, da letztere uns ebenfalls nur 20 Acker Grund zuertheilt hatte, statt den versprochenen 40. Hierauf erhielten wir von der Regierung ein Schreiben, datirt: 10. August 1878, mit der Anweisung, noch fernere 20 Acker occupiren zu dürfen, und dem Versprechen, daß der General-Landmesser, Herr A. de Smith, in kürzester Frist die Hex-River Location besuchen werde, um an Ort und Stelle mit uns über Wasser und Wege zu verhandeln. Es blieb aber trotzdem beim Alten, und konnten wir kein Recht bekommen, um die so nöthigen Wasserschloten nach unserm Grund fertig zu stellen. Der General-Landmesser ließ sich bei uns nicht sehen, sondern war nur bei unsern Nachbarn, den Bauern gewesen. Das Revier, welches uns das Wasser zuführen sollte, wurde beharrlich von den Bauern zugedammt, welcher Damm sogar noch auf dem Outspan lag. Da wir uns nun nicht weiter helfen konnten, so wandten wir uns wiederholt an die Regierung um Regulirung unsrer Wasserangelegenheit, und erhielten darauf ein Schreiben der Regierung vom 2. September 1880, durch den Kaiserlich Deutschen Consul, Herrn M. A. Lippert, daß die Regierung uns in kürzester Frist das Wasser von der Elskloof auf unsern Grund bringen werde.

Im December 1880 kam der Landmesser Mr. Mc. Nellan nach hier und maß für uns zwei Wasserschlote aus, welche aber niemals in Angriff weiter genommen wurden, und wir nicht definitiv beordert wurden, diese Schlote fertig zu stellen. Die Bauern verlegten dann den ursprünglichen Damm nach einer Stelle des Reviers, wo derselbe auf ihrem Grund lief. Darauf brachen wir den Damm, und die Sache wurde von unsern Nachbarn vor die Court gebracht, indem sie Protest auf das Wasser legten, und wir konnten zusehen; die Regierung ließ sich weiter zu nichts bewegen, bis auf den heutigen Tag. Das Parlament verbot der Regierung, ferner irgend etwas in unsrer Sache zu thun. All unsere Schreiben und persönlichen Vorstellungen haben bis heute nichts gefruchtet, das einzigste ist, daß wir unsern Grund verkaufen können, wenn wir wollen.

Es ist nun so wie so unser Recht, wenn wir 5 Jahre auf dem Grund gewesen, und dann die ferneren Schulden bei der Regierung auf einmal bezahlen. Was wird uns das aber helfen, denn keiner will dran. Der Distriktsrath von Worcester arbeitet dagegen, um den ganzen Grund wieder zu kriegen, und das Parlament hilft. Somit sieht es für uns traurig aus, und keiner kommt je zur ordentlichen Freude. Was wir hier hineingesteckt in diesen 5½ Jahren sind nahe an £ 300 — jeder Einzelne, und dann die schweren Anstrengungen und Entbehrungen.

Es ist hier schon zwei mal taxirt worden, das erste Mal vom Fieldkornet Rettray von Worcester auf £ 6000. Das zweite Mal von einem Herrn Hare auf circa £ 2000. Eine Petition des Parlament taxirte die ganze Geschichte auf £ 500. Es ist im Grunde die Politik, worunter wir leiden, denn Wasser ist hier wirklich genug, wenn es nur richtig vertheilt würde.

Das „Volksblaad" brachte früher einen Artikel, ich glaube den 9. Mai 1881, worin sehr für uns gesprochen wurde. Als ich mich später schriftlich an die Redaktion der Süd-Afrikanischen Zeitung wandte, und dieselbe einen Leitartikel über unsre Sache brachte, worin sie den eigentlichen Schuldigen, der Regierung, auf den Pelz rückte, fiel das „Volksblaad" wieder sehr arg über uns her und meinte, die Regierung habe bereits mehr für uns gethan als sie nöthig hätte.

Uns bleibt nichts andres übrig, als Klage gegen die Regierung bei der Court zu führen, doch dazu fehlen uns die Gelder, und zweitens kennen wir diese Sache zu wenig, da man nirgends ordentlich sprechen kann, alles nur durch Dolmetscher zu machen ist.

Einer von unsern Kameraden ist bereits lange nicht mehr hier, und ein andrer ist gestorben. Die Frau erhielt von der Regierung das Recht, ihren Grund zu vermiethen. Doch ist dieses unmöglich, denn es fehlt bei beiden an jeglichem Tropfen Wasser. Wir Übrigen haben noch etwas Wasser für den häuslichen Gebrauch, und die allergrößte Nothdurft, doch ist das fürs Leben zu wenig.

Unsre Arbeiten beziehen sich größtentheils auf Weinbau und säen. Der Weinbau geht aber bis jetzt noch nicht wie er sein sollte, denn das Wasser fehlt hierbei am allermeisten, junge Pflanzen kann man nur durch Wasser in Gang bringen, und alles nur durch Wasser am Leben erhalten.

Es sind davon auf dieser Location bis jetzt circa 45,000 Stock angepflanzt. — An Fruchtbäumen bis jetzt circa 1000 Stock. — An Nutzholz bis jetzt 200 circa Bäume.

Es wurden im vorigen Jahre ausgesäet an Roggen und Hafer 45 Sack (à 3 Bushel).

Als Einfriedigung wurden aufgeworfen (circa) 1,600 Yard Wälle (und Schlote). Angepflanzt an Rosen und Quittenzäunen bis jetzt 1,500 Yard.

An Häuser sind gebaut 8, davon sind 4 steinerne, die andern Pfahlbauten, außerdem noch verschiedene Ställe und Scheunen.

Es leben hier 16 Familien, mit einer Seelenzahl von circa 80—90. Davon sind 7 deutsche Familien, an Seelen circa 30. Die übrigen sind Braune, welche sich hier bei uns angesiedelt haben, und in Arbeit sind.

2 deutsche Familien mußten ihren Grund einstweilen stehen lassen, wegen Mangel an Wasser, es fehlt dort selbst das Trinkwasser.

Wie ich vernehme, so sind bereits wieder deutsche Emigranten angekommen, und ein drittes Schiff soll noch folgen. Es wäre zu wünschen, daß die Redaction der „Weltpost" den Leuten Obiges zur Kenntniß brächte, damit die Leute sofort die volle Regulirung aller Verhältnisse von der Regierung ver-

langten, zumal des Wassers, denn dieses ist der Haupt-Hebel zum Gedeihen einer Niederlassung. Sie könnten, und ich bitte darum, der Redaction diesen Brief vorlegen, es wäre wohl von größtem Nutzen für unsre unwissenden Landsleute, sie könnte meinetwegen diesen Artikel der Oeffentlichkeit übergeben, es sind darin keine Unwahrheiten gesagt. — Ich würde mich mit meinen Kameraden sehr freuen, wenn sie uns ein Heft der „Weltpost" wieder zusenden könnten. Gott zum Gruß. Ihr Landsmann

C. H. Braun."

Am 7. Mai langten mit dem Dampfer „Durban" 166 deutsche Emigranten hier an. Es sind meist Hannoveraner aus der Lüneburger Haide und eine Anzahl Westphalen darunter. Letztere, 7 Familien (37 Köpfe), gingen nach East London, wo dieselben, ungefähr 5 Stunden von genanntem Ort entfernt, schon angesiedelte Verwandte haben. Mit der Behandlung und Beköstigung während der Reise erklärten sich unsere Landsleute zufrieden, genossen dieselben doch die Vergünstigung, jeden zweiten Tag Brot zu bekommen, blos wären die Brotportionen etwas niedlich gewesen. Da mir aber mehrere der Emigranten sagten, daß sie den Schiffszwieback nicht hätten essen können, kann man sich denken, warum es mit dem Brot knapp herging. Wenn sie die Reise per Segelschiff gemacht hätten, gab es keine Auswahl, da heißt es Tag für Tag Zwieback kauen. Die erste Frage eines Westphalen an mich, als ich an Bord des „Durban" kam, war, ob ich wüßte, „wo man sozialdemokratische Schriften hier beziehen könnte?" Der gute Mann schien also noch andere Sorgen, als die, welche die Begründung eines neuen Heims verursachen, zu haben. Die Hannoveraner, als die erste von Kapitän Risler hierher beförderte Sendung deutscher Einwanderer, über dessen Mission in meinem letzten Briefe berichtete, sollen unweit Wynberg in den sogenannten Cape Flats, angesiedelt werden. Nachdem dieselben bis 26. Mai hier verpflegt wurden, brachen sie nach der neuen Heimat auf. Die Lüneburger Haide ist bekanntlich auch keine Kornkammer, aber hier kommen die Hannoveraner auch nicht ins Land Gosen, denn die Cape Flats sind meist Sandboden. Mehrere der Emigranten sagten, sie wünschten, sie wären daheim geblieben. Unfruchtbar soll jedoch dieser Boden nicht sein, die Deutschen, welche schon seit längerer Zeit sich daselbst angebaut haben, sind mit ihren Ernten zufrieden. Für den Acker haben die Emigranten 10 Shilling zu zahlen und gibt das Government eine Frist von 10 Jahren zur Tilgung der Schuld.

Nimmt nun z. B. ein Emigrant 30 Acker, so hat er jährlich 30 Shilling zu zahlen, um in 10 Jahren schuldenfrei zu sein. Ich glaube jedoch, daß das Government in den ersten drei Jahren auf die Ratenzahlung verzichtet, wenn sich der Anbauende verpflichtet, bis Ende des zehnten Jahres seine Schuld abzutragen. In nächster Zeit sollen noch zwei Schiffe mit deutschen Einwanderern hier ankommen.

Die hiesige Presse beschäftigt sich in neuerer Zeit angelegentlich mit der Zukunft Südafrika's. Die „Cape Times" sagt: „Was soll daraus werden, wenn wir nur Diamanten graben, Straußenfedern verkaufen, etwas Vieh züchten, für die Agrikultur aber so wenig thun? Außer amerikanischem und australischem Mehl und Fleisch, leben wir ganz in Blech, d. h. in Blechbüchsen. Milch in Blech, Butter in Blech, Käse in Blech, alle Sorten Früchte in Blech, amerikanischen Schinken in Blech, Gemüse in Blech u. s. w. Andere Länder haben es bei gutem Profit übernommen, uns zu füttern. Dem Weinbau wenden wir zu wenig Aufmerksamkeit zu, welcher doch zu einer Quelle der Wohlhabenheit bei diesem für Wein günstigen Klima für uns werden müßte." — Der „Evening Express" schlägt vor, daß auf Governments-Kosten in besonders wasserarmen Distrikten Bohrungen zum Aufsuchen von Wasser vorgenommen werden sollten. Mancher der Farmer, wenn er dann weiß, in welcher Tiefe er auf Wasser hoffen kann, würde sich veranlaßt fühlen, auf seiner Farm Brunnen anzulegen, um seine lechzenden Felder berieseln zu können. — Da die Arbeit in den Diamantfeldern fast darnieder liegt, lamentiert der „Friend," daß man überhaupt nach Kimberley eine Bahn baut, eine Bahn durch eine Wüste (Karroo) u. s. w. und nennt schließlich diese Bahn: „mad hare-brained Karroo line".

Der Oranje-Freistaat hat in dem Basuto einen recht unruhigen Nachbar; das Morden, Rauben und Brennen nimmt im Basutoland kein Ende. Die sogenannten ehemaligen Rebellen haben dem loyalen Häuptling Jonathan den Untergang geschworen. Wenn nun also dieser treue Basutofürst samt Stamm massakriert wird, hat sich die Kolonial-Regierung wieder eine Blutschuld mehr aufgeladen, wie hiesige Blätter sich mit Recht ausdrücken. Als damals der Basutokrieg ausbrach, hat Jonathan einer Anzahl Weißen das Leben erhalten, indem er dieselben in Leribe unter seinen Schutz nahm. Viele Frauen und Kinder sind mit dem Vieh über die Grenze nach dem Oranje-Freistaat geflüchtet, andere leben in Felsenschluchten versteckt. Die Regierung des Oranje-Freistaates läßt jedoch die Flüchtlinge wieder über die Grenze zurück nach dem Basutoland treiben, vielleicht, um daselbst gemordet zu werden. Wenn also das Government zu ohnmächtig ist, um seine Anhänger schützen zu können, war es besser, wenn es alle Basutos als Rebellen ansah, es wäre dann nicht dieser unselige Haß zwischen den Stämmen entstanden, welcher in blinder Wut Basuto gegen Basuto, sogar Bruder gegen Bruder treibt und das Land nie zur Ruhe kommen läßt. Als Lohn, daß Jonathan treu zum Government gestanden, daß er mit Gefahr seines eigenen Lebens die Weißen in Schutz nahm, wird ihm nun sein auf 20,000 £ geschätztes Eigentum zerstört, die Weiber und Kinder seines Stammes mißhandelt und er selbst muß jeden Augenblick gewärtigen, überfallen und samt seinen Anhängern niedergemetzelt zu werden. Auch im Zululand schlagen die Stämme auf einander los. Cetywayo liegt mit den Häuptlingen Oham und Usibepu in blutiger Fehde. Cetywayo hat eine tüchtige Schlappe bekommen, es soll eine förmliche Schlächterei gewesen und mehr auf dem Kampfplatz geblieben sein, als 1879 bei Kambula. Der Kaffernfürst Mankorane, dessen Territorium im Südwesten an Transvaal grenzt, wird längst bereut haben, in seinem letzten Kriege gegen andere Häuptlinge die Hülfe der Boers in Anspruch genommen zu haben. Die Boers verlangen für ihre Unterstützung mehr und mehr Land. So haben jetzt wieder 400 Boers ein Lager in Stellaland bezogen und verlangen von Mankorane Farmen, auf welchen sich diese Freibeuter anbauen wollen. Im Weigerungsfalle wol-

len dieselben Gewalt anwenden. Auch Mankorane ist ein loyaler Häuptling und 1878 stellte derselbe dem Government seine Krieger gegen die Griquas und Korromnas zur Verfügung. Als Mankorane nun selbst in Bedrängnis kam, war das Government nicht zu sprechen, man ließ die Grenze scharf bewachen, damit dieser keine Waffen- und Munitionszufuhr erhielt. Das Government hat in den letzten Jahren in folge seiner Politik bei den Eingeborenen Südafrikas bedeutend an Ansehen verloren. Am 24. April ist nun auch der Governor Sir Hercules Robinson nach England abgereist, vielleicht um nie wieder zu kommen. Er, sowie seine Minister scheinen mit der einzuschlagenden Politik im Unklaren, die ganze südafrikanische Presse verdammt die Scanlen-Sauer'sche Politik. — Die neuesten Nachrichten melden, das am 22. und 23. Mai vier Meilen von Thlotse ein Meeting (Pitso) abgehalten wurde, um zwischen den ehemaligen Rebellen und Loyalen eine Verständigung zu erzielen. Die Häuptlinge Letsie, Masupha, Ramanella, Joel, Lerothodi, Jonathan u. A. und 5000 unbewaffnete Basutos waren anwesend. Einige Meilen vom Ort der Versammlung sollen aber 10,000 bewaffnete Basutos gelagert haben. Obwohl die Versammlung ruhig verlaufen, so ist eine Verständigung nicht erfolgt. Die Loyalen von Mafeteng verlassen ihre heimatlichen Kraals, da sie für ihr Leben fürchten. Die Transvaal-Boers schlagen sich noch immer mit dem Häuptling Mapoch herum. Zwar hält letzterer seine Bergfestung „Spitzkop“ noch, er hat aber bereits beim Boer-Kommandanten anfragen lassen, ob man ihn hängen würde, wenn er sich unterwürfe. Der Kommandant erwiderte, daß Mapoch sein Zelt wüßte, er solle selbst kommen. Der schwarze Krieger scheint jedoch wegen des Selbstkommens gerechtes Bedenken zu hegen, denn Aussicht auf eine Hanfschlinge ist wenig verlockend, und die Boers spaßen nicht. Aus Zululand berichtet man, daß während der letzten Gefechte zwischen den Zulus mehrere weiße Händler nebst Familien ermordet worden sind. Neugierig bin ich doch, was das Parlament, welches Ende Juni zusammentritt, den Zuständen in Basuto- und Zululand gegenüber für Maßregeln ergreifen wird.

Es ist sehr wünschenswert, daß die Verhältnisse in der Kolonie sich bald zum Bessern wenden möchten, der Geschäftsgang ist äußerst schlecht, Bankerotte sind an der Tagesordnung, viele Handwerker sind ohne Arbeit. Es wurde im „Evening Expreß“ den Schiffskompanien der Vorschlag gemacht, die Fahrpreise nach England herabzusetzen, indem mancher, welchem es trotz aller Mühe nicht gelingen will, irgend eine Stellung zu finden, gern nach England zurückkehren möchte, der hohe Passagepreis (21 £ 10 Sh. zweite, 15 £ dritte Klasse) jedoch dies unmöglich macht. Viele gehen auch jetzt von hier nach Australien. Wer den Verhandlungen beim Magistrats-Court beiwohnt, hat Gelegenheit zu sehen, wie viel jeden Tag bestraft werden, weil man sie nachts ohne Obdach gefunden. Was irgend angängig, wird hier mit Geld gestraft und bringt dieses Verfahren alljährlich ein nettes Sümmchen ein. Trunkenheit, Straßenskandal, solenne Keilereien werden gewöhnlich mit 15 Sh. bis 1 £. gestraft; wer mit einem 3. Klasse-Billet auf der Bahn 2. Klasse fährt, wird mit 1—2 £ gestraft, natürlich nur, wenn der Missethäter von der Bahnverwaltung zur Bestrafung empfohlen wird. Kürzlich wurden in einem leerstehenden Hause 14 Personen, welche daselbst ihr Nachtlager aufgeschlagen, in Nummer Sicher gebracht. Jeder derselben wurde mit 10 Sh. gestraft, wer nicht blechen kann, muß 10 Tage im Steinbruch, am Fuße des Flaggenbergs, arbeiten.

Die christlichen Bewohner des Stadtteils Lions Hill beschwerten sich beim Magistrat über die Störung, welche der singende Mollah auf dem Turme der kleinen Moschee in den frühen Morgenstunden (3—5) macht. Dieser bringt durch sein Allah il Allah die Bevölkerung auf eine Meile im Umkreis um den süßen Morgenschlaf. Der Priester singt ruhig weiter, nur noch etwas lauter als früher.

Auf einigen Bahnen wird nur noch Koloniekohle konsumiert und soll man damit ganz zufrieden sein. Mehrere Lokomotivführer und Feuerleute hatten sich geweigert, diese Kohle zur Feuerung zu benützen, da dieselbe beim Verbrauch etwas mehr Aufmerksamkeit als engl. Kohle verlangt. Man stellte jedoch diese renitenten Leute vor die Alternative: Kapkohle brennen oder Abschied! Sie zogen natürlich das Erstere vor und siehe da, es geht herrlich.

Im Monat April wurden von Port Nolloth (Namaqualand) nach England 1924 Tonnen Kupfererz exportiert.

Vor einigen Wochen hat man in Jagersfontein einen wunderschönen Diamanten von 112 Karat gefunden. Auch in Du Toits-Pan und Bultfontein hat man in letzter Zeit sehr schöne Steine gefunden. Die Kimberley-Mine jedoch ist durch Einsturz von Reef fast verschüttet.

In die Straußenfarm zu Uitenhage brach ein Trupp von 18 Elephanten ein, riß die Fenz nieder und zerstörte die Brunnen. Die Kolosse waren aus dem Wald von Knysna gekommen. Es ist die einzige Gegend der Kapkolonie, wo sich noch Elephanten aufhalten.

In Tembuland predigen zwei Fingomädchen das Evangelium und sollen dadurch viel Eingeborne zum Christentum bekehrt werden.

Sende Ihnen eine Beschreibung der Transvaal Goldfarms. Dieser Bericht könnte selbst bei dem nüchternsten Menschenkinde das Goldfieber hervorrufen. Wenn nur die Hälfte davon, was der Korrespondent dem „Friend of the Free Staate“ über den Reichtum der Goldfarmen schreibt, wahr ist, könnte leicht in Zukunft Kalifornien und Australien in Schatten gestellt werden. Jüngst kam Mr. Charles Sonnenberg von Pretoria nach Kimberley zurück und brachte gegen 50 Pfd. Gewicht gediegenes Gold in Stücken mit. Von einer Tonne Quarz aus der Spitzkop-Mine erhielt man nicht weniger denn 112 Unzen reines Gold. Dennis Sullivan, ein Goldgräber, wurde in Roß Hill auf dem Wege nach seinem Zelte ermordet. Man fand in letzterem 87 Unzen Gold und 50 £ bar in Münze. Die Diggers scheinen also doch gut zu finden. Auch in Matabeleland, zwischen 20. und 22. Grad südlicher Breite, im Territorium des Häuptlings Lobengula, befinden sich reiche Goldlager. Das Klima ist daselbst sehr gesund, der Häuptling ist den Weißen freundlich gesinnt und hat derselbe für das Leben und Eigentum der Goldgräber vollständige Sicherheit garantiert. Ein erfahrener australischer Goldgräber, Namens Francis, hat Goldquarz nach England von Matabeleland gebracht und dasselbe von erfahrenen

Geologen untersuchen lassen. Es ergab sich, daß man von der Tonne dieses Quarzes 31 Unzen gediegenes Gold erhalten würde. Francis befindet sich wieder auf dem Wege nach Matabeleland, wo er nun mit Maschinen zu arbeiten gedenkt. Der beste Weg nach diesem Distrikt ist über Durban in Natal, von wo aus die Straße sicher sein soll. Wenn mich nicht in Kapstadt dringende Geschäfte hielten, ich wär versucht, mein Glück mal im Lande des Häuptlings Lobengula zu probieren.

In Tembuland wurden vom Government wieder 90 Farmen verkauft, jede zu 65 £ 14 Sh. oder gegen 1 £ 12 Sh. der Morgen.

In den nächsten Tagen geht von Port Alfred der „Chittor" mit 200 Straußen nach Australien. Der Southamptoner Dampfer „Moor" hat die schnellste Fahrt von England nach dem Kap gemacht. Derselbe lief in die Tafelbai nach 18 Tagen und einigen Stunden ein. Nach ihm haben „German" und „Pretoria" die schnellste Reise gemacht.

Otto Uhlemann.

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

5. Kapitel.

Hohe Frühlingstemperatur im Oktober. Sanitäre Vorsichtsmaßregeln. Nächtliches Abenteuer in der Fazenda zu Port Feliz.

Ipanema 1881, 12. Oktober. Wir leben jetzt hier im schönsten Frühling, haben aber eine ausnahmsweise hohe Frühjahrstemperatur, die unsere daheim übliche Hundstagshitze (!) bei weitem übersteigt. Mein Thermometer zeigte gestern Mittag 2 Uhr + 36° R. im Schatten, 45,5° im andauernden vollen Sonnenschein. Mit Freude darf ich konstatieren, daß ich ungeachtet dieser hohen Tagestemperatur — und vorgestern früh fünf Uhr + 13° R. — mich einer vollen Gesundheit erfreue, und glaube ich einen Hauptgrund davon in der bereitwilligen Transspiration meines Körpers zu finden, der ich meine Kleidung zu akkomodieren bestrebt bin. Selbst nach kurzem Aufenthalt im Freien bin ich stets so durchnäßt, daß ich oft 3—4 Mal des Tags die Wäsche wechsele. Die mitgenommenen Filethemden leisten mir hierbei vorzügliche Dienste. Daß ich täglich und wiederholt in dem neben meiner Wohnung vorüberfließenden Bache bade, glaube ich bereits erwähnt zu haben, und das sind, glaube ich, die nicht zu vernachlässigenden Vorsichtsmaßregeln für ungefährdete Existenz in heißen Klimaten.

Wie leicht man hier dazu kommen kann, ein kleines Abenteuer zu bestehen, habe ich vor wenigen Tagen erfahren. Am 6. dieses war ich von Herrn Major Dr. de Mursa, gelegentlich der Ankunft zweier deutscher Landsleute, der Herren Opitz und Drude, zu Tisch geladen worden, und fand da auch einen Fazendeiro Joao Peter von Port Feliz mit seinem Neffen, die, nachdem sie in Rio de Janeiro Geschäfte erledigt hatten, auf ihr Gut zurückkehrten und von Ipanema zu Pferde weitergingen. Ich wurde von dem freundlichen Fazendero eingeladen, seine Fazenda zu besichtigen, um, wenn es mir gefiele, mich einmal einen Monat bei ihm aufzuhalten. Dankbar nahm ich das Anerbieten an, und am 7. früh um 8 Uhr verließ ich mit ihnen Ipanema.

Senhor Peter ist wegen seiner Strenge gegen seine Sklaven bekannt, und deshalb hatte ihm ein Freund bei Rio einen jungen Schwarzen quasi zur Korrektion mitgegeben. Vier Mann hoch langten wir also um 2 Uhr nachmittags auf der schönen Zucker- und Kaffee-Fazenda an und wurden von Senhora Peter und deren Tochter Maria, einem Mädchen von ca. 16 Jahren, aufs herzlichste empfangen. Bald sprach man einer schmackhaften Mahlzeit herzhaft zu, bei welcher natürlich, wie bei allen brasilianischen Mahlzeiten, Reis, Bohnen und Speck die Hauptsache waren. Dann folgte ein Rundritt durch die Felder der Besitzung, auf der über 150 Sklaven arbeiten, und um 6 Uhr fanden wir uns beim Abendkaffee wieder zusammen. Siphirinus, der neue junge Schwarze, mußte mit bedienen und beteiligte sich auch, als nach beendeter Mahlzeit mir Joao Peter die Räume des Wohnhauses zeigte. Bald zogen sich die Damen zurück und wir kneipten noch etwas in dem sehr beliebten Wermutwein. Um 8 Uhr begaben auch wir uns zur Ruhe, und nun überließ ich mich, vom ungewohnten Genuß des Getränkes etwas aufgeregt, noch vollständig angekleidet, meinen Gedanken.

Auf einer zweiten Bastmatte in demselben Zimmer verrieten bald die regelmäßigen Atemzüge, daß der Neffe des Fazendero, Roberto, bereits entschlummert war. Ich legte nur Stiefel und Rock ab, zog eine leichte Decke über mich, und wollte mich eben dem Schutze des Allmächtigen anvertrauen, als leises Knirschen des steinernen Fußbodens mich aufmerksam horchen machte. Jetzt atmete ich auch regelmäßig, hörbar, einem Schläfer gleich. Eine Streichholzschachtel raschelte, ein Streichholz wurde entzündet. Siehe da, Siphirinus! — jetzt beleuchtete er jeden der beiden Schläfer. Als er sich dem Lager des Roberto zuwandte, gewahrte ich in seiner Hand ein Tuch und den Lasso, den er Tags vorher als sein Eigentum von Rio mitgebracht hatte.

Unser Zimmer hatte drei Thüren; die vom Speisezimmer hatte Siphirinus geöffnet, und nun hörte ich, wie er auch leise die Thür öffnete, welche über eine kleine Veranda in's Freie führte. Ich glaubte nicht anders, als der junge Bursche wolle entwischen, und das hätte ich ihm ruhig gewährt. Jetzt strich die kühle Nachtluft durch's Zimmer und ein schmaler Streifen Vollmondschein gestattete mir, die Bewegungen des Schwarzen im Zimmer zu verfolgen. Anstatt jedoch zu fliehen, ging er nach der dritten Thür — nun wurde die Sache anders, und leise holte ich unter meiner Matte den Revolver vor. Diese Thür führte in das Schlafzimmer der Donna Maria, an welches wiederum, durch eine Thür getrennt, das Zimmer des Senhor Peter stieß. Unhörbar öffnete er die Thür, an der weder Schloß noch Riegel war, und verschwand durch dieselbe. Ich stand nun mit dem Revolver in der Hand an der Thür, bereit, beim geringsten Laut oder Hülferuf Lärm zu machen. Auf einmal höre ich das Mädchen rufen: „O que cachurro —!" (Was für ein Hund!) Doch das folgende „Papai" (Papa!) wurde durch den Knebel fast unhörbar. In dem Augenblicke drang ich ein und feuerte einen Schuß in die Decke. Der momentane Feuerschein ließ mich erkennen, daß der Schwarze mich vorher gehört haben mußte, denn mit dem entblößten Facon, dem beim Schwarzen nie fehlenden Messer,

in der Hand, hatte er eine lauernde Stellung inne. Ich rief ihm zu, sofort seinen Fac auf den Boden zu werfen, oder ich würde ihn erschießen — als die gegenüberliegende Thür aufgerissen wurde, und Senhor Peter, noch vollständig angekleidet, mit Licht hereinstürmte. Erst jetzt setzte Siphirinus an, um, mich überlaufend, die Thür zu erreichen, doch Peter hatte die ganze Situation im Augenblick übersehen. — Das Licht flog auf den Boden und im nächsten Moment konnte ich nur das wütende Ringen zweier Menschen hören. In wenig Augenblicken hatte ich das Licht wieder entzündet und war nun Zeuge eines schrecklichen Schauspiels. Der dem Buben an Kräften weit überlegene Fazendero hatte demselben das Messer bereits entwunden, und vom eigenen Stahl durchbohrt stürzte der Schwarze mit einem „Diabo“, dem gemeinsten Fluch dieser Leute, zu Boden. Maria, noch mit dem Knebel im Munde, floh in das Zimmer der Eltern, Roberto hatte sich, mit einem Messer bewaffnet, an der Thür postiert. Senhor Peter war jedoch noch nicht zufrieden, daß der Schwarze röchelnd am Boden lag — er nahm mir meinen Revolver aus der Hand und schoß kaltblütig die noch übrigen fünf Kugeln dem Schwarzen durch den Kopf. Dann riß er das Fenster auf und schrie einige Namen nach den Wohnungen der Sklaven hinüber. Bald erschienen diese und erhielten den Befehl, die schrecklich entstellte Leiche zu entfernen. Peter hatte nur im Anfang des Ringens einen Stich in's Bein erhalten, der jedoch zum Glück nur eine leichte Fleischwunde verursachte, und war heftig in die Schulter gebissen worden.

Wohl Niemand von uns hätte in dieser Nacht schlafen können, und so blieben wir denn noch bis 4 Uhr zusammen. Senhor Peter war sehr gesprächig geworden; die schrecklichsten Negergeschichten, die er unaufgefordert zum besten gab, spotten aller menschlichen Gefühle. Erklärlicherweise voll Grauen vor allem diesem Erlebten und Gehörten verließ ich bei anbrechendem Tag die Fazenda. Ich werde diese Nacht mein Lebtag nicht vergessen!

Richard Krone.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche und schweizerische Kolonie Cullmann in Alabama.

Am 14. Mai d. J. beging die Kolonie Cullmann den Tag ihres 10jährigen Bestehens in festlicher Weise. Jung und Alt zog mit Fahnen und Musik nach dem eine halbe Meile von der „Mountain City“ gelegenen Festplatze, wodurch die Ansiedlung dann nachmittags wie ausgestorben schien, während nachts die jubelnden Stimmen der frohen Heimkehrenden noch lange ertönten.

Wohl selten hat ein junger Platz im Zeitraum von neun Jahren einen solchen Aufschwung erlebt, wie Cullmann. Unsere junge Kolonie liegt 800 Fuß über dem Meeresspiegel, 33 Meilen südlich von Decatur, 150 Meilen nördlich von Montgomery: das Städchen selbst ist schön angelegt mit 100 Fuß breiten Straßen an der Louisville und Nashville Eisenbahn. Ein freundlicher Bahnhof, in welchem zugleich das Telegraphen- und das Frachtbureau ist, befindet sich im Orte und die Station ist eine der belebtesten und besten der erwähnten Eisenbahn. Wir haben auch ein neues Gerichtshaus, welches in der That eine Zierde des Städchens genannt werden darf; fünf Gasthöfe und sechs große Kaufläden liefern Alles, was der Ansiedler braucht und sie kaufen dabei auch alle Landesprodukte, welche nach Süden und Norden versandt werden. Ferner haben wir zwei Dampfmahlmühlen, eine Möbelfabrik; eine andere Fabrik, welche sich mit der Herstellung von Eimern, Kübeln, Zubern &c. befassen wird, ist eben im Bau begriffen, dann verfügen wir über 2 Wagenfabriken, 5 Schmiedewerkstätten, eine Gerberei, acht Wirtschaften (in welchen ein gutes Glas Bier und ein dito Alabama-Wein, welch letzterer hier selbst gezogen wird, zu finden ist), und haben eine Apotheke, vier Aerzte, 3 Metzger, je einen Bäcker, Uhrmacher, Cigarrenmacher, sowie andere Handwerksleute. In drei Dampf-Cotton-Gins werden die Baumwollbüschel von den Saatkörnern befreit. Wir besitzen ferner eine Wollenspinnerei, eine Druckerei für zwei wöchentliche Zeitungen (deutsch und englisch), einen Leihstall, eine Hafnerei, zwei schöne große Konzerthallen mit Bühnen; ferner ein Postbureau mit der Ausgabe von Geldanweisungen nach allen Teilen der Vereinigten Staaten und Europa, vier Schulen (deutsche und englische), worunter sich eine ausgezeichnete deutsch-englisch katholische Schule befindet, welche von den Schwestern von Notre-Dame geleitet wird, drei Kirchen, eine deutsche Baptistenkirche, eine deutsch evangelische, sowie eine englische Baptistenkirche.

Cullmann trägt ganz den Charakter eines deutschen oder schweizerischen Landstädtchens. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Deutschen, doch sind auch viele Schweizer hier. Wir haben Gesangvereine und eine ausgezeichnete Musikgesellschaft. Das Städtchen hat einen Stadtpräsidenten, Stadträte und einen Polizisten und zählt beinahe Tausend Einwohner. Infolge der hohen Lage ist die Luft hier rein und das Klima sehr gesund, wie Schreiber dieser Zeilen es kaum irgend wo besser gefunden hat. Jeden Sommer sind unsere Gasthöfe mit Fremden überfüllt, welche eben gesundheitshalber sich hier einige Monate aufhalten, und dann neubelebt und neugestärkt heimkehren. Das Klima ist mild zu nennen, Schnee ist eine Seltenheit, so daß die Farmer beinahe das ganze Jahr dem Feldbau obliegen können. Bietet auch der Boden hie und da mancherlei Schwierigkeiten, so stehen wieder andere Hülfsmittel zu Gebote, so daß bei Fleiß und Ausdauer sich hier schon mancher Farmer bis zu einem gewissen Grade von Wohlstand emporgeschwungen hat. Wo noch vor wenigen Jahren Urwald war, sieht man prächtige Farmen mit herrlichen Weinbergen und Obstgärten; beinahe jeder Landwirt hat sein Faß selbstgezogenen Weines im Keller.

In dieser Gegend ist noch Platz für Tausende von fleißigen Landwirten und bietet dieselbe den Kapitalisten eine gute Gelegenheit, ihr Geld mit Vorteil anzulegen, z. B. zur Ausbeutung von Mineralien; es könnte auch eine Baumwollenspinnerei mit Erfolg eingeführt werden, und es würde sich reichlich lohnen, wenn möglichst viel Baumwolle gepflanzt würde. Den Farmern ist eine schöne Gelegenheit geboten, eine hübsche und billige Heimat zu gründen, indem der Staat Alabama noch über zwei Millionen Acres zu vergeben hat.

Die Deutschen und Schweizer befinden sich hier fast alle in guten Verhältnissen; manche fingen mit

wenig Hülfsmitteln an, haben sich indessen vermöge großer Regsamkeit und Ausdauer zu wohlhabenden Leuten emporgeschwungen. Sollten Leute gesonnen sein, sich in unserer Gegend eine neue Heimat zu begründen, so bin ich gerne bereit, denselben mit Rat und That beizustehen, sowie auf Verlangen nähere Auskunft zu erteilen. Am besten ist es, vorerst persönlich hierherzukommen, sich etwas Passendes auszusuchen und erst dann die Familien nachkommen zu lassen.

J. M. Bürgler,
katholischer Pfarrer.

Von unserm Büchertisch.

Naturgeschichte des Menschen von Friedrich von Hellwald, illustriert von Prof. Keller-Leuzinger. Stuttgart 1883, W. Spemann.

Schon früher haben wir auf dieses in Lieferungen erscheinende Werk aufmerksam gemacht, welches wie wenige in Wort und Bild, in einer den Mann des Wissens wie jeden Gebildeten fesselnden Darstellung ein vorzügliches Buch über den Menschen in allen Zonen, in allen Abstufungen, Rassen und Kulturleistungen dem deutschen Volke bietet. Der Begriff „Wilde" hat längst einer andern Auffassung Platz gemacht, — haben doch die Ergebnisse unserer Forschungsreisenden oft von erstaunlicher geistiger Entwicklung ganz entlegener Völkerschaften zu berichten gehabt, die in Einrichtungen und Handfertigkeiten selbst die sich civilisiert nennenden Nationen beschämen könnten. Für den sinnigen Beobachter gibt es nichts Interessanteres, als die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Menschengattung auf dem Erdenrund zu betrachten und den eigenartigen, charakteristischen, geistigen wie körperlichen Typus all der Schattierungen der einzelnen Rassen kennen zu lernen. Wie Hellwald es meisterhaft versteht, jedes Volk gleichsam verkörpert vor dem Auge des Lesers erscheinen zu lassen, es in Legende und Geschichte, in seinen Neigungen und Leistungen, im religiösen wie gesellschaftlichen Leben zu schildern, so erhöhen die geistvollen, künstlerischen Zeichnungen Keller-Leuzinger's das Interesse des Lesers. In diesem Hefte, wie in späteren, sind wir erfreut, Illustrationsproben aus den neuesten Lieferungen des Werkes geben zu können, welches bis zur 33. Lieferung nach und nach gediehen ist. Mit der 24. Lieferung war der I. Band abgeschlossen. Auf den wohlfeilen Preis von 50 Pf. per Lieferung, unter beliebiger Bezugsweise, möchten im allgemeinen Interesse noch besonders hinweisen. —

Das vorstehende Bild veranschaulicht die Wohnstätten des vom Oranje bis zum Sambesi in 23 Stämmen sich ausbreitenden Volkes der Tschuanen (oder Betschuanen) in Südafrika. Ihr mächtigster Stamm, die Suto (Basutos), wurde in Europa zuerst durch die Kämpfe bekannt, welche dieselben mit den Boers zu führen hatten, die sie aus ihrem Besitze zu verdrängen trachteten. Die Suto, so berichtet Friedrich von Hellwald, waren damals ein ausgesprochenes Jägervolk. Sie betrieben wohl auch Viehzucht, allein in keinem hervorragenden Maße und der Ackerbau war ganz und gar vernachlässigt. Dank ihrer Hauptbeschäftigung, die sie im beständigen Kampfe mit dem Elefanten, dem Löwen und anderem gefährlichen Getier sah, verdienten sie den Ruf kriegsgeübter, mutiger Männer. Von einer Kultur fand sich so gut wie keine Spur. Eine Religion kannten sie kaum und sie gehören zu den wenigen Völkerschaften, welche sich nicht zu dem Gottes- oder Götterbegriffe aufgeschwungen haben. Der einzige Glaube, den sie hatten, war in die Gewalt einzelner Menschen, bösen Zauber zu üben, und wer in dem Geruche der Hexerei stand, konnte darauf rechnen, gefürchtet und darum hochgeachtet zu sein. Die Zauberer wurden gewöhnlich zu Häuptlingen erwählt. Das ganze Volk zerfiel in zahllose Stämme, deren jeder unter einem Häuptlinge stand. Die Häuptlingswürde war nicht erblich; sie fiel stets dem gewandtesten Jäger zu, der die meisten Anhänger hatte. Dieser Wahlmodus führte zu beständigen Kämpfen untereinander; die verschiedenen Stämme selbst aber standen sich entschieden feindlich gegenüber und fraßen sich gegenseitig. Erst die gemeinsame Gefahr, welche ihnen von Seiten der Boers drohte, scheint eine Art föderativer Einigung unter den Suto herbeigeführt und sie veranlaßt zu haben, einen gemeinsamen Anführer zu wählen. Dies war ein Fürst Namens Moschesch und unter seiner Herrschaft siedelte sich im Jahre 1833 der erste Europäer, ein französischer protestantischer Missionär Namens Cassalis mit zwei Kollegen, Arbousset und Gosselin unter ihnen an. Er wurde vom Könige freundlich aufgenommen und blieb in der Nähe desselben, in Moria, der „Hauptstadt" des Landes, wenn man sonst einigen hundert Hütten aus Kot, Rohr oder Palmblättern diesen Namen geben kann. Wenn man Cassalis Glauben schenken darf, so gelang es ihm, mehrere hundert Suto zum Christentume zu bekehren. Moschesch selbst wird von ihm sehr gepriesen. Er soll den Kannibalismus unter seinem Volke fast gänzlich ausgerottet und überhaupt vieles gethan haben, was zu einer Milderung der barbarischen Sitten beitrug. Moschesch war außerdem ein tapferer und gewandter Krieger. Er verteidigte sein Reich erfolgreich gegen die Boers auf der einen und die Sulu auf der andern Seite, welche damals unter der Anführung eines Abenteurers, des nachmaligen in Zentralafrika berühmten Königs Moselikatze, bis nach dem Sambesi vordrangen.

Trotz der Versicherung Cassalis' findet aber die Menschenfresserei, wenn auch sehr eingeschränkt, noch immer unter den Suto ihre Anhänger. So schreibt James Henry Bowker, der erste englische Agent im Basutolande, über einen Besuch, den er im Jahre 1868 den „Höhlen der Kannibalen" abstattete: „Ich sah in einer der Höhlen unzweideutige Zeichen, daß der Gebrauch noch nicht ganz aufgegeben ist. Unter den vielen Menschenknochen, die dort aufgespeichert lagen, waren viele ganz frisch abgenagt. Es waren allem Anscheine nach die Überreste eines großen starkknochigen Mannes, mit einem elfenbeinweißen und stahlharten Schädel. Zahlreiche Kannibalen sind noch in der Nähe der Höhlen angesiedelt. Ich machte die Bekanntschaft eines derselben. Der Kerl mochte sechzig Jahre alt sein und war eines der verlottertsten und abscheulichsten Individuen des genus homo sapiens, das mir je vorgekommen. Wie er mir gestand, hat er in seinem Leben mindestens sechzig Mitmenschen verzehrt. Er machte regelmäßig Jagd auf sie und war bei den Nachbarstämmen gefürchtet. Das schmackhafteste Fleisch lieferten, wie er sagte, Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren, namentlich Mädchen. Von der Versunkenheit dieses Schurken giebt das Folgende den besten Begriff.

Als er noch in jungen Jahren stand, gelang es ihm, auf einem seiner Jagdzüge drei junge Frauenzimmer zu fangen. Es waren Schwestern. Die hübscheste erwählte er zu seiner Lebensgenossin; die andern zwei stellte er zur Mast, schlachtete eine nach der andern und — „fraß die Schwägerinnen auf!“

Weitere Untersuchungen ergaben, daß die Kannibalen mit ihren Schlachtopfern so regelrecht zu Werke gingen, wie der Fleischer, wenn er ein Schaf zerlegt. Jeder Schädel ist vermittelst einer Axt am Nasenbeine querüber auseinandergehauen; die Backenknochen wurden als unbrauchbar weggeworfen. Dann wurde in den Oberkopf ein Loch geschlagen und das Hirn herausgenommen. Die Rippen wanderten in den Kochtopf. Die Knochen wurden der Länge nach gespalten und dann nahm man das Mark heraus. Vielfach bemerkt man noch die Knorpel und sieht auch Spuren von Messerschnitten an den Schädeln, von denen das Fleisch streifenweise abgelöst ist. Alle Europäer (Boers), welche bei dem Angriff auf Thaba Bosiu (oder Bosigo) fielen, wurden sofort aufgefressen, weil man wähnte, daß dadurch ihr Mut in den Leib der Kannibalen übergehen würde.

Heute erfüllen Bodenkultur und Viehzucht das Leben der Suto wie aller Tschuanen. Ihre Wohnhütte hat aber eine ganz andere Bauart, als sonst in Südafrika und ähnelt durchaus dem „Tokul“ des nördlichen Afrika. Im Gegensatze zu dem bienenkorbartigen Geflechte, daß dem eigentlichen Kaffer zur Wohnung dient, ist bei ihr zwischen Wand und kegelförmigen Dache zu unterscheiden. Der Grundriß ist auch hier ein Kreis von nur wenigen Metern, darauf erhebt sich die Wand aus Lehm um kaum 2 m hoch; auf sie ist ein Dach aus Schilfgras gesetzt, das mit Streifen roher Haut an die Sparren befestigt und von einem Holzpfeiler in der Mitte getragen wird. An den Seiten überragt es die Hauptwand soweit, daß es sich dem Boden bis zu halber Mannshöhe nähert; dort wird es wieder von einigen Holzstützen getragen und bildet so einen schattigen Gang um die eigentliche Hütte. Ein ovales Loch von weniger als Mannshöhe führt in die Hütte hinein, welcher sonst jede Thür, Fenster oder Rauchfang fehlen. Die Wände der Hütten sind sorgfältig getüncht oder mit einem Gemisch von Thon und Kuhdünger bekleidet, der Boden mit glattem Stuck bedeckt. Die Unreinlichkeit darin ist entsetzlich. Als Lager dient eine Matte oder Ochsenhaut. Die Hütten stehen in einem Kreise, innerhalb dessen das Vieh sich aufhält. Alle Tschuanen leben in größeren oder kleineren Dörfern. Jedes Haus ist mit einem geflochtenen Zaun umgeben, das ganze Dorf mit einer dichten Hecke dorniger Akazien. Die mit vieler Liebe behandelten Kinder bauen sich rund um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer der Vater. Ein Kreis solcher Hüttenkreise, denn auch der Betschuane legt alles rund an, bildet das Dorf oder die Stadt. Eine mittelmäßige Stadt hat wohl 6—8000 Einwohner. — R. L.

Echo aus allen Weltteilen.

Die Missouri-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft. Gemeinsame Interessen, Unternehmungsgeist und Sparsamkeitssinn haben in den Vereinigten Staaten unter den zahlreichen Eisenbahnlinien Verbände geschaffen, die unter der Bezeichnung „System“ unter gemeinschaftlicher Verwaltung mit Energie und Erfolg operieren. Wohl als eine der größten derartiger Organisationen ist die Missouri-Pacific-Eisenbahngesellschaft anzusehen. Sie bildete sich aus der Wabash, St. Louis und Pacificbahn, welche die Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Iowa und Missouri durchschneidet, in Gesamtlänge von 3629 Meilen, — aus der Missouri-Pacificbahn, die durch die Staaten Missouri, Kansas und Texas mit einer Meilenzahl von 1025 läuft, — aus der Missouri-Kansas- und Texas-Bahn von 1308 Meilen Länge, die durch Missouri, Kansas, das Indianer-Territorium und Texas geht, — aus der Mittellinie der Union-Pacific-Bahn, Meilenzahl 388, die Missouri und Texas durchschneidet, — aus der St. Louis, Iron Mountain und Southern Pacific-Bahn, die sich den Mississippi-Strom entlang durch Ost-Missouri und Arkansas in einer Meilenzahl von 909 windet, — aus der International und Great Northern, Meilenzahl 891, die durch die mittleren und südlichen Teile von Texas läuft, und aus der Texas und Pacificbahn, die von New Orleans an der Mündung des Mississippi-Stromes durch die fruchtbaren Zucker- und Baumwoll-Länder von Luisiana und Texarkana, durch die großen Weizen- und Baumwollenfelder von Nord-Texas bis zur mexikanischen Grenze bei El Paso in Texas geht, mit einer Meilenzahl von 1484 Meilen. Die Gesamtmeilenzahl dieser vereinigten Bahnen beträgt: 9634 Meilen. Diese Eisenbahnen erschließen die fruchtbarsten Regionen; sie sind die Arterien des Handels für ein Land, dessen Klima und Boden eine unendliche Verschiedenheit der Produkte hervorbringen und dessen wunderbare natürlichen Hülfsquellen die größte Mannigfaltigkeit von menschlicher Thätigkeit zulassen. Während der Boden mit Hülfe der Landwirtschaft allein eine weit stärkere Bevölkerungszahl zu ernähren vermag, birgt er in sich noch die wertvollsten Mineralien, liefert er die schönsten Weideplätze für viele Tausende von Rinder-, Pferde- und Schafherden. Den Linien dieser Bahnen entlang sind große blühende Handels- und Fabrikplätze erstanden und schöne Städte emporgewachsen, welche die Märkte für die verschiedenen Erzeugnisse des Landes bilden. Die Bahnen berühren fast jeden bedeutenden Punkt des Mississippithals und verknüpfen ihn mit New Orleans und Galveston am Golf von Mexiko, und durch ihre Verbindungen mit El Paso, mit den Städten am Stillen Ozean — San Francisco und Guaymas. Zu beiden Seiten dieser Linien ist noch eine reiche Auswahl wohlfeiler Ländereien, deren klimatische und sonstige Verhältnisse zu Niederlassungen äußerst günstig sind. Besonders gilt dies für die Staaten von Arkansas, Louisiana und Texas. Die Missouri-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft wird gewöhnlich in Amerika das „Jay Gould South Western System“ genannt, nach dem großen Finanzmann, der an der Spitze dieser Unternehmungen steht und dessen weitblickender Geist den Südwesten der nordamerikanischen Union in seiner großartigen Entwickelungsfähigkeit vor Jahren erkannte und der dadurch seinen enormen Reichtum begründete. Vom Atlantischen Ozean und den Golfhäfen ist die Texas- und Pacific-Bahn die angenehmste und entzückendste Straße nach San Francisco in Kalifornien. . . . y.

Nur noch wenige Wochen und eine der Weltstraßen, die Schiene an Schiene, quer durch den nordamerikanischen Kontinent über Ströme und Schluchten, durch Gebirge hindurch, alle Hindernisse bewältigend, den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet, wird vollendet sein. Es kann uns mit freudiger Genugthuung erfüllen, daß der Mann, dessen Energie vor allem dieses erstaunliche Werk zu danken, ein Sohn unseres Vaterlandes ist, — Henry Villard, der Präsident der Northern Pacificbahn, ein geborener Pfälzer, der erst jüngst sein warmes Mitgefühl für die alte Heimat bei Anlaß der Ueberschwemmungsnot am Rhein durch einen glänzenden Wohlthätigkeitsakt bekundete. Zur feierlichen Eröffnung der Northern Pacificbahn in ihrer ganzen Länge sind seitens des Präsidenten an die Städte Berlin, Hamburg und Bremen, sowie an hervorragende Parlamentsmitglieder und an die ersten Zeitungen Deutschlands Einladungen ergangen und wird der Lloyddampfer „Elbe“ am 14. d. M. die Gäste der Northern-Pacificbahn (gegen 30) unter Führung ihres Berliner Generalagenten Herrn R. Gördeler nach New York führen. Ein herzliches Willkommen seitens der Deutschen in den Vereinigten Staaten und ein glänzendes Reiseprogramm wartet ihrer. Unsern verehrten Mitarbeiter und Mitherausgeber von „Ueber's Meer“, Herrn Richard Oberländer, begleiten als Teilnehmer dieser Fahrt, als Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, unsere herzlichsten Abschiedsgrüße.

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Die Forschungsreise

der Südamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft zu Leipzig.

Seitens des Vorstandes der Südamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft zu Leipzig geht uns folgender Bericht zur Veröffentlichung zu:

„Im vorigen Jahre unternahmen es einige patriotisch gesinnte Männer, welche dem Verein für Handelsgeographie zu Leipzig und dem Westdeutschen Verein für Kolonisation und Export nahe stehen, später unterstützt von Mitgliedern des inzwischen begründeten Deutschen Kolonialvereins zu Frankfurt a. M., die theoretisch seit langer Zeit behandelten deutschen Kolonisationsbestrebungen in privatwirtschaftlicher Weise in das Praktische zu übertragen durch Begründung einer „Südamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft" mit dem Sitze in Leipzig. Zunächst wurden die Mittel aufgebracht, um eine Kommission zur Besichtigung der oberen Laplata-Länder auszusenden. Als Mitglieder dieser Expertisekommission wurden gewonnen die Herren Kaiserlicher Kreisingenieur Schneider aus Thann im Elsaß, welchem zu diesem Zwecke Urlaub bewilligt worden war, Rittergutsbesitzer Georg von Wiedebach aus Culm bei Sommerfeld, sowie Karl von Gülich, ein Landwirt aus Schlesien, welcher schon längere Zeit in Argentinien lebt. Den Experten wurde die Aufgabe gestellt, verschiedene in den argentinischen Misiones, sowie in Paraguay gelegene zum Kauf angebotene Ländereien zu besichtigen und über die Kolonisationsfähigkeit dieser und anderer Gebiete am Paraguay und oberen Paranà gutachtlich zu berichten. *)

Die Herren von Wiedebach und Schneider verließen Bremen am 20. November 1882, langten am Weihnachtsfest 1882 in Buenos Aires an und vereinigten sich dort mit Herrn von Gülich. Der Expedition, welche zuerst nach dem am Yguazú (Grenze zwischen Argentinien, Brasilien und Paraguay) gelegenen Land eines Herrn Lezama in Buenos Aires gerichtet war, schlossen sich von Buenos Aires die Vertreter des Herrn Lezama, die Herren Krämer, Bosetti und Niederlein **) an. Hierdurch wurde die Abreise von Buenos Aires bis zum 13. Januar 1883 und von Corrientes bis zum 30. Januar verzögert. Die berüchtigten Stromschnellen bei der Insel Apipé konnten am 4. Februar bei hohem Wasserstand mit dem Segelschiff (einer Chata des Theehändlers Uribe) ohne Schwierigkeiten passiert werden. Am 13. Februar war es auch dem gewöhnlich bei Ituzaingo stationierten argentinischen Kriegsdampfer „Vigilante" mit 8 Fuß Tiefgang möglich, den Salto Apipé hinauf zu gelangen. Dieser Kriegsdampfer wurde der Expedition von dem Gouverneur Oberst Roca in freundlichster Weise für die Fahrt nach dem Yguazú zur Verfügung gestellt und so konnte am 20. Februar von Posadas (auch Trinchera de S. José genannt), der im Aufblühen begriffenen Hauptstadt der argentinischen Misiones, aus die weitere Reise den mächtigen Alto Paranà hinauf angetreten werden, welcher abwechselnd zwischen höheren und niederen hügeligen Uferlandschaften dahinströmt, hier und da sich auch zwischen Felswänden hindurchdrängt und viele großartige landschaftliche Schönheiten darbietet. Der Vigilante, auf welchem der Gouverneur Roca die Expedition bis Santa Anna begleitet hatte, traf am 28. Februar an der Mündung des Yguazú in den Paraná ein und verblieb dort bis zum 8. März. Von der Mündung des Yguazú aus machten die Mitglieder der Kommission teils einzeln, teils zusammen und zwar unter Benutzung des Vigilante und einer gemieteten Chata, sowie entweder zu Fuß oder auf Pferden und Maultieren Exkursionen; den Paraná hierauf bis Tacurupucù und hinab bis zur Mündung des Munday und zur Villa Azara und zu Land, teilweis durch frisch geschlagene Picaden, in die Ufergebiete Argentiniens, Paraguays und Brasiliens. Von unvergeßlichem Eindruck auf alle Mitglieder der Expedition war das Bild, welches der Victoria-Wasserfall bot. Dieser großartige, den Niagara an Bedeutung mindestens erreichende, landschaftlich aber unvergleichlich schönere Wasserfall wird von dem mächtigen Yguazù gebildet, 5 Leguas (26 Kilometer) bevor derselbe in den noch mächtigeren Paranà mündet. Der Wasserfall verteilt sich in mehr als 30 einzelnen Fällen, deren höchste bis zu 60 Meter messen mögen, auf einen Bogen von etwa 3 Kilometer Länge.*) In der Umgebung des Salto Victoria ist die Vegetation durch die Zersteubung so großer Wassermassen, besonders begünstigt. Noch in großer Entfernung vom Wasserfall enthält die Luft nachts meist 90° Feuchtigkeit und darüber. Der baldigen Verwertung des Landes für Ackerbau und Viehzucht steht jedoch die fast ununterbrochene Besetzung desselben mit dichtem Urwald entgegen.

Am 6., 12. und 14. April trafen die Mitglieder der Expedition wieder in Posadas ein. Die Herren Krämer, Niederlein und Bosetti kehrten nunmehr über Corrientes nach Buenos Aires und im Anschluß daran Herr Niederlein sogleich nach Europa zurück. Herr von Wiedebach hielt sich noch längere Zeit in Posadas auf, um den unteren Teil der Misiones und einige hier zum Verkauf angebotene Ländereien zu besichtigen und dann später zu Wasser über Corientes nach Asuncion zu fahren. Die Herren Schneider und von Gülich machten die Reise nach Asuncion quer durch das Land, indem sie am 19. April von Encarnacion im Boote auf dem Paranà abwärts bis zum Aguapey und in diesem aufwärts bis etwa 5 Kilometer nördlich von San Cosme fuhren. Zu Pferd ging es dann von der Casa de Lopez über San Pedro del Paranà bis zum Paso de Yuti am Tebicuari, und auf diesem im Boote stromab, sogar unter Benutzung mondheller Nächte bis Villa Florida, etwa 5 Kilometer unterhalb von Fleytas. Von hier aus wurde die

*) Siehe Operationskarte der gegenwärtigen deutschen Kolonisations-Unternehmungen im südöstlichen Südamerika im 10. Hefte der Weltpost 1883.

**) Siehe „Weltpost" 1883, 16. Heft: „Die deutsch-argentinische Expedition zur Prüfung der Kolonisationsfähigkeit der Lezamaschen Misiones-Ländereien. Von Gustav Niederlein."

*) Über die 100 Katarakte des Yguazu hat Herr Niederlein jüngst eine ausführliche, höchst interessante Schilderung in einem in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrag gegeben, der in Separatabdruck (Verlag von Dietr. Reimer, Berlin) soeben erschien.

Weiterreise zu Pferd über Caapucù, Quindy und Carapeguà nach Paraguari fortgesetzt und von da mit der Eisenbahn Asuncion am 30. April erreicht. Der Monat Mai und die erste Hälfte des Juni wurden der Besichtigung des Landes, sowie speziell der bis Paraguari im Betriebe befindlichen, bis Sapucai teilweise in den Erdarbeiten fertigen und bis Villa Rica geplanten und trazierten Eisenbahn gewidmet. Oestlich wurde bis Caaguazù vorgedrungen, welcher Ort nicht mehr weit von den Yerbales (Theewäldern) entfernt ist, die sich in dem großen nach dem Paranà hin gelegenen Urwaldsgebiet vorfinden und gegenwärtig das Hauptausfuhrobjekt des Landes liefern. Die Yerba wird jetzt meistenteils auf dem Paranà ausgeführt. Der Weiterbau der Eisenbahn bis Villa Rica würde den Yerbales auch nach Westen hin einen Absatzweg erschließen, zugleich auch für die edlen und kostbaren Hölzer dieses noch auf lange Zeit hinaus unerschöpflichen Waldgebietes. Auch die in der Nähe von Asuncion an der Lagune Ypacarai gelegene deutsche Kolonie St. Bernardino (mit Altos) wurde besucht. Dieselbe ist landschaftlich wunderschön aber landwirtschaftlich höchst ungeschickt angelegt, da zu den ungünstigen Bodenverhältnissen noch der Umstand hinzutritt, daß die Produkte der Kolonie nur sehr schwer über die Lagune nach der Eisenbahn und weiter nach Asuncion gebracht werden können.

Die Bodenverhältnisse Paraguays sind im Gegensatz zu den gleichmäßigen und gleichartigen Ebenen Argentiniens außerordentlich mannigfaltig, sowohl nach ihrer Configuration, so daß eine ungemein wohlthuende Abwechselung zwischen Berg und Thal entsteht, als auch bezüglich der geognostischen Verhältnisse, indem die landwirtschaftliche Qualität des Bodens oft von Kilometer zu Kilometer, ähnlich wie im mittleren Deutschland, schwankt und damit eine glückliche Mischung aller Kulturen, der Viehzucht und des Ackerbaues ermöglicht, die Auswahl geeigneter Orte für die Anlage von Kolonien aber auch erschwert wird. Das Klima Paraguays ist trotz der großen Wärme ein gesundes und auch während des größten Teiles des Jahres sehr angenehmes. Allerdings dauert die Sommerhitze länger als in Deutschland, doch geht die Mittagstemperatur niemals über 30 Grad Réaumur hinauf (die gegenteiligen Angaben beruhen auf Verwechselungen zwischen Celsius und Réaumur); auch wird der Einfluß der dauernden Hitze auf den Menschen durch häufige Gewitter und durch die lange Dauer der Nächte — auch im Sommer — wesentlich abgeschwächt. Da das Thermometer niemals unter den Gefrierpunkt sinkt, beträgt die Schwankung zwischen den Extremen nicht mehr als 30 Grad, während diese in Deutschland vielfach über 50 Grad (Leipzig 51) beträgt. Die einzigen meteorologischen Beobachtungen in Paraguay werden vom deutschen Konsul in Asuncion, Herrn Mangels angestellt. Sie ergeben allerdings ziemlich hohe Durchschnittstemperaturen. Doch ist zu bedenken, daß Asuncion vielleicht der wärmste Ort des Landes und das Thermometer besonders ungünstig aufgestellt ist. Jedenfalls ist der höher gelegene Osten und Südosten viel kühler. Allerdings konnten die Experten bei der Kürze ihres Aufenthaltes nicht eigene verwertbare meteorologische Beobachtungen anstellen. Jedoch lauteten alle eingezogenen Erkundigungen über die Einwirkung des Klimas auf europäische Einwanderer günstig, mit einer einzigen Ausnahme eines an der Lagune Ypacarai bei Tacuaral angesiedelten Deutschen. Dem entsprechend sind auch die Gesundheitsverhältnisse günstige. Einzelne gegenteilige Erfahrungen dürften meist auf vernunftwidrige Lebensgewohnheiten, wie Genuß schlechten Wassers (wegen Faulheit im Brunnenbau), Schlafen im Freien auf feuchter Erde und Unreinlichkeit zurückzuführen sein. Die meisten bei uns herrschenden epidemischen Krankheiten sind aber in Paraguay unbekannt. Bei vernünftiger Lebensweise und richtiger Arbeitseinteilung wird es wohl jedem Deutschen möglich sein, sich an das Klima von Paraguay zu gewöhnen, zumal da die meisten landwirtschaftlichen Arbeiten im Freien in der kühleren Jahreszeit vorzunehmen sind. Nur die nicht schwere Arbeit des Tabaksbaues macht hiervon eine Ausnahme und wird im Sommer von 11 bis 3 Uhr mittags zu unterbrechen sein. Diese Zeit kann aber zum Teil mit Hausarbeit ausgefüllt werden und kommt jedenfalls nicht in betracht gegenüber den großen Unterbrechungen in der Feldarbeit, welche der Winter dem Landwirt in Deutschland und auch in Nordamerika auferlegt. Jedenfalls kommen dort auch die großen Ausgaben in Wegfall, welche ein kalter Winter für Wohnung, Kleidung, Heizung und Viehfutter verursacht.

Zur Zeit der Jesuiten ist auch Weizen in den Misiones gebaut worden. Doch erscheint es sehr zweifelhaft, ob unter den heutigen Preisverhältnissen der Anbau von Weizen und auch von Kartoffeln in Paraguay lohnend sein wird. Dagegen gedeihen Manioca, Mais, Reis, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle und zahlreiche andere Früchte des Feldes und Gartens vorzüglich und werden nicht nur zur Ernährung der Einwohner jederzeit reichlich vorhanden sein, sondern dann, wenn die Ausfuhrgelegenheiten beschafft sein werden, eine Quelle des Reichtums für das Land bilden. Auch die Aufzucht von Rindvieh und Ziegen, namentlich im Großbetriebe, ist besonders aussichtsvoll und lohnend, weniger die von Schafen und Pferden. Leider sind aber die Verkehrsverhältnisse des Landes noch sehr wenig entwickelt. Auf dem Paraguay Strome findet zwar bis zur brasilianischen Provinz Matto Grosso hinauf, Dampfschiffahrt statt. Einesteils genügen aber die vorhandenen Schiffe in keiner Weise den zu befördernden Quantitäten, sodaß die Transportpreise sich auf einer unnatürlichen Höhe erhalten haben; andererseits sind die Ufer des Paraguaystromes selbst für die Landwirtschaft ungeeignet. Aehnlich ist es mit der Eisenbahn. Die vorhandene Strecke Asuncion-Paraguari durchschneidet gerade den weniger fruchtbaren Teil des Landes und doch kann die Bahn die vorhandenen Warenmassen kaum bewältigen, da sie nur so viel rollendes Material besitzt, um einen Tag um den anderen einen Zug laufen zu lassen. Die Schiffahrt auf dem oberen Paranà und dem Tebicuari ist aber noch so gut wie gar nicht entwickelt. Auch gilt es zu bedenken, daß Paraguay von Argentinien durch eine Zollgrenze abgeschnitten ist, so daß der Export sich meist nach Montevideo und Europa richten muß.

Unter diesen Umständen ist Paraguay schon jetzt kultivationsfähig. Die Viehzucht, deren

Produkte auf fernen Märkten abgesetzt werden können, wird sogleich mit gutem Erfolge zu betreiben sein; noch auf lange Zeit wird sie sogar genügenden Absatz im Lande selbst finden, da die Viehherden von den Verheerungen des Krieges sich noch nicht erholt haben und jetzt Vieh aller Art aus Argentinien und Brasilien eingeführt wird. Der mit einem zum Estanciabetrieb nötigen Kapital ausgerüstete Landwirt findet bei den niedrigen Landpreisen deshalb Gelegenheit zu hoher Verzinsung seines Kapitals. Dagegen finden Landwirte und Industrielle, welche Tabak-, Reis-, Zucker- oder Baumwollen-Plantagen und Zucker-, Stärke-, Seifen- und ähnliche Fabriken, sowie Baumwollenspinnereien anlegen wollen, vorläufig wegen der noch nicht gelösten Frage des Absatzes größerer Quantitäten, nur ein beschränktes und mit Vorsicht zu betretendes Feld für ihre Thätigkeit und in dem friedlichen und gelehrigen Volke der Guarani ein zuverlässiges Arbeitermaterial erst dann, wenn dasselbe bei steigenden Kulturbedürfnissen fleißiger geworden sein wird. Für kleinbäuerliche Ansiedelung einzelner unbemittelter Familien wird aber erst dann die Zeit gekommen sein, wenn Musterfarmen begründet worden sind, in welchen sie die landesüblichen Kulturen erlernen können und namentlich wenn für den Absatz ihrer Produkte durch die Erweiterung und Verbesserung der vorhandenen Eisenbahn und Dampfschiffahrt, sowie durch Organisation eines Ausfuhrhandels nach Europa gesorgt und wenn die Ansiedelung an der geeignetsten Stelle und ohne Ueberstürzung organisiert sein wird. Auch müssen dem armen Kolonisten die am Anfang für ihn nötigen Gelegenheiten bares Geld zu verdienen, durch Eisenbahn- und Wegebau, sowie durch Plantagenbau und Ähnliches geboten werden. Auch kolonisationsfähig ist mithin Paraguay schon jetzt. Der kleinbäuerliche Kolonist würde zwar stets Ueberfluß an Lebensmitteln für sich und die Seinigen haben, es wird ihm aber jetzt schwer fallen, so viele Produkte an den Markt zu bringen, um seine Industriebedürfnisse zu befriedigen und etwaige Schulden für Landkauf abzustoßen.

Demnach wird es die Aufgabe der Südamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft und anderer ähnlicher Unternehmungen sein müssen, die Kolonisation Paraguays — und ähnliches gilt auch für die argentinischen Misiones — vorzubereiten und später zu organisieren. Die Voraussetzungen für ein Gelingen dieser Aufgabe sind in reichem Maße vorhanden. —

Die Experten schieden von Asuncion am 14. Juni, voller Begeisterung für die Schönheit des Landes und voller Sympathien für seine Einwohner, aber nicht blind gegen die Schattenseiten desselben und die Schwierigkeiten, welche das große Werk darbietet, Paraguay der Kultur wiederzugewinnen, eine Aufgabe, welche nach englischen und französischen Berichten von jenen Nationen sehr bald in die Hand genommen werden wird, wenn sie nicht für deutsche Kultur gelöst werden sollte.

Bisher haben dem Lande die gehässigen Angriffe auf dasselbe, weil sie zum größten Teile unbegründet oder übertrieben sind, weniger geschadet, als einige kritiklose überschwängliche Berichte über dasselbe, welche die Erwartungen zu hoch schraubten, sodaß viele Hoffnungen getäuscht wurden, wie es namentlich vielen Kolonisten von Bernardino erging.

Am 25. Juni schifften sich die Herren Schneider und von Wiedebach in Buenos Aires wieder ein und gelangten nach einer interessanten Fahrt über Santos und Rio de Janeiro am 2. August nach Bremen. Vor einem kleinen Kreise von Interessenten haben die Herren in Leipzig am 6. August vorläufig mündlichen Bericht erstattet. Der ausführlichere Bericht soll durch den Druck vervielfältigt werden. Die von den Experten mitgebrachten Sammlungen und Photographien werden dem Museum für Völkerkunde in Leipzig, der Sammlung des Leipziger Kaufmännischen Vereins und dem Handelsgeographischen Museum in Berlin überwiesen werden."

„Offen und ehrlich" ist die Signatur dieses Berichtes und wahrlich dankbar müssen wir für das Licht sein, das die ihrer Verantwortlichkeit sich wohl bewußten Männer nach ihrer gewissenhaften Pionierarbeit in dieser sehnlichst erwarteten Veröffentlichung über die zur deutschen Kolonisationsarbeit ins Auge gefaßten Länder verbreiten. Vor allem sind es ihre Aussprüche über das als „irdisches Paradies" von exaltierten oder interessierten Leuten über alle Maßen gefeierte Paraguay, welche die in Deutschland in manch besonnenen Köpfen leider erhitzte Erregung hoffentlich dämpfen werden. Wenn ein Dr. Bernhard Förster bei uns als ausgespielt von der Bühne tritt, indem er verächtlich seinem Vaterlande den Rücken kehrt, das er als verkommen und semitisch verpestet seinem Verfalle überlassen will — „um die Sklavenketten einer greisenhaft alten chinesischen Welt in der subtropischen Zone der südlichen Hemisphäre abzuschütteln und mit einem Häuflein deutscher Naturen eine neue Form arischer Kultur begründen zu wollen",*) so mag er nach seiner Façon in seinem Rancho beim Dorfe Alto in Paraguay selig werden, — und wenn ein Mann wie der „Gründer" Quistorp sich Paraguay jetzt als Feld seiner Spekulationswut auserlesen, die im Lande selbst von der unparteiischen Presse gerechte Geißelung erleidet, so mögen die besonnenen Auswanderungslustigen und die kolonisatorisch unternehmenden Männer in unserm Vaterlande angesichts des vorstehenden Berichts sich den Verlockungen von derartigen, Deutschland kompromittierenden Männern gegenüber zugeknöpft verhalten. Wenn die Experten der Südamerikanischen Kolonisationsgesellschaft gern die vielversprechenden Chancen des der Kultur harrenden gesegneten Landes hervorheben, so klingt doch klar und deutlich aus ihrem Votum für die Gegenwart ein Warnungsruf an die die große Menge bildenden, wenig bemittelten deutschen Auswanderer, sich von Paraguay fern zu halten. — Der hierauf bezügliche Satz verdient nochmals hervorgehoben zu werden: „Für kleinbäuerliche Ansiedlung einzelner unbemittelter Familien wird aber erst dann die Zeit gekommen sein, wenn Musterfarmen begründet worden sind, in welchen sie die landesüblichen Kulturen erlernen können und namentlich, wenn für den Absatz ihrer

*) Die „Bayreuther Blätter" haben diese tragikomischen Förster'schen Scheidungsergüsse als ein Mene Tekel für die deutsche Nation s. Z. gebracht.

Produkte durch die Erweiterung und Verbesserung der vorhandenen Eisenbahn und Dampfschiffahrt, sowie durch Organisation eines Ausfuhrhandels nach Europa gesorgt und wenn die Ansiedlung an der geeignetsten Stelle und ohne Überstürzung organisiert sein wird." — Möge man die Ergebnisse der weiteren Thätigkeit der Leipziger Kolonisationsgesellschaft vertrauensvoll abwarten, deren gemeinnütziges Wirken unseren auswanderungslustigen Landsleuten Lehrgeld und bittere Enttäuschungen ersparen wird. —

Bei diesem Anlaß erscheint es uns von Bedeutung eines neulichen Artikels des „Argentinischen Wochenblattes" zu erwähnen, der durch eine gerechte Beurteilung Paraguay's wie andererseits durch offene Darlegung der in den argentinischen Misiones gescheiterten Kolonisationsunternehmungen seine Unparteilichkeit darthut:

„Seit einiger Zeit wird in der „Deutschen La Plata Zeitung" viel über Paraguay polemisiert. Veranlassung dazu geben die Kolonisations-Projekte des Herrn Quistorp und Anderer, für welche in Deutschland Propaganda gemacht wird. Bis dahin haben sich nur Stimmen gegen die Auswanderung Deutscher nach Paraguay vernehmen lassen, wobei, wie es uns scheinen will, etwelche Voreingenommenheit mitunterläuft. Wir haben erst kürzlich von einem Landsmanne, der die Kolonien von Santa-Fé und Südbrasilien kennt und drei Jahre in Paraguay zugebracht hat, die Mitteilung erhalten, daß Paraguay entschieden Südbrasilien vorzuziehen sei. Es findet sich dort Gutes und Schlimmes wie überall. Man sollte bei Erörterungen dieser Art durchaus objektiv zu Werke gehen und die Mahnung des Herrn Ernst Hasse in Leipzig (in der „Weltpost") beherzigen: „Kein Schooßkind (Kolonisations-Unternehmen) auf Kosten der anderen Kinder zu loben." In diesen Fehler verfällt ein Einsender in Nr. 52 und 53 der genannten Zeitung, der mit N. N. unterzeichnet und über Paraguay vollständig den Stab bricht, dagegen das Kolonisations-Unternehmen des Herrn Lezama in den argentinischen Misiones befürwortet. Wie man in den Wald schreit, so tönt es zurück. Sofort traten in Nr. 56 vom 29. vorigen Monats zwei Kolonisten der Kolonie der „Marcos Avellaneda", gegründet vom Italiener del Vasco, gegen jenen Einsender auf. Die bezügliche Entgegnung dient für Solche, die sich für die Misiones interessieren, zur Orientierung, weshalb wir sie im Auszuge folgen lassen:

„Die Kolonie wurde bei Corpus Christi, einem der schönsten Punkte der Misiones angelegt. Als Leiter derselben wurde der im Kolonisationswesen mehr als irgend jemand erfahrene Herr Wilhelm Wilkens angestellt. Gerade dieser Umstand veranlaßte verschiedene Deutsche und Schweizer, nach dem neuen Eldorado zu gehen und dort ihr Glück zu versuchen. Darunter befanden sich auch die Schreiber dieser Zeilen. Wir haben so ziemlich ein Jahr daselbst ausgehalten „aber fragt uns nur nicht wie?" Jedenfalls aber haben wir dadurch die Berechtigung erworben, ein Urteil über Kolonisation der Misiones abzugeben. Dieses Urteil nun lautet dahin, daß die Misiones ein herrliches und fruchtbares Gebiet sind, aber für deutsche Kolonisation so wenig taugen wie Paraguay, weil sie unter ganz gleichen klimatischen und geographischen Verhältnissen stehen, wie jenes.

Der menschenfreundliche Einsender N. N. sagt zwar, man braucht blos die Karte von Paraguay zur Hand zu nehmen, die Herr Wisner angefertigt hat, um zu sehen, wie viele Sümpfe dort vorhanden sind, während man auf der Karte der Misiones keinen einzigen solchen finden wird. Ganz richtig! Nur vergißt der verehrte Herr Verfasser, daß noch von keinem Gebiete der großen argentinischen Republik eine so ausführliche und gute Karte existiert, wie diejenige, welche Oberst Wiesner von Morgenstern auf Anordnung des damaligen Diktators Salano Lopez von Paraguay angefertigt hat. Am wenigsten aber existiert eine solche Karte über das Gebiet der Misiones. Wir aber können dem Herrn, der allem Anschein nach die Misiones nie gesehen hat, versichern, daß es dort gerade solche Sümpfe und denen zufolge auch Malaria gibt, wie in Paraguay. Ferner können wir ihm versichern, daß in den Misiones kein Produkt gedeiht, an dessen Anbau der deutsche Ackerbauer gewöhnt ist, mit einziger Ausnahme etwa der verschiedenen Bohnensorten, bekanntlich lebt aber der Mensch nicht gern von Bohnen allein. Selbst die Kartoffel kommt, wie wir erfahren haben, nicht fort, und zwar gerade, weil der Boden zu üppig ist, was bewirkt, daß alles in das Kraut schießt und keine Knollen sich ansetzen. Von Kartoffelkraut aber kann bekanntlich nicht einmal das Vieh leben. Wir haben ein Jahr lang im Schweiße unseres Angesichts nicht etwa unser Brod verdient, sondern uns dabei hauptsächlich von Maiskolben nähren müssen, die allerdings daselbst gut gedeihen. Um diesen Genuß zu haben, verläßt aber auch kein Deutscher sein geliebtes Vaterland. Und selbst um dieses zu erreichen, braucht es noch angestrengte Arbeit, denn das Land, das man anpflanzen will, muß mit dem Spaten umgebrochen werden, da man im Urwalde einen Pflug nicht anwenden kann und wollte man die Bäume ausrotten, so könnte es im Sommer kein Mensch vor Hitze aushalten.

In bezug auf das Ungeziefer: Sandflöhe, Schlangen 2c. sind die Misiones gerade so gesegnet damit wie Paraguay. Das ist das gepriesene Gebiet der Misiones, das der edle Menschenfreund N. N. empfiehlt. Wer uns nicht glauben will, der frage Herrn Wilkens, der als Leiter der Kolonie alle Strapazen und Entbehrungen mit uns durchgemacht hat. Wie bekannt, ist die Kolonie nach Jahresfrist an diesen Uebelständen zu Grunde gegangen, nachdem sie dem Unternehmer viel Geld und den Kolonisten viel Mühe und Entbehrungen gekostet hat, ohne weder dem Einen noch dem Andern etwas eingebracht zu haben."

So weit die zwei Kolonisten von „Marcos Avellaneda". Gerade maßgebend für die Kolonisation in den Misiones ist das Fehlschlagen der genannten Kolonie nicht, denn so viel uns erinnerlich, standen Herrn del Vasco für die Ausführung seines Unternehmens nicht genügende Mittel zu Gebote. Besser vorbereitet, wird ein anderes Unternehmen auch bessern Erfolg haben. Immerhin stehen der Kolonisation in den Misiones die klimatischen Verhältnisse als Hindernis im Wege. Auch Herr Alejo Peyret, der vor zwei Jahren die Misiones längere Zeit bereiste,*) erklärt sich da-

*) Die Berichte Peyret's sind in der „Weltpost" 1882, Heft 15, 16, 17 u. 18 im Auszuge veröffentlicht.

hin, daß man nicht Deutsche und Schweizer dorthin verpflanzen könne, wenigstens müsse der Anfang mit europäischen Südländern gemacht werden.

Wir unsererseits machen weder Paraguay noch den Misiones eine grundsätzliche Opposition. In Deutschland kann man sich nun einmal für das baumlose Flachland Argentiniens nicht erwärmen. Man gibt viel auf romantische Gegenden und vor allem wollen die Auswanderer Waldungen in der Nähe haben. Da gibt es nun aber keinen anderen Ausweg, als den Norden des hiesigen Landes aufzusuchen, folglich muß man das halbtropische Klima samt den Sandflöhen mit in den Kauf nehmen. Das und noch viel Bittereres haben übrigens die Deutschen in Brasilien auch durchzumachen gehabt.

Mit der Abmahnung von Paraguay und den Misiones ist, nebenbei bemerkt, den Auswanderungslustigen in Deutschland nicht geholfen. Man sollte ihnen etwas Anderes und Besseres vorschlagen. In dieser Beziehung läßt die Polemik in der „Deutschen La Plata Zeitung" zu wünschen übrig." R. L.

Des Königs Rock
für zwei Millionen Dollars.

Eine historische Erinnerung aus den Tagen der Republik Texas.

Es war am 11. November 1839, als der vierte Kongreß der unabhängigen Republik Texas in der Hauptstadt Austin zusammentrat. Auf dem jetzigen Markthausberge stand ein primitives Holzhaus mit einer Stackade umgeben, in welchem sich die Väter der Republik als Kongreß versammelten. Kaum einen Monat früher, am 17. Oktober, hatte Präsident Mirabeau B. Lamar mit seinem Kabinet seinen feierlichen Einzug in Austin gehalten, und die obersten Staatsbehörden hatten sich sofort an ihre respektiven Arbeiten begeben, um dem nächsten Kongresse die Vorlagen zu machen, welche zum Wohle der neuen Republik notwendig waren, um dieselbe am Leben zu erhalten. General A. Sidney Johnson war Kriegsminister, Admiral L. P. Cooke, Marineminister, James H. Starr, Finanzminister. Die Ämter waren allerdings da, die Beamten ebenfalls, ja sogar für jedes Departement war ein besonderes kleines Blockhaus zwischen Bois d'Arc und Hickory-Straße gebaut, allein der Kriegsminister besaß keine Armee, der Marineminister keine Flotte, und der Finanzminister keinen Cent Geld, aber mehr Schulden wie eine ganze Armee von Majoren. Dieser letztgenannte Umstand namentlich lag dem vierten Kongreß zur Beratung vor. Ein großes schönes Ländergebiet, größer als das deutsche Kaiserreich, war von höchstens 2000 Menschen aus aller Herren Länder, namentlich jedoch von früheren Bürgern der Vereinigten Staaten, welche auf Einladung der mexikanischen Regierung friedlich hier eingewandert waren, der Republik Mexiko entrissen worden, und hatte sich wie ein Keil zwischen den Sabine-Fluß, dem südwestlichen Grenzflusse der Union und dem Rio Grande, dem nordöstlichen Grenzfluß der Republik Mexiko, als eine unabhängige Republik etabliert. England buhlte um die Gunst der neuen, länderreichen und an Gelde bettelarmen Republik, und bot sein Protektorat an, nachdem die Unabhängigkeit der Einzelstern-Republik von den Vereinigten Staaten, England und Frankreich anerkannt worden war. Die östlichen und nördlichen Staaten der Union waren einem Anschlusse dieses großen Ländergebietes an die Union damals durchaus nicht günstig gesinnt, weil sie glaubten, daß den Südstaaten der Union eine mächtige Stütze aus diesem Texas erwachsen und der ferneren Ausbreitung der Sklaverei innerhalb der Union neuer Vorschub geleistet werde. Man war bereit dem Einzelstern am Golf von Mexiko zu helfen, damit er sich als Unabhängige Republik kräftige, allein in das Sternenbanner der Vereinigten Staaten wünschte man ihn nicht. Martin Van Buren, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, schickte General H. Flood als bevollmächtigten Gesandten der Union nach Austin, um den Führern der jungen Republik mit seinem Rate beizustehen. Im übrigen konnten die Vereinigten Staaten gerade zu der Zeit, von 1837 bis 1841, sich wenig mit Texas beschäftigen, denn sie hatten vollauf mit sich selbst zu thun. Eine finanzielle Panik war 1837 über die Union eingebrochen, welche Handel und Gewerbe auf mehrere Jahre in Stockung versetzte. Der Krieg gegen die Seminolen-Indianer in Florida verschlang bedeutende Summen Geldes, und außerdem drohte ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten wegen der Grenzlinie zwischen Maine und New-Brunswick auszubrechen. England wollte vor der Hand für Texas nichts weiter thun, als seinen mächtigen Einfluß bei den deutschen Fürsten und Herren verwenden, damit diese eine starke Auswanderung unter ihrer Protektion nach Texas in Anregung brächten. Durch diese Einwanderung in Texas wollten die gewiegten Diplomaten Großbritaniens vor allen Dingen ein starkes Element in Texas schaffen, welches dem Institut des Menschenhandels von Hause aus feindlich gesinnt war, und so, mit der Zeit, wenn jemals die Frage des Anschlusses an die Union in den Vordergrund treten sollte, im stande sein, diese Frage abzulehnen, denn anders, als Sklavenstaat konnte es seiner geographischen Lage halber wohl nie in die Union aufgenommen werden. Ob die englische Diplomatie jemals Geldopfer für derartige Pläne gebracht hat, wird wohl nicht so leicht bewiesen werden können. Die französische Diplomatie hatte jedoch ebenfalls Wind von dem Thun und Treiben Englands und den Rüstungen des Adelsvereins im Westen Deutschlands erhalten, welche in diplomatischen Kreisen bereits im Jahre 1838 und 1839 besprochen wurden, hatte die Unabhängigkeit von Texas anerkannt und „Achille Charles Leonce Victor, Herzog de Broglie, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, den Präsidenten Lamar benachrichtigt, daß ein bevollmächtigter Gesandter Sr. Majestät Louis Philipp's, König der Franzosen, in Texas eintreffen werde, um der unabhängigen Republik Texas seitens der Regierung Frankreichs solche pekuniäre Hülfe angedeihen zu lassen, „als Texas infolge seines kostspieligen Krieges für Freiheit und Unabhängigkeit bedürfen möchte."

So standen die Sachen, als am 11. November 1839 der Kongreß in Austin zusammentrat. General Sam Houston, welcher damals den Kongreß-Distrikt San Augustine repräsentierte, durchschaute wohl, wie seine spätere Politik erwiesen hat, die Pläne Englands, und war zu Gunsten einer Anleihe in Frankreich, um die Kriegsschulden zu bezahlen und die Regierung auf eine günstige

finanzielle Basis zu stellen. Während dieser Sitzung wurde auch die Submission der Frage, wegen Verlegung des Regierungssitzes, im Kongreß heftig erörtert, allein die darauf bezügliche Gesetzesvorlage wurde noch in derselben Session niedergestimmt. Austin erhielt einen Charter als Stadt, und erwählte den ersten Mayor, Richter Edwin Waller, am 13. Januar 1840. Dieser ließ sofort einen Zensus der Stadt aufnehmen und es ergab sich, daß Austin eine Bevölkerung von 856 Seelen besaß, von denen 150 Sklaven waren. Im ganzen zählte die Stadt 550 erwachsene Männer, die übrigen waren Frauen und Kinder.

In diesem Jahre hielt denn der Gesandte Frankreichs, M. de Saligny, seinen feierlichen Einzug in Austin. Er war zu Lande von Houston herauf gekommen und hatte ein ganzes Korps Gelehrter, Schreiber, Abenteurer, Stallmeister, Bediente und Stallknechte mitgebracht. Fast Jeder war uniformiert, und die galonirten Livreen der Bedienten zogen am meisten die Aufmerksamkeit der Austiner Bürgerschaft auf sich, da sie anfänglich diese, weil am buntesten angekleidet, für die Hauptpersonen der Gesandtschaft ansahen. Präsident Mirabeau Lamar empfing den Gesandten des Königs der Franzosen mit großer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, und sprach sein tiefstes Bedauern aus, daß man dem hohen Herrn kein Gesandtschaftshotel anweisen könne, indem er auf die einfachen Blockhütten hindeutete, welche an den Hügeln längs der Avenue wie Schwalbennester angeklebt waren. Monsieur le Comte de Saligny nahm das nicht weiter übel auf, sondern ging sofort ans Werk und ließ sich außerhalb der Stadt auf einem Hügel, von dem man eine reizende Aussicht über das Colorado-Thal auf 8 Meilen weit genießt, ein für damalige Verhältnisse prachtvolles Gebäude errichten. Das Haus steht heutigen Tages noch auf Robertsons Hügel im östlichen Teile der Stadt. Sofort nach der Ankunft des Gesandten wurden die Verhandlungen über eine Anleihe zwischen ihm und dem Präsidenten nebst Kabinetsmitgliedern aufgenommen. Wie es sich aus späteren Verhandlungen ergeben hat, war man übereingekommen, eine Anleihe von 10 Millionen Francs (2,000,000 Dollars) auf 20 Jahre zu 6 Prozent Zinsen von Frankreich entgegenzunehmen, und als Sicherheit dafür alles vakante Land der Republik Texas an Frankreich zu verpfänden.

Zum Abschluß dieser Verhandlungen jedoch bedurfte es zweierlei. Die Genehmigung der Kammern des Bürgerkönigs der Franzosen, und ebenso des texanischen Kongresses. Eine Kommunikation zwischen Austin, Texas, und der Hauptstadt Frankreichs nahm zur damaligen Zeit immer vier bis sechs Monate für den Hin- und Herweg in Anspruch, und während die franco-texanische Staatsanleihe in der Schwebe hing, vertrieb sich Sr. Excellenz M. de Saligny nun nebst seinem Gefolge die Zeit mit der Jagd und anderen Vergnügungen in der Umgebung der Stadt, denn nur wenige Meilen von Austin entfernt war es der feindlichen Indianer halber nicht sicher, sich sehen zu lassen, außer in genügender Begleitung oder Bedeckung. Der Pferdestall der Gesandtschaft wurde von einem Stallmeister nebst einigen Knechten besorgt, und da das Mais, welches dort die königlichen Pferde erhielten, überhaupt sehr knapp im Lande war, so stellten sich zur Futterzeit gewöhnlich sämtliche in der Stadt frei umherlaufende Schweine regelmäßig bei der Gesandtschaft ein, und da der Stall noch nicht verschließbar oder eingefriedigt war, so hatten die Leute allerdings ihre liebe Not, jede Kiste, in welcher die Pferde Futter erhielten, getreu zu bewachen; dennoch gelang es häufig den strategischen Angriffen der Schweine mit einer Maisähre in der Schnauze triumphierend das Weite zu suchen. Eines Tages entbrannte nun der Stallknecht Jean Baptiste in Wut und Zorn und schlug einige der frechsten und kühnsten dieser vierbeinigen Räuber tot und einige verwundete er. Sobald nun eine Herde Schweine angegriffen wird, und es fängt eins oder mehrere derselben an zu schreien, so stellen sich alle übrigen der Herde zusammen und erheben ein Kriegsgegrunze, welches von weit und breit jedes Schwein zur Hülfe herbeiruft. Da man jedoch an dem Grunzen der Herde und der heraneilenden Tiere nicht erkennen konnte, ob es Wölfe oder Panter oder Diener einer Gesandtschaft waren, welche das Kriegsgeheul der Schweine verursachten, so begaben sich auch einige der Austiner Bürger, welche bereits so reich waren, einige Schweine zu besitzen, auf denselben Pfad, welchen die sämtlichen städtischen Grunzer einschlugen, um ihren Kameraden auf dem Gesandtschaftshügel Hülfe zu leisten. Einer der Eigentümer der versammelten Grunzer war Richard Bullock, ein hagerer Kentuckyer, der die dunkeln Wälder seines Heimatstaates mit den freundlichen Prärien und Waldungen von Texas vertauscht hatte. Er war, im Grunde genommen, ein recht gutmütiger, jovialer Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, er war jedoch auch sehr jähzornig. Man sagte ihm nach, daß sein Jähzorn auch die Ursache des Klimawechsels von Kentucky nach Texas gewesen sei. Er hatte den sogenannten Befreiungskrieg vom „Mexikanischen Joch" mit durchgemacht und war einer der ersten Ansiedler der neuen Hauptstadt Austin geworden. Als er an jenem denkwürdigen Tage den Schlachtplatz nahe dem „Gesandtschafts-Hotel" erreicht hatte, war ihm die Sache mit einem Blicke klar geworden. Zwei seiner halbwüchsigen Ferkel bedeckten die Wahlstadt, und ein drittes war zwar nicht angeschossen, jedoch angehauen worden, und befand sich auf drei Beinen schreiend in der Mitte des grunzenden Rudels. Bullock schritt mit einigen sehr kräftigen „Goddams" und „Damn you's" direkt der Gesandtschaft zu, um von Sr. Excellenz angemessenen Schadenersatz zu verlangen. Er fand jedoch weder den Grafen de Saligny noch irgend einen der Legations-Sekretäre zu Hause. Dies brachte ihn durchaus nicht in eine versöhnliche Stimmung, und mit langen, echten Kentucky-Schritten wandte er sich dem Pferdeschuppen und den darin befindlichen königlichen Dienern zu. Jean hatte unterdessen seine betreßte Livreejacke, welche er bei der Fütterung der Pferde und dem Wegjagen der Schweine der Bequemlichkeit halber ausgezogen hatte, wieder angezogen, als er den langen Grenzjäger so determiniert einherstapeln sah. Er hatte zum Überfluß eine zierlich geflochtene Hetzpeitsche in die Hand genommen, blos um dem erregten Austiner Bürger dadurch darzuthun, daß er sich bis dato keiner anderen Waffe bedient habe, als dieser unschuldigen Peitsche, um die zudringlichen ungeladenen vierbeinigen Gäste abzuhalten. Dick Bullock, der beim Herannahen alle diese Ma-

nipulationen bemerkt hatte, verstand sie jedoch ganz falsch. Er ging fest auf Jean zu und fuhr ihn in nichts weniger als freundlichem Tone an, ob er die Ferkel getödtet habe, und was er mit der Peitsche da meine. Dick hätte nun wissen können und sollen, daß Jean die Peitsche nicht für ihn geholt hatte, denn in solchem Falle wäre es besser gewesen, wenn er das Scheit Schwarz-Eichenholz, womit er den Schweinen einige wuchtige Hiebe versetzt hatte, in der Hand behalten hätte; allein Mister Bullock hatte seine Ferkel im Herzen und Satisfaktion im Sinne, und da nun Jean von der englischen Sprache in Texas kein Wort außer Yes, No, Damned und Hell gelernt hatte, so griff er natürlich zu seiner Muttersprache, dem Französischen, von welchem Bullock noch nicht einmal so viel verstand, wie Jean vom Englischen. Die Franzosen sind bekanntlich sehr lebhaft im Gestikulieren, und bei der Auseinandersetzung, welche Jean im allerfließendsten Französisch dem erzürnten Bullock machte, und in welcher er diesem demonstrieren wollte, daß die lieben Ferkelchen wahrscheinlich unvermutet und aus Versehen selbst gegen das dünne Ende der Peitsche gerannt waren, indem er auf das Instrument mit den Fingern wies, so schien dem Bullock der Zeitpunkt der „Selbstverteidigung" gekommen zu sein. Mit seinen langen, kräftigen Fingern faßte er den unglücklichen Jean, verschönerte mittels seiner republikanischen Rechten dessen Gesicht mit einigen blauen Erhöhungen und rötlichen Oeffnungen, entriß ihm die Peitsche, und, nachdem er ihm noch damit einige Hiebe in das königlich französische Kamisol gezählt hatte, schritt er stolz, wie ein freier Bürger einer freien Republik, den langen Sandberg hinunter zum Waller Creek, der äußersten östlichen Stadtgrenze der Hauptstadt. Groß war die Entrüstung Sr. Excellenz, des Gesandten, als er bei seiner Heimkehr das Vorgefallene sah, und den Hergang erfuhr. Spornstreichs ging er in Begleitung seines beeidigten Dolmetschers nach Mr. Bullocks Hause, um ihn über die Greuelthat zu interpellieren. Herr v. Saligny sprach selbst etwas Englisch, jedoch bei feierlichen Gelegenheiten und bei Staatsaktionen bediente er sich stets seines mitgebrachten Dolmetschers. Hier war der Dolmetscher am Platze. Nach einigem Hin- und Herreden, während welchem Herr v. Saligny den Herrn Bullock selbst in mangelhaftem Englisch hartnäckig mit „Monsieur Büll-Ox" angeredet hatte, ohne sich gerade dabei etwas Böses zu denken, ging Bullock plötzlich auf ihn zu und bedeutete ihm mit drohender Geberde, daß, wenn sich die Excellenz nicht vom Platze schere, es ihr gerade so ergehen würde, wie dem Monsieur Jean. Stolz wandte sich Graf von Saligny hinweg, und lenkte sofort seine Schritte zum höchsten Beamten der Republik, dem Präsidenten Lamar. Er forderte Genugthuung für seinen Jean, für sich selbst, für die Ehre Frankreichs, welche durch das Gebahren des „Monsieur Büllox" bis in die tiefsten Fugen erschüttert worden war. Er verlangte vom Präsidenten die sofortige Verhaftung und exemplarische Bestrafung des Missethäters. Der Präsident bedeutete ihm, daß er selbst keine derartige Macht über irgend einen Bürger besitze, und daß Se. Excellenz sich an die Civilbehörden des Landes zur Untersuchung des Falles wenden müsse. Nachdem der Gesandte vom Präsidenten in der höflichsten und freundlichsten Weise informiert und ersucht worden war, sich an das Distriktgericht zu wenden, ging der Beleidigte schließlich darauf ein, Klage zu führen. Der Staatsanwalt wurde angewiesen, ihm jedweden Beistand zu leisten, und bald war Bullock wegen schweren Angriffs in Anklagezustand gesetzt, verhaftet, und auf Bürgschaft bis zum nächsten Termin der Distriktcourt wieder in Freiheit gesetzt.

Wenige Wochen später trat das Distriktgericht in Sitzung und der Prozeß Bullock's kam vor einem Geschworenengericht zur Verhandlung. Monsieur de Saligny hatte sich nebst seinem offiziellen Dolmetscher und Sekretären in Gala-Uniform eingefunden. Jean und ein anderer „Stalldiener" waren Zeugen. Bullock plädierte durch seinen Anwalt, Frank Morris, Nichtschuldig, weil er sein Eigentum rechtmäßig verteidigt habe, der Geschlagene ihm mit einer Peitsche gedroht haben sollte, und er quasi in „Selbstverteidigung" gehandelt habe. Außerdem hatte er eine Klage gegen Jean Baptiste anhängig gemacht wegen mutwilliger Tödtung von zwei Ferkeln. Die Staatszeugen sagten aus, daß Jean keine Drohung ausgestoßen, und ebensowenig eine drohende Bewegung gemacht habe. Nach heftigem Redekampfe beider Rechtsanwälte zog sich die Jury zurück und brachte nach kurzer Beratung ihren Wahrspruch ein: „Wir, die Jury, finden den Angeklagten R. Bullock eines einfachen Angriffes auf die Person des Jean Baptiste schuldig und stellen eine Strafe von fünf Dollars fest."

Der Gesandte erhob sich darauf in offenem Gerichtshof, und ersuchte durch seinen Dolmetscher den Richter sehr höflich, daß er der Jury mitteile, es handle sich in diesem Falle weniger um den Angriff auf den Körper des königlichen Dieners, als um den Angriff auf den Rock des Königs, welchen derselbe zur Zeit getragen habe, und welcher durch eine Hetzpeitsche schmachvoll mißhandelt und entehrt worden sei. Der Richter bedeutete ihm zuvorkommend, daß die Gesetze der Republik das Ausklopfen irgend eines Rockes, wenn gerade keine Person auf der inneren Seite dieses Kleidungsstückes sich befindet, nicht für strafbar halten. Ein bloßer Rock sei in solchem Falle ein wertloses Objekt!

„Ein wertloses Objekt, des Königs Uniform?" rief entsetzt der Gesandte; „mein Herr, dieser Rock wird der Republik Texas zehn Millionen Francs, zwei Millionen Dollars, wert sein!" Und gemessenen Schrittes entfernte sich die Gesandtschaft Sr. Majestät des Königs der Franzosen aus dem Gerichtshause.

Nach Verlauf von mehreren Monaten, während derer M. de Saligny jede Berührung mit den texanischen Staatsbehörden vermieden hatte, lief ein Brief des texanischen Botschafters Hamilton (aus Süd-Carolina gebürtig) von Paris an Präsident Lamar ein, in welchem dieser die Abschrift eines von M. de Saligny eingegangenen Berichtes über die erlittene Mißhandlung des königlichen Dieners übermittelte, und um Aufklärung bat. Der Bericht des Gesandten war in der gehässigsten Sprache über die texanischen Staatsbehörden gehalten, der Vorfall selbst war in übertriebener Weise geschildert, und M. de Saligny riet direkt von jeder weiteren Verhandlung über die projektierte Anleihe ab. Das Staatssekretariat der Republik fertigte eine Replik offiziell an den französischen Minister der auswär-

tigen Angelegenheiten aus, allein trotz aller beiderseitigen Versicherungen einer fortdauernden Freundschaft u. s. w. behielt Saligny's Einfluß im Kabinette Frankreichs die Oberhand, und die Verhandlungen über die Anleihe waren zu einem Stillstande gekommen. Das Gebahren des französischen Gesandten gegen die Staatsregierung in Austin wurde darauf so taktlos und schadenfroh, daß Lamar schließlich auf die Abberufung des M. de Saligny drang, und die französische Regierung auch seinem Willen entsprach.

Der Gesandtschaftsposten wurde aufgehoben und durch ein Konsulat ersetzt. Präsident Sam Houston lenkte nun unverwandten Blickes das Staatsschiff dem flatternden Sternenbanner der Union entgegen. Im Jahre 1846 erreichte es glücklich den Hafen, und die zwölf Millionen Dollars, welche die Union dem Staate Texas als Entschädigung für das nördlich gelegene streitige Ländergebiet bezahlte, waren genügend, um alle Staatsschulden zu bezahlen, kostspielige Regierungsgebäude zu errichten, einen Schulfond zu gründen und noch eine bedeutende Summe im Staatsschatze zu lassen.

Wer könnte nur im entferntesten berechnen, wie anders sich die seit jenen Jahren vor unseren Augen verflossenen Geschicke der Union und des Maximilianischen Kaiserreiches in Mexiko gestaltet haben könnten, wenn Jean Baptiste nicht zur rechten Zeit die zwei Schweine des Meister Richard Bullock zu Austin zufällig erschlagen hätte.

Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Julius Schütze, Austin.

Die erste deutsche Handels-Kolonie

im Namaqualande, Südwestafrika.

Dem Bremer Handelshause F. A. E. Lüderitz gebührt die Anerkennung unserer Nation, in energischer Weise mit eigener Kraft und ohne vorzeitigen Lärm eine deutsche Handelskolonie im südwestlichen Afrika vor kurzem begründet zu haben, die durch das Entgegenkommen des Auswärtigen Amtes in Berlin bereits den Schutz des Deutschen Reiches zugesichert erhielt. So wird denn die deutsche Flagge in der an der Bai Angra Pequeña liegenden Niederlassung wehen und aus den kleinen Anfängen wird bei einer zu erhoffenden gedeihlichen Entwicklung s. Z. eine dem Mutterlande insgesamt dienliche ausgedehnte Handelskolonie erwachsen.

Von höchstem Interesse ist die Schilderung der Weser-Zeitung, wie diese die Engländer so unangenehm überraschende Festsetzung der Deutschen in Südwestafrika vor sich ging. Nachdem Herr Lüderitz beschlossen, den Versuch der Errichtung einer Handelskolonie an einem bis jetzt noch von keiner europäischen Macht in Besitz genommenen Teile der Küste von Südwestafrika zu machen, traf er nach allen Seiten hin mit großer Energie die nötigen Vorbereitungen zum Teil in Europa, zum Teil durch deutsche Geschäftsfreunde in der Kapkolonie. Die als Pioniere hinauszusendende Expedition bestand aus einer kleinen Anzahl junger, kräftiger, durch längeren Aufenthalt mit den Verhältnissen Südafrikas wohlvertrauter Männer. Zum Chef wählte er einen bremer Landsmann, Herrn Heinrich Vogelsang, dessen Umsicht und Thatkraft ihn als der schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen erwies. Das Augenmerk wurde von Anfang an auf Groß-Namaqualand gerichtet, jenes von der sandigen, aber einzelner trefflicher Häfen nicht entbehrenden Küste weit in den Kontinent hinein sich erstreckende Gebiet, welches sich nördlich von dem die Grenze der englischen Kapkolonie bildenden Oranjefluß erstreckt und das von Hottentotten, Buschmännern und Karannastämmen bewohnt wird. Etwa 50 deutsche Meilen von der Küste entfernt liegt Bethanien, eine Station der rheinischen Mission im Hottentottenlande. Es handelte sich in erster Linie um die Errichtung von Niederlassungen am Ufer eines guten, vor der hier so gewaltigen ozeanischen Dünung geschützten, auch größeren Seeschiffen jederzeit zugänglichen Hafens und um die Erwerbung eines für die Entwicklung der jungen Kolonie genügend großen Terrains. Die Angra Pequeña-Bai ließ die gewünschten natürlichen Bedingungen erwarten. Mit dem Schiff „Tilly", Kapt. Timpe, wurden Anfang d. J. alle Waren, welche zur ersten Einrichtung der neuen Kolonie erforderlich, nach Kapstadt gesandt, und auf diesem deutschen Fahrzeuge schiffte sich auch die kleine Expedition unter Führung des Herrn Vogelsang zu ihrer Pionierfahrt nach Angra Pequeña am 5. April d. J. ein. Von Kapstadt wurde noch ein Ochsenwagen, Zelt, Wasser und weiterer Proviant mitgenommen. Die Fahrt ging gut von statten und am 9. April abends wurde bereits in der Außenbai von Angra Pequeña (welche, wie gemeldet, auf 26° 37′ 52″ s. B. und 15° 7′ 7″ ö. L. Gr. liegt) geankert. Am folgenden Tage handelte es sich zunächst darum, das Schiff näher an das Land zu bugsieren, was mit Hilfe der auf der Sealinsel sich aufhaltenden Robbenfänger gelang; am 10. April ankerte das Schiff in der Robertbai, in der Nähe eines günstigen Landungsplatzes und am 12. April begaben sich alle Mitglieder der Expedition an Land. Das Zelt wurde errichtet und alles für den ersten Aufenthalt bereitet. Wachen wurden sofort aufgestellt, überhaupt eine strenge Einteilung der Dienste und Geschäfte begonnen und innegehalten. Einer der bald sich einstellenden Hottentotten wurde als Koch angenommen; bei schönem Wetter wurde mit dem Löschen des Materials für den Hausbau begonnen. Die Reveille war früh morgens 6 Uhr, sodann Frühstück (Kaffee und Fisch), mittags Fisch oder Salzfleisch und Erbsen und Kartoffeln. Die Küstengegend zeigte wenig Vegetation, hier und da nur saftloses bitteres Buschgras, überall Sandhügel und Sandberge, in denen da und dort Reste von Walfischgerippen umherlagen. Die Vogelwelt war durch Albatrosse, Pinguine, Tauchermöven und einen sperlingsartigen Vogel vertreten. In der Nacht, die im Gegensatz zur Tageswärme sehr kühl, dabei prachtvoll sternhell war, sah die Wache ein Rudel Schakale. Wasser fand man nirgends, weshalb große Sparsamkeit in der Benutzung des mitgebrachten süßen Wassers zur Notwendigkeit wurde. Das Löschen der mitgebrachten Materialien, Waren rc. ging nur langsam von statten, da die Robbenfänger die anfänglich gebotene Hilfe nicht mehr leisteten. Bald nachdem das Land betreten, war ein Bote zu der Missionsstation Bethanien gesandt worden mit der Bitte, Pferde zu schicken. Eines der Mitglieder der Expedition erkrankte am Fieber, da er so unvorsichtig gewesen war, anstatt des Sonnenhutes



Mexikanischer Haciendero.

(Aus „Friedr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen, illustr. von Prof. Keller-Leuzinger", W. Spemann's Verlag, Würzburg.)

bei Tage eine Mütze zu tragen, ein anderes litt ebenfalls unter dem schroffen klimatischen Wechsel, doch wurden beide glücklicherweise bald wieder hergestellt. Das Tageslicht war so grell, daß der Gebrauch von Brillen mit gefärbten Gläsern ratsam erschien. Die wenigen Eingeborenen der Gegend hausten in aus Walfischrippen erbauten mit Schakalfellen bedeckten Hütten. Ihre Kleidung bestand aus den Resten europäischer Kleider, Decken &c., an Arm und Fuß trugen sie kupferne oder silberne Ringe. Ihr Aussehen verrät die Dürftigkeit ihres Lebens, die Hauptnahrung besteht aus Fischen und Vögeln; Wasser müssen die Frauen weit her holen. Einige Hottentottenweiber, die ins Zelt kamen, hatten ihre Gesichter, wohl zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, mit Holzkohle schwarz gefärbt. Am Morgen stellte sich zuweilen starker Nebel ein, Ebbe und Flut war an der Küste des Festlandes, zwischen welchem und dem Ozean drei Inseln liegen, kaum bemerkbar. Bei stürmischem Wetter draußen auf See stieg allerdings eine Brandung auch an der Festlandsküste auf. Beim Graben des Fundaments für das erste Lagerhaus fand sich leider keine Spur von Wasser. Der Sand war selbst im Zelte eine wahre Plage, da er überall eindrang, es wurde daher ein hölzerner Fußboden im Zelte gelegt. Da am 23. April noch keine Nachricht von der Missionsstation Bethanien eingetroffen war, beschloß Herr Vogelsang, mit einigen anderen Mitgliedern der Expedition und drei Hottentotten das Wagnis zu unternehmen, zu Fuß nach Bethanien zu gelangen. Unter Gesang wurde in einer wunderschönen Nacht (23. zum 24. April) zwei Stunden weiter marschiert, dann auf Veranlassung des hottentottischen Kochs, dem als der Gegend am meisten Kundigen einige Verfügungen überlassen wurden, Nachtquartier gemacht, aus dem die intensive Morgenkälte bald aufscheuchte. Allmälig traten die Schwierigkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen einer afrikanischen Wüstenwanderung hervor; wie ein unendliches erstarrtes Meer erstreckten sich überall die Berge, Hügel und Thäler feinen Flugsandes, aus dem hier und da kahle Felsen hervorstarrten. Das Waten in dem weichen Sande wurde besonders bei zunehmender Tageshitze sehr beschwerlich, glücklicherweise erreichte man um Mittag eine kleine von Weiden und wohlriechenden Blumen bestandene Oase, wo in halbstündiger Rast Mittag gemacht wurde. Der Marsch wurde dann noch kurze Zeit fortgesetzt, mußte aber wegen der herrschenden Hitze bald unterbrochen werden. Am andern Morgen beim Frühstück (Schinken und harter Schiffszwieback) fand sich, daß der mitgenommene Wasservorrat schon in bedenklicher Weise zusammengeschmolzen war; trotz großen Durstes legten sich daher alle die größte Sparsamkeit im Verbrauch von Wasser auf. Doch blieben die Aussichten, zu Fuß Bethanien zu erreichen, zweifelhaft und so war es ein großes Glück, daß am 25. April die von den Missionären erbetenen Pferde unter der Führung von zwei Hottentotten eintrafen. Am 26. April brach Herr Vogelsang mit de Jongh und v. Pestalozzi zu Pferde nach Bethanien auf, auch die beiden Hottentotten waren beritten und ein Packpferd trug das nötige Gepäck samt Wasser- und Proviantvorrat. Die Pferde sahen nicht besonders aus, erwiesen sich aber als sehr kräftig. Die Führung übernahm einer der beiden Hottentotten, ein Richter von Bethanien mit Namen Daniel Fredrichs, eine große kräftige Gestalt mit intelligentem Gesichtsausdruck. Am Nachmittage wurde aufgebrochen, die Pferde gingen im Paß sicher über Sand und Felsklippen; abends 11 Uhr wurde Nachtruhe gemacht: ein Feuer loderte in dem Lager auf; nach eingenommenen Imbiß hüllten sich alle in wollene Decken, um früh 4 Uhr die Reise fortzusetzen. Von neuem ging der Ritt über die Sandberge, anfänglich im Paß, später im Galopp. Um 9 Uhr morgens wurde ein von den Eingeborenen Uagoma genannter Ort erreicht, ein Thal zwischen den Sandbergen, wo eine bittere, für Menschen nicht genießbare Quelle den Pferden eine nicht mit sonderlichem Behagen hingenommene Tränke bot. Während des hier eingenommenen Frühstücks kam ein Missionar, Fenkel, auf einem Ochsenwagen zur Stelle. Nach einer kurzen Unterhaltung brach der Reiterzug wieder auf; zunächst ging es einen langen, hier und da mit Geröll bedeckten Sandweg hinauf. Unausgesetzt ging es durch Sand und über Felsstücke trotz der brennenden Mittagshitze weiter. Der Führer drang auf Eile, da die Pferde fast verdursteten. Einmal zeigte der Führer die Spuren von Zebras und wies auf rötliche Berge in der Ferne, wo Löwen hausten, Elentiere und Strauße zu jagen seien. Eine kurze Rast von 10 Minuten wurde gemacht, der letzte Schluck Portwein erwies sich als ein Lebenselixir. Durch das Dunkel des Abends ging es unaufhaltsam im Galopp vorwärts; hier, dort stürzte einer der Gäule, er raffte sich wieder auf und weiter gings, bis endlich abends 10 Uhr an einer Stelle, wo Pferdegras wuchs, Halt gemacht wurde. Während das Lager bereitet wurde, verschwanden die entsattelten Pferde, um zu weiden und zu ruhen. Nach siebzehnstündigem Ritt war der Schlaf aller ein todesähnlicher. Um 6 Uhr waren sie wieder im Sattel und ritten', an allen Gliedern steif, in den kalten Morgen hinein. Links und rechts zeigte sich Toagras, jenes treffliche Pferde- und Viehfutter Südafrikas, und um 8 Uhr morgens war die erste Süßwasserstation, Aus, erreicht. Die Quelle fließt in einer malerischen Felsschlucht; die ganze Landschaft zeigt sich lebensvoller, zwischen Streifen von Toagras steigen einzeln Bäume auf, im Hintergrund schimmern Berge. In Aus fanden die Pioniere drei Hottentottenkraals, sie wurden von den Bewohnern freundlich aufgenommen. Diese boten ihnen Milch und verkauften ihnen eine Ziege, die sofort geschlachtet, gebraten und zum großen Teil auch verzehrt wurde, denn der Hunger hatte sich schon lange quälend eingestellt. Die Hottentottenkinder tranken das warme Blut der geschlachteten Ziege. Um 4 Uhr nachmittags, als die Hitze etwas nachgelassen hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Gegen 9 Uhr abends erreichte man das Lager des Missionars Bamm aus Bethanien, der Ochsenwagen war ausgespannt. Herr Bamm bereitete Kaffee und bot den Reitern davon, die das dampfende Getränk als eine köstliche Labe genossen. Herr Bamm bedauerte, seine deutschen Landsleute nicht selbst in Bethanien empfangen zu können, sagte aber gastliche Aufnahme in seinem Hause zu. Erst um halb zwölf Uhr nachts wurde im Strauchwerk das Lager bereitet, das Nachtmahl bestand aus geröstetem Ziegenfleisch und Wasser. Alle schliefen schlecht infolge der Aufregung. Am 29. April früh ging es wieder weiter. Die Pferde waren wie immer nachts sich selbst überlassen worden und leicht

wieder einzufangen. Beim Absteigen im Laufe des Tages genügt es, die Zügel zur Erde fallen zu lassen, um die Tiere zum sofortigen Stillstehen zu veranlassen. Beim Aufgang der Sonne zeigte sich eine Herde Steinböcke, Daniel schwang wild sein Gewehr in die Luft, wollte aber nicht schießen, da es Sonntag war. Schon von Aus an war der Weg gut, an beiden Seiten wuchs Gras. Um 9 Uhr vormittags erreichte man die zweite Wasserstation und Pferdeweide. Die hier sich aufhaltenden Pferdehirten boten frische Milch, über 200 Pferde tummelten sich hier in dem üppigen Toagras. Die Expedition bekam frische Pferde und weitere Begleitung, am Nachmittag halb drei war wiederum eine Süßwasserstation, Goibes, erreicht, in einem Kraal wurde Rast gehalten und Erfrischung genommen. Um 4 Uhr ging der Ritt über Berge durch steinige Schluchten dem „Schwarzberg" zu. Gegen halb 9 Uhr abends war der Fuß dieses mit Bäumen, Gesträuch und Gras bewachsenen Berges erreicht. Am andern Morgen halb 5 Uhr ritt Herr Vogelsang mit seinen Gefährten wieder aus und nach ein paar Stunden zeigten sich aus einer Gruppe von Bäumen und Wiesengrün hervorragend die Kirche, das Missionshaus und die zahlreichen Hottentottenkraals von Bethanien. Um halb 8 Uhr war der Zug vor dem Missionshause angelangt, wo Frau Bamm die Fremdlinge auf das freundlichste empfing. Das Frühstück, Kaffee und Butterbrod, wurde mit wahrem Heißhunger verzehrt und darauf eine mehrstündige Ruhe gehalten. Nach dem Mittagessen machte Herr Vogelsang dem Hottentottenhäuptling, Kapt. oder König Joseph, seinen Besuch. Dieser Fürst residiert in einem aus Lehm und Holz erbauten Hause und ist der Beherrscher eines ausgedehnten Gebietes. Umgeben von Würdenträgern und Höflingen, die in ihren seltsamen Trachten aus Tierfellen, alten Fräcken, Leinenkitteln und Lederhosen einen um so wunderlicheren Eindruck machten, als die gelbbraunen Gesichtszüge beinnahe häßlich zu nennen waren, erschien König Joseph, ein korpulenter, wohl über 60 Jahre alter Mann von gutmütigen Gesichtsausdruck, nicht ohne Würde. Bei dieser Antrittsaudienz wurde die eigentliche Verhandlung auf den folgenden Tag festgesetzt und von Herrn Vogelsang ein Handgewehr als Begrüßungsgeschenk überreicht, daß der König sehr gut aufnahm. Der Rest des Tages wurde mit Besichtigung des Ortes hingebracht, der aus 50 Kraals besteht und 900 Einwohner zählt; die meisten waren mit ihrem Vieh im Lande an guten Gras- und Futterstellen. Abends zogen Kuh-, Schaf- und Ziegenherden ins Dorf. Am 1. Mai rückte Herr Vogelsang mit zwei Gefährten vor das sogenannte Parlamentsgebäude, ein Haus aus Lehm und Holz, wo der König und die Richter die Fremdlinge sitzend empfingen und ihnen ebenfalls Stühle angewiesen wurden. Im ganzen saßen gegen 40 Eingeborene im Kreise. Das Anliegen, der Erwerb von Land an der Küste von Angra Pequeña wurde zunächst von Herrn de Jongh in niederländischer Sprache vorgetragen, darauf übersetzte ein in dieser Sprache bewanderter hottentottischer Missionslehrer den Vortrag in die Landessprache. Nun begann die Beratung unter lebhaften Gesten in der für europäische Ohren durch ihre Pfeif- und Schnalzlaute so wunderlich klingenden Hottentottensprache; dabei wurde die brennende Tabakpfeife zuerst dem König, dann in der Reihe herumgereicht. Die Entscheidung wurde auf den Nachmittag bestimmt und erfolgte in dem gewünschten Sinne. Der in niederländischer Sprache abgefaßte Kaufkontrakt über Land in der näher stipulierten Ausdehnung an der Küste von Angra Pequeña wurde von dem König und mehreren Richtern in aller Form durch Unterschrift (die bei einigen durch ein Kreuz ersetzt wurde) vollzogen.

Die Expedition kehrte wohlbehalten nach Angra Pequeña zurück mit dem Besitztitel der Bai, der darin liegenden Inseln, nebst Küstenland im Umfange von etwa 5 deutschen Quadratmeilen. — Am 7. August verließ ein zweimastiger Schooner („Meta"), welchen das Haus Lüderitz auf der Lüringschen Werft in Hammelwarden hatte hierfür bauen lassen, bemannt mit Kapitän Biester, einem Steuermann und zwei Matrosen, Bremerhafen zur Fahrt nach Angra Pequeña. Seinem Raum gemäß konnte es nur eine geringe Fracht mit sich nehmen, bestehend aus Kaffee, Zucker, Salzfleisch und allerlei Tauschwaren; das kleine Fahrzeug ist auch nicht zum Warentransport von Deutschland nach Südwest-Afrika, sondern dazu bestimmt, eine regelmäßige Verbindung zwischen der jetzt außer dem Seeverkehr liegenden Kolonie und Kapstadt zu vermitteln, Diese mühsame, aufopfernde Hingebung erfordernde Aufgabe werden unsere braven Seeleute (welche auf drei Jahre hierfür engagirt sind) sicherlich erfüllen. An guten sicheren Ankerplätzen ist in der Angra Pequeña-Bai kein Mangel, welche außer durch die vorspringende Küste durch mehrere Inseln mächtige Wellenbrecher gegen den Ozean besitzt. Unter diesen sind die drei größten: die Robbeninsel, auf der bedeutender Robbenschlag betrieben wird, die Pinguininsel, welche Guano liefert, und Sharks Island. In dem Plane der unternehmungslustigen Firma wird es voraussichtlich liegen, die mineralischen Hilfsquellen des Landes (Kupferlager) zu eröffnen, jedenfalls dürfte die Unfruchtbarkeit des ihr gehörigen Landstriches die Absicht einer Bodenkultur ausschließen. Herr F. A. E. Lüderitz selbst hat sich vor kurzem über England nach Kapstadt begeben, um von dort seine Kolonie zur weiteren Organisation seiner Unternehmungen zu besuchen. Vorläufig stehen 11 Europäer im Dienste der Ansiedlung, nämlich 9 Deutsche, ein Holländer und ein Schweizer.

Mit einem herzlichen „Glückauf!" und dem Wunsche, daß diesem thatkräftigen Vorgehen bald andere überseeische deutsche kolonisatorische Unternehmungen folgen mögen, schließen wir diesen vorläufigen Bericht.

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

6. Kapitel.

Brasilianische Witterung im Dezember. Temperatur im Himmel und in der Hölle. Der Obst- und Gemüsegarten des Sitio Gustavo.

Sitio Gustavo, 11. Dezbr. 1881.

Während Ihr mit Muff und Pelz eilig über die beschneiten Straßen huscht — liege ich um dieselbe Zeit in der Mittagssonnenglut am liebsten im Walde, um zu sammeln; im Freien sind die kühleren

Morgen- und Abendstunden vorzuziehen; doch verstehe ich unter „kühler" immer noch eine Temperatur, bei welcher Einem oft der helle Schweiß herunterläuft. Öfen habe ich nun seit Deutschland nicht mehr gesehen. Fenster, d. h. Fensterscheiben, findet man selbst auf großen Fazenden nur selten. Um so fühlbarer machte sich vor einigen Tagen gegen Abend nach vorhergehendem sehr heißem Wetter ein heftiger Hagelschauer; es fielen Schloßen von 2 cm im Durchmesser. Vor Beginn des Unwetters zeigte mein Thermometer 24° R., welche Temperatur sich während des Schloßenfalles bis auf + 8,5° R. erniedrigte. Ich saß im dicken Überziehrocke in meiner Stube und packte Schmetterlinge um, die ich am Tage gefangen; dabei wurden mir die Finger ganz ungelenk, und es blieb mir nichts übrig, als auf dem Boden Feuer anzumachen, um mich zu erwärmen. Zwei kleine Negerjungen, die im Walde Früchte gesammelt hatten, suchten Schutz in meinem Hause und freuten sich ganz unbändig über die pedros (Steine), die vom Himmel fielen. Da sie immer Schloßen auflasen, um sie zu essen, und ich ihnen sagte, daß sie zum essen zu kalt wären, fragte mich der Eine, ob es denn in dem ganzen Himmel so kalt sei, oder doch wohl nur in der Hölle (inferno)? Die Brasilianer glauben nämlich, die Hölle sei furchtbar kalt; das scheint den Leuten mehr zu imponieren, als wenn es darin heiß zum Braten wäre.

Gern möchte ich Euch jetzt einmal in meinem Obst- und Gemüsegarten herumführen, Ihr könntet Euch da in kurzer Zeit den Magen verderben. Von selbstgepflanzten Sachen gibt's Melonen, und zwar Zucker- und Wassermelonen, Gurken, grüne Bohnen, Tomaten, Kartoffeln. Auch die noch jungen Maiskolben schmecken, über Feuer geröstet, vortrefflich. Auf den Bäumen hängen noch zuckersüße Orangen und Limonen neben jungen noch grünen Früchten. Die Musas haben Bananentrauben mit oft 50 bis 70 Früchten; diese schmecken sowohl roh, als auch ganz besonders gut in Fett gebraten mit Zucker. Eine herrliche Frucht ist auch die Chugo de gava. Sieht man einen solchen bis zur Erde dicht belaubten Baum, so gewahrt man nicht eine einzige Frucht; kriecht man aber unter den Zweigen zum Stamme und blickt im Baume in die Höhe, so sieht man oft die Zweige nicht, denn an ganz kurzen Stielen sitzen die ca. 5 cm im Durchmesser haltenden schwarzen Früchte rings um dieselben, während das schöne feine Laub nur an den Spitzen der Äste die Früchte vor den Unbilden der Witterung schützt. Diese ist wohl nächst der Orange die beliebteste und feinste Baumfrucht. Auch der Wein ist schon reif, doch ist er nicht so süß, als der in Deutschland, ich habe ihn deshalb zum Trocknen gehängt. Noch andre jetzt reife Früchte im Garten sind: Pfirsiche, Armeschen, Guiava, Marmellen-Quitten. — Mein kleines Päpchen, ein kleiner zierlicher grüner Platycercus, dem ich einst auf der Jagd ein Flügelchen lahm geschossen hatte, der aber nun längst geheilt und sehr zahm ist, sitzt manchmal, wenn ich im Zimmer arbeite, stundenlang auf meiner Schulter und gewährt mir viel Vergnügen durch seine Zutraulichkeit.

7. Kapitel.

Brasilianische Plagegeister.

Sitio Gustavo, 20. Dezbr. 1881.

Bei meiner Schilderung lästiger Insekten hiesiger Gegend beginne ich mit dem kleinsten, dem Sandfloh oder Bicho do pe, pulex penetrans. Kaum so groß, daß man ihn sehen kann, bohrt er sich ungemein schnell in das Fleisch der Zehen, am liebsten unter die Nägel ein. Da frißt er sich satt und legt seine Eier ab. Nach einigen Tagen fühlt man heftiges Brennen an der Stelle und dann ist auch die höchste Zeit zur Operation. Eine helle Stelle der Haut zeigt deutlich den darunter liegenden Eiersack; die Haut darüber ist gefühllos geworden, und mit einer kantigen Stahlnadel ritze ich sie nun ringsum auf, entferne sie und hebe den Eiersack ganz heraus; er ist oft einen halben Kubikcentimeter groß. Dann streicht man etwas Tabaksaft auf die Wunde und in einer Woche ist Alles wieder gut. Schwieriger und schmerzlicher ist allerdings die Operation, den Eiersack des Sandflohes unter den Zehennägeln hervorzuholen, und doch darf man dies nicht unterlassen, wenn nicht gefährliche Eiterungen eintreten sollen. Man wolle ja nicht denken, daß man etwa nur dann und wann den Kampf mit diesem fatalen Individuum aufzunehmen habe — o nein, täglich muß man wiederholt Revision halten, und bei mir, der ich immer im Freien bin, gehört es förmlich zur Tagesordnung; täglich habe ich mindestens zwei, habe es aber schon bis auf elf gebracht! Und doch wage ich nur ausnahmsweise bei ganz schlechtem Wetter und in besonderen Fällen ohne Fußbekleidung zu sein. Zerreißt bei der Operation das Eiersäckchen, so muß man die Eier einzeln heraussuchen und den Schmerz dabei verbeißen. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch der gemeine Floh, pulex irritans, unser alter Bekannter, hier in Unmasse vorkommt. Auch unsre in Europa so häufige Bettwanze gibt's in jedem Hause. Ich habe sie bei mir bereits sorgsam vernichtet. Durch den Biß von Paratten, größer als die Bettwanze, aber von der Gestalt unserer Schwaben, wird der Schlummernde hier oft aus seinen Träumen geweckt. Ein andrer Plagegeist, den ich persönlich noch nicht kennen gelernt habe, ist die „Carabata", eine Zecke, ähnlich wie etwa unser sogenannter Holzbock. Das Tier frißt sich, wie unsre Holzböcke zu thun pflegen, mit dem Kopfe in die Haut ein und saugt sich voll. Bei der Operation muß man den Kopf mit herausbringen, sonst ist ein schmerzhaftes Geschwür unvermeidlich. Es gibt mehrere Arten davon; die kleinsten sind, wenn voll Blut, wie ein grobes Schrotkorn, die größten, die meist an Pferden und Rindern vorkommen, wie ein Rehposten. In jedem Unterholze sind diese Tiere in Unmassen aufzulesen. Eine wahre Strafe für Mensch und Vieh sind außer den gewöhnlichen Moskitos die sogenannten Bernen, eine langbeinige robuste behaarte Mücke; ich habe deren bereits mehrere Arten beobachtet. Die größte nennt man Berna longa. Die Berna legt, sobald sie sich gesetzt hat, mittelst eines langen Legestachels ein Ei ins Fleisch; das verursacht nur einen leichten Schmerz, etwa so, als würde man von einer Stecknadel angepickt. Nach circa einer Woche aber macht sich's die inzwischen ausgebildete und ausgekrochene Made im Fleische bequem und dies verursacht eine nicht unbeträchtliche schmerzhafte Empfindung, die man sich ruhig gefallen lassen muß. Nach einigen Tagen zeigt sich auf der roten angeschwollenen Stelle ein kleines Loch, und nun kann man darangehen, die Made zu entfernen. Gekauter Fum, Tabak, wird scharf aufgebunden, und

nach Verlauf von 5 Minuten die dicke Stelle von unten nach außen gedrückt; es gibt noch einen ganz abscheulichen Stich — und die harte Made springt oder schnellt vielmehr heraus. Wenn die Made erst bis etwa zu 1,3 Centimeter Länge und ca. 3 Millimeter Dicke gewachsen ist, geht sie noch passabel heraus. Mit ihren 2 Häkchen am Fußende bohrt sie im Fleische, so lange sie lebt, und die haarscharfen festen, aufrecht stehenden Spitzen, die dieselbe in 3, auch 4 Ringen umgeben, sehr ähnlich den Deckblättchenringen um einen Equisetum-Schaft, müssen sich beim Herausdrücken erst umbiegen, daher der zunehmende Schmerz bei der Operation. Der Mensch ist mit diesen Plagegeistern immer noch besser daran, als die Tiere. Diese, die sich hierbei nicht selbst rechtzeitig helfen können, müssen den Schmerz ertragen, bis die Made sich verpuppt hat, und haben mitunter dabei furchtbar zu leiden, denn inzwischen wächst diese bis zu einer erstaunlichen Größe an. Die Operation ist dann eine ungleich schwierigere und schmerzhaftere, zumal bei dem fortwährend entzündlichen Zustand der Wunde. Als ich meinen kleinen Hund, den ich bei meinen Schlangenjagden so vortrefflich brauchen kann, bekam, habe ich ihm über 20 Stück erwachsene Bernen-Maden ausgedrückt; die größten davon waren reichlich 2 Centimeter lang, exklusive der Haken am Fußende, und ca. 0,6 Centimeter dick am Kopfende. Der Hund hat 2 Tage gebraucht, um sich von den Schmerzen bei der Operation zu erholen. Moskitos in allerlei Größen kann ich nur als eine allgemeine Landplage bezeichnen. Ich darf beim Schreiben, besonders des Abends, nicht einen Augenblick Pfeife oder Maiszigarre ausgehen lassen, sonst kann ich mich dieser unheimlichen Plagegeister nicht erwehren. Richard Krone.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Heinrich von Preußen in Santos, Brasilien.

Seit ca. 14 Tagen bereits ankert die schöne Deutsche Korvette „Olga" in unserm Hafen, zur Freude aller hier ansässigen Landsleute, und wenn abends der Zapfenstreich die National-Hymne spielt, erschallt es laut über unsre Stadt und nicht allein Deutsche, sondern auch Brasilianer erfreuen sich der Musik. Natürlich war Alles begierig, den jungen Hohenzoller zu sehen, der jedoch nicht immer abkommen kann. Die Hiesigen können sich gar nicht vorstellen, daß ein Prinz auch im Dienste sein kann.

Am Sonntag den 22. Juli begab sich Prinz Heinrich in Begleitung mehrerer höherer Offiziere S. M. Korvette auf die Tour nach dem Sitio Rio Broneo, veranstaltet von sämtlichen hiesigen deutschen Kaufleuten des Klubs Germania. Um 5 Uhr morgens brachte die Dampfpinasse der Korvette das Musikchor vom Bord und führte 3 große Schaluppen im Schlepptau, worin sich die ganze große Gesellschaft plazierte; dann dampften wir los. Die Musik spielte lustige Weisen und die Unterhaltung kam bald in Schwung. Jeder war entzückt von dem jungen Prinzen, der sich auf das liebenswürdigste mit jedem aus seiner Umgebung unterhielt.

Schon in der Nacht hatte sich ein unangenehmer Nordwest fühlbar gemacht, und nach 2 stündiger Fahrt entlud sich auch ein feiner Regen, der leider immer stärker wurde. Gegen 9 Uhr erblickten wir die deutsche Flagge mitten im Urwalde wehen, und nicht lange darauf war unser Ziel erreicht. Da keine Anfahrt genommen werden konnte, wurden wir, wie hier üblich, mit Canoas an's Land gebracht, die von Eingeborenen aller Farben geführt wurden. Prinz Heinrich sprang sofort mit andern Herren in das erste beste Canoa, und unter Lachen über die wackeliche Fahrt ging's an's Land. Hier war das Haus mit Flaggen und Guirlanden festlich geschmückt, und lange Tafeln mit Erfrischungen aufgestellt. Nach einem Ausfluge nach dem Wasserfall begann das Frühstück, wobei es schon sehr heiter herging. Leider wurde der Regen immer stärker, und so war man lediglich auf unser Haus angewiesen. Man vertrieb sich die Zeit mit Schießen nach ausgestellten Flaschen, wobei unser Prinz sich als bester Treffer zeigte. Um nicht zu spät zurück zu kommen, mußte das Mittagsessen bald vor sich gehen. Die Tafeln waren sehr eng besetzt, aber trotzdem herrschte die freudigste Stimmung.

Ein Hoch auf den jungen Prinzen wurde von S. K. Hoheit mit einem Hoch auf den Kaiser von Brasilien erwidert.

Inzwischen hatte der Regen sein Möglichstes gethan, konnte jedoch die Gesellschaft nicht von ihrer heiteren Stimmung abbringen, und immer munter gings per Canoa wieder in die Boote, worin uns abkühlende Plätze empfingen. Der nötige „Stoff" wurde jedoch mitgenommen, damit die Nässe ausgeglichen werden konnte. Lustig klangen wieder die deutschen Weisen des Musikchors. Das Schlimmste war, bei der Dunkelheit und dem Wetter die nicht ungefährliche Casqueira Brücke zu passieren. — Die Schwierigkeiten stellten sich bald ein, und wir wurden auf Ruder angewiesen, da die Dampfpinasse uns verließ. Endlich war die Brücke erreicht und gingen wir unter einem der Pfeiler durch, aber . . . rannten an. Das Boot saß in der gefährlichen Strömung fest und mußten, um Unglück zu verhindern, die an uns hängenden anderen beiden Boote sofort abgekappt werden. — S. K. Hoheit griff mit an, wo es nötig war; bald war Alles wieder klar, wir passierten nach einander die Brücke, und der kleine Dampfer nahm uns unter den Klängen der Musik: „Ein Vergnügen eigner Art ist doch solche Wasserfahrt", wieder in's Schlepptau, und führte uns unserm Hafen zu. — Jämmerlich naß kamen wir nach Haus. — Inzwischen hat die Gesellschaft auch die hohe Ehre gehabt, den liebenswürdigen jungen Hohenzoller in den Räumen der Germania begrüßen zu können. Zu unserer Freude wird die „Olga" noch bis zum 16. August hier weilen.

Möge Prinz Heinrich in Erinnerung behalten, daß auch in Santos die Deutschen in alter Treue dem Vaterlande anhängen.

Santos, den 26. Juli 1883.

H. Beyrodt.

Aus Argentinien.

San Carlos, Juli 1883.

Ueber das Schicksal der unglücklichen Chaco-Expedition des Dr. Crevaux sind kürzlich glaubwürdige Nachrichten eingelaufen. Als Crevaux an den Ort kam, welcher von den Eingebornen Cunvarocai genannt wird, zeigten sich einige dreißig

Indianer vom Stamme der Tobas, mit welchem der Erforscher schon früher Friede geschlossen hatte. Die Indianer gaben vor, die Expedition einigen Häuptlingen anderer Stämme vorstellen zu wollen, damit dieselben ebenfalls in gewünschte, friedliche Beziehungen zu den Weißen treten könnten. Hierauf stieg der größte Teil der Expedition ans Land. Nur vier Mann blieben in den Kähnen, waren aber, wie ihre Begleiter, ohne Waffen. Nach den kurzen Friedensverhandlungen teilte Crevaux den Wilden Geschenke aus und die Indianer waren behülflich, dieselben aus den Canoas zu holen. Inmitten dieser Beschäftigung sagte der Häuptling der Tobas zu den Seinen: „Es ist besser, diese Dinge alle auf einmal zu haben, als sie Stück für Stück zu bekommen; töten wir diese Menschen!" Mit einem Horn wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Hunderte von Indianern sprangen plötzlich aus den nahen Gebüschen und Wäldern, stürzten sich unter rohem Gebrülle auf die Weißen, und in wenigen Minuten waren Crevaux und seine Begleiter niedergemetzelt und lagen entseelt in ihrem Blute. Diejenigen der Expedition, welche in den Kähnen geblieben, warfen sich beim Anblick dieses hinterlistigen Ueberfalls ins Wasser, um sich schwimmend zu retten. Zwei derselben, der junge Francisco Zeballos und dessen Vater, wurden von den Rothäuten eingeholt und sofort getötet, ein Franzose, Ernesto Haurat und der Argentiner Carmelo Blanco erreichten das andere Flußufer und flüchteten sich in die Wälder. Von deren Schicksal hat man jedoch bis auf den heutigen Tag noch nicht die geringste Nachricht.

Von den Leichnamen warfen die Indianer einige in den Fluß, andere ließen sie am Strande liegen, denjenigen des Anführers der Expedition aber brachten sie mit großem Jubel nach einer naheliegenden Dolderia. Dort blieben die Wilden zwei Tage. Unter rauhem Gesang und Geschrei sprangen sie um den Leichnam Crevaux's, bis sie denselben an einem leicht sichtbaren Orte verscharrten. Der Dolmetscher der unglücklichen Expedition, ein sog. zahmer Indianer mit Namen Yramiye, wurde nicht getötet, sondern von den Tobas als Gefangener fortgeschleppt. Derselbe ist kürzlich aus der Gefangenschaft entflohen und hat dem Kommandanten einer neuen Pilcomayo-Expedition, die er wieder begleiten wird, die obigen Mitteilungen gemacht. Cunvarocai liegt auf dem östl. Ufer des Pilcomayo und dürfte es, den Angaben des oben erwähnten Dolmetschers folgend, der neuen Chaco-Expedition möglich sein, das Grab des unglücklichen Erforschers Crevaux aufzufinden.

P. Dürst.

Aus Neu-Seeland.

Die statistischen Berichte Neu-Seelands über Einwohneranzahl, Einfuhr und Ausfuhr 2c. des Jahres 1881 sind erschienen, und teilen wir die Hauptsachen daraus mit. Am Ende des Jahres schätzte man die Bevölkerung auf 500,910 Europäer und 44,697 Maoris. Diese Vermehrung wurde erreicht durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, der 13,241 betrug und durch den der Einwanderung über die Auswanderung in Höhe von 1,616 Personen. Die Zahl der Einwanderer bestand aus 9,688 Personen, darunter 1,496 Kinder unter 12 Jahren und 1,029 Chinesen aus den australischen Kolonien. Von letzteren hatten Privatleute 103 auf ihre Kosten als Arbeiter eingeführt. So sehr Neu-Seeland wegen seines Klimas und seiner wirtschaftlichen günstigen Verhältnisse gerühmt wird, ergeben diese Berichte jedoch, daß es 1,198 Einwohner im genannten Jahre durch die Auswanderung in die australischen Kolonien mehr verloren hatte, als von dort eintrafen. Ebenso ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß die Zahl der Heiraten viel geringer ist als in den meisten der australischen Kolonien. Der Wert der Einfuhr 1881 erreichte die Höhe von £ 7,457,045, während er 1880 nur £ 6,162,011 betrug; sie nahm also im Jahre um £ 1,295,034 zu; die Ausfuhr dagegen verminderte sich um £291,826. Sie betrug 1880 £ 6,352,692, 1881 dagegen nur £ 6,060,866. Der Handelsverkehr der Einfuhr und Ausfuhr mit anderen Ländern betrug mit England £ 9,005,917, eine Zunahme von £ 759,632 gegen das Vorjahr; mit Victoria £ 1,810,779, mit N. S. Wales £ 981,574, mit Tasmanien £ 121,484 und mit Süd-Australien nur £ 65,554. Dieser Handelsverkehr mit Australien hat sich im Jahre 1881 um £ 275,582 vermindert, dagegen der mit Victoria um das doppelte zugenommen. Die Ursache dieser Zunahme ist wohl zumeist in der Postverbindung mit St. Francisco zu suchen. Die Goldausfuhr betrug £996,867, während sie 1880 die Höhe von £1,220,263 erreichte. Auch die Wollausfuhr hat um 7,444,210 Pfd. im Werte von £ 259,540 abgenommen. Sie betrug 1881: 59,415,940 Pfd. im Werte von £2,909,760. Als Grund dieser Abnahme wird die große Vermehrung von Kaninchen angegeben, welche die Weiden ruinieren. Die Einnahme der Einfuhrsteuer erreichte die Summe von £1,421,609, und die Staatseinnahme aus anderen Quellen £3,757,493. Die Staatsschuld Ende 1881 belief sich auf den hohen Betrag von £ 29,659,111, wofür £ 1,510,527 Zinsen gezahlt sind. Die Kolonie besaß am 31. Dez. 1882: 1333 Meilen Eisenbahnen für welche £ 9,443,000 verausgabt wurden. Die Einnahme der Bahnen nach Abzug der Betriebskosten, betrug £ 3 18s 2d pCt. 235,816 Acker Land wurden verkauft, für die bar £351,430 und £5001 in Schuldscheinen bezahlt sind. Darunter wurden 109,769 Acker auf Kredit verkauft. 1882 befanden sich 638,910 Acker in Kultur und waren mit Weizen, Gerste, Hafer 2c. und 3,938,069 Acker als künstliche Weiden mit Gräsern bestellt. Diese Zahlen zeigen unzweifelhaft, daß auch die Farmer in Neu-Seeland, wie überall, herausgefunden haben, daß Viehzucht einträglicher als Getreidebau ist. Der Durchschnittsertrag des Landes nimmt auch in Neu-Seeland ab; 1881 betrug er 25 Bshl., 1882 nur 22 Bshl. Schulpflichtige Kinder besaß die Kolonie 128,332, von denen 81,998 durchschnittlich sich in den Schulen befanden. 2200 Kinder besuchten die Maori-Schulen. —

In anbetracht unserer verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung darf man nicht annehmen, daß sehr große Quantitäten konsumiert werden, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, indessen doch im Vergleich zu der Einwohnerzahl bedeutend mehr wie anderwärts, da wirkliche Armut nur da herrscht, wo Laster wie Trunksucht 2c. die Oberhand gewonnen. Im allgemeinen ist das Geschäft hier seit unserem letzten Bericht unter mittelmäßig. Die Lager ohne Ausnahmen sind zu stark, die kleineren Geschäftsleute weisen Gelegenheitskäufe nicht gern von der Hand

und blockieren sich dadurch. Dies dürfte indessen nur von kurzer Dauer sein und ungeachtet, daß wir den Winter nun vor uns haben, erwartet man einen baldigen Umschlag zum Besseren. — Wir wiederholen, daß die Kundschaft auf Neu-Seeland ebensogern von Deutschland direkt kauft, wenn sich Vorteile dabei bieten, wie wir unsere Ansichten über deutsche Handelsverbindungen mit hier in unserem Bericht vom 15. Mai 1882 (Weltpost 1882 8. Heft) im übrigen dargelegt haben.

Louis Rother & Co.

Dunedin, Neu-Seeland, 21. April 1883.

Aus Manitoba.

Brandon, Manitoba, 20. April 1883.*)

Die „City of Brandon", die neueste Stadt Manitobas und bis jetzt die äußerste nach Westen gelegene Stadt Kanadas, hat eine prachtvolle Lage an dem schiffbaren Flusse Assiniboine und ist im Norden und Süden von ziemlich bedeutenden Bergzügen geschützt, von welchen aus die Stadt selbst einen geradezu herrlichen Anblick bietet. Bei meinem ersten Hiersein im September 1881 als Delegierter, zählte das jetzige Brandon 37 Häuser, resp. Bretterhütten und Zelte, welche für die Zukunft nicht gerade viel Gutes prophezeihten. Wie groß war daher mein Erstaunen bei dem Anblick, den mir Brandon bot, als ich letzten Juli zum zweiten Male diesen Ort betrat, zu welchem man vor einem halben Jahre noch nicht einmal mit der Eisenbahn vollständig gelangen konnte. Diese paar kleinen Häuschen waren zu einer ansehnlichen Stadt herangewachsen, welche ca. 2000 Einwohner zählte, mit einem Verkehr, einem Leben und Treiben, wie es manche große Stadt Europas nicht aufzuweisen hat.

Mit großem Interesse verfolgte ich nun die weitere Entwicklung dieses jungen, aber recht hoffnungsvollen Ortes, in welchem die Baulust keineswegs abzunehmen schien, denn während eines Ganges durch die Stadt zählte ich an einem Tage 64, an einem andern 73 eben im Bau begriffene Häuser, unter welchen sich übrigens eine Anzahl recht stattlicher Gebäude befanden. So ist nun die Einwohnerzahl bereits auf über 3500—4000 gestiegen, 5 große Kirchen (letzten Sommer 8, wovon aber 4 Zelte waren), 1 Schulhaus (mit 4 Lehrern), 1 Gebäude für Regierungsbeamte, 1 Einwandererhaus, 1 Rathaus, 1 Klubhaus und 1 Skating-Rink sind entstanden. Ansässig sind in Brandon jetzt schon 9 Advokaten, 6 Ärzte, 3 Zahnärzte, 1 Tierarzt, 2 Ingenieure und 4 Architekten; ferner erscheinen 4 Zeitungen (2 täglich, 2 wöchentlich), Hotels existieren bereits 30, Banken 3, Apotheken 3, Buchhandlungen 3, photographische Ateliers 3, Mahlmühlen 2, Sägemühlen 1, Holzschneidemühlen 3, Maschinenfabriken 1 und 10 Agenturen von solchen aus anderen Städten Kanadas und den Ver. Staaten, Holz- und Bretterhandlungen 13, Pferdeverleihställe 10, außerdem eine Menge Handlungen und Kaufläden.

Wie gesucht insbesondere Maurer und Zimmerleute hier sind, beweist, daß erstere 6—7 Dollars, letztere 5—6 Dollars per Tag erhalten und dabei sind die Lebensmittel hier billig. Noch bemerken möchte ich, daß in Brandon und in nächster Nähe der Stadt sich bereits 19—20 deutsche Familien, oder Einzelpersonen niedergelassen haben und selbe durchwegs mit ihren Verhältnissen sehr zufrieden sind.

Brandon ist sehr hübsch und regelmäßig angelegt, die Straßen aus gutem Material verfertigt und der bewohnte Teil vollständig mit 10 bis 15 Fuß breiten Trottoirs versehen. Der zu städtischen Bauplätzen ausgemessene Flächenraum umfaßt 9 engl. Quadratmeilen, mit einer (bis jetzt wenigstens projektierten) großen Parkanlage. Wohl wenige Städte (selbst Amerikas) werden ein solches Wachstum aufzuweisen haben und geht die Entwicklung so weiter, wie dieses Frühjahr, und fahren die Eisenbahnen fort, solche Massen von Einwanderern zu bringen, wie seit einigen Wochen, so wird sich Brandon in nächster Zeit einer hübschen Zunahme seiner Einwohnerzahl erfreuen können.

Dieses Frühjahr sollen hauptsächlich zwei weitere Städte weiter westlich gebaut werden: Regina, ca. 200 engl. Meilen von Brandon, und Moose-Jaw, ca. 250 Meilen von Brandon; erstere soll die Hauptstadt der Provinz „Nordwest-Territorium" werden, doch scheint die Lage ungünstig gewählt zu sein, so daß Moose-Jaw bis jetzt bedeutend mehr Fortschritte macht als Regina.

Der Gegenstand der deutschen Einwanderung in Kanada kam auch dieser Tage im kanadischen Parlament zu Ottowa zur Sprache und führte zu interessanten Auseinandersetzungen. Herr Kranz, der deutsche Abgeordnete von Waterloo-County in Ontario, welches mit dem Städtchen Berlin das kleine „deutsche Reich" von Kanada bildet, war der Wortführer des Tages. Er interpellierte die Regierung über die von ihr geführte Korrespondenz in bezug auf Gründung einer direkten Dampferlinie zwischen kanadischen Seehäfen und Deutschland und sagte, es sei seine Absicht, das Haus und die Regierung auf die Notwendigkeit aufmerksam zu machen, direkte Verbindung mit Deutschland zu erlangen. Der Handel zwischen Kanada und Deutschland sei noch unentwickelt, aber der höchsten Entwicklung fähig. Die gegenwärtige Reise zwischen Deutschland und dem Dominion sei sehr kostspielig, langweilig und beschwerlich. Die deutschen Einwanderer müßten jetzt von Hamburg nach Hull fahren, dann per Eisenbahn nach Liverpool, und von dort aus sich erst nach Montreal einschiffen. Diese Ausführungen des Herrn Kranz fanden auch den Beifall des Premiers, Sir John McDonald. Die Regierung, meinte dieser, habe die beregte Frage keineswegs außer Auge gelassen. Im Gegenteil habe sie sich ernstlich bemüht, Verbindungen mit Antwerpen, Hamburg und Bremen ins Leben zu rufen. Gegenwärtig lägen einige Kommunikationen von Gesellschaften vor, welche willens sind, Dampferlinien zu etablieren, nämlich eine nach Antwerpen, eine nach Bremen, und er glaube, eine nach Hamburg. Die Regierung werde Alles in ihrer Kraft thun, um eine Dampferlinie ins Leben zu rufen, und sei willens, mit einer Subvention der Gesellschaft unter die Arme zu greifen. — Herr Kranz stellte dann weitere Fragen in bezug auf die Naturalisation aller eingewanderten Deutschen. Er sagte, daß noch nie zuvor in der Geschichte Kanadas die Befürwortung der deutschen Einwanderung günstiger gewesen sei, als gegenwärtig. Die weise Politik der Regierung, durch

*) Korrespondenz der Wiener Zeitschrift: „Amerika".

welche Handwerker und Arbeiter Beschäftigung erlangen, und die wirksame Weise, in welcher die Pacific-Eisenbahngesellschaft den Nordwesten eröffnet, hat zur Folge, daß Millionen Acker vortrefflichen Landes nur auf fleißige Hände warten. Ehe der deutsche Auswanderer indeß sein Vaterland verläßt, reflektiert er gewöhnlich auf die politische Stellung, welche er in dem Lande, in welchem er sich niederzulassen gedenkt, einnehmen werde. Es freue ihn, daß der General-Gouverneur und die gegenwärtige Regierung solche Schritte nehme, um den naturalisierten Unterthanen Ihrer Majestät dieselben Rechte und Vorteile zu bewilligen, welcher sich eingeborene Unterthanen erfreuen. — Auch diese Bemerkungen des Herrn Kranz wurden mit Beifall aufgenommen und aus seinen Mitteilungen geht von selbst hervor, daß die Kanadische Regierung den Wert der deutschen Einwanderung recht wohl zu schätzen weiß und bemüht ist, dieselbe nach Kanada hinzulenken.

Berichte aus allen Grenzorten Manitobas und des Nordwestens zeigen, daß gegenwärtig an einem Tage mehr Ansiedelungslustige eintreffen, als letztes Jahr in einem Monat. Die Behörden strengen sich auch an, um dem riesig zufließenden Menschenmaterial Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Die große Hudsons-Bay-Company offeriert reiche Kohlenländereien im Gebiete des Sourisflusses, wo auch vorzügliches Eisenerz in großer Masse gefunden wird. Der Handel Manitobas ist letztes Jahr auf 80 Millionen Mark gestiegen, die schnell aufblühende Hauptstadt Winnipeg hat jetzt 30,000 Einwohner und ist auf der Liste des kanadischen Zollhauses die dritte in bezug auf die Höhe der für Zölle eingezahlten Beträge. Letztes Jahr sind in Winnipeg für 20,000,000 Mark Gebäude aufgeführt und es hat den Anschein, als ob diese Summe dieses Jahr 2 bis 3 Mal überstiegen werden wird. Die Entdeckung von Goldlagern hat in Winnipeg viel Aufregung veranlaßt. 3 Pfund große Klumpen aus den „Consolidated"- und aus den „Argyll"-Minen sind kürzlich nach Ottowa abgesendet worden.

An der Vollendung der Kanadischen Pacific-Bahn wird mit Aufgebot aller Kräfte gearbeitet. In folge von Vereinbarungen zwischen verschiedenen Eisenbahnleuten gehen Einwanderer von England jetzt direkt nach Manitoba, ohne das Territorium der Ver. Staaten zu passieren, was für Kanada von unberechenbarem Vorteil ist, da auf der Reise durch die Union stets viele Einwanderer, deren Ziel eigentlich Manitoba war, daselbst hängen blieben.

So groß ist der Andrang von Auswanderern nach Kanada, daß die „Allan-Line" in Liverpool, deren Schiffe direkt nach Halifax und Quebec gehen, schon gezwungen worden ist, an einem Tage drei ihrer großen Dampfer abgehen zu lassen, um die Leute, die nicht länger auf die Beförderung warten wollten, über das Weltmeer zu schaffen. In England hat der Erzbischof von Canterbury und die Geistlichkeit auf dem Lande die Auswanderung in die Hand genommen und unterstützt diejenigen, die nach dem fernen Westen wollen, mit viel Energie und Erfolg, da die Behörden in England der Auswanderung nicht nur keine Hindernisse in den Weg legen, sondern selbe gern sehen und befördern.

Julius Eberhard,
ehemaliger „Hohenheimer Student."

Echo aus allen Weltteilen.

Am 11. Mai d. J. erfolgte in Sydney (Australien) die Preisverteilung für die zur Konkurrenz ausgeschriebenen Entwürfe und Pläne für Hafen-Verbesserungen und Werftbauten in Sydney, ein Werk von ganz enormer Bedeutung, dessen ungefähre Kosten auf 5,000,000 Lstrl. veranschlagt sind. Wie aus dem Berichte der Preisrichter zu ersehen, wurde der erste Preis durch einstimmigen Beschluß den Plänen mit dem Motto „Durch Nacht zum Licht" zugesprochen, deren Autor, ein geborener Leipziger, Herr Oskar Schulze, daraufhin öffentlich der Kaufmannschaft präsentiert und mit der Weiter-Ausarbeitung seiner Pläne beauftragt wurde. Herr Oskar Schulze hat eine Zeit lang als technischer Direktor der Leipzig-Reudnitzer Maschinenfabrik vorgestanden, dann ließ er sich in Sydney als Zivil-Ingenieur nieder, vertrat während der Weltausstellungen in Melbourne und Sydney verschiedene deutsche Fabriken und errichtet zur Zeit bei Teownsville in Queensland zur Verbindung großer Zuckerplantagen eine Dratseilbahn aus der Fabrik von Adolf Bleichert & Comp. in Gohlis bei Leipzig. Das von ihm in vorerwähnter Konkurrenz gewählte Motto läßt erkennen, daß auch er mit Vorurteilen und sonstigen Hindernissen schwer zu kämpfen hatte, daß aber deutscher Fleiß, Ausdauer und Intelligenz sich schließlich doch auch in den fernsten Weltteilen glänzend Bahn brechen.

Ein historisches Stück Erde. Unter den vielen Plätzen, die beim Aufbau eines neuen Kulturlebens in den Weststaaten der nordamerik. Union historische Bedeutung erlangten, gehört Schönbrunn bei New Philadelphia in Tuscarawas County, Ohio. Für uns Deutsche ist es besonders interessant, daß hier Landsleute die ersten Anfänge der Zivilisation in Ohio gemacht und eine segensreiche Wirksamkeit entfalteten. Im Jahre 1772 kam der deutsche Missionär David Zeisberger aus dem Pennsylvanischen in die Wälder Ohios und fand am 16. März selben Jahres auf den Ufergeländen des Tuscarawaflusses einen prächtigen Quell des besten Wassers und nannte den Ort Schönbrunn. Der Quell rieselte am Fuße einer prächtigen Ulme, welche heute noch steht, aber der Born ist versiegt. Zeisberger predigte den Indianern das Christentum mit Erfolg und verwandelte die wilden Jäger in Ackerbauer. Durch Zuzug aus Pennsylvania verstärkt, gründete er die Kolonie Gnadenhütten, welche in kurzer Zeit aufblühte. Die Engländer aber betrachteten nach ihrem Fiasko mit den nun unabhängigen Kolonien jedes weitere Vordringen amerikanischer Kolonisten nach dem Nordwesten mit mißgünstigen Augen und nahmen oft Zuflucht zu den wilden Indianerstämmen, durch welche sie die bekehrten Rothäute und deren weiße Freunde unterdrücken und morden und ihre Ansiedlungen verwüsten ließen. Das erste weißgeborene Kind auf dem Boden des Staates Ohio war Marie Heckenwälder und Christian David Sensemann, zwei Deutsche, welche in Schönbrunn das Licht der Welt erblickten. — Zeisberger und Missionar Edwards liegen auf dem nahe gelegenen Indianerkirchhofe Goschen begraben. An der oben erwähnten Ulme ist auf einfacher, hölzerner Tafel in englischer Sprache folgende Inschrift angebracht:

1772, 16. März, Schönbrunn entdeckt.
1772, 3. Mai, Mission angefangen.
1781. Von Indianern massakriert.

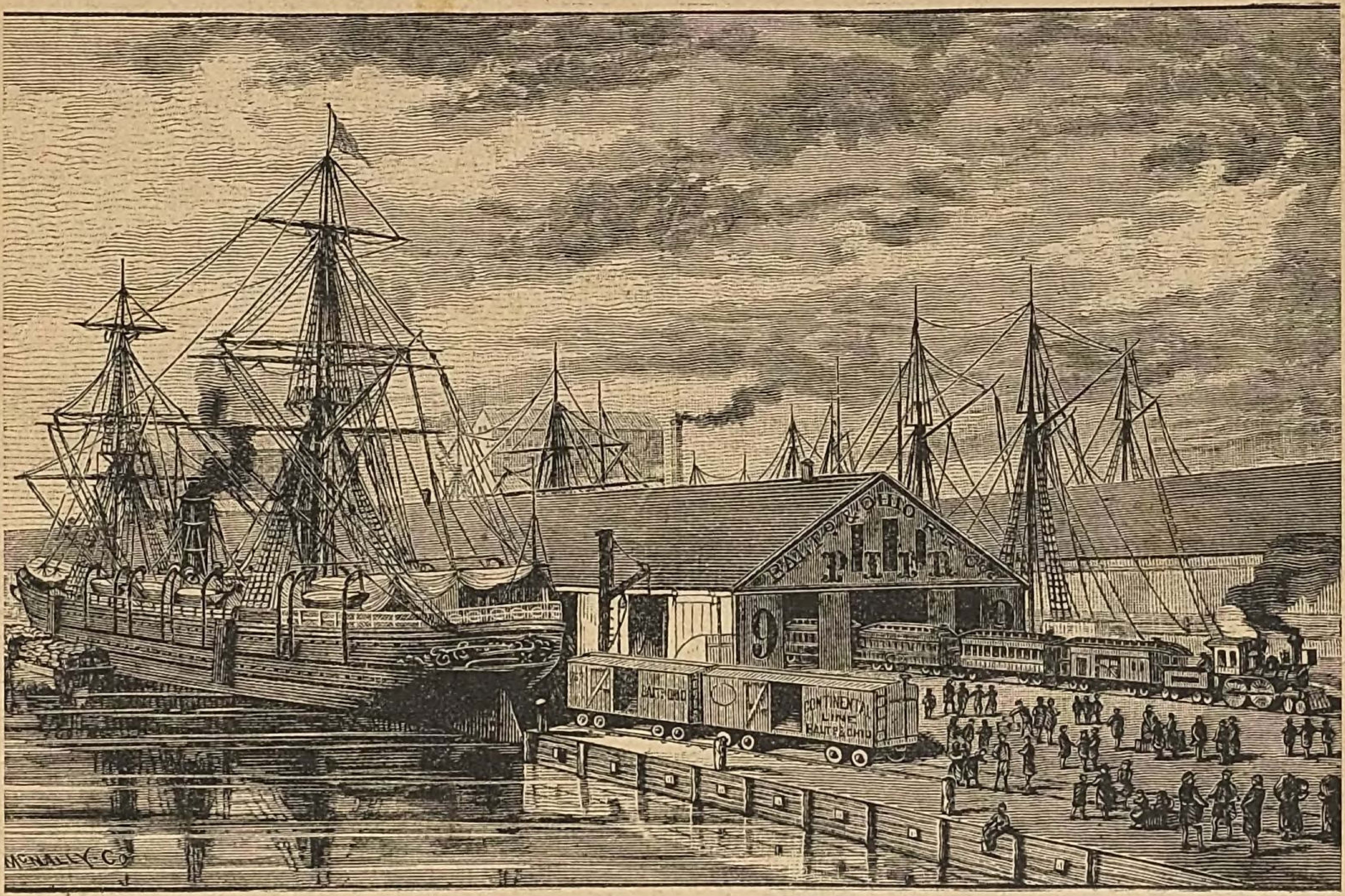
Bezüglich des Quells ist zu lesen:

1772. Viel Wasser, viel Indianer.
1820. Wenig Wasser, wenig Indianer.
1875. Kein Wasser, keine Indianer.

Heute ist diese Gegend eine der fruchtbarsten Ohio's, bewohnt und belebt von einer fast durchweg deutschen Bevölkerung, welche dieser ersten Missionäre in Dankbarkeit gedenkt.

Zu St. Marys in Ohio ist vor kurzem der verdiente deutsche Pionier Philipp B. Herzing im Alter von 75 Jahren gestorben. Er war im Jahre 1808 in Würzburg geboren, besuchte das Gymnasium jener Stadt und studierte darauf an der dortigen Universität. Da ihm die Zustände im alten Vaterlande nicht zusagten, wanderte er im Jahre 1834 nach den Verein. Staaten aus. Er kam nach Ohio, begann in Wapakoneta, welches damals noch im tiefen Urwalde lag, einen Kaufladen und trieb hauptsächlich mit den Indianern, die damals noch in der umliegenden Wildnis ihr Wesen trieben, Tauschhandel. Im Jahre 1847 zog er nach St. Marys, und dies Städtchen ist seitdem sein Wohnort geblieben. Er war als entschiedener Gegner der Sklaverei einer der Gründer der republikanischen Partei in Ohio und wurde im Jahre 1856 von dem neugewählten republikanischen Gouverneur Salmon P. Chase, dem nachherigen Bundesfinanzminister, zum Staatskanal-„Collektor" ernannt. Dieses Amt bekleidete er sechs Jahre. Im Jahre 1863 wurde er von den Republikanern in den Staatsrath für öffentliche Werke gewählt, und zu diesem Amte wurde er dreimal wiedergewählt, sodaß er in demselben im ganzen zwölf Jahre diente.

Verantwortlicher Redakteur Richard Lesser, Leipzig. Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.



Landungsplatz der Lloyddampfer in Baltimore.

Die Notwendigkeit einer Zentralstelle für deutsche Auswanderung und Kolonisation und ihre Aufgaben.

In Nr. 16 der „Grenzboten“ kam uns ein Aufsatz zu Gesicht, betitelt: „Die Pflichten des Reiches gegen die deutsche Auswanderung“, welcher uns im großen und ganzen aufs lebhafteste ansprach, — fanden wir doch darin in einer klaren, offenen Sprache viele unserer Anschauungen wiedergegeben; — wenn auch die vom „Reiche“ hierin geforderte Thätigkeit unseren Ansichten entgegen ist. Gehen wir auf jenen Artikel, der aus der Feder eines ungenannten, sicherlich aber eines verständnisvollen, patriotischen Mannes stammt, näher ein. Treffend werden eingangs die Motive der anhaltenden und steigenden Auswanderungsbewegung aus der Übervölkerung wie aus der Überfüllung in allen Erwerbszweigen nachgewiesen und hierbei dargelegt, daß diese Kalamität nicht minder und in viel empfindlicherer, das Vaterland weit schädigenderer Weise die große Zahl der Gebildeten trifft, welche ein Feld für ihre geistige Befähigung suchen. So herrscht auch durch dieses Angebot von Arbeitskräften, welches zur Nachfrage in keinem normalen Verhältnisse steht, in den meisten höheren wie niederen Beamtenkarrieren eine solche Fülle von Aspiranten, daß solche fast niemals vor dem 30. Lebensjahre, häufig aber noch viel später, wenn überhaupt, zu einer Stellung gelangen. Der Verfasser betont hierbei, daß wohl das noch immer zu ungünstige Pensionsverhältnis, welches viele ältere Beamten oft wider ihre Neigung auch bei kaum noch hinreichender Kraft im Dienste festhält, als ein besonderes Hemmnis für den frischen Nachschub anzusehen sei. „Die Lebensperiode der größten Frische, Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust verfließt, ohne entsprechend für den Einzelnen wie für das Vaterland nutzbar gemacht zu werden. Gerade die feurigen, am meisten versprechenden Elemente der Jugend leiden am tiefsten unter dieser Stagnation, welche von den Langsameren und Trägeren leichter ertragen wird.“ Dieses vergebliche, unbefriedigte Ringen, dieses geistige Verschmachten hat, wie die Geschichte lehrt, den Vereinigten Staaten zumal einen Kern von eminenten Männern in Söhnen unseres Vaterlandes zugeführt, welche in voller Entfaltung ihre hervorragenden Anlagen zum Segen und zum Ruhme des neuen Heimatlandes verwerteten. Ein noch größerer Zuwachs erhält der Auswanderungsstrom seit dem letzten Jahrzehnt durch die große Zahl derer, welche als kleine Grundbesitzer die immer höher steigenden Preise der menschlichen Arbeit, die Kommunallasten, den eigenen Lebensunterhalt — gegenüber der immer mehr schwindenden Rentabilität

ihres Bodens nicht mehr decken können. Die Konkurrenz mit jenen überseeischen fruchtbaren Ländereien, welche bei nicht erheblich größerer Arbeit, Dank dem Boden und Klima, den vier- bis fünffachen Ertrag als die ihrigen bringen, — die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, — alles dies treibt sie mit ihren Ersparnissen über's Meer. So betrübend dieser Gang der Entwicklung erscheinen mag, so ist er unabänderlich, unaufhaltsam und dieser Abfluß sollte im Interesse des Gesamtorganismus, wie die Sachlage nun einmal ist, eher befördert als gehemmt werden. „Sehen wir nun", ruft der Verfasser aus, „wie diese Auswanderung bisher vor sich gegangen ist und namentlich, wie sich der Staat und speziell das Reich dieser wichtigen Bewegung gegenüber verhalten hat, so ist es beschämend, es eingestehen zu müssen: bis jetzt hat Deutschland für seine auswandernden Kinder so gut wie nichts gethan; sie sind aufs Geratewohl blind in die Welt hinaus gezogen, ohne Halt, ohne Belehrung, ohne bleibenden Zusammenhang mit dem Vaterlande." Wie der Vogel Strauß steckte man den Kopf in den Sand, um dem Übel freien Lauf zu lassen, oder man beschränkte sich hie und da auf Polizeimaßregeln, Krontrolle der Auswanderungsagenten, Landrats-Warnungen, auf Auswanderungsverbote (nach Brasilien) und dergl. Nur die Überwachung der Einschiffung in den deutschen Häfen, eines menschenwürdigen Unterbringens und Unterhalts im Zwischendeck ꝛc. — Dank der Gesetzgebung Hamburgs und Bremens und der verdienstlichen Thätigkeit des Deutschen Reichskommissars — sind Ausübungen von staatlichen Pflichten, die schon allein vom humanen Standpunkt aus unsere Anerkennung im hohen Grade verdienen. „Man darf vielleicht ohne Übertreibung sagen," ruft der Verfasser, „daß eine solche Vernachlässigung der Auswanderung, eine solche Mißachtung und Preisgebung des eigenen Fleisches und Blutes, der eigenen auferzogenen Landeskinder, welche größtenteils mit jammerndem Herzen sich von der Heimat losreißen, — um dem blinden Ungefähr überantwortet zu werden, — in der Geschichte fast unerhört ist." Der Auswanderer, welcher sich ohnehin schon im Herzen als ein Ausgestoßener fühlt, — er steht, sowie er das Schiffsverdeck betreten, abgelöst von allem Halt, aller Hilfe, allem Zusammenhang mit der alten Heimat da, und wenn es ihm gelingt, im Lande seiner Wahl sich eine bessere Existenz zu erringen, so hat er jedenfalls dem Vaterlande nicht dafür zu danken und dieses hat hiernach wahrlich keinen Anspruch auf Anhänglichkeit und Interesse des Ausgeschiedenen für sich zu erheben. Wenn unsere Landsleute in der Ferne' trotz des stiefmütterlichen Verhaltens ihres Geburtslandes gegen sie, die den Deutschen auszeichnende Treue im Herzen bewahren, deutsch fühlen bis zum letzten Atemzuge, ihre Kinder in der Sprache und der Art ihrer Väter zu erziehen suchen, so beschämen sie umsomehr Deutschland, das heut zu Tage sich ihrer erst erinnert, nachdem wirtschaftlich der Mangel an Kolonien bitter empfunden ward, — das wie ein Recht nun von ihnen verlangt, daß sie ihre materiellen Bedürfnisse, ihre Handels- und Industrieartikel aus „angestammter Liebe" aus Deutschland beziehen sollen!

Die „Grenzboten" gelangen nun zur Forderung des ersten und wichtigsten Schrittes, der gethan werden müßte: einer offiziellen Zentralstelle für das Auswanderungswesen im Auswärtigen Amt und entwickeln sodann die vielfachen Aufgaben, welche einer solchen Behörde obliegen werden. Aber so zutreffend im großen und ganzen auch hier das Programm der seitens des Reiches zum Wohle des Vaterlandes und der auswandernden Söhne verlangten Thätigkeit in bestmeinender Absicht vom Verfasser entworfen, so können nach unserer Ansicht, selbst wenn die Reichsregierung anstatt ihrer bisherigen Reserve und ablehnenden Haltung dieser zeitgemäßen Forderung Rechnung tragen wollte, bei weitem nicht die Erfolge erzielt werden, als wenn solch eine Zentralstelle in den Händen eines großen durchaus unabhängigen, von edelsten Gesinnungen geleiteten Vereines läge. Den Gedanken der Schöpfung einer Zentralstelle haben wir seit Jahren mit Vorliebe genährt. Wer wie wir täglich von Auswanderungs- und Unternehmungslustigen aus allen Schichten und allen Gauen Deutschlands ins Vertrauen gezogen wird, daß wir ihnen raten in bezug auf die Wahl einer neuen Heimat, auf Alles was mit der Uebersiedlung zusammenhängt, auf die Anlage ihres Kapitals in fernen überseeischen Ländern, auf die Verwertung ihrer Kenntnisse, der weiß wie notwendig ein derartiger Mittelpunkt sei, der im Volke selbst steht, dem Herzen des Volkes nahe, der Achtung und Vertrauen in allen Kreisen genießt, mit einem Netz von Vertrauensmännern hüben und drüben, best informiert und unparteiisch, über jede kleinliche und einseitige Auffassung der Auswanderungs- und Kolonisationsbewegung erhaben, auf das Wohl jedes Einzelnen bedacht und stets im Auge das Wohl unseres Vaterlandes, die Kräftigung Alldeutschlands hat!

Es liegt nun einmal so, daß die großen gemeinnützigen Ideen, wie z. B. die Verbreitung der Volksbildung, das Genossenschaftswesen, durch private Vereinigungen, deren mustergültige Organisation und Opferfreudigkeit ihrer Leiter ihnen Kraft und Erfolg gibt, weit segensreicher wirken als derartige Institutionen staatlichen Charakters, — und gerade wer am Lebensscheidewege steht, zur Trennung vom Vaterlande entschlossen, das ihm kein Brot, keinen Lohn, kein Feld für die Zukunft zu bieten vermag, der wird sich wahrlich nicht einer Behörde vertrauensvoll nähern behufs Rat und That, zur Unterstützung seines Vorhabens. Nein, die Schwelle einer Reichs-Zentralstelle für Auswanderungswesen würde die größere Anzahl unserer Emigranten aus freien Stücken nicht überschreiten! Die aus den niederen Schichten des Volkes würden von einer solchen Behörde alle möglichen Hintergedanken argwöhnen, polizeiliche Kontrolle noch über's Meer hinaus ꝛc.; jeder wohlgemeinte Rat würde als Bevormundung angesehen werden. Die Auswanderungsagenten, denen eine derartige Behörde selbstverständlich ein Dorn im Auge wäre, würden die Vorurteile des Volkes gegen dieselbe zu nähren bestrebt sein. Aber auch die Verständigeren und Gebildeten, welche ihre Zukunft außerhalb Deutschlands aufbauen wollen, würden jede andere Vertrauensstelle der staatlich offiziellen vorziehen. So würde in der Auswanderungsbewegung unseres Volkes eine Reichs-Zentralstelle im Sinne der „Grenzboten", trotz des Apparats der Konsulate und bedeutender Mittel, bei weitem nicht eine so eingreifende, ersprießliche Wirksamkeit ausüben können als eine Zentralstelle in unserem Sinne.

Was eine derartige Reichsbehörde im weiteren zur Hebung des Exports, zur Förderung kolonisatorischer Unternehmungen, zur Information über die Produktionsfähigkeit und die Bedürfnisse des Auslands beitragen könnte, — alles das und noch vieles mehr, könnte eine Zentralstelle, wie wir sie von einem Vereine wie den Deutschen Kolonialverein ins Leben gerufen sehen möchten, in unbegrenzter, überaus fruchtbarer Weise erfüllen. Hier ist ein praktisches Arbeitsfeld, das die sehnlichsten, gebieterischsten Forderungen der Gegenwart in herrlichster Weise befriedigen könnte. Die hiermit übernommenen Pflichten und Aufgaben würden sich mit den sonstigen Bestrebungen des Deutschen Kolonialvereins harmonisch verbinden lassen.

Nur in Umrissen wollen wir hier den Organismus, wie er uns vorschwebt, nebst dem, was er leisten soll, aufzeichnen.

I. Publizität und Aufklärung.

1. Schaffung eines möglichst vollständigen Materials zur eingehenden Kenntnis der für deutsche Auswanderung und Kolonisation in betracht kommenden Länder, — die hervorragendsten Blätter der deutschen überseeischen Presse wie sonstige Publikationen über das Deutschtum in allen Erdteilen, — die Jahresberichte aller deutschen Gesellschaften im Auslande ꝛc.

2. Herausgabe eines eigenen Organs (Wochenschrift), das in volkstümlicher Sprache, in fesselnder Darstellung alles Wissenswerte aus dem gesammelten Material nebst Originalbeiträgen deutscher Ansiedler, überseeischer Kaufleute und Forschungsreisender brächte. Dasselbe müßte belehrend und unterhaltend, vor allem aber von praktischem Nutzen für den Auswanderer und Kolonisten, für den unternehmungslustigen Kaufmann und Industriellen sein und in einem Sprechsaal bereitwilligst Auskunft auf alle an die Redaktion gerichteten Fragen erteilen; im Inseratenteil eine ausländischen Vakanzenliste für alle Fächer.

3. Herausgabe von Volksbildungsschriften, die zur Massenverbreitung (möglichst unentgeltlich) in den unteren Volksschichten bestimmt sind, als Gegenoperation gegen die Flut der so verderblich wirkenden parteiischen und verlockenden Pamphlete.

4. Herausgabe von gediegenen Spezialführern für die zur Auswanderung oder Kolonisation sich eignenden Länder.

5. Herausgabe eines Jahrbuchs über das Deutschtum außerhalb unseres Vaterlandes; kulturgeschichtlich, statistisch und handelsgeographisch.

II. Information und Auskunft.

1. Ein Netz von Korrespondenten in allen Erdteilen, aus den verschiedensten Berufsfächern, welche durch regelmäßige Berichte die Zentralstelle auf dem Laufenden erhalten, über Angebot und Nachfrage von Arbeitskräften, über neue Chancen für Deutschlands Handel und Industrie.

2. Ein Netz von Vertrauensmännern an allen größeren Orten Deutschlands, welche durch die Zentralstelle von allen wichtigen Vorkommnissen in Kenntnis gesetzt werden, daß sie imstande sind in ihrem Kreise Auskunft und Rat zu erteilen und sonst auch belehrend zu wirken. Diese Vertrauensmänner sind öffentlich namhaft zu machen.

3. Ausführliche briefliche Beantwortung aller Anfragen in bezug auf Auswanderung, Kolonisation und Export, event. mit Warnungen und Ratschlägen, und etw. Empfehlungen.

III. Fürsorge für die Auswanderer im Zusammengehen mit allen ähnliche Zwecke verfolgenden Vereinen und Behörden des In- und Auslandes.

1. Fürsorge in den verschiedenen europäischen Hafenplätzen (Deutscher Reichskommissar für das Auswandererwesen; St. Raphaelverein; überseeische Dampferlinien ꝛc.).

2. Fürsorge für deutsche Einwanderer in den verschiedenen Landungshäfen (Deutsche Gesellschaften in New York, in Baltimore, in Philadelphia, in New Orleans, in Buenos Aires, in Porto Alegre ꝛc.).

3. Rechtsschutz deutscher Auswanderer in der neuen Heimat, bleibende Fühlung mit denselben.

4. Engere Vereinigung mit allen deutschen Hilfsgesellschaften im Auslande (Nachweis von Arbeitsgelegenheit), mit den Deutschen Konsuln, deutschen Geistlichen und Schullehrern.

5. Unterstützung deutscher Wohlthätigkeitsanstalten im Auslande.

IV. Ansiedlung.

1. Forschung behufs Kolonisation und Kultivation; Berichte von Experten.

2. Mitteilungen von praktischen Erfahrungen älterer Ansiedler.

3. Mitwirkung derselben (als Vertrauensmänner) bei der Wahl von Ländereien für Neuankömmlinge, bei Ankauf von Gerätschaften ꝛc. zum Schutz gegen Übervorteilung.

4. Unterbringung von Neuankömmlingen bei älteren Landwirten und Viehzüchtern (Musterfarmen) behufs Erlernung der dortigen Methoden.

Was wir hier angedeutet, bedarf selbstredend noch der Vervollständigung und Verbesserung, sollen die hohen Aufgaben einer Zentralstelle für deutsche Auswanderung und Kolonisation in vollem Maße erfüllt werden. Möge der Deutsche Kolonialverein, als hierzu berufen, nicht länger zögern, die praktische Ausführung dieses oder eines ähnlichen Programms in die Hand zu nehmen. Er würde sich den Dank der Nation und aller Deutschen auf dem Erdenrund durch diese That erwerben. An opferwilligen, gemeinnützig denkenden Männern wird es nicht fehlen, um ihn bei der Organisation und Durchführung des Programms nach Kräften zu unterstützen.

Richard Lesser.

Der deutsch-amerikanische Lehrertag*) zu Chicago, Ill., vom 31. Juli bis 4. August 1883.

Originalbericht für die „Weltpost".

Der 14. deutsch-amerik. Lehrertag ist glänzend ausgefallen. — Die Zahl der Delegierten überstieg die früherer Tagungen und belief sich auf nahezu 400, wovon die große Mehrheit dem schönen Geschlechte angehörte. Schon die Vorversammlung am Abend des 31. Juli erweckte die Hoffnung, daß der diesjährige Lehrertag geeignet sein werde, den Kulturbestrebungen der Deutsch-Amerikaner einen neuen Ansporn zu geben und denselben Anerkennung in anglo-amerikanischen Kreisen zu verschaffen. Ein frischer, selbstbewußter Geist wehte uns aus allen Reden und Vorträgen an. — Die Chicago-Turngemeinde hatte ihr großes Gebäude zur Verfügung gestellt, das durch den Lokal-Ausschuß der deutschen Bürger festlich geschmückt worden. Dr. G. A. Zimmermann, Superintendent des deutschen Unterrichts in den städtischen Schulen, eröffnete als Vorsitzender des Bürger-Ausschusses die Versammlung mit einer gediegenen Begrüßungs-

*) Im 11. Hefte der „Weltpost" 1883 haben wir bereits aus der Feder des Präsidenten des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes, Herrn Prof. Schuricht, ein geschichtliches Bild dieses für die Pflege und Hebung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten so überaus wichtigen Verbandes gegeben, dessen Wirken und Schaffen wahrlich die höchste Anerkennung im alten Vaterlande verdient. Unsere Leser dürfte es interessieren, daß Prof. Schuricht sich gegenwärtig mit Abfassung einer „Geschichte der deutschen Schule in den Vereinigten Staaten von Amerika" beschäftigt, welche im Weltpost-Verlage s. Zt. erscheinen wird.

Die Red.

rede. Er wies darauf hin, daß die Stadt Chicago in wenigen Tagen ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern werde — und er knüpfte daran die Hoffnung, daß es dem deutschen Elemente am Schlusse des vollendeten Jahrhunderts mit Hülfe des deutschen Unterrichts gelungen sein möge, die Erfolge deutscher Erziehung und deren Einfluß auf die Entwickelung der amerikanischen Kultur anerkannt zu sehen. — Die Worte des Willkommens, welche demnächst der Mayor von Chicago, Herr Charter H. Harrison, den deutsch-amerik. Lehrern widmete, ernteten lauten Beifall. Er spendete der anregenden deutschen Lehrmethode reiches Lob. Was ihm besonders an den deutschen Schulen gefalle, sei der heitere und frische Sinn der Kinder. Letzterer sei namentlich ein Resultat des Turn- und Musikunterrichts, welche charakteristische und herrliche Seiten der deutschen Erziehung bilden. — Nach Vortrag eines „Willkommen im Liede" durch die Gesangssektion des Chicago Turnvereins und einer herzlichen Ansprache durch den Hülfs-Superintendenten der städtischen Schulen, Prof. Delano, nahm der Präsident des deutsch-amerik. Lehrerbundes, Herr Herrmann Schuricht von Chicago, das Wort. Derselbe dankte den Bürgern der Stadt, dem Lokal-Komitee und der Chicago-Turngemeinde für die gastliche und herzliche Aufnahme, die sie den Mitgliedern des Lehrerbundes entgegen gebracht hätten, — und sich zum Mayor von Chicago wendend, forderte er ihn in seiner englischen Ansprache auf, die anglo-amerikanischen Bürger und Lehrer der Stadt zur Teilnahme an den Versammlungen einzuladen, „zwar werden die meisten unserer Beratungen in deutscher Sprache gehalten werden, weil uns dieselbe am geläufigsten ist, aber unsere Ziele sind rein amerikanische. „Liebe Deine Eltern und Dein Vaterland mehr als dich selbst" ist die Lehre, die wir unseren Kindern einprägen, und zu erörtern, wie solcher Unterricht am erfolgreichsten gemacht werden kann, ist der Zweck und das Ziel dieser Konvention." An den Lehrerbund richtete der Sprecher aber folgende Mahnung: „Die Zeit ist ernst, meine Freunde! — Manches drohende Unwetter zog sich in den letzten Monaten über die deutsch-amerikanischen Schulbestrebungen und deren Errungenschaften zusammen, — und wenn sich auch der Himmel in den meisten Fällen wieder aufklärte, — so sind doch hie und da Spuren der Zerstörung zurückgeblieben und ein Gefühl der Unsicherheit hat in deutsch-amerikanischen Kreisen Platz gegriffen. Ich erinnere an die Angriffe auf den deutschen Sprachunterricht in St. Paul, St. Louis und anderen Orten, — und an den schweren Schlag, welcher durch die Maßregeln der Legislatur von Missouri das Kindergartenwesen in der Stadt St. Louis getroffen hat. Den fanatischen Gegnern gegenüber, die das Deutsch-Amerikanertum in eine schiefe, unwahre und anti-amerikanische Position zu drängen suchen, — welche ihrer Antipathie ohne Skrupel das heiligste und höchste Interesse der Republik, d. i. die gleichmäßige Erziehung aller Gruppen amerikanischer Kinder zum Opfer bringen, — gilt es, eine entschlossene und selbstbewußte Haltung einzunehmen. Wir fordern ja einfach nur als das anerkannt zu werden, was wir sind, als Amerikaner, zumal wir solche mit klarem Bewußtsein und aus freiem Entschlusse, nicht aber durch den Zufall der Geburt geworden sind. Wir fordern nur das uns zustehende Recht, dem Lande, dem wir zugehören, nach unserer Art und mit unsern Mitteln dienen zu dürfen, und wir verlangen, nicht gehindert zu werden, in die Gemüter unserer Kinder durch die Vermittelung unserer Muttersprache, deren wir uns naturgemäß am wirksamsten zu bedienen vermögen, die Liebe und Treue zum Vaterlande zu pflanzen, die anerkannt eine Tugend der Deutschen ist, welche dieselben drüben wie hüben schon oft mit ihrem Herzblute besiegelt haben. Deshalb, meine Freunde, müssen wir Schulter an Schulter stehen und gemeinsam unser Recht hüten: „das Rechte thun zu dürfen!" In dieser Erwartung bewillkommene ich Sie und erkläre ich den 14. deutsch-amerik. Lehrertag für eröffnet." —

Bei der Wahl des Büreaus wurde zum Vorsitzenden Herr Louis Soldan, Direktor des städt. Seminars zu St. Louis, Mo., erwählt, — und seiner umsichtigen Leitung der Verhandlungen war die Bewältigung der überreichen Beratungsstoffe zu danken.

Den Schluß des Begrüßungsabends bildete ein heiterer Kommers. — Die Reihe der Vorträge an den folgenden Beratungstagen eröffnete Herr H. H. Fick, Superintendent des Zeichenunterrichts in den öffentlichen Schulen in Cincinnati, Ohio. Sein Thema war: „Poesie in der deutsch-amerik. Schule" — und er führte dasselbe in ebenso geistvoller als vollendeter Form aus. Herr Fick bewies aus der Geschichte den Einfluß der Poesie auf die Gemütsbildung, und er forderte, daß in der Schule ihre verständnisvolle Benutzung ein Gleichgewicht mit der all zu einseitigen Erziehung des Verstandes herstellen helfe. Der Redner beklagte, daß in den bezüglichen Schulbüchern der neuern Litteratur und namentlich der deutsch-amerikanischen nicht die verdiente und zeitgemäße Beachtung geschenkt werde. Durch Anführung einiger deutsch-amerikanischer prächtiger Dichtungen belegte er den gerügten Mangel.

Demnächst erstattete Herr Bamberger, Direktor der „working men school" in New York, Namens des Komitee für Arbeits- und Fortbildungsschulen Bericht. Von besonderem Werte waren die Mitteilungen der Erfahrungen und Resultate, welche der Berichterstatter in seiner Schule auf dem Gebiete des Handfertigkeitsunterrichts gewonnen hat. — Für die gewerblichen Fortbildungsschulen trat Prof. Schuricht ein. Er empfahl, nach dem Muster der in Sachsen bestehenden Fortbildungsschulen, in zentral gelegenen Ortschaften eines jeden County's, gewerbliche Frei-Schulen für die in's Berufsleben eintretenden jungen Leute zu errichten. Solche Anstalten würden der großen Mehrheit der Jugend bieten, was z. B. auf Kosten der Gesamtheit der Steuerzahler in den öffentlichen Hochschulen (Highschools) nur einer Minderheit gewährt werde, die sich für das Studium oder für das merkantile Leben vorzubereiten bezwecke. Durch die Begründung gewerblicher Fortbildungsschulen würden auch die heftigen Anfechtungen gegen das Fortbestehen der freien Hochschule am wirksamsten zum Schweigen gebracht werden. —

Die Nachmittagsverhandlungen des ersten Tages galten insbesondere dem „Kindergarten"; — sie fanden in englischer Sprache statt, um dem anglo-amerikanischen Publikum Gelegenheit zu geben, die

Anschauungen deutscher Lehrer über Fröbel's Schöpfung kennen zu lernen. Der Bericht des Komitee für Kindergärten, aus der Feder des Herrn W. N. Hailmann, Superintendent der öffentlichen Schulen zu Laporte, Ind., wurde von Frl. Emma Wiegand aus Cleveland, Ohio, vorgetragen. Der Referent legte besonders den Müttern an's Herz, für die Verbreitung der Kindergärten thätig zu sein.

Im Auftrage des Bundesvorstandes eröffnete hierauf Frau Hedwig Schuricht von Chicago die Ausstellung von Lehrmitteln für Kindergärten und Schulen, sowie von Schülerarbeiten. Die Rednerin führte aus, daß die frühzeitige und der Kindesnatur angepaßte körperliche, geistige und sittliche Entwicklung von entscheidendem Einfluß für das ganze Leben bleibe. Der ruhige, sinnige Geist Fröbel's habe einen Weg erschlossen, auf dem sich die Kinder außerhalb der Schule und des Elternhauses, singend und spielend, die höchsten Lebensweisheiten aneignen können. Frau Schuricht hob hervor, daß der Gedanke Fröbel's in amerikanischen Kreisen gezündet und der Kindergarten in einzelnen Städten größere Bedeutung gewonnen habe, als irgendwo in seiner alten Heimat. Es charakterisiere den Amerikaner, daß er Alles, was er als gut erkenne, mit Energie und großartiger Liberalität zu fördern strebe. Sie erinnere nur an Mrs. Shaw*) in Boston, Mass., welche daselbst vierzig Kindergärten gründete und unterhält. —

Die Ausstellungsgegenstände waren in vier geräumigen Sälen untergebracht; eine Kindergarten-Klasse in Thätigkeit, unter Aufsicht von Fräulein Julia Bauer von Chicago, bildete unstreitig den Hauptanziehungspunkt der wirklich großartigen und höchst instruktiven Ausstellung. Es hätte kein schlagenderes Argument für die Sache der Kindergärtnerei zur Veranschaulichung gebracht werden können, als diese Gruppen reizender Kinder voll emsiger und fröhlicher Geschäftigkeit. — Außerdem zerfiel die Ausstellung in folgende Abteilungen: 1. Kindergarten- und Arbeitsschul-Arbeiten und Lehrmittel; 2. Mittel für den Anschauungsunterricht und 3. sonstige Lehrmittel, Apparate und Gerätschaften für Schulen. Es war sehr erfreulich, daß Deutschlands Verlagsbuchhandel eine zahlreiche und hochinteressante Vertretung hatte. Insbesondere erweckten die ausgestellten graphischen Publikationen die allgemeinste Bewunderung. Eine bekannte amerikanische Firma beabsichtigte verschiedene Geschichtskarten und Schulatlasse auszustellen, — gab aber beim Erblicken der Kiepert'schen Prachtleistungen und der trefflichen, sowie höchst billigen Schulatlasse von Ißleib & Rietzschel u. s. w. ihr Vorhaben wieder auf. — Von besonderem Interesse waren ferner die ausgestellten Schüler-Zeichnungen, die Publikationen der Prang Educational Company in Boston, die deutsche Kollektiv-Ausstellung von Anschauungsmitteln durch Herrn Buchhändler Gustav Hinstorff in Chicago, und die Schülerarbeiten der working men school unter Leitung des Prof. Felix Adler und des Herrn Bamberger in New York.

Am Abend fand zu Ehren der Lehrer ein Schauturnen und Konzert im Theatersaal der Turnhalle statt.

*) Mrs. Shaw ist eine Tochter des unvergessenen Prof. Louis Agassiz.

Der zweite Versammlungstag, an welchem auch eine Abendversammlung stattfand, bot fast zu viel des Guten und Schönen.

Herr Esch, Supt. des deutschen Unterrichts in Cleveland, Ohio, sprach über: „Der deutsche Unterricht für englischredende Schüler." — Er bekämpfte die Methode, welche die Grammatik von Haus aus zur Anwendung bringt, und befürwortete dagegen eine naturgemäße und auf Anschauungsunterricht gegründete. — Durch Auge und Ohr müssen seiner Überzeugung gemäß die Sprachbilder Eingang in den Geist finden. Herr Esch unterbreitete folgende Thesen:

1. Der deutsche Unterricht für englischredende Schüler, wobei nicht die praktische Erlernung der Sprache, sondern die Grammatik in den Vordergrund tritt, ist naturwidrig, somit falsch.

2. Die Art und Weise, wie wir als Kinder unsere Sprache erlernen, ist auch auf die praktische Erlernung einer fremden Sprache zu übertragen.

3. Die zu erlernende fremde Sprache muß auch als Unterrichtssprache gebraucht werden. —

Allein nur die Thesen 1 und 3 erhielten mit einigen Modifikationen die Zustimmung der Versammlung. — Herr H. Rattermann, Redakteur des „Deutschen Pionier" zu Cincinnati, Ohio, hielt einen sehr fesselnden Vortrag über „einen Leitfaden der deutsch-amerik. Geschichte für den Schulgebrauch." Herr Rattermann ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der deutsch-amerik. Geschichte, und es gebührt ihm der Ruhm, schon vor Jahren und zuerst den Lehrerbund auf das Lückenhafte des amerik. Geschichtsunterrichts aufmerksam gemacht zu haben. In seinem diesmaligen Vortrage beantwortete der Redner die Frage: „Was wollen wir durch einen Leitfaden der deutsch-amerik. Geschichte bezwecken?" dahin: — „Unserer Jugend soll klar werden, daß sie durch langjährige Kulturarbeit ihrer Vorfahren, durch rege Teilnahme ihrer Stammesgenossen an den historischen Aufgaben des amerik. Volkes ein Anrecht auf Beachtung in der neuen Welt besitze." — Unter Ausdruck des Dankes für die treffliche Arbeit nahm die Versammlung die von Herrn Rattermann vorgelegten Thesen an:

1. Es ist notwendig zur Hebung und zur Stärkung des deutschen Geistes und zur Förderung der Geschichtskenntnis unserer Jugend, daß ein Leitfaden der deutsch-amerikanischen Geschichte hergestellt wird.

2. Dieser Leitfaden muß in deutscher Sprache verfaßt sein und ausschließlich nur deutsch-amerikanische Themata behandeln.

Am Nachmittag erläuterte zunächst Herr Schuldirektor W. Müller von Louisville, Ky, in einem beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Das plastische Zeichnen" die Schwierigkeiten, welche in der Schulpraktik mit der sofortigen Einführung des Zeichnens von Modellen verbunden sei und empfahl die Anwendung der plastischen Zeichenvorlagen von L. Asmus. — Alsdann begann der Präsident des Lehrerbundes Prof. H. Schuricht seinen mit großer Spannung erwarteten Vortrag über: „Gemütsbildung und Sittenlehre als Unterrichtsgegenstände der Volksschule." — Leider verbietet der Raum dieses Blattes ein Eingehen auf die interessante Arbeit, nach deren Beendigung Herr Schuricht, als Vorsitzender des Komitees für Gemütsbildung, die folgenden Thesen und Beschlüsse einbrachte:

1. Thesen:

1. Endzweck aller Erziehung ist Charakterbildung.

2. Der moralische Charakter besteht im Besitze sittlicher Grundsätze.

3. Sittliche Grundsätze durch Lehre, Zucht und Beispiel zu erzeugen und zu befestigen, ist Aufgabe der Familie und der Schule.

4. Gemütsbildung ist die erste Stufe oder auch die Vorbedingung des Sittenunterrichts und darum ist sie in der Familie und im Kindergarten von Beginn an zu pflegen. Die ersten Empfindungen und Stimmungen, welche äußere Eindrücke bei dem Kinde hervorrufen, sind von nachhaltigem Einfluß, und deshalb ist es notwendig darauf hinzuarbeiten, daß die Grundstimmung desselben eine gleichmäßige, frische und freudige werde, die alle späteren Anregungen beherrscht oder modifiziert. Die Gemütsbildung ziele darauf hin, dem Kinde zu lehren, daß alle dauernde und echte Befriedigung die Folge wahrer humaner Gesinnung, treuer Pflichterfüllung, sowie sichern und bewußten Vorwärtsschreitens ist.

5. Damit der Schulunterricht eine durch sittliche Ideen bestimmte Erkenntnis hervorrufe, muß er dem Standpunkte der Schüler genau angepaßt, anschaulich und wahr sein, und den Geist wie das Gemüt erfassen.

6. Der Erfolg des Sittenunterrichts in der Schule hängt von einer wohlerwogenen und planmäßigen Behandlung ab.

7. Das zunächst Nötige ist die Ausbildung der Lehrer für die Erteilung eines geordneten Sittenunterrichts und konsequenter Maßen die Einführung der Sittenlehre als Unterrichtsfach in die Normalschulen und sonstigen Lehrerbildungsanstalten. Speziell als Mittel der sittlichen Erziehung der Kinder deutscher Abkunft ist die Erteilung des deutschen Sprachunterrichts in den Schulen solcher Schuldistrikte, die vorzugsweise von Deutschen bewohnt sind, unentbehrlich, und um diesen Unterricht ebenfalls erfolgreich zu machen, ist auch seine Einführung als Unterrichtsfach auf allen Lehrerseminaren zu empfehlen.

8. Bei Aufstellung eines Lehrplanes des Sittenunterrichts erscheint es nötig folgende Unterscheidungen zu beobachten: a) Vorbereitende und Hülfslehrfächer, und: b) Eigentliche Sittenlehre oder Ethik.

Zu der erstgenannten Gruppe zählen: 1) Anschauungs-, Denk- und Sprachunterricht; 2) Litteratur-, Gesang-, Zeichnen-, Schreib-, Handfertigkeitsunterricht, und: 3) Unterricht in Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte und Mathematik; während der zweiten Gruppe: 1) Belehrung über das Wesen der Sitte, und 2) über die Gesetze und Bethätigung der Sitte in Familie, Gemeinde und Staat — zuzuteilen sind:

9. Die Herstellung geeigneter Lehrbücher ist notwendig und die Auswahl derselben sollte den betreffenden Lehrerkollegien übertragen werden.

10. Es ist notwendig, daß der Sittenunterricht durch eine von der Schule geleitete und überwachte Privatlektüre der Schüler unterstützt und ergänzt wird. Schülerbibliotheken sollten mit den Schulen verbunden sein, und die Benutzung der öffentlichen Volksbibliotheken seitens der Schüler muß überwacht und geregelt werden.

2. Beschlüsse:

Behufs Einführung eines speziellen, planmäßigen Sittenunterrichts in die Volksschulen des Landes sei beschlossen:

1. Die anglo-amerikanischen Lehrerassoziationen einzuladen, in Gemeinschaft mit dem deutsch-amerik. Lehrerbunde, oder auch selbständig, bezügliche Vorschläge und Gesuche an Staats- und Ortsbehörden zu richten.

2. Die auf dem 7ten Lehrertage beschlossenen, sowie die vorstehenden Thesen in englischer Uebersetzung drucken zu lassen und dieselben den anglo-amerik. Lehrerassoziationen mitzuteilen.

3. Ein Spezial-Komitee von Dreien mit der Ausführung dieser Beschlüsse zu beauftragen.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine große Debatte, die noch am nächsten Tage fortgesetzt wurde; schließlich überwies man jedoch die ganze Angelegenheit einer Spezial-Kommission, deren Bericht und Beratung darüber auf den nächstjährigen Lehrertag festgesetzt wurde. — In der Abendversammlung sprach zunächst der Staats-Schulsuperintendent Herr H. Raab von Springfield, Ill., über: „Pflichten des Deutschtums der Union und der deutschen Lehrer der öffentlichen Schule gegenüber." — Der Grundgedanke des Redners war, daß die Deutschen die Vorzüge ihrer Nation hierher verpflanzen, aber alle Deutschtümelei aufgeben sollen, — und daß folgerichtig auch die deutschen Lehrer sich so schnell wie möglich für die öffentliche Schule qualifizieren, der amerikanischen Schule ihre Erfahrung und ihre Kräfte weihen, und dadurch auch ihre Lebensstellung pekuniär verbessern möchten. — Der Vortag fand anerkennenden Beifall, obgleich der Redner in seiner Bekämpfung des „deutschen Nativismus" vielen Anwesenden zu weit ging. — Den Schlußvortrag an diesem Tage reger Arbeit hielt Herr Bamberger von New York über: „Der Unterricht in der Geographie in Verbindung mit der Geschichte." —

Am letzten Sitzungstage nahm den Hauptteil der Verhandlungen das Thema des deutschen Sprachunterrichts in den Volksschulen ein. Herr M. Großmann, Redakteur der „Erziehungs-Blätter", Milwaukee, Wisc., zeigte in einem geistvollen Vortrage, daß derselbe eine pädagogische, geschichtliche und praktische Notwendigkeit sei. — „Theoretisch betrachtet" — sagte der sehr radikal angelegte Redner — „sollte man das Studium aller hier vertretenen Haupt-Kultursprachen in unsern Schulen empfehlen. Das wäre so ungeheuerlich noch lange nicht, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; aber für die Praxis genügt die deutsche Sprache, welche thatsächlich eine zweite Landessprache in Amerika bildet; — daran rüttelt und schüttelt kein Nativist. Wird sie doch von beinahe einem Viertel der ganzen Bevölkerung dieses Landes als Muttersprache gesprochen!" — Herr Großmann legte schließlich der Versammlung eine Reihe Thesen vor, deren Forderung aber auf obligatorische Einreihung der deutschen Sprache in den allgemeinen Unterrichtsplan unserer Volksschulen wurde als zu weitgehend bezeichnet. —

Auch Herr G. Rink, Lehrer am deutsch-amerik. Seminar zu Milwaukee, Wisc., bot einen interessanten Vortrag über: „Schulmeister-Deutsch und schulmeisterliches Verfahren beim deutschen Sprachunterricht." —

Nachdem noch verschiedene Komitee-Berichte erstattet worden waren, erfolgte die Neuwahl des Bundesvorstandes, welche die Wiederwahl der Herren Schuricht in Chicago, Schneck in Detroit und Fick in Cincinnati ergab. —

Für den Abend wurden die Delegierten zu einem der großartigen Konzerte, welche unter Leitung des Herrn Theodor Thomas allabendlich Tausende von Zuhörern in das große „Exhibition Building" führen, geladen — und am 4. August fand eine von dem Bürger-Komitee veranstaltete große Exkursion nach Lake Geneva in Wisconsin statt, wo das Abschieds-Diner eingenommen wurde. —

Der 14te deutsch-amerikanische Lehrertag hat in Wahrheit alle Erwartungen übertroffen und bei allen Beteiligten ein Gefühl der Befriedigung und Ermutigung hinterlassen. Mögen die Anregungen, die er in reicher Fülle geboten hat, gute Früchte tragen! -y-

Deutsche Vorbilder auf fremder Erde.

4.

Johann August Röbling.

An der Hauptpforte der Neuen Welt, im Hafen New York's, wird das staunende Auge des Neuankömmlings vor allem die Riesenhängebrücke über den East River fesseln, welche Brooklyn mit der Metropole verbindet, — ein Wunderwerk des 19. Jahrhunderts, welches monumental die bewunderungswürdige Entwickelung wie die geniale Triebkraft des nordamerikanischen Volkes veranschaulicht. Ausführlich hat die „Weltpost" im 13. Hefte d. J. über die Geschichte und Technik dieses Bauwerkes berichtet und hierbei des Mannes gebührend Erwähnung gethan, der als der geistige Urheber desselben sich selbst ein unvergängliches Denkmal für alle Zeiten geschaffen. Uns erfüllt es mit Stolz, daß dieser ein Deutscher war, der seinem neuen Vaterlande Werke hinterließ, die dem deutschen Namen in den Vereinigten Staaten zur höchsten Ehre gereichen. Ihm seien diese Worte gewidmet.

* * *

Johann August Röbling war ein Thüringer; geboren den 12. Juni 1806 zu Mühlhausen, bildete er sich zu Erfurt und Berlin zum Ingenieur aus. So sehr ihn seine Fachstudien anzogen, so interessierte sich sein forschender Geist auch für Philosophie und er besuchte deshalb die Vorlesungen Hegel's. In den Jahren 1829 bis 1831 war er Assistent beim Bau von Straßen in der Provinz Westphalen. Es war um diese Zeit, als sich zu Mühlhausen eine Auswanderungsgesellschaft für Amerika bildete, die zum Teil aus sehr gebildeten Männern bestand. Röbling schloß sich dieser Gesellschaft an, zu der auch ein seltsames Genie gehörte: Etzler, der eine geraume Zeit durch die kühnsten Vorschläge in mechanischen Verbesserungen, durch seine Pläne das Wetter nach Belieben zu machen, die amerikanische Presse und den Kongreß selbst in Atem hielt. Röbling, wie so viele andere tüchtige und gebildete Deutsche zu damaliger Zeit, war anscheinend von der Idee beseelt, eine rein deutsche Kolonie mit einer auf Humanität und Brüderlichkeit fußenden Verfassung in den Vereinigten Staaten zu gründen. Diese idealen Bestrebungen blieben fromme Wünsche, hingegen ließ sich ein Teil der sogenannten Mühlhauser Gesellschaft in einer reizenden Gegend in Beares County in Pennsylvanien nieder. Röbling wurde Farmer und tritt sein Name zuerst im Jahre 1838 in den Vordergrund als Mitstifter eines deutschen Lehrerseminars. Zum Glück griff er seine Laufbahn als Ingenieur wieder auf. Nachdem er sich mit Uferbauten am Beaver River in Ohio und Kanalbauten zwischen dem Ohio und Eriesee beschäftigt, wendete er sich ausschließlich dem Brückenbau zu und zwar sind seine Brücken sämtlich Drahtseilbrücken. Als er im Jahre 1844 den Alleghany River bei Pittsburg überbrückte, erregte sein Werk das größte Aufsehen und begründete seinen Ruf als Ingenieur. 1846 schuf er die schöne Monongahela-Brücke bei Pittsburg von 1500 Fuß mit 8 Spannungen, 1851—55 den wundervollen Bau der Hängebrücke über den Niagara von 800 Fuß Spannung, eine Meile unterhalb den Fällen über das in tiefer Schlucht forttosende Wasser. Ueber der Brücke für Wagen und Fußgänger befindet sich ein zweites Stockwerk für die Eisenbahn; seit 30 Jahren hat dieser dem Beschauer wie hingezaubert erscheinende „eiserne Gedanke" seine Festigkeit bewährt. 1867 baute Röbling die schöne elegante Brücke über den Ohio (mit 1200 Fuß Spannung), die Cincinati mit Covington verbindet.

Mit der letzten und größten Schöpfung seines Lebens, dem Plane der East River-Brücke, die mit einem einzigen aus Draht gesponnenen Bogen von 1600 Fuß ein Kunstwerk ohne gleichen werden sollte, beschäftigte sich sein Geist ein Jahrzehnt und nachdem alles durchdacht, alles berechnet, auf dem Papier fertig entworfen war, nachdem die zahllosen Schwierigkeiten und die starke Opposition nur durch den eisernen Willen eines einzigen Mannes besiegt waren, da mußte er in dem ersten Moment des praktischen Vermessens selbst das erste Opfer seines Riesenwerkes werden. Ein Balken quetschte ihm den linken Fuß und, indem sich ein Kinnbackenkrampf einstellte, erlag der kräftige Mann dem langen Leiden am 20. Juni 1868 mit philosophischer Ruhe.

Und wie Johann August Röbling als einer der hervorragendsten Ingenieure einen unsterblichen Namen sich erworben, so darf er auch als Charakter zu den edelsten Menschen gezählt werden. Der Geistliche, der umgeben von 5000 Trauernden zu Trenton in New Jersey (wohin Röbling 1848 unter Errichtung seiner großen Drahtseil-Fabrik übergesiedelt) das Andenken des Verstorbenen an seiner Bahre feierte, sagte u. A.: „In ihm hat Trenton einen seiner besten Bürger, die Armen einen ihrer größten Wohlthäter und die Welt einen erleuchteten Geist verloren." Von seinem großen Vermögen hat er bedeutende Summen an wohlthätige Institute vermacht. Und wie er, der geistige Urheber des Riesenbaues über den Meeresarm von New York, im Grabe ruhte als am 24. Mai d. J. bei der Vollendung desselben Millionen von Jubel erfüllt waren, da lag sein genialer Sohn Washington August Röbling, der an seiner Stelle den Bau geleitet, nun schon seit Jahren ausharrend, auf dem Siechbette, als ein Opfer seines mit Todesverachtung in den Caissons bewiesenen Arbeitseifers. Ein Lichtstrahl der Freude ins Dunkel des Krankenzimmers ward ihm durch den Besuch des Präsidenten Arthur mit seinen Räten und den Mayors von New York und Brooklyn, als diese nach den Festreden der Eröffnungsfeier zu dem deutschen Meister eilten, um ihm und den Manen seines Vaters ihre Huldigung zu bringen. R. L.

Brasilianische Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs.

8. Kapitel.

Reise von Ypanema nach Sao Sebastiao.

Sitio Gustavo, Ende Januar 1882. Schon seit längerer Zeit hatte ich die Absicht, einen weiteren Ausflug in's Land zu unternehmen, und so kam es mir denn auch recht erwünscht, in einem Beamten der Fabrik, Snr. Florentino, der seinen

Bruder in Sao Sebastiao besuchen wollte, einen angenehmen Reisegefährten zu finden.

Da mein Reisegenosse indessen noch einige Geschäfte zu erledigen hatte, entschloß ich mich, vorauszureiten, da ich mir gern das nächste Städtchen **Tatuhy**, durch welches wir sonst bloß durchgeritten wären, ein wenig ansehen wollte. Wohlgemut machte ich mich auf einem guten Maultier auf den Weg.

Nachdem ich die herrlichen Wälder des ca. 4 □ Leguas haltenden Fabriksgebietes der Kaiserl. Eisenwerke von Ypanema hinter mir hatte, passierte ich **Bacaetava**, die vorläufige Endstation der Sorocaba-Bahnlinie, und durch blühende Kaffeeplantagen und Maisfelder schlug ich die Richtung nach Tatuhy ein.

Versengende Strahlen sandte die Sonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel hernieder, und gern folgte ich der freundlichen Einladung des mir von früher bekannten Fazendero Hermelino, im kühlen Hause die glühende Mittagshitze abzuwarten. Schon nach einer Stunde verkündete dumpfes Rollen das Herannahen eines Gewitters, und in kurzer Zeit wechselte die unheimliche Windstille, die bisher geherrscht, mit einem kräftigen Südwest, dem das Unwetter in tropischer Pracht folgte. Flammende Blitze, vom furchtbar brüllenden Donner begleitet, durchfurchten und zerrissen auf allen Seiten die schwarzen Wolken und ein heftiger scharfer Regen schien mit seinen herabströmenden Wassermassen das flache Ziegeldach der Fazenda eindrücken zu wollen. Erst um 4 Uhr des Nachmittags ließ der Regen etwas nach und ich machte mich wieder auf, doch die lehmige aufgeweichte und von Wasserbächen zerrissene Straße gestattete nur, im Schritt zu reiten, und so gelangte ich erst bei völliger Dunkelheit und im heftigsten Regen an die Furt des Tatuhy, welche von der Stadt gleichen Namens kaum noch eine Legua entfernt ist. Wenn ich jedoch glaubte, in einer Stunde am Ziele zu sein, so hatte ich die Rechnung ohne meine Mule gemacht, denn das Tier war weder durch freundliches Zureden, noch durch die handgreiflichsten Vorstellungen zu bewegen, im Finstern in's Wasser zu gehen. Es blieb mir denn nichts übrig, als eine gute Strecke Weges zurückzureiten. Ich erinnerte mich, daß ich in unmittelbarer Nähe bei einem kurz vorher passierten Bauernhause ein Rancho, ein auf Pfählen ruhendes Strohdach, gesehen hatte. Das sollte mir Schutz für die Nacht gewähren. Bekannt mit den Gebräuchen der Sitiobewohner, nahm es mich nicht Wunder, daß auf mein Klopfen sich im Wohnhause nichts regte, denn nach eingetretener Dunkelheit öffnet sich höchst selten die gastliche Thür eines Sitio. Nun sattelte ich mein Tier ab und band es gut an; es weiden zu lassen, durfte ich nicht wagen; denn die durch vortreffliche Weideplätze verwöhnten Esel von Ypanema sehnen sich „nach den Fleischtöpfen Egyptens" zurück; ja, sie machen, sobald es sich mit Schicklichkeit thun läßt, entschieden Kehrt und ruhen nicht eher, als bis sie daheim wieder angelangt sind. Bald loderte nun ein Feuer auf, an welchem ich die durchnäßten Kleider trocknete. Dann richtete ich mein Reisebett her, zu welchem Fußboden und Satteldecken die Matratze, und der Bock des praktischen brasilianischen Sattels das Kopfkissen lieferte — und schlief in meinen Poncho gehüllt, ungestört bis zum Morgen.

Majestätisch erhob sich am fernen Horizonte das Tagesgestirn, mit seinen ersten Strahlen die urwaldbestandenen Ufer des Stromes vergoldend, als ich, mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke auf dem Sattel sitzend, die Furt des vom Regen geschwellten Stromes glücklich nahm. Nach kurzem Ritte erreichte ich **Tatuhy**. Das Städtchen besteht aus etwa 600 Häusern und treibt nicht unbedeutenden Handel mit Kaffee und Baumwolle. Die Kirche Santa Matriz ist das einzige größere Bauwerk darin. Von der unweit auf einem Hügel erbauten Kapelle Santa Kruz genießt man einen reizenden Gesamtanblick des Ortes. Aus der mannigfaltigen malerisch nüanzierten grünen Belaubung der Kaffee-, Orangen- und breitblättrigen Bananenbäume blicken die roten Ziegeldächer hervor, während nur an den Seiten der vier die ganze Stadt durchziehenden breiten Hauptstraßen die blendend weißen, oft mit grellen Farben phantastisch ausgeputzten Façaden der reinlichen Häuschen sich repräsentieren. Ich schlug mein Quartier bei dem **deutschen Hutmacher Jürgens** auf, in dessen gastfreundlichem Hause ich auch mit den übrigen acht hier wohnenden Deutschen bekannt wurde. Diese sind fast alle bei der Montierung einer im Bau befindlichen Baumwollspinnerei beschäftigt. Der Gedanke, hier im Herzen eines Baumwolldistrikts eine Spinnerei zu errichten, ist jedenfalls ein glücklicher zu nennen, denn verarbeitete Baumwolle hat vorläufig in Brasilien noch beträchtlich hohe Preise. Allerdings gehört zu solchem Unternehmen eine bedeutende Kapitalanlage. Zu dem gegenwärtigen sind alle Maschinen von England importiert und mußten teils durch Ochsenkarren, teils durch Saumtiere an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Auch sind die Arbeitslöhne und die Materialien, ausgenommen Holz, ungleich teurer hier, als in unserm deutschen Vaterlande. Von der Schwierigkeit solchen Landtransports kann man sich einen Begriff machen, wenn man in Erwägung zieht, daß 42 Joch Ochsen drei Tage gebraucht haben, um einen großen Dampfkessel von Bacaetava bis an Ort und Stelle zu bringen.

Am nächsten Tage langte endlich mein Reisegefährte an, und nachdem wir den Abend noch in fröhlicher Gemeinschaft mit meinen Landsleuten bei deutschem Bier und deutschem Sang verbracht, trugen uns unsere Tiere am 5. Januar bei Sonnenaufgang aus Tatuhy. Weite Kamp-Flächen breiteten sich vor unsern Augen aus, rings eingerahmt von niedrigen Höhenzügen, an deren Fuße da und dort nette Häuschen, Sitio's und Fazenden, freundlich winken. Große Rinderherden weiden hier das harte Capie dieser öden Graswüsten, aus denen die Baumvegetation fast ganz verbannt zu sein scheint; nur wenige Leguminosen erheben sich mit knorrigen Stämmen zur Höhe von einigen Metern, und an das Knieholz unsrer Hochgebirge erinnernd, ragen hier und da die Wedel einer stammlosen Kokospalme empor, deren in einer Traube am Boden wachsende Früchte gegessen werden. Jetzt nahm uns ein schmaler Streifen Wald in seinem Schatten auf, und wir überschritten ohne Mühe in seiner anmutigen Thal-Einsenkung ein Flüßchen, den **Rio Pedreiro**, so genannt, weil sein Blatt reich an blauem und braunem Feuerstein (Pedro de fogo) ist. Dann ging der Weg wieder über dieselben einförmigen Kampe, bis wir um 3 Uhr nachmittags

Guarehy erreichten. Das aus etwa 100 Häusern bestehende Städtchen bietet außer seiner Reinlichkeit nichts besonders Interessantes oder Angenehmes, und treibt nur wenig Handel mit Baumwolle, Zucker und Mais. Wir setzten unsern Weg ohne Unterbrechung weiter fort. Eine halbe Stunde Weges entfernt wälzt Ardea Branca seine trüben Fluten. Hier war es nicht möglich, reitend die Furt zu nehmen, da der Fluß zu hoch angeschwellt war. Auf einer Naturbrücke aus gestürzten Baumriesen brachten wir unsre Sättel und das Gepäck an's andere Ufer, und hinter den schnaubenden, mit dem Strome kämpfenden Tieren herschwimmend und sie immer durch Zurufe ermunternd, brachten wir sie glücklich wieder an's Land. Wir waren jetzt am Fuße eines den ungeheuern Kamp einschließenden Höhenzuges angelangt. Nun begann der Weg schwieriger zu werden, denn die Straße ging immer von Berg zu Thal und umgekehrt, sodaß wir uns jetzt von dem scharfen Ritt vorher ausruhen konnten; Gebirgspartieen mit üppiger tropischer Vegetation wechselten mit fruchtbaren Kaffeeplantagen und Maisfeldern an den sonnigen Hängen und im Thale; doch schon nach drei Stunden waren diese lieblichen Bilder wieder verschwunden, und unser Weg führte wieder über weite öde Kampos.

Um 7 Uhr erreichten wir ein an der Straße gelegenes Sitio, wo wir über Nacht blieben. Wohl denkt der Reisende dann an die vortrefflichen Hotels im Vaterlande, wo man sich nach einem guten Nachtessen in ein bequemes Bett legen kann — hier besteht das Mahl ohne weitere Wahl aus schwarzen Bohnen und Farinha (Mehl), und dann kann man sich auf dem harten Boden sein Lager bereiten. Nach den Strapazen des Tages schliefen wir ausgezeichnet, und auch unsere Mulen hatten auf gutem Past während der Nacht frische Kräfte gesammelt.

Am andern Morgen geleitete uns der Besitzer des Sitio, Luis Serralha, noch etwa eine Legua weit, um uns eine günstige Furt des Capivari zu zeigen, auf welcher wir auch, obgleich das Wasser den Tieren bis hoch an die Brust ging und sie tüchtig gegen den Strom zu stemmen hatten, das andere Ufer glücklich erreichten. Der Weg wurde nun etwas anmutiger, denn die Kampflächen waren durch lichte Waldbestände, sogenannte Serados, unterbrochen, welche durch ihre herrlichen gelben und blauen Blütenbäume und durch die im leichten Winde sanft wiegenden schlanken Palmiden dem Auge angenehme Abwechselung boten. Fern am Horizonte tauchten die bewaldeten Bergrücken der Serra de Botucatú auf. Um 1 Uhr passierten wir den Sao Ignatio auf einer schlechten, von einem spekulativen Fazendero gebauten Holzbrücke, doch ist dieselbe nicht für Regenzeiten berechnet, wo der Fuß so anschwillt, daß die Brücke mitten im Wasser steht. An beiden Ufern, zu Anfang und Ende der Brücke, hatten die Tiere eine Strecke von etwa 10 Meter Länge im Wasser zu waten, welches über metertief war. Dessenungeachtet betrug das Brückengeld 200 Reis (= ca. 40 Pfennige) für jedes Tier. Beim Einnehmer Snr. Gabriae nahmen wir ein kleines Mittagbrot ein.

Mit frischen Kräften ging's nun weiter. Immer der breiten Straße folgend, gelangten wir um 4 Uhr auf die Fazenda eines Snr. Silva de Andrade, welcher zur Bebauung seiner Plantagen gegen 600 Neger hält. Der Regen goß in Strömen, und, schon völlig durchweicht, gedachten wir hier das Unwetter etwas abzuwarten; doch zu unsrer unangenehmen Überraschung erfuhren wir, daß wir uns verritten und schon 2 Leguas verloren hätten. Immer dem breiten ausgefahrenen Wege folgend, hatten wir die etwas schmaler gewordene Landstraße verfehlt. In kurzer Zeit ließ glücklicherweise der Regen nach, und nun verloren wir auch keine Zeit weiter, um das Versäumte nachzuholen. Unser freundlicher Wirt, Grundbesitzer von 12 Qu. Leguas und Eigentümer von über 200,000 Kaffeebäumen, ließ es sich nicht nehmen, uns trotz der schlechten Wege in eigener Person auf näheren Pfaden auf die verlorene Landstraße zurückzuführen. Um 6 Uhr gelangten wir an den Viado, der wohl bei gewöhnlichem Wasserstand gut zu passieren ist, aber jetzt bei Hochwasser ungemein reißend und tief war. Mit Hülfe unserer Facons (Messer) zimmerten und banden wir aus einigen morschen Baumstämmen und Lianen ein kleines Floß zusammen, belegten es hoch genug mit Palmenblättern und befestigten unsre Kleider und unser Reisegepäck darauf. Mein Reisegefährte, der kein guter Schwimmer war, klammerte sich an den Hals seiner Mule, und unter seinen ermunternden Zurufen erreichte er mit beiden Tieren glücklich das andere Ufer. Dann schob ich das kleine Floß in's Wasser, und es vor mir her stoßend, gelangte auch ich, wenngleich wie die Mulen ein gutes Stück vom Strom abwärts geführt, und ziemlich ermattet, an's Land.

Schon versank die Sonne hinter den blauen Bergen des Horizonts, als wir wieder aufsaßen, und noch lag bis zum nächsten Hause, wie wir dann erfuhren, ein Weg von 3 Leguas vor uns. Nachdem wir eine kleine licht bewaldete Anhöhe genommen, sahen wir in der Dämmerung, nur noch durch einen Streifen öden Kampos von uns getrennt, die am purpurnen Abendhimmel malerisch sich abhebende Serra von Botucatú. Nur kurze Zeit währt hier der Übergang vom Tage zur Nacht, und bald beleuchtete der Glanz des unvergleichlich schönen südlichen Sternhimmels unsern Weg.

Gegen 10 Uhr erreichten wir endlich ein Haus, aus welchem uns Gesang und der einförmige jammernde Klang der ihn begleitenden Viola, der brasilianischen Guitarre, schon längere Zeit durch die stille Nacht entgegenschallte. Eine ganze Schaar Troperos hatte hier in einer halb verfallenen Venda ihr Quartier für diese Nacht aufgeschlagen und vertrieb sich die Zeit mit Spiel und Tanz. Die vom Genuß des landesüblichen Feuerwassers, des Kaschaß, aufgeregte Bande lud uns zwar ein, das Haus noch mit ihnen zu teilen, doch als wir erfuhren, daß kaum eine halbe Legua entfernt eine Fischerhütte sei, in deren Nähe auch ein geschlossener Past den Tieren gewünschtes Futter für die Nacht gewähren konnte, besannen wir uns keinen Augenblick, den kurzen Weg noch bis dahin zurückzulegen. Eine Stunde später weideten unsere Tiere, und wir lagen, in unsere Ponchos gehüllt, an einem Feuer, welches weniger der Kälte wegen angezündet worden war, sondern lediglich, um die lästigen Mostitos etwas abzuhalten, deren blutgierige Angriffe sonst ein Einschlafen unmöglich gemacht hätten.

Schon stieg die goldene Sonne zu neuem

Tagewerk empor, als auch wir uns von unserm vom Morgenthau durchnäßten Lager erhoben. Die Tiere wurden eingefangen, gesattelt, und nun ging's in den herrlichen Urwald hinein, durch den unser Weg jetzt führte. Lustig sangen die Vögel ihr Morgenlied und auch ich stimmte manche meiner frohen deutschen Weisen an, welchen mein Begleiter stets sehr andächtig zuhörte und sie mitzusingen versuchte. Aus dem wirren Unterholze des üppig durch einander gewucherten Waldes hoben sich hier immer häufiger auftretende Palmen verschiedener Gattungen empor, Schlingpflanzen kletterten von Baum zu Baum, aus alten Stämmen wucherten verschiedenartige Schmarotzergewächse. Aus den Kronen der alten Baumriesen tönte das muntere Geschwätz der Papageien und Perikiten, unter welches sich dann und wann das widrige Gekrächz eines langschnabeligen Tukans mischte, und gewandt große Luftsprünge von Liane zu Liane machend, flohen zierliche Meerkatzen-Äffchen, vom ungewohnten Anblick der Herannahenden erschreckt, die sie dann vom schwankenden Aste herab neugierig angrinsten. Jede kurze Strecke Weges weiter brachte immer wieder ein neues Bild tropischer Urwaldspracht — und so verging uns die Zeit im Weiterziehen wie im Fluge.

Nachdem wir um 1 Uhr auf guter Furt den Chacú passiert, erreichten wir um 2 Uhr Rio novo de Serra, ein neues, aus etwa 10 Häuschen bestehendes Örtchen, und 2 Stunden später Rio novo, ein hübsches Städtchen von etwa 100 Häusern. Ohne Halt zu machen, ritten wir weiter, denn finstere Wolken wälzten sich schon wieder zu neuen Regengüssen heran, und wir wollten noch heut den Kamm der Serra erreichen. Ein schweres Stück Arbeit für die angestrengten Tiere, dieser länger als eine Stunde andauernde Ritt auf der ohne Unterbrechung stark ansteigenden Straße, welche noch dazu von dem inzwischen losgebrochenen heftigen Regen in kurzer Zeit völlig durchweicht und schlüpfrig wurde. Mit großer Mühe gelangten wir noch vor Einbruch der Nacht auf den bodenlosen Waldwegen auf die kleine Fazenda eines José Marculino, wo wir gut aufgenommen wurden. Zu unserm größten Leidwesen aber konnten wir hier keinen Mais bekommen, ohne welchen wir nicht hoffen durften, mit den durch die anhaltenden Straßen arg mitgenommenen Tieren am nächsten Tage noch die elf Leguas bis San Sebastiao zurücklegen zu können. Der Versuch wurde dessenungeachtet gemacht und wir ritten mit dem ersten Tagesgrauen fort. Noch hatte der Regen nicht nachgelassen, und die ganze Straße glich, wo sie eben war, einem See, aus welchem nur immer in gleichen Abständen Streifen des lehmigen Bodens hervorragten. Auf diesen schmalen Gebirgsstraßen werden nämlich alle Lasten durch oft große Züge von Maultieren befördert, und da die Tiere angehalten werden, und meist auch durch den schmalen Weg dazu gezwungen sind, hinter einander zu gehen, so haben sie sich eigentümlicher Weise daran gewöhnt, eins ziemlich genau in die Fußtapfen des andern zu treten. Die dadurch mit der Zeit entstandenen tiefen Löcher machen nun ein Abfließen des Regenwassers und ein schnelles Vorwärtskommen unmöglich. Immer stärkerer Fall der Straße bekundete, daß wir den Kamm des Gebirges bereits überschritten, doch bot sich uns an diesem Tage keine freie Umsicht, denn der Weg führte ununterbrochen durch den mächtigen Urwald. Wenn wir gehofft hatten, unterwegs etwas Mais für die Tiere auftreiben zu können, so hatten wir uns leider getäuscht! Erst nachmittags um 5 Uhr gelangten wir, nachdem wir in 12 Stunden nur 9 Leguas zurückgelegt hatten, an das erste Haus, die Fazenda eines Snr. Chicó Nune. Die armen Tiere waren ganz matt, und obgleich wir hier Mais füttern konnten, durften wir ihnen doch nicht mehr zumuten, uns noch heut nach San Sebastiao zu tragen. Drei Leguas vom Ziele entfernt, mußten wir also hier nochmals übernachten.

Der herrlichste blaue Himmel lachte am Morgen des 9. Januar, als wollte er uns seine Unschuld beteuern an dem völlig durchweichten Zustande der Straße, auf welcher wir, immer vom herrlichsten Urwald umgeben, vorwärts strebten. Um 10 Uhr vernahmen wir das Rauschen eines anscheinend starken Wassers, und als wir nach Verlauf von kaum 5 Minuten eine uns schon in einiger Entfernung sichtbar gewordene Lichtung im Walde erreicht hatten, standen wir auf der Höhe eines Berges, an dessen Fuß der mächtige Paranápanema seine schäumenden Wogen dahinwälzt. Am gegenüberliegenden Berghang aber baute sich malerisch das aus einer mäßigen Anzahl, etwa 60 Häusern bestehende San Sebastiao auf, das vorläufige Endziel unserer Reise.

Richard Krone.

Durch den Abschluß unseres Blattes sind wir leider genötigt, die frischen, so charakteristischen Aufzeichnungen unseres jungen Landsmannes abzubrechen, von denen wir nur den kleineren Teil veröffentlichen konnten. Möge das Weitere ebenfalls seinen Weg in die Öffentlichkeit finden und das Ganze auch in Buchform einem größeren Leserkreis zugänglich werden.

Die Redaktion.

Aus Paraguay.

San Bernardino, 5. Juli 1883.

„.....Daß die „La Plata-Zeitung" über Paraguay nicht sehr gut schreibt, habe ich aus einigen Artikeln derselben selbst gelesen. Es ist darin die Rede von einer deutschen Familie, die vor einem Jahr hierher kerngesund und ziemlich wohlhabend gekommen sei, nach einem Jahre hätte sie die Kolonie krank und verarmt verlassen. Die Familie heißt Eßlinger; die Frau litt schon in Deutschland an einem Herzfehler und wunden Füßen; als sie in letzter Zeit in Buenos Aires starb, mußte natürlich Paraguay den Sündenbock machen. Es scheint überhaupt, daß jetzt viel über Paraguay in Deutschland gesprochen wird; Limpric̈h bekam gestern ebenfalls einige Zeitungsausschnitte nebst einem Heft mit Briefen von Kolonisten, wir waren nicht wenig erstaunt, unsere eigenen Briefe schön gedruckt wieder lesen zu können. Ein Zeitungsabschnitt enthielt die Verhandlung eines Kolonisations-Vereins in Berlin; in dieser Versammlung ließ sich auch der ehrenwerte Bäcker Mägdefrau hören, aber in solcher Weise, daß er wirklich Prügel verdient. Er erzählte z. B., daß die Regierung die Briefe der Kolonisten öffnen ließe und denjenigen, die Ungünstiges über Paraguay schrieben, die Unterstützung

entzöge; daß sie ihren Verpflichtungen nicht nachkäme und mehr solcher Geschichten. Es sind dies Lügen, wie sie nur ein Mägdefrau vorbringen kann. Was die La Plata-Zeitung über den Boden schreibt, ist Unsinn. Bei der Dürre im vorigen Jahre war keine so große Ernte zu verlangen. Trotzdem es 4 Wochen lang nicht geregnet hatte, fand ich den Boden ½ Spatenstich tief immer noch feucht, natürlich auf besserem Boden; auf Sand konnte natürlich nicht viel wachsen. Daß die Kolonie bedeutend kleiner geworden ist, ist richtig. Aber wie mir die aus Brasilien gekommenen Kolonisten sagten, sei es dort ebenso gewesen; man wird immer nur auf ⅕ rechnen können. Daß nur Mais und Mandioca wachsen soll, ist wieder einmal eine argentinische Uebertreibung. Ich wollte, ich hätte recht viel Mandioca, um daraus Amidon zu machen; Gemüse wächst ganz gut, daß sich die Ameisen hin und wieder darüber hermachen und es auffressen, ist ein Fehler, dem man nicht abhelfen kann. Jedenfalls von Heuschrecken ist gar keine Rede; die La Plata-Zeitung träumt wahrscheinlich von den Heuschrecken in Argentinien. Wer sich übrigens auf schlechtem Boden anbaut, hat die Schuld selbst zu tragen, verlangt wird es von ihm nicht. Krankheiten sind noch sehr wenig oder vielmehr gar nicht gewesen; nach der La Plata-Zeitung namentlich soll Wechselfieber vorherrschend sein, ist nicht wahr, wenn jemand sich einen Schnupfen holt, wird wohl das Land nicht daran Schuld sein. Sandflöhe kann, wie ich glaube, auch Argentinien eine ganz gehörige Partie aufweisen. Manche Kolonisten haben bis jetzt noch gar keine, andere wenig, andere viel, je nachdem, gehabt. Ich selbst habe im ganzen 3—4 davon gehabt. — Daß noch immer viel zu thun bleibt, ist richtig. Namentlich fehlen Fabriken im Lande . . . . .

Es lebt sich jetzt auf der Kolonie recht gemütlich; man macht sich Vergnügen, so viel als man kann; natürlich würde man in Deutschland oft nicht ganz hoffähig sein, wenn man uns Rittergutsbesitzer in spe sähe, — Hosen geflickt, daß man nicht mehr weiß, welches ursprünglich das eigentliche Beinkleid war, und barfuß, da Schuhe und Stiefel auf Wartegeld gesetzt sind. Außerdem sitzen hier herum noch eine ganze Menge Familien und unverheiratete Leute. Ich wollte, Du könntest Dir einmal unsere Paläste ansehen. Am Sonntag hatte ich in meiner Bude 4 Mann Einquartierung, darunter einen früheren Referendar B. Mein Haus ist für mich gerade groß genug; aber nun noch 4 Schlafburschen darin, es war eine richtige „Penne“! Wir beabsichtigen jetzt zu gründen, nämlich einen Gesang-, Schützen- oder sonst einen Verein. Augenblicklich fehlen uns aber die Liederbücher. Ich glaube, in W. treiben sich zwischen den alten Büchern noch einige herum. Wäre es nicht möglich, uns dieselben unter Kreuzband zu schicken, Ihr würdet Euch den ewigen Dank der Kolonie und insbesondere des zukünftigen pp. Vereins erwerben. Ich werde in diesem Jahre ungefähr 2 Hektar bepflanzen können; jedenfalls pflanze ich viel Mandioca, um im nächsten Jahr das Mehl zu machen, außerdem Mais und Tabak für meinen Bedarf, also ca. 500 Pflanzen . . . . .“

Vorstehendes haben wir einem uns gütigst zur Verfügung gestellten Briefe des Herrn Alexander Schadow in San Bernardino entnommen, der an seinen Schwager, Herrn Dr. med. Martin in Jena, gerichtet ist. D. Red.

Britisch Honduras.

Der „Export“ öffnet seine Spalten von Zeit zu Zeit einem in Belize wohnhaften, für eine deutsche Besiedelung von Britisch Honduras eifernden Propagandisten. Auch in der Nummer vom 28. August d. J. erneuert derselbe seine Lockungen wie folgt: „Es dürfte Ihnen noch sehr wohl erinnerlich sein, in wie bissiger Weise man von einer Seite in Deutschland dem Projekte einer „vegetarischen Gründung“ in Britisch Honduras s. Z. gegenüber zu treten sich veranlaßt fühlte. Nachdem nunmehr 2 Jahre über jene philantropischen Aeußerungen hinweg gerauscht sind, freut es mich nur, daß dieselben dem Handel zwischen dieser Kolonie und Deutschland keinen Nachteil gebracht, sondern daß dieser seither in erfreulicher Entwickelung begriffen ist. Was aber jene Aeußerungen anlangt, so werden dieselben treffend widerlegt durch eine Rede von Herrn Morris, Direktor des botanischen Gartens in Jamaika, die derselbe im Kolonialinstitut in London gehalten“ — und will nun der Korrespondent des „Export“ aus dieser im Auszuge gegebenen Rede, welche die günstige Entwickelung einer von Amerikanern aus dem Süden der Vereinigten Staaten angelegten Ansiedlung in Britisch Honduras bespricht, das Klima des Landes vor allen „boshafter Weise übertriebenen“ Schilderungen in Schutz nimmt, schließlich aber zur Ausnutzung der wertvollen Produkte dieser noch jungfräulichen Besitzung Englands für Kuli-Einfuhr warm plaidiert und zuletzt für eine Eisenbahngründung agitiert, — eine Bestätigung seiner rosigen Anschauungen in betreff Britisch Honduras herleiten. Die von dem Einsender eingangs hingeworfenen Bemerkungen beziehen sich auf die „Weltpost“ und dürfte den Lesern unseres Blattes ebenfalls noch erinnerlich sein, was uns s. Z. bewog unsere warnende Stimme gegen die abenteuerliche Wanderlust jener Vegetarianer nach einem klimatisch und landschaftlich mit Recht verrufenen Lande zu erheben. Leider war es, wie es fast immer zu sein pflegt, vergeblich. Die Schilderungen des „Export“-Korrespondenten hatten bereits die Herzen der für ein vegetarisches Eden in Westindien schwärmenden Idealisten berückt.

Der gründliche Mißerfolg dieser Ansiedlung als „erste deutsche vegetarische Kolonie“ hat unserer Warnung Recht gegeben, die eigenen Berichte eines der Führer hierüber hat die „Weltpost“ s. Z. gebracht. Und heute versucht derselbe Herr in Belize unverdrossen seine Propaganda in Deutschland fortzusetzen! Ueberlassen wir dem betreffenden Blatte die Verantwortung hierfür.

Jüngst brachte die „Vegetarische Rundschau“ noch neuere Nachrichten über Friedau, jene Ansiedlung, wonach, obwohl die eigentlichen Führer der Pioniere dem „gelobten Lande“ den Rücken gekehrt, einige der wohlhabenden Nachzügler dort ausharren wollen, dagegen wären sie dem Vegetarismus abtrünnig geworden, Obst fehle ganz, die Kolonisten „äßen, was ihnen unter die Hände käme, griffen daneben selbst zum Tabak und Schnaps“. Der gefährlichste Feind der Kolonisten sei das Fieber, von dem fast Niemand verschont geblieben. Nach der Heilung blieben Hautgeschwüre zurück, welche erst ganz allmählig durch häufiges Baden &c. sich verlören. Elegisch sagt die „Vege-

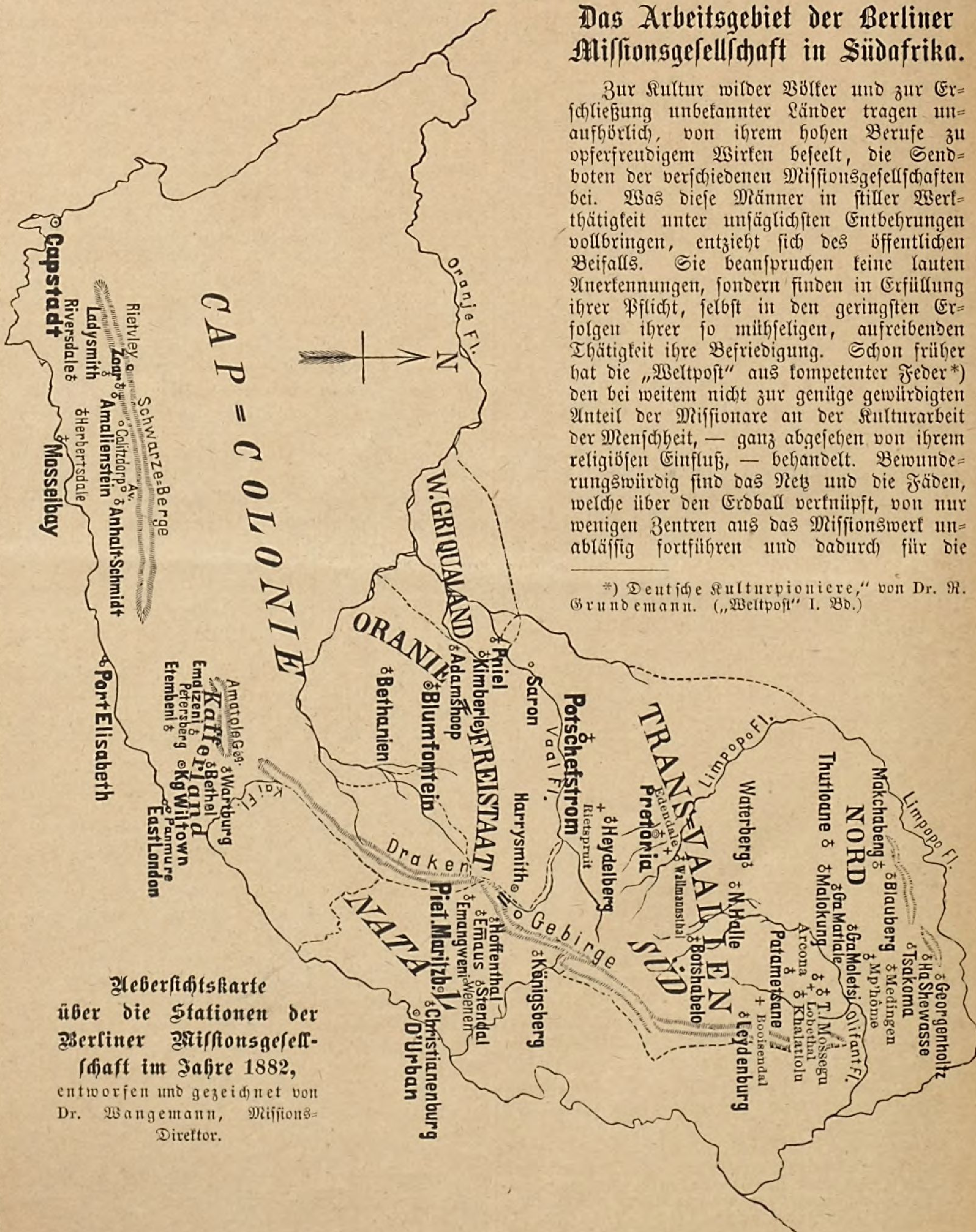
tarische Rundschau": „Und damit sind auch die schönen Hoffnungen, welche an die einstmals vielversprechende Kolonie geknüpft wurden, zu Grabe getragen. Britisch Honduras — sind wir überzeugt — ist nicht das gelobte Land für eine vegetarische Kolonie". — Und wir möchten hinzufügen: ebensowenig für deutsche fleischessende Kolonisten! Auch für industrielle und Kultivations-Unternehmungen dürfte Britisch Honduras nur in vereinzelten Fällen unseren Landsleuten ein geeignetes Feld bieten, denn sicherlich werden die Engländer sich in ihrem Lande bei dem ihnen flüssigen Kapital die fetten Bissen nicht entgehen lassen.

R. L.

Das Arbeitsgebiet der Berliner Missionsgesellschaft in Südafrika.

Zur Kultur wilder Völker und zur Erschließung unbekannter Länder tragen unaufhörlich, von ihrem hohen Berufe zu opferfreudigem Wirken beseelt, die Sendboten der verschiedenen Missionsgesellschaften bei. Was diese Männer in stiller Werkthätigkeit unter unsäglichsten Entbehrungen vollbringen, entzieht sich des öffentlichen Beifalls. Sie beanspruchen keine lauten Anerkennungen, sondern finden in Erfüllung ihrer Pflicht, selbst in den geringsten Erfolgen ihrer so mühseligen, aufreibenden Thätigkeit ihre Befriedigung. Schon früher hat die „Weltpost" aus kompetenter Feder*) den bei weitem nicht zur genüge gewürdigten Anteil der Missionare an der Kulturarbeit der Menschheit, — ganz abgesehen von ihrem religiösen Einfluß, — behandelt. Bewunderungswürdig sind das Netz und die Fäden, welche über den Erdball verknüpft, von nur wenigen Zentren aus das Missionswerk unablässig fortführen und dadurch für die

*) Deutsche Kulturpioniere," von Dr. R. Grundemann. („Weltpost" I. Bd.)



Uebersichtskarte über die Stationen der Berliner Missionsgesellschaft im Jahre 1882, entworfen und gezeichnet von Dr. Wangemann, Missions-Direktor.

Hebung des Menschengeschlechts, für die Zivilisation wie den Welthandel große Dienste leisten.*)

Betrachten wir heute näher die Wirksamkeit der Berliner Missionsgesellschaft, welche sich als Arbeitsfeld hauptsächlich Südafrika auserlesen. Ihre Geschichte datiert vom J. 1823, wo Männer wie Neander, Tholuck, Bethmann-Hollweg u. A. einen Aufruf zu milden Beiträgen für die evangelischen Missionare erließen, dem 1824 die Konstituierung einer „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden" folgte. 1830 begründete dieselbe in Berlin ein eigenes Missionsseminar, welches gegenwärtig seit Jahren unter der Leitung des verdienstvollen Direktor Dr. Wangemann steht 1834 wurden die ersten Missionare nach Südafrika ausgesandt. Freilich ging die Arbeit anfangs allmählich nur von statten und erst nach manchen bitteren Erfahrungen und unermüdlichen Opfern gelangte das Missionswerk der Berliner Gesellschaft zu einem gesegneten Fortgang.

Die Uebersichtskarte, welche wir dem neuesten Jahresbericht der Gesellschaft entnommen, zeigt die ansehnliche Zahl ihrer in Südafrika begründeten Stationen, welche sich verteilen wie folgt: Synode Kapkolonie 7, — Kafferland 5, — Oranje-Freistaat 5, — Süd-Transvaal 11, — Nord-Transvaal 12, — Natal 6; — im ganzen 46. An Außenstationen führt der Jahresbericht außerdem noch 41 auf und 91 Predigtplätze, an welchen zur Zeit 43 ordin. und 10 nicht ordin. Missionare, 6 Mitarbeiter für Kolonisation und Handel, 45 besoldete farbige Nationalhelfer und 199 unbesoldete thätig sind. — Nach dem Rechnungsabschluß für das Jahr 1882 sind für Ausrüstung und Transport nach Afrika 6230 Mark, an Gehalte für Missionare und Unterhaltung der Stationen in Afrika 245,443 Mark seitens der Berliner Missionsgesellschaft im letzten Jahre verausgabt worden. Auch im weiteren gibt der Jahresbericht**) interessante Einblicke in die Arbeitsthätigkeit dieser Gesellschaft, welche sich auch neuerdings China als Feld erwählt hat. R. L.

*) Als von Interesse für jeden gebildeten Laien empfehlen den „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Von Pastor Dr. Gustav Warneck." 2. verm. Aufl., Leipzig 1883, J. C. Hinrichs'sche Buchh.

**) „Berliner Missions-Berichte", herausg. von Dr. Wangemann 1883 Nr. 11 u. 12.

Aus Südafrika.

Kapstadt, Kap der guten Hoffnung, August 1883.

Verehrter Herr Redakteur!

Am 7. Juni traf der Dampfer „German" mit 126 und am 4. Juli der „Arab" mit 178 deutschen Emigranten von Hamburg via England in Kapstadt ein. Es sind auch diesmal meist Hannoveraner, einige Sachsen und Thüringer darunter. Mehrere Familien gingen nach Kaffraria und Natal, während die hier bleibenden Emigranten sich in den sogenannten „Cape Flats" ansiedeln sollen. Diejenigen, welche mit dem „German" gekommen, erklärten sich mit ihrer Beköstigung während der Reise ganz zufrieden, während die per „Arab" Expedierten über ungenügende Kost klagten. — Ob unsere lieben Landsleute in der neuen Heimat alle Tage Fleisch auf der Tafel stehen hatten, wie dies an Bord des Schiffes Regel ist, mögen sich dieselben selbst sagen. Zu einer ungünstigeren Zeit aber hätten diese neuen Einwanderer kaum kommen können. Handel und Wandel hat in der Kolonie seit langer Zeit nicht so darnieder gelegen, wie gegenwärtig; dann ist Winter, in welchem auch hier das Geschäftsleben matter pulsiert als im Sommer. Viele der Emigranten hatten aus der Heimat Saatkartoffeln mitgebracht, und waren unsere Landsleute durchaus nicht angenehm überrascht, als man ihnen dieselben wegnahm. Diese Kartoffeln werden vernichtet, da man Einschleppung von Kartoffelkrankheiten, Koloradokäfer u. s. w., fürchtet. War nun schon die Wegnahme der schönen, gewiß „mehligen" Kartoffeln ein Verdruß, so kratzte sich mancher Landsmann hinter die Ohren, wenn er für seine Doppelflinte 2 £ (40 Mark) Steuer zahlen sollte, ein Preis, welchen oft der ganze Schießprügel nicht wert war. — Die hier schon ansässigen Deutschen nehmen gern frisch angekommene Deutsche in Arbeit, weil letztere mit einem geringeren Lohn vorlieb nehmen, als diejenigen, welche sich schon eingelebt haben. Im großen Ganzen bezahlt der Deutsche hier in der Kolonie seine Arbeiter schlechter als der Engländer. —

Aus Ihrem werten Schreiben vom 13. Juli 1883 ersehe ich, daß man dem Herrn Kapt. Rißler ein Dankschreiben übermittelt hat.*) Wer sind denn aber diese Dankschreiber? Die jüngst nach Kapland eingewanderten Deutschen sicher nicht, das Dankgefühl dieser Leute gegen Herrn Rißler ist durchaus nicht so mächtig, daß sie dasselbe schwarz auf weiß sehen möchten. Die Cape Flats persönlich zu besuchen, wie Sie, geehrter Herr Redakteur, mir vorschlagen, fehlt es mir gegenwärtig an Zeit, vielleicht bietet sich mir später einmal Gelegenheit diesen Abstecher zu machen. Was ich hier über die Beschaffenheit der Cape Flats mitteile, entnehme ich teils dem „Kapland", teils danke ich es den mündlichen Mitteilungen des Herrn Braun (Redakteur des „Kapland"), welcher die Flats persönlich in Augenschein genommen hat: Biegt man von der gut erhaltenen Hauptstraße bei Mowbray nach den Flats ab, so geht es zunächst bei Winterszeit durch grundlosen zähen Lehmbrei. Der Wagen sinkt bis zur Achse ein, die Insassen müssen sich bequemen abzusteigen, wenn dieselben im Sinn haben weiter zu kommen, heißt es kräftig in die Speichen der Räder zu greifen, um das Gefährt vorwärts zu bringen. Ist der Lehmdistrikt glücklich überwunden, gelangt man in knietiefen Flugsand. Eine Art Hohlweg bildet hier die Fahrstraße, aber zu Zeiten auch das Bett eines Baches. Begegnen sich hier zwei Wagen, so muß einer derselben mit unsäglicher Mühe die steile Böschung hinaufgeschafft werden, da ein Ausweichen in diesem Engpaß nicht möglich ist. Weiter geht es durch Sand und dichtes Gestrüpp, hier und da durch felsige Strecken unterbrochen, oft glatt oder zerklüftet, wodurch Tiere und Wagen leicht zum Fall kommen. Ein breiter See liegt plötzlich vor uns und muß durchfahren werden. Hat es nun lange geregnet, werden Tiere und Wagen nicht selten vom Wasser fortgetrieben;

*) Dasselbe ist im 15. Heft d. J. veröffentlicht. D. Red.

der Treiber muß sich entkleiden um den Zugtieren zu helfen. Unglücksfälle gehören hier nicht zu den Seltenheiten. Hat man glücklich das Wasser hinter sich, gibt es einen Sandhügel hinaufzuklimmen und nur fortwährendes Rufen und Schlagen treibt die ermatteten Zugtiere noch weiter. Vom Hügel aus überblicken wir die zu durchfahrende Strecke; zahllose Wagenspuren führen kreuz und quer darüber hin und Sumpf, Sand und Gestrüpp setzt sich endlos fort, aber von einer Straße ist keine Spur. Nach langer Fahrt gelangen wir zu einer Farm. Gräben und Wälle sind hier angelegt und letztere sind mit Weiden besetzt, zum Schutze gegen den Sandsturm. — Jahrelang hat der Ansiedler mühevoll gearbeitet, bis er dieses Werk zu stande brachte, damit seine Felder nicht versanden oder vom Hochwasser zerstört werden können. Da aber mit seinem Besitztum auch die Gräben aufhören, so staut sich das Wasser dennoch und die Feldfrüchte müssen trotz seines angewandten Fleißes zu Grunde gehen, wenn der Damm nicht hoch genug ist und das Eindringen des Wassers hindert. — Daß bei alledem unsere deutschen Ansiedler in den Flats noch den Mut behalten, beweist, welch' zähe Ausdauer den Leuten innewohnt und wie wertvoll ein solcher Schlag Menschen dem Lande ist. Was könnten diese Bauern leisten, wenn sie nicht so elend im Stiche gelassen würden, wenn man ihre gerechten Klagen um Verbesserung der Wege endlich hören und denselben Abhilfe schaffen wollte? Der Kommissioner of Crown Lands, Mr. Merriman, erklärte im Parlament, daß noch £ 22,000 als Fonds für Emigrationszwecke vorhanden seien. Wohlan denn, so soll man doch endlich damit anfangen, anstatt neue Emigranten in dieser Zeit aus Deutschland kommen zu lassen, den schon Eingewanderten bei ihrem Fortkommen zu helfen (— wie es schon den Emigranten 1881 in öffentlicher Sitzung von Mr. Mc. Naughton, Kapt. Rißler u. A. versprochen wurde —), diese Summe zum Wegebau und zur Regulierung der Gewässer anwenden und den vielen Arbeitslosen in der Kapstadt Arbeit und Brot verschaffen. Die in den Monaten Mai, Juni, Juli und August d. J. eingewanderten Deutschen sind der Mehrzahl nach mittellos. Was nützt denselben für jetzt Grund und Boden, wenn es ihnen an jedem Mittel fehlt, sich ein Häuschen bauen zu können, Ackergeräte zu kaufen, wo bleibt die Saat und Lebensunterhalt bis zur Ernte? Wenn es auch hier und da ein Ansiedler so weit gebracht, etwas Land zu bebauen und er gedenkt sich Arbeit zu suchen um sich mit den Seinen bis zur Ernte hinzubringen, so hat es seine Schwierigkeiten Arbeit zu bekommen. So hat sich die Redaktion des „Kapland" redlich bemüht, mittellose Emigranten bei Farmern unterzubringen, wo man denselben für ihre Dienste Land anweist, welches sie für sich bebauen können, oder dieselben müssen die Felder des Farmers bestellen, wofür man ihnen einen Teil des Ernteertrages gibt. Hat dann der Einwanderer über die Verhältnisse des Bodens, Klimas u. s. w. genügend Erfahrung gesammelt und ein Sümmchen erspart, so ist es immer noch Zeit sich nach eigenem Grundbesitz umzuschauen. Die Lehrzeit bei dem älteren Farmer wird ihm bei der Wahl und Bebauung seiner eigenen Felder gut zu statten kommen und es ist sichere Aussicht vorhanden, vorwärts zu kommen.

Um auf die deutschen Emigranten in Hex River zurückzukommen, teilte mir Herr Braun mit, daß sogar die Rechtsfrage bezüglich des Grundbesitzes der dortigen deutschen Ansiedler noch bis heute schwebt. Sollte man wirklich so erbärmlich handeln, sich von den biedren glaubensseligen Deutschen eine Wüstenei kultivieren lassen um, wenn dieselbe von saurem Schweiß genugsam gedüngt, in fruchtbare Felder und köstliche Weinberge verwandelt ist, die Ansiedler von Haus und Hof zu jagen? Von den Hex River-Emigranten soll es bis dato erst zwei Familien gelungen sein, sich schuldenfrei zu machen, und es geht bereits ins sechste Jahr, das sich die Leute dort mühen und plagen. In einzelnen Fällen sollen dort Ansiedler noch gegen £ 200 für Lebensunterhalt schulden.

Über die deutschen Ansiedler in Kaffrarie habe bereits in früheren Briefen berichtet. Die ersten befinden sich schon 25 Jahr im Lande und erfreuen sich durchschnittlich eines ziemlichen Wohlstandes, den 1877 Eingewanderten geht es auch so leidlich, ihre Felder haben aber oft durch große Dürre zu leiden. —

Den Fingos, welche bis jetzt im Isela-Distrikt (unweit King Williams Town) wohnten, hat man ein anderes Territorium, jenseits des Keirivers, angewiesen. Es sind wohl gegen 2000 mit ihren Viehherden nach den neuen Weidegründen abgezogen. Vielleicht wird bald von den Ufern des Keiflusses Kriegsgeschrei ertönen, denn die Fingos sind nun so recht in die Nähe ihrer natürlichen Feinde, der Gaikas und Galekas gekommen. Letztere haben früher die Fingos in Sklaverei gehalten.

Gegen 3000 Eingeborene von Mazoch's Stamm wurden von den Transvaal Boers als Gefangene nach Prätoria gebracht. Dieselben waren so elend und ausgehungert, daß sie während des Marsches umfielen — „like rotten sheep" sagt der „Prätoria Advertiser" und starben.

In der Kimberley Diamant-Mine wird täglich, d. h. während 24 Stunden, 4 mal gesprengt und zwar vor Sonnenaufgang, mittags, bei Sonnenuntergang und um Mitternacht. Als Warnung wird kurz vor jeder Sprengung eine rote Flagge gehißt und eine Glocke geläutet, nachts läutet man blos. Die Detonationen geben oft dem stärksten Kanonenschlag nichts nach. Es werden im Durchschnitt täglich 16 Kisten Dynamit verbraucht, welche £ 292 Sh 10 kosten. Nimmt man an, daß während des Jahres nur an 300 Tagen gesprengt wird (es wird sehr oft auch Sonntags in den Morgenstunden gesprengt), so betragen die Kosten für Dynamit nicht weniger denn £ 87,750 (1,755,000 Mk.) jährlich.

Am 7. August nahm der „Norham Castle" 31 Kisten Straußfedern, auf £ 5,565 geschätzt, mit nach England. Derselbe Steamer hatte auch 136 Unzen Goldstaub an Bord.

Dem Vogel Strauß bekommen Seereisen sehr schlecht. So nahm seiner Zeit die deutsche Bark „Ocean" 115 (nicht 200 wie ich früher angegeben) Strauße an Bord um dieselben nach Australien zu bringen. Von den 115 sind nur 46 lebend am Ort der Bestimmung angelangt, aber auch diese in angegriffenem Zustand. Ein anderes Schiff hat 39 Strauße während der Reise nach Australien verloren.

Ihr

Otto Uhlemann.

Wortschatz der portugiesierten deutschen Sprache unserer Landsleute in Brasilien.

Wie in Nord-Amerika durch die Vermischung des Englischen mit dem Deutschen sich eine neue Sprache gebildet hat, so hat auch in Brasilien die deutsche Sprache durch die Vermischung mit dem Portugiesischen manche Ausdrücke erhalten, welche dem Einwanderer völlig fremd sind. Viele Deutsche sprechen kaum einen Satz, ohne einige portugiesische Wörter mit deutschen Endungen zu gebrauchen. Wir bringen in Folgendem nur die allergebräuchlichsten. Die Aussprache ist meistens nach der vielfach herrschenden hunsrücker Mundart gegeben.

Abatiment (abatimento) Rabatt.
Alfandega (alfandega) Zollamt.
Andador (andador) Paßgänger (vom Pfade).
apertade (apertado) gedrückt, in gedrängter Lage. (Er ist ganz apertade.)
ate logo (ate logo) bis nachher! Ein sehr gewöhnlicher Abschiedsgruß, wie auch até a volta bis zur Rückkehr, até amanhan (spr. amanjan) bis morgen!
Awér (haver) Haben (bei Rechnungen). Ihr Awer (Kredit) beträgt so viel.
Babate (babado) Besatz am Kleid, Volant.
Ballen (bala) Bonbons.
Bandesche (bandeja) Präsentierteller.
Banjade (banhado) Sumpf.
Barke (barca) Fährboot.
Barranke (barranco) Wall.
Batatten (batata) Kartoffel.
Bei (baio) Pferd, mit der Farbe wie Kaffee mit viel Milch.
Beschu (beijú) Kuchen aus Mandioca-Mehl.
Bisch (bicho) Ungeziefer, Wurm, Tier.
Bokeis (bogaes) metallene Hülsen der Steigbügelriemen.
Bolasch (bolacho) Schiffszwieback.
Boradór (borrador) Kladdebuch.
Borunken (porongos) Kürbis mit harter, holzichter Schale.
Brasse (braça) Klafter. (Das Land hat 70 Brassen Front).
Buger (bugre) Indianer.
Burasch (borracha) Gummi.
Butinjes (botinas) Halbstiefeln.
Caramba (carámba) daß dich die Pest!
Cobranze (cobrança) Einkassierung. (Er ist heute auf die Cobranze.)
cobrieren, auch eincobrieren (cobrar) einkassieren.
Conjeciment (conhecimento) Inhaltsangabe der versandten Waren.
Contadór (contador) Zahler.
Contermark (contramarca) an Waren: Zeichen des Absenders; an Vieh: das zweite Zeichen des Eigentümers, welches beim Verkauf eingebrannt wird.
contramarkieren (contramarcar) mit der zweiten Marke versehen.
Contermeister (contramestre) der erste Geselle, welcher den Meister zu vertreten hat.
Collektór (collector) Zolleinnehmer.
Collektorie (collectoria) Zollannahme, Einnehmerstelle.
Cigarre (cigarro) Cigarette.
Cuje (cuia) Gefäß aus einem Kürbis.
Desme (decima urbana) Häusersteuer.
Dewér (dever) Soll (bei Rechnungen). (Sein Dewer, sein Debet.)
Dispasch (despacho) Erledigung, Entscheidung, Expedierung. (Ein günstiger, rascher Dispasch.)
dispaschieren (despachar) die Geschäfte erledigen. (Er hat ihn dispaschiert; er ist dispaschiert worden; dispaschiere ihn doch!)
Dispens (despensa) Speise- oder Vorratskammer.
„ (dispensa) Erlaß, Dispensation.
Dos (doce) Süßigkeit, verzuckertes Backwerk.
Dulje (tulha) Ort, wo Sachen aufgespeichert sind. (Kammer für Mandiocamehl.)
Duwide (duvida) Streit, Uneinigkeit, Meinungsverschiedenheit. (Ich hatte eine kleine Duvide mit ihm.)
Eleßon (eleiçao) Wahl.
Eletor (eleitor) Wähler.
Enkommende (encommenda) Auftrag, Bestellung.
Enschente (enchente) Überschwemmung. (Bei der großen Enschente.)
Entrude (entrudo) Naßmachen. Zu Fastnacht bespritzt und beschüttet man sich mit [wohlriechendem] Wasser. (Sie haben Entrude gespielt.)
Embarke (empargo) Protest, Einspruch. (Er hat Embarke darauf gelegt = gegen die Ausführung des Urteils Protest erhoben.)
embarkieren (embargar) protestieren, hindern.
„ (embarcar) einschiffen, einladen.
Fasende (fazenda) Manufakturwaren. (Er handelt mit Fasenden; Fasenden-Loje); Landgut. (Er hat eine große Fasende.)
Fiadór (fiador) Bürge.
Fregés (freguez) Kunde, Stammgast.
Frent (frente) Front, Vorderseite; em frente gegenüber.
Frete (frete) Fracht.
Fuchs (fouce) Sichel, meistens Buschsichel. (Er nahm seinen Fuchs in die Hand und schaffte im Walde.)
Fum (fumo) Tabak, meistens gebraucht vom Rolltabak, aus welchem Cigaretten gemacht werden.
Galgen (cangalha) Saumsattel.
Gastieren (gastar) spenden, ausgeben. (Er hat viel vergastiert.)
Gia (guia) Geleitsbrief, besonders bei steuerpflichtigen Sachen.
Golle (gola) Kragen.
Gosto (gosto) Geschmack.
Grenze (querença) Ort, wo ein Tier aufgezogen oder zu weiden gewohnt ist. (Wo hat das Pferd seine Grenze?)
grenzieren (aquerencear) das Tier an einen Platz gewöhnen. (Wo ist das Pferd grenziert = wo ist sein gewöhnlicher Gang und Weideplatz?)
Kabokel (caboclo) Indianer.
Kadé (cadeia) Gefängnis.
Kaderne (caderno) Heft, Lage Papier.
Kalde (calda) Zuckerbrühe.
Kammer (camara) Stadthaus, Rathaus, Kreisbehörde.
Kamp (campo) welliges Weideland.
Kampeiro (campeiro) Bauer, Bewohner des Campo.
Kanecke, Kanecker, Kaneckel (caneca) Becher, meistens der blecherne Becher zum Schöpfen von Wasser.
Kanó (canoa) Kahn.
Kapange (capanga) bezahlter Helfer. (Er ist mit seinem Kapangen fortgeritten.)

Kapataß (capatas) Hofverwalter, Aufseher.
Karaffe (garaffa) Flasche. (Eine Karaffe Bier.)
Karaffong (garaffao) große Flasche. (Ein Karaffong Essig.)
Karrehre (carreira) Wettrennen.
Karuppe (garupa) Kreuz, Hinterteil der Pferde. (Er nimmt ihn auf die Karuppe = hinter sich aufs Pferd.)
Kaschaß (cachaça) Branntwein.
Kaschehro (caixeiro) Commis, Kellner.
Kateade (gateado) Pferd von Farbe wie Kaffee mit Milch.
Kommandant (commandante) Kapitän eines Schiffes.
Koral (curral) Hürde, Viehhof.
Kordel (cordel) Schnur.
Kriole (crioulo) Neger, der bei seinem Herrn geboren ist.
Kriwes (crives) weibliche Handarbeit (Durchbrucharbeit).
Lagat (lagarto) Eidechse.
Lagoh (lagoa) Landsee.
Lansch (lanche) Boot.
Lanschon (lanchao) großes Boot, Marktschiff.
Lass' (laço) Strick aus Hautstreifen geflochten.
lassen (laçar) mit dem Lasso fangen. (Er laßt das Pferd; das Pferd wird gelaßt.)
Latte (lata) Blech, auch Blechbüchsen. Latte mit Butter; Schmalzlatte.)
Lason (alason) Fuchs (Pferd).
Légua (legua) eine Meile.
Loje (loja) Kaufmannsladen, Geschäftslokal.
Lombilje (lombilho) brasilianischer Sattel.
Malagare (malacara) hellbraunes Pferd mit Blesse und weißen Füßen.
Malle (mala) Reisekoffer, Zwerchsack, Postsack.
Malluck (malucco) Narr, närrisch. (Er ist malluck = verrückt.)
Manjadór (maneador) Halfterriemen.
Mansche (mancha) Flecken. (Er hat Mansche auf dem Rock.)
Mante (manta) Shawl. (Bind deine Mante um.)
Mappe (mappa) Karte.
Marke (marca) Zeichen des Eigentümers, das dem Vieh auf einen Hinterschenkel eingebrannt wird; bei Warenballen: Zeichen des Empfängers.
Marschadór (marchador) Pferd, das den Wiesenschritt geht.
Marsch trotteade (marcha trotteada) Gangart des Pferdes zwischen Marsch und Trab.
Massade (maçada) Betrügerei, Unglück, Schicksal. (Das ist eine richtige [rechte] Massade.)
matrehr (matreiro) schlau, von einem Pferde, das sich nicht fangen läßt.
Matte (mate) Paraguaythee.
mau (mau) schlecht. (Du bist mau.)
Menine (menino) Kind. Menine Deus (menino Deus) Christkind.
Milje (milho) Mais.
Moleck (moleque) Negerknabe. (Schimpfname, wie Straßenjunge.)
Moor (mouro) Pferd mit Pfeffer- und Salzfarbe.
Mosch (mocho) Stuhl ohne Lehne.
Mossa (moça) junges Mädchen; Mosso (moço) Jüngling.
Mule (mula) Maultier.
Municip (municipio) Kreis, Bezirk.
mursch (marcho) welk. (Die Blumen sind mursch.)
Nene (nené) Säugling, baby.

Ordenieren (ordenar) anordnen, befehlen.
Order (ordem) Nachricht, Botschaft, Befehl. (Er hat mir Order geschickt.)
Pader (padre) katholischer Geistlicher (filho do Padre ein Schimpfwort).
Palmatoria (palmatoria) ein hölzerner Schlägel, den Kindern in die Handfläche zu schlagen.
Palme (palmo) Spanne. (15 Palmen lang.)
Pankareh (pangaré) Pferd: grau mit Blesse.
Passage (passagem) Ueberfahrt, Durchgang. (Er gibt und es gibt Passage.)
Passaschér (passageiro) Fährmann.
Patron (patrão) Eigentümer eines Schiffes.
Peru (perú) Truthahn. (Die Perus [auch Pirus oder Perucher] sind fett.)
Phosphor (phosphoro) Streichhölzer (ohne Phosphor).
Pijon (peao) Knecht.
„ (piãa) Kreisel.
Pik (pique) die Linie des Feldmessers.
Pikade (picada) gerader Einhau in den Wald, Waldung, Schneids. Auch Name für Ansiedelungen längs des Weges.
Pikas (picaço) schwarzes Pferd mit Blesse und weißen Füßen.
Pirong (pirão) Brei aus Mehl (besonders Mandiocamehl) und kochendem Wasser oder Fleischbrühe.
Porta (porta) Thür; porta aberta offene Thür — bei Geschäften, die ihre Waren durch eine offne Thür zur Schau stellen und für diese porta aberta (d. h. Schaustellung, um Kunden anzulocken, selbst wenn es nur durchs Fenster sein sollte) eine Extra-Steuer zu zahlen haben.
Portehre (porteira) Stangenthor.
Portong (portão) Thor.
Porträr (portreiro) eingehegte Viehweide.
Prasse (prazo) Zahlungsfrist. (Wird das auf Prasse oder a dinheiro = auf Frist oder gegen bar verkauft?)
Professor (professor) Lehrer. (Das in Deutschland gebrauchte Professor heißt lente.)
Pumpe (bomba) Saugrohr zum Einschlürfen von Mate.
Punsch (poncho) Reitermantel. (Zieh den Punsch an!)
Puschen (pouxar) ziehen. (Der Junge puscht das Pferd.)
Pusche (pouxe) zieh!
„ (epucha!) Interjektion der Verwunderung.
Recibe (recibo) Quittung.
Refuge (refugo) Ausschuß.
registrieren (registrar) einschreiben. (Registrierter Brief.)
Relje (relho) Peitsche aus gedrehtem Leder.
Rio (rio) Fluß.
Rodeh (rodeia) Ort, wo man das Vieh zusammentreibt, um es zu besichtigen, auch diese Handlung selbst. (Er ist auf der Rodeh und er hält Rodeh.)
Rosilje (rosilho) kastanienbraunes Pferd mit weißen Flecken.
Roske (rosca) Zwieback.
Rosse (roça) Reutland.
Rume (rumo) Richtung. (Er nimmt den Rume.)
Schakareh (jacaré) Krokodil.
Schakker (chácara) Landgut, kleines ländliches Besitztum.
Schappe (chapa) Stimmzettel. (Schappe abgeben; in die Schappe gehen = sich als Wahlmann anschreiben lassen.)
Scharack (jararáca) Kupferschlange.

Scharke (xarque) getrocknetes Fleisch.
Scharute (charouto) Cigarre.
schegen (chegar) genug sein. (Wenns schegt, dann schegts.)
Scheringe (seringa) Spritze mit Gummiballon.
Schinellen (chinellas) Lederpantoffeln.
scho (chó) prrr! Zuruf an Tiere.
seine (zaino) kastanienbraun (vom Pferde).
Sellin (sellin) englischer Sattel.
sellieren (sellar) mit einer Marke versehen.
Sello (sello) Stempelmarke, Briefmarke.
Sentenz (senteça) gerichtliche Entscheidung.
Serra (serra) Gebirgskette.
Sobrade (sobrado) Haus mit Stockwerk.
Stanz (estancia) Landgut.
Staßon (estaçao) Station, Bahnhof.
fziu (siu) pst! Zuruf an Menschen
Talje (talha) „großer irdener Krug für Wasser, Wein oder Öl; 80 Stück Klafterholz mit bestimmter (5 Palmen) Länge.
Taljér (talher) Besteck.
Tamanken (tamancas) Holzschuhe.
Tanke (tanque) ausgemauerter Wasserbehälter, Regenwasser aufzufangen oder Wäsche darin zu waschen.
tanto (tanto) so viel. (Zwanzig Milreis und tanto.)
Tasch (tacho) kupfernes oder messingnes Becken mit Henkeln; meistens ein kupferner Kessel.
Tattu (tatú) Gürteltier.
Titel (titulo) Besitztitel, Urkunde.
tocken, docken (tocar) treiben. (Er tockt darauf los.)
tamm (tome) nimm! Zuruf an die Pferde, die man mit Futter an sich locken und fangen will.
Tordilje (tordilho) Grauschimmel (weiß mit kleinen schwarzen Flecken).
Tranke (tranca) Querbalken von Holz oder Eisen zum Verschluß der Thür. (Die Tranke vorlegen.)
Trapisch (trapiche) Warenlager am Hafen, in das die Schiffe löschen können.
Trawesse (travessa) Querstraße. (Die Trawesse abschlagen vom Ingenieur.)
Trock (troco) Tausch, Wechselgeld. (Keinen Trock haben.)
trocken (trocar) wechseln. (Wenn in den katholischen Kirchen Geschenke versteigert werden, so wird nicht gekauft, sondern getrockt.)
Tropehro (tropeiro) Aufseher eines Maultierzugs.
Trupp (tropa) ein beladener Maultierzug.
Tubiano (tubiano) Schock.
Wale (vale) Wertschein.
Warse (varzea) Tiefebene.
Weljack (velhaco) Schuft, Spitzbube.
Wende (venda) Krämerladen.
Wendist, Wendemann (vendista) Krämer.
Werilja (verilha) Weiche.
Wolte (volta) Biegung. (Die Wolte abschneiden.)

Dr. Wilh. Rotermund, Sao Leopoldo.

Von unserm Büchertisch.

„Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause. James A. Garfield's Leben von William M. Thayer. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel.“ (Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1883.)

Der Verfasser des Buches hat sich schon durch die Biographie Abraham Lincolns unter dem Titel „Der Pionierknabe und wie er Präsident wurde“ einen hochgeachteten Namen gemacht. Diesem Werke, das in 18 Jahren 36 Auflagen erlebte, schließt sich das neue Werk würdig an, das wie jenes in der Absicht geschrieben, der jüngeren Generation ein leuchtendes Vorbild zum Nacheifern und zur Ermutigung in dem Leben und dem Bildungsgang eines großen und edlen Staatsmannes hinzustellen. Das Buch ist nach den zuverlässigsten Quellen aus den Mitteilungen der Kindheits- und Jugendgenossen, Lehrer und Schüler und der vertrauten Freunde des Mannesalters Garfields entstanden. Die Form ist eine freie Wiedergabe der Verhältnisse, in denen Garfield gelebt. Auf dem örtlich geschichtlichen Hintergrund sehen wir Garfield heranwachsen vom Knaben zum gereiften Mann, umgeben von der zärtlichen Liebe seiner Mutter, einer edlen mutigen Frau, die gleich der Mutter Göthe's, während seines ganzen Lebens von hohem Einfluß auf den Sohn bleibt, dessen sittliche Reinheit, Charakterstärke und Thatkraft an der Mutter seinen Leitstern gefunden. Häufige Dialoge tragen dazu bei, die Situationen zu klären; wenn auch selbstverständlich die Reden des Helden nicht identisch sind, so sind sie doch seinem Charakter und Art angepaßt und geben dadurch dem Buch eine Lebhaftigkeit, der es für den jugendlichen Leserkreis, für den es geschrieben, bedarf. Es soll aber nicht gesagt sein, daß das Werk nur in die Jugendlitteratur hineingehört, auch jeder Erwachsene wird es sicher mit lebhaftem Interesse lesen. Man merkt nicht, daß man es nur mit einer Uebersetzung zu thun hat. Die Ausstattung des Buches ist eine höchst elegante und geschmackvolle.

„Semler, Heinrich, Die Hebung der Obstverwertung und des Obstbaues“.*) — Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1883. 2. bis 7. (Schluß-) Lieferung. Mit vollst. alphab. Sachregister.

Der Verfasser, dessen gediegener Sachkenntnis, reichen Erfahrungen, gesundem Urteile und warmem Eifer, den Landsleuten das auswärts kennengelernte Bessere zugänglich zu machen, in der Besprechung der ersten Lieferung rühmend gedacht worden ist, gibt in den hier zu erwähnenden Lieferungen den Fachmännern die Anhaltspunkte dafür, wie es gemacht werden muß, um gute und hohe Erträge zu erzielen und den Ertrag sicher und lohnend zu verwerten.

Im ersten Abschnitt wird mit scharfen Worten die rohe Art und Weise, wie auf dem Kontinent das Obst im Kleinverkehr verkauft wird, getadelt, und als Muster für anregende Verkaufsart die in San Francisco beschrieben. Den Liebhabern des Aepfelweines wird gezeigt, daß nur die Bereitung in Hereford- und Devonshire, England, und in New-Jersey, Amerika, eine rationelle sei und daß nur dort ein allgemein beliebtes, halt- und versendbares Getränk gewonnen werde und zwar durch Wahl passender Sorten, gehöriges Ausreifenlassen, Ernten durch Pflücken, gute Aufbewahrung bis zum Keltern, Auslesen, vorzügliche Maschinen- und Kellerbehandlung.

*) Siehe „Weltpost“ 1883, Heft 10.

Den Hausfrauen empfiehlt sich das Kapitel über die vielfachen Verwendungen aller Arten von Obst; es ist reichhaltigst und zeigt, daß auch in dieser Beziehung die Amerikaner und Engländer uns weit über sind.

In den weiteren Ausführungen ersehen wir wieder, wie großartig in Amerika die Kulturen der Art betrieben sind. Eine Anlage von 1500 Morgen Weinberge wird sich in Händen eines Besitzers in Europa nicht finden lassen. Das Erzeugnis von Amerika wird auf 11 Millionen Gallonen Wein, Ausfuhr auf 3 Mill. Gall., angegeben (1 Gallone = 3,78 L.). Interessant sind die Mitteilungen über Erträge aus verschiedenen Ländern für verschiedenes Obst, Wein u. dergl.

Sehr wichtig sind die Beschreibungen der besten Trockenöfen und anderer Apparate; den Hausfrauen wird die Anweisung, wie im Haus und für den Hausbedarf am besten verfahren wird, von Wert sein, die Obstzüchter mögen die letzten Abschnitte besonders beherzigen.

Der Verfasser empfiehlt mit Recht die Pflanzung nur solcher Sorten, welche dem Boden und dem Klima entsprechen. Er empfiehlt strengere Schutzgesetze (so wie für die Weinberge), große Sorgfalt in Schutzanlagen, besonders die Erhaltung der Wälder, vorzugsweise die niedrigen Zuchten, auch den Obstbau im Walde u. s. w. Referent zweifelt mit dem Verfasser nicht im mindesten daran, daß ein allenthalben rationell betriebener Obstbau und die richtige Verwertung der Erträge Millionen gewinnen und uns mindestens in dem, was wir selbst erbauen können, vom Ausland ganz unabhängig machen würde.

Er schließt mit bester Empfehlung des Werkes, für welche alle Interessenten dem Verfasser nur dankbar sein dürfen, auch wenn sie nicht Alles annehmen wollen und nicht Alles, was gesagt wurde, für sie als brauchbar anerkennen können. Der Verfasser hat sich ein sehr großes Verdienst durch die Herausgabe seiner trefflichen Mitteilungen, Erfahrungen und Beobachtungen erworben.

Prof. Dr. Birnbaum.

„Das eiserne Jahrhundert. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld". (A. Hartleben's Verlag, Wien 1883.) In 25 Lieferungen erscheinend, mit 200 Illustr., Karten und Plänen.

In lebenswarmen Darstellungen, anregend und gemeinfaßlich geschrieben, wie es dem geschätzten Verfasser eigen ist, wird dieses zeitgemäße Werk die Welteroberer des 19. Jahrhunderts: Dampf, Eisen und Kohle schildern; sie, die unserer Kultur und Zivilisation ihren Stempel aufgedrückt, die Physiognomien ganzer Erdteile verändert haben. Seiner stofflichen Gliederung nach zerfällt der Inhalt des Werkes in folgende Hauptabschnitte: 1. Die Eisenbahnen. — 2. Schiffahrt. — 3. Das eiserne Gespinnst der Erde (Telegraphen und Kabel). — 4. Eisen und Kohle (Hüttenwesen, Großindustrie 2c). — 5. Die modernen Kriegsmittel. — 6. Flugtechnik. — Die Illustrationen schließen sich nach dem vorliegenden 1. Hefte dem Texte ebenbürtig an. r.

Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. Von H. Keller-Jordan. (Tübingen, Verlag der Osiander'schen Buchhandlung. 1883.)

In dem Helden der Erzählung lernen wir einen jungen Deutschen kennen, der durch den Tod seines Vaters aus glänzenden Verhältnissen herausgerissen und von Abenteuerlust getrieben, nach Mexiko kommt. Wir finden ihn dort als Sozius in einem hochangesehenen Handelshause, doch trotz glänzender äußerer Verhältnisse nicht glücklich, da seine Neigungen und politischen Ansichten mit seiner Stellung im Widerspruch stehen. Die politische Luft in Mexiko war damals schwül; die Priesterherrschaft befehdete sich mit dem immer mehr losringenden Liberalismus. Dem willkürlichen gewaltsamen Treiben der Klerikalen und deren Selbstsucht und Habgier fallen auch die Hauptakteure der Erzählung zum Opfer und so bietet das Buch neben dem persönlichen Interesse für das Schicksal der lebenswarm geschilderten Charaktere, ein Stück Kulturgeschichte, dem die farbenprächtige Schilderung der Natur einen fesselnden Hintergrund leiht.

A. L.

„Atlantis Germanica. Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Amerika von ihrer frühesten Einwanderung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausbreitung. Von H. E. Schneider, Pastor in La Grange in Missouri." Leipzig, 1883, Buchhandlung des Vereinshauses.

Auf dem Raum von 70 Seiten wird hier in gedrängtester Form, aber in dichterischer, begeisterter Sprache ein geschichtliches Bild der deutschen Einwanderung in Nordamerika entrollt, um den befruchtenden Einfluß derselben auf die Schöpfung und riesige Entwicklung jenes neuen Weltreiches jenseits des Meeres darzustellen. Unzählige Namen, von den ersten deutschen Pionieren an bis auf die neueste Zeit, sind hierbei erwähnt, und bedauern wir nur, daß nicht auch ein alphabetisches Register derselben dem Büchlein angefügt ist. Der Verfasser, Herr Pastor Schneider, ist unseren Lesern durch seine Korrespondenzen in der „Weltpost" nicht fremd, wie er sich auch unter dem Pseudonym E. Sartorius durch eine Reihe von Dichtungen in anderen Kreisen längst einen Namen gemacht hat. R. L.

„Aus allen Zeiten und Landen." Illustrierte Monatsschrift für Gebildete aller Stände. C. A. Schwetschke & Sohn. [M. Bruhn.] Braunschweig.

Diese seit Oktober vor J. erscheinende Zeitschrift ist durchaus originell. Sie bringt in anregender und unterhaltender Darstellung geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen; ihre Mannigfaltigkeit entspringt der Unerschöpflichkeit ihres Programms, in das sie auch die zeitgenössische Geschichte hineinzieht. In bezug auf Gediegenheit und Ausstattung befriedigt sie die höchsten Ansprüche. tz.

„Katechismus der Geographie". 4. Aufl. Mit 57 Karten und Ansichten. Leipzig, 1884. J. J. Weber.

Schon in den früheren Bearbeitungen (von Vogel und Delitsch) hat sich dies praktische Lehr- und Nachschlagebuch viele Freunde erworben und zur Verbreitung des geographischen Wissens im Volke wesentlich beigetragen. Die vorliegende vierte

Auflage hat durch Bearbeitung des Direktor der Prager Handelsakademie Karl Arenz die durch die staatlichen Veränderungen und die Ergebnisse der neuesten Statistiken bedingten Verbesserungen erhalten. r.

„Eine Blume aus dem Goldenen Lande oder Los Angeles." Prag 1878, Verlag von Heinr. Mercy.

Als wir vor einiger Zeit unsere Leser mit einem Reisewerke des Erzherzogs Ludwig Salvator von Oesterreich: „Um die Welt ohne zu wollen"*) vertraut machten, war uns dieses frühere Werk desselben Verfassers noch nicht näher bekannt geworden. Von neuem bot uns dieses Gelegenheit, uns an seiner feinen Beobachtungsgabe, seiner klaren, fesselnden Schilderungsweise zu erfreuen. Begeistert von den Eindrücken eines gottgesegneten Landstriches im südlichen Kalifornien, hält er es für seine Pflicht ein Buch herauszugeben, das nach seinen eigenen Beobachtungen, unter Zuhülfenahme zuverlässiger Quellenwerke, dieses Eden in allen Beziehungen in Europa bekannt mache, um in reiner humaner Absicht allen, die nach einer neuen Heimat ausschauen, auf Los Angeles County hinzuweisen, als „ein Land, welches Fruchtbarkeit des Bodens und Leichtigkeit jedweder industriellen Entwickelung mit Gesundheit des Klimas verbindet, — als ein Land, wo die Rauheit des Winters wie die Hitze des Sommers ebenso unbekannt sind". Erzherzog Ludwig Salvator hat seine verdienstvolle Aufgabe in vorzüglichster Weise erfüllt; das Buch bietet die so seltene Vereinigung eines gediegenen geographisch-landwirtschaftlichen Führers, der allen praktischen Gesichtspunkten Rechnung trägt, und einer geistvollen, mit dichterischer Wärme verfaßten Reisebeschreibung einer uns fremden Welt, in welcher die Gabe des Verfassers als Maler zum Ausdruck kommt. An 30 künstlerische und charakteristische Skizzen von ihm selbst schmücken das schön ausgestattete Werk. — Seit dem Besuche des Erzherzogs in Los Angeles County im Jahre 1876 hat sich auch jener Teil der Vereinigten Staaten in erstaunlicher Weise entwickelt und die Wünsche und Voraussichten seines glühenden Bewunderers bereits in hohem Grade verwirklicht. So haben u. A. in dieser Grafschaft, in Anaheim deutsche Weinbauern eine blühende Kolonie geschaffen, die zu den Perlen des Landes zählt. R. L.

„Fritz Robert, Afrika als Handelsgebiet, West-, Süd- und Ost-Afrika". (Wien 1883. Carl Gerold & Sohn.)

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, verschiedene Teile Afrika's als Absatzgebiete europäischer Industrieerzeugnisse, sowie als Produktionsländer in ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Bedeutung für den Welthandel einem Studium zu unterziehen und ist es ihm gelungen eine Lücke in der Afrika-Litteratur damit auszufüllen. Sind doch die zahlreichen Werke, welche den „dunkeln Erdteil" behandeln, zumeist nur Reisebeschreibungen und wissenschaftliche Forschungen, während sie die handelspolitische Seite nur flüchtig berühren. Der Verfasser charakterisiert zunächst in knapper Form das Verhältnis der europäischen Staaten, die in Afrika Kolonieen besitzen, zu denselben, — hieran anschließend die Beziehungen dieser Kolonieen zu anderen Ländern, mit denen sie in Handelsverbindung stehen, und bespricht sodann die allgemeinen Handelsusancen, Tauscheinheiten und Verkehrsverhältnisse Afrikas. Nach dieser allgemeinen orientierenden Uebersicht folgt eine ausführliche Schilderung der einzelnen Kolonialgebiete in historischer, politischer, ethnographischer, physischer, industrieller und handelspolitischer Hinsicht. Viele eingefügte statistische Handelsausweise erhöhen den Wert des Buches. Fritz Robert, welcher sich als Berichterstatter der Oesterr. Regierung auf verschiedenen Weltausstellungen und durch frühere handelspolitische Werke (die in der „Weltpost" s. Z. Besprechung fanden) einen Namen gemacht hat, hat in dem vorliegenden umfangreichen Buche dem speziell exportbedürftigen deutschen Handel einen vortrefflichen Führer geboten, der gute Früchte tragen möge. R. L.

*) Siehe „Weltpost" 1883, Heft 13 und 14.

—ss— Als wir jüngst in einem hervorragenden deutschen transatlantischen Blatte (Baltimore Correspondent) bei Anlaß einer zündenden Rede, die Dr. Conr. Beyer in Stuttgart am amerikanischen Unabhängigkeitsfeste daselbst gehalten, seines neuen großen Werkes über Deutsche Poetik*) in rühmendster Weise gedacht fanden, wurden wir daran gemahnt, auch unsererseits dieser hervorragenden, jetzt in 3 Bänden vollständig vorliegenden Erscheinung unseren Zoll der Anerkennung auszusprechen. Die deutsche Poesie, deutscher Sang und Klang begleiten wie die Möven an den Spitzen der Maste unsere auswandernden Landsleute und mit ihnen ziehen in alle Lande, „so weit die deutsche Zunge klingt" unsere Herz und Gemüt erquickenden und erhebenden Lieder, die volkstümlichen Dichtungen unserer Litteratur, die oft in ferner, einsamer Blockhütte von deutschen Müttern ihren Kindern als ein heiliges Vermächtnis, als liebe Erinnerungen an längstvergangene Zeiten im heimatlichen Elternhause überliefert werden. Und mit ernstem Eifer wird die Kenntnis der deutschen Poesie von deutschen Lehrern im neuen Vaterlande unter ihren Schülern gepflegt; so liegt es auch im Rahmen unseres intergermanischen Blattes, zur Würdigung dieses hervorragenden Werkes über deutsche Poetik in allen Zonen beitragen zu helfen. Als Biograph Friedrich Rückert's und Herausgeber von dessen gesammelten Werken hochgeschätzt, wie durch andere schönwissenschaftliche und philosophische Schriften, hat Dr. Conrad Beyer in diesem theoretisch-praktischen Handbuch der deutschen Dichtkunst die Frucht 25jähriger Studien niedergelegt, die von einem sprichwörtlich „deutschen" Fleiße und von einer eminenten Beherrschung des so ausgedehnten Gebietes glänzendes Zeugnis ablegen. Auf eine weitere Charakteristik des Werkes einzugehen mangelt uns leider der Raum, die Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart wird gewiß bereitwilligst den ausführlichen Prospekt des Werkes nebst den zahlreichen Anerkennungen der Presse jedem Interessenten auf Wunsch zugänglich machen.

*) Deutsche Poetik von Dr. C. Beyer. I. Deutsche Verslehre. II. Dichtungsgattungen. III. Technik der Dichtkunst. 1882/83. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Briefkasten der „Weltpost“.

A. M. in P. — Der durch den neu abgeschlossenen Handels-Vertrag mit Spanien vom 14. August ab auch für deutsche Waren in Kraft getretene spanische Konventional-Zolltarif findet sich in allen wesentlichen Positionen im deutschen Handels-Archiv 1882, S. 735 ff. (Oktoberheft) abgedruckt; Verlag von Mittler & Sohn in Berlin. — Der Zolltarif der Vereinigten Staaten ist im Weltpost-Verlage (à 25 Pfg.) erschienen.

B. Br. in Hamb. Die von Theodor P. Buckisch in Leipzig fabrizierten Imitationen von Glasmalereien sind durch den prächtigen transparenten Farbeneffekt von ächten kaum zu unterscheiden. Die Auswahl von stylvollen Sujets alter Originale, wie sie für altdeutsche Zimmereinrichtungen, Treppenhäuser, Kapellen, Kirchen ꝛc. passen, ist eine sehr reichhaltige. Jeder Kunstkenner wird von der Ausführung dieser Imitationen befriedigt sein. Für den Export nach katholischen Ländern zumal dürfte sich dieser neue Artikel als lohnend erweisen.

Echo aus allen Weltteilen.

Am 8. September ist die Voigt'sche Emigranten-Gesellschaftsreise nach Texas und Kalifornien mit ca. 140 Teilnehmern auf dem Lloyd-Dampfer „Weser“ von Bremerhafen aus abgegangen, welcher alles in allem ca. 500 Zwischendeckspassagiere mit sich führte. Das Landungsziel ist Galveston in Texas.

Die Amsterdamer Kolonial- und Export-Ausstellung hat die Leistungsfähigkeit der deutschen Pianofortefabrikation im Wettstreit mit der ausländischen Konkurrenz glänzend erwiesen. Der größere Teil der Auszeichnungen in diesem Industriezweig entfiel auf die deutschen Aussteller. Von den zahlreichen Prämiirten erwähnen wir: Julius Blüthner in Leipzig, Hofpianofabrik (Ehrendiplom), — Karl Mand, Hof-Pianofabrik in Koblenz (Ehrendiplom), — Ad. Knöchel in Berlin (goldene Medaille), — Zeitter & Winkelmann, Hof-Pianofabrik in Braunschweig (goldene Medaille), — G. & E. Kauhäuser, Stuttgart (silberne Medaille), — Selinke & Sponnagel, Liegnitz (silberne Medaille), — F. W. Dornheim & Sohn, Eichfeld bei Rudolstadt (bronzene Medaille), — Th. Weidenslaufer, Berlin (bronzene Medaille), — „Hors concours“ war von deutschen Pianofortefabrikanten als Mitglied der Jury Ernst Kaps in Dresden.

Die deutsche überseeische Presse hat in jüngster Zeit in Ländern Wurzeln geschlagen, die bis dahin noch eines Organs für das dort lebendig pulsierende Deutschtum entbehrten. So erfreuten uns die ersten 6 Nummern einer „Deutschen Zeitung von Mexiko“, in der Hauptstadt selbst erscheinend, Herausgeber: Emil Ruhland, welche hiernach zur Kenntnis dieser zukunftsreichen Republik, ihrer Chancen für deutsche Besiedlung und industrielle Unternehmungen, neben ihren lokalen Aufgaben, beizutragen bestrebt ist. — In Montevideo erscheint seit dem 1. Juni ein „Deutsches Wochenblatt“, Herausgeber: Wilhelm Böni, dessen uns vorliegende 1. Nr. in bezug auf Redaktion und typographische Ausstattung unsere Anerkennung verdient. — Von Pine Hill-Salzburg aus, im Staate Kentucky, gibt Herr Otto Brunner, dessen Name als Kolonisationsunternehmer einen guten Klang hat, seit kurzem ein Blatt: „Der Kentucky Kolonist“ heraus, das für die Besiedlung dieses der Einwanderung noch ein weites und ergiebiges Feld bietenden Staates die nun mal nötige Propaganda machen soll. Die in der Hauptstadt Louisville jetzt stattfindende Ausstellung der einheimischen landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse legt nach den Berichten der amerikanischen Presse in der That ein überraschendes Zeugnis ab von dem außerordentlichen Aufschwung des früheren Sklavenstaates seit den letzten Jahrzehnten.

Der auf der berühmten Werft von Laird in Birkenhead gebaute und im August vom Stapel gelassene Dampfer „Westernland“ von der Red Star Linie in Antwerpen ist der größte bis jetzt an der Mersey gebaute Dampfer. Derselbe ist von Stahl, mit 4 Decks und 4 Masten, zirka 5500 Tons groß, bei 4000 Pferdekraft; seine Dimensionen sind in engl. Fuß: Länge 455′, Breite 47′, Tiefe 36′, mit Einrichtung für 180 Kajüten- und 1200 Zwischendeckspassagiere. Das Schiff hat elektrisches Licht, wie für Sicherheit und Komfort die neuesten Erfindungen und Erfahrungen verwendet worden sind. Die erste Reise nach New York wird von Antwerpen gegen Mitte Oktober stattfinden. — Der Stapellauf des Schwesterschiffes des „Westernland“, des „Noordland“, welches ebenfalls bei Laird für die Red Star Linie gebaut wird, soll im Oktober stattfinden und die Indienststellung zu Anfang des kommenden Jahres.

Die Anpflanzungen von Zuckerrohr in den nördlichen Provinzen der Argentinischen Republik gewinnen immer mehr an Ausdehnung — besonders ist dieses in der Provinz Santiago del Estero der Fall, begünstigt durch geeignete Boden- und klimatische Verhältnisse, wie sie für das Zuckerrohr nicht besser sein können. Mit der Provinz Tucuman rivalisiert nun diejenige von Santiago del Estero. Die prächtigen Plantagen von San Germes, Jaime Beyra ꝛc. und Gebrüder Silva legen Zeugnis ab von dem Fortschritt, der bis jetzt erzielt worden ist. Auch ein schon längere Zeit dort ansässiger geachteter Deutscher, Herr Franz Schäfer, hat mit Anpflanzungen von Zuckerrohr begonnen. Die Anlage befindet sich bei der Villa Santa Dominga am Rio Dulce, zwei Leguas von der Stadt Santiago entfernt, und umfaßt einen Flächenraum von 3000 Cuadras, wovon bereits 40 Cuadras bepflanzt sind. In diesem Jahr beginnt schon die erste Ausbeutung. Die Lieferung der nötigen Maschinen, vermittelst deren innerhalb 40 Tagen an 200 Cuadras Zuckerrohr verarbeitet werden, übernahm die große belgische Maschinenfabrik Févebille für 70,000 Dollars, welche in Buenos Aires vertreten ist. — Der im Bau begriffene Schienenweg nach Santiago wird zur Zuckerindustrie dieser Provinz wesentlich beitragen.

An meine verehrten Mitarbeiter und die Freunde der „Weltpost“ in allen Erdteilen.

Mit diesem Hefte beschließe vorläufig die Herausgabe dieser Zeitschrift, welche Dank der Förderung, welche ihr so vielseitig zu Teil ward, zu einem meine Erwartungen weit überragenden Erfolg und Einfluß gelangte. So war es mir zu meiner Freude vergönnt das Programm, welches die erste Nummer der „Weltpost“ an ihrer Spitze trug, nach Möglichkeit zu erfüllen und nach Kräften Klarheit und Wahrheit über die für deutsche Auswanderung und Kolonisation in betracht kommenden Länder zu verbreiten, durch Rat und Warnungen den Fortziehenden dienlich zu sein, das Deutschtum in den fernsten Ländern uns näher zu rücken, vor allem für die Auswanderungsbewegung und das wirtschaftliche Ausbreitungsbedürfnis unseres Volkes, als einen berechtigten Drang, ein vorurteilsfreies Verständnis in allen Kreisen anzubahnen. Nach dreijähriger angestrengter Pionierarbeit bedarf ich nun der Rast, aber wie ich stets mit lebhaftestem Interesse die alten Ziele der „Weltpost“ im Auge behalten werde, so wird meine Feder stets bereit sein, wo sie gemeinnützig wirken kann, auf dem alten Felde das ihrige zu thun.

Kein Abschied drum, — nein, gegenseitiges treues Zusammenhalten zwischen mir und den Freunden meiner Arbeit mögen die Spuren der „Weltpost“ sein!

Leipzig, Mitte September 1883.

Richard Lesser.

Verantwortlicher Redakteur **Richard Lesser, Leipzig.** Nachdruck, wenn nicht ausdrücklich untersagt, nur mit Quellenangabe gestattet.
Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Lesser, Richard

Weltpost Blätter f. deutsche Auswanderung, Kolonisation u. Weltverkehr.
Hrsg.: Richard Lesser

Bd.: 3

Leipzig 1883